Denkwürdiger und nützlicher

rheinischer Antiquarius,

welcher die

wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen

Merkwürdigkeiten

des ganzen

Rheinstroms,

von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge, u. der in den Rheinstrom sich ergießenden Ruhr-, Wupper-, Ahr-, Mosel-, Lahn-, Nahe-, Main- und Neckar-Flüsse, des Vorgebirgs und Maifeldes, der Bergstraße, der Vogesen und des Schwarzwaldes darstellt.

Von einem

Nachforscher in historischen Dingen.

Mittelrhein.

Der II. Abtheilung 2. Band, 1. Lieferung.

Coblenz.

Druck und Verlag von R. F. Hergt.

1851.

Subscribenten-Verzeichniß
aus Coblenz und der nächsten Umgebung.

Seine Majestät der König von Preußen . . . . 1 Exemplar.
Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin von Preußen . 3 Exemplare.
Seine Durchlaucht der regierende Herzog von Aremberg . . 10 =
Seine Durchlaucht Prinz Friedrich zu Sayn-Wittgenstein . . 1 Exemplar.

Explre.

Hr. Adams, Justizrath in Coblenz 1
Herzoglich Nassauische Archiv-Direktion in Idstein 1
Hr. Arens, Pfarrer in Castellaun 1
= von Auerswald, Oberpräsident der Rheinprovinz in Coblenz 1
= Augusti, Assessor daselbst . 1
= Al. Bachem, Oberbürgermeister daselbst 1
= Baerts, Kaufmann daselbst . 1
= Barthelmy, Kaufm. = . 1
= Ign. Bender, = = . 1
= Bergmann, Geh.-Rath = . 1
= Bernays, Kaufm. = . 1
= Bohn, = = . 1
= von Boos-Waldeck, Graf, Landrath und Kammerherr daselbst 1
= Bremig, Adv.-Anw. daselbst . 1
= Bruckner, Rentner = . 1
= Buschmann, Landgerichtsrath daselbst 1
Casino-Gesellschaft daselbst . . 1
Hr. J. P. Clemens, Banq. das. 1
= von Coeverden, Geheim.-Rath in Pfaffendorf 1
= Collig, Kreis-Thierarzt in Simmern 1
= Cranz, Pfarrer in Lehmen . 1
= Custor, Gerichtsvollz. in Mayen 1
= Delius, Geheim. Regierungsrath in Coblenz 1
= Delius, Landrath in Mayen 1
= Dietz, Stadtrath in Coblenz 1

Explre.

Hr. Dommermuth, Pfarrer in Leudesdorf 1
= Douque, Kaufmann in Neuendorf 1
= Dr. Drimborn in Coblenz . 1
= F. G. Drimborn, Rentn. das. 1
= Dr. Duhr daselbst 1
= Elsner, Mechanikus daselbst 1
= Eltester, Referendar = 1
= Engel, Rentner = 1
= Dr. Eulenberg, Medizinalrath und Kreisphysikus daselbst . 1
= Eversmann, Steuerinsp. das. 1
= Flöck, Professor = 1
= Flückard, Gastwirth = 1
= Geschwind, Pfarrer in Ehrenbreitstein 1
= Gevenich, Gerichtsschreiber in Coblenz 1
= von Geyer, Baron, in Schweppenburg 1
= M. Grebel, Notar in Coblenz 1
= Günther, Notar in Cochem . 1
Königl. Gymnasial-Bibliothek in Coblenz 1
Hr. Hammer, Friedensrichter das. 1
= Hartung, Kaffeewirth = 1
= C. Haßlacher, Chaisenfabr. = 1
= C. von Heddesdorff, Baron, in Winningen 1
= Henrich, Reg.-Rath in Coblenz 1
= Henrici, Posthalter in Mayen 1
= Herbert, Pfarrer in Clotten 1

Denkwürdiger und nützlicher

Rheinischer Antiquarius,

welcher die

wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen

Merkwürdigkeiten

des ganzen

Rheinstroms,

von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt.

Von einem

Nachforscher in historischen Dingen.

Mittelrhein.

Der II. Abtheilung 2. Band.

Coblenz, 1851.

Druck und Verlag von Rud. Friedr. Hergt.

Das Rheinufer

von Coblenz bis zur Mündung der Nahe.

Historisch und topographisch

dargestellt

durch

Chr. v. Stramberg.

Erster Band.

Coblenz.
Druck und Verlag von R. F. Hergt.
1851.

Das linke Rheinufer; des Stromes Rand bis zum Oberwerth.

Des Rheinufers zwischen Coblenz und Boppard Armuth an Sagen und Legenden beklagt Simrock, der liebliche Sänger. Mich will vielmehr belästigen des Ueberflusses an dergleichen Sagen fortwährendes Wachsthum. Dergleichen hat dem empfänglichen Boden sogar die französische Zeit, der Zerstreuung und des Zweifels, hinterlassen. Der Wandersmann, indem er auf dem Dampfboote sich ergeht, wird kaum verfehlen, dem reichen Panorama von Coblenz und Ehrenbreitstein einen scheidenden Blick zuzuwerfen. Er merke sich den Winkel, in welchen an der Stadt oberem Ende die Ringmauer ausgeht, und zumal den der Landseite zugekehrten, zu einer Caserne ausgebauten Schenkel sothanen Winkels. Diese Caserne, der sogenannte Rheinanschluß, enthält die für den Fall einer Belagerung der Festungsbäckerei bestimmten, folglich bis auf den heutigen Tag unbenutzt gebliebenen Gelasse. Aber in den leeren Räumen haben, nicht ohne Entsetzen, vielmals die Nachbaren Gewinsel vernommen, und stürmische Tritte; Thüren flogen auf und nieder, als wollten zu Kriegsrath oder Recht des wüthigen Heeres Hauptleute sich niederlassen. Die Tradition weiß auf der unheimlichen Stelle lediglich von einem unansehnlichen, baufälligen Gartenhaus, das, während die ganze einen werthvollen rothen Wein erzeugende Flur, im Kalkofen, zu einem Küchengarten für das kurfürstliche Schloß umgeschaffen wurde, in den Augen des Bauherren Gnade gefunden hat, daher kann

ich als des spukhaften Lärms Veranlassung einzig eine Begebenheit betrachten, von der ich theilweise Augenzeuge geworden.

Capitain Gassner.

Von 1794—1799 war Coblenz, wie das gesamte linke Rheinufer, von französischen Völkern überfüllt, nicht selten hatten in der kleinen Stadt drei oder vier Hauptquartiere zugleich sich niedergelassen. Manch kecker Bursche, manch trotziger Held und großmüthiger Ritter, manch eitler Geck, manch feiler Schurke und verächtlicher Wicht ist damals an uns vorübergegangen, gleich einem der Schatten in Banquos Gesicht, aber ein Wüstling wie Capitain Gassner hat nicht zweimal sich gefunden in dem bunten Haufen. Aller Raufbolde und Renomisten, der Prasser und Spieler König, war der junge, wohlgebildete Mann zumalen den ehrbaren Frauen ein Gegenstand des Entsetzens und Abscheues geworden, und mag ich von ferne nicht andeuten, was man sich von den Unternehmungen und Siegen des gewaltthätigen Don Juan erzählte. Seine Frevel, seines Trotzes Maas schienen mit jedem Tage zuzunehmen, und vorall hatte er in Unfug sich selbst überboten auf einem der ersten Winterbälle von 1797. Wie allgemein jedoch der Unwillen um die rohe Behandlung unbescholtener, unbeschützter Jungfrauen, niemand wagte es, dem Gefürchteten gegenüber ihn auszusprechen, und selbst Gassners Landsleute, die gewohnt, dem Tode zu trotzen unter den mannichfaltigsten Gestalten, sie scheuten den unübertrefflichen Fechter.

Wieder kam der Balltag, und wiederum trieb Gassner sein gewohntes Spiel, von mir zwar wenig beachtet, denn kein Behagen findend in dem überfüllten Saal, hatte ich in der kurfürstlichen Loge ein Plätzchen mir gesucht, um zwischen Mänteln und Müffen die Langeweile zu verschlafen. Eine Stunde mogte ich verträumt haben, da fühlte ich ein Bleigewicht auf meiner Schulter. In der unsanften Berührung von meinem Sitze auffahrend, erblickte ich über mir einen hohen stattlichen Mann in Uniform, des linkes Auge von einem schwarzen Pflaster bedeckt, indessen das rechte durchbohrend auf mich geheftet. Tiefer

Ernst beschattete die edlen gebieterischen Züge, die doch sichtlich, dem Kinde gegenüber, sich milderten. Bedachtsam von meiner Schulter die Eisenfaust erhebend, welcher verglichen die des Berlichinger zu einem Kinderhandschuh einschrumpfte, sprach die Gestalt: „*Le capitaine Gassner est-il là-bas?*“ Das bejahte ich. „*Eh bien, rendez-moi le service de depêcher ce cuistre-là vers le capitaine, pour lui dire qu'un ami l'attend.*“ Der Aufwärter gehorchte der ihm verdolmetschten Weisung, und nach kurzen Augenblicken stürzte Gassner in die Loge, trunken von Lust und Uebermuth und Thorheit. Aber all die Trunkenheit erstarrte in dem Zusammentreffen mit dem Fremdling; niemals habe ich einen Ausdruck des Schreckens wahrgenommen, wie auf jenen kaum noch überreizten Zügen. Wie ein Todtengebein weiß wurde des Mannes Stirne. „*Etes vous prêt?*“ fragte in tiefem Baß der Andere. Ein unverständliches Lallen blieb die einzige Antwort; „*Eh bien, sortons.*“ Als der Fremde zur Thüre schritt, bemerkte ich an ihm ein leichtes Hinken, gleichwie ich an des Rockes reichem Schnitt und feinem Tuch die Uniform der von Holland besoldeten Nordarmee zu erkennen glaubte. Zögernd und schwankend verließ Gassner gleichfalls die Loge, in der ich allein zu bleiben, mich doch nicht mehr getraute. Die Thüre hatte ich in der Hand, da trat zu mir Rommyeux, von Championnet der erste Aide-de-Camp, aller Kinder Abgott, und seines Feldherren treuer Spiegel in Edelmuth, Tapferkeit und Milde, wenn auch nicht in königlicher Haltung und Geberde: er schläft lange schon unweit der Schutthaufen von Ninive, nachdem er in dem Verlaufe einer diplomatischen Sendung von der Raubsucht treuloser Kurden das Opfer geworden. In Tanz und Frauendienst vertieft, hatte Rommyeux gleichwohl die Abwesenheit des unbedeutenden Knaben bemerkt, und ihn zu suchen, sich aufgemacht. Ich erzählte dem Freunde, was sich eben um mich zugetragen, er nahm Hut und Säbel und verschwand. Eine halbe Stunde später, nach Mitternacht, trafen wir uns wieder in dem Gewühl der Tänzer: sichtlich aufgeregt, zog Rommyeux mich auf die Seite, um die empfangenen Mittheilungen zu erwidern. „Den beiden bin ich nachgegangen, die Allee

hinauf. An dem Graben angekommen, wendeten sie sich links hinüber, ich blieb diesseits, doch ihren Schritten folgend. Wie ich sie vor dem untern Portal des Schloßgartens erblickte, beeilte ich mich, den Graben zu überschreiten, und wäre mir das auf dem verfallenen Steg bald sehr übel bekommen. Von dem Gartenthor aus konnte ich, bei dem stralenden Mondenschein, deutlich erkennen, was drinnen vorging. Die Röcke lagen im Grase, und vor dem Gartenhause am Rhein schlugen sich die beiden Offiziere:

Non schivar, non parar, non ritirarsi
Voglion costor, nè qui destrezza ha parte.
Non danno i colpi or finti, or pieni, or scarsi;
Toglie l'ombra e'l furor l'uso dell' arte.
Odi le spade orribilmente urtarsi
A mezzo il ferro. Il piè d'orma non parte:
Sempre è il piè fermo e la man sempre in moto;
Nè scende taglio invan, nè punta a voto. [1])
Gerusal. liber. XII. 55.

„Nimmermehr sah ich solches Fechten. Funken, wie Kieselsteine mächtig, entsprühten unaufhörlich dem glühenden Stahl, und diesen Funken bin ich entlaufen. Davon erzähle aber niemanden, überhaupt nichts von dem ganzen Hergang." Rommyeur wußte wohl, daß ich ehender mich zerreißen lassen, denn übertreten würde sein Verbot. Am andern Morgen hieß es, man habe den Gassner in dem Gartenhause bei dem Schlosse aufgehoben, nackt wie die Mutter ihn geboren, den eigenen Degen durch die Brust ihm getrieben, daß die Spitze einige Zoll weit unter dem Achselknochen heraustrat; eines Riesen fünf Finger waren der Kehle eingedrückt oder vielmehr eingebrannt. Als die Leiche zur Erde gebracht, befragte man gelegentlich den Stadt-

[1]) Sie weichen, schirmen nicht, hier gilt nicht Flucht,
Geschicklichkeit kommt keinem Theil zu statten,
Nicht halber Streich, nicht Finte wird versucht,
Und jede Kunst verschlingt der nächt'ge Schatten.
Weit schallt der Schwerter Streich in mächt'ger Wuth,
Fest bleibt der Fuß am Boden ohn' Ermatten,
Und jede Hand regt schnell im Kreise sich,
Kein Hieb fällt hier vergebens und kein Stich.

commandanten um den räthselhaften Officier, der in jener Nacht in dem Ballsaal, dann mit Gaßner an der Thüre des Schauspielhauses von Einigen gesehen worden. Da wurde das Billetregister aufgeschlagen und gefunden: „von Nimwegen zur Belagerung von Mainz commandirt ein Detachement reitender Artillerie, unter Capitain O'in." Weitere Nachforschungen anzustellen, fand keiner sich berufen, selbst nicht der Bruder des Erschlagenen, der aus Straßburg den Bericht um den Hergang in den nämlichen Worten beinahe beantwortete, in welchen Brantôme den kurzen Lebensabriß des Marschalls von la Pallice beschließt: *„il ne pouvoit mourir autrement; car qui a bon commencement, a bonne fin."*

Der Ritter O'in, St. Patricien Fegfeuer.

Mir jedoch sind die Namen Gaßner und O'in unvergeßlich geblieben, wozu ein Rheuma in der linken Schulter, das vielleicht der Berührung durch verdächtige Hand, und ihrem erdrückenden Gewicht zuzuschreiben, das Seinige beigetragen haben mag. Dieses Andenken veranlaßte mich in spätern Zeiten der Heimath und nicht minder der Geschichte der O'ins besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und scheint mir namentlich des Ritters Nicolaus O'in Reisebeschreibung in einer gewissen Verbindung mit dem Ereignisse in dem Gartenhause, mit dem nächtlichen Spuk im Rheinanschlusse zu stehen. Es sind die O'in eines uralten irländischen Geschlechtes, wie das, in Ermanglung anderer Beweismittel, durch den bekannten Vers angedeutet:

Per Mac atque O, tu veros cognoscis Hibernos,
His duobus demotis, nullus Hibernus adest.

Unweit ihrer Stammsitze, in der irländischen Grafschaft Donegal, auf einer der Inseln des Sees Deargh, ist das uralte Kloster Reglis belegen, in dessen Schooß die fromme Sage den Eingang zum Fegfeuer versetzt. „Der heilige Patricius," so erzählt sie, „predigte den Heiden, und indem er die geringe Frucht seiner Bemühungen beklagte, bat er den Herren um ein Zeichen, welches die Verstockten schrecke und zur Buße an-

treibe. Da wurde ihm eine Stelle gezeigt, darüber er mit seinem Stabe einen Kreis beschreiben solle, und es öffnete sich der Raum binnen des Kreises zu einem weiten, tiefen Schacht. In dem Schacht," so wurde Patricius zugleich belehrt, „sehe er den Eingang zum Fegfeuer. Wer da hinabsteige, dem seien die verwirkten Strafen erlassen, so daß er darum fürders nicht mehr im Fegfeuer zu leiden haben werde. Allerdings würden die wenigsten wiederkommen; denen aber solches vergönnt, die müßten von einem Morgen bis zum andern aushalten in der Pein." Es sind hierauf viele hinabgestiegen und nicht wiedergesehen worden.

Nach vielen Jahren, nachdem Patricius längst hinübergegangen in die Freude seines Herren, um das Jahr des Heils 1153 kam nach Reglis ein stattlicher Rittersmann, Herr Nicolaus O'in, des Willens, in St. Patricien Fegfeuer zu leiden, denn viel hatte er gesündigt, viel zu büßen. Gleich seinen Vorgängern bereitete er sich ganzer 14 Tage in Kasteiung und Gebet, dann wurde die Pforte aufgeschlossen, so dem Schachte zuführt, und hinab begab sich der Pilger auf den dunkeln Weg. Weit war er nicht gekommen, und es empfingen ihn Mönche, in Alben gekleidet. Sie nöthigten ihn zu einem Betstübchen an der Seite, ertheilten ihm ihren Segen und ermahnten ihn zur Standhaftigkeit, denn schwer, das verheißen sie ihm, werde er von den bösen Geistern zu leiden haben. Wie er gegen deren Anfechtung sich wahren möge, fragt der Ritter, und die Freunde geben ihm ein Sprüchlein auf den Weg, das soll er in jeglicher Noth zu beten nicht verfehlen. Sie scheiden, und Nicolaus, die entgegengesetzte Richtung verfolgend, trifft auf die Vorposten des höllischen Heeres. Die empfangen ihn mit glatten Worten, suchen ihn zu bereden, daß er umkehren und fortan ihrem Meister, in dessen Namen sie ihm die glänzendsten Verheißungen machen, dienen wolle. Aber der Ritter widersteht der Verlockung, und das Gespräch wird durch das erschreckliche Gebrüll wilder Bestien übertäubt, durch ein Geheul, dergleichen die einstürzenden Elemente hervorzubringen kaum vermöchten. Zum Tode erschreckt, betet der Ritter das eben erlernte Sprüchlein: „Jesu Christe, des lebendigen

Gottes Sohn, erbarme dich des Sünders!" und es verstummt der Bestien wildes Geheul. Gestärkt und getröstet, schreitet der O'in vorwärts, und er fällt in eine dichte Schar von Teufeln. „Du glaubst," also redet der Sprecher ihn an, „Du glaubst, unsern Händen entrinnen zu können. Den eitlen Wahn gib nur auf, jetzt vielmehr soll Qual und Pein für dich beginnen. Und es brauset ein Flammenmeer vor ihm auf. „In die Gluht wirst du geworfen, zu Asche gebrannt, so du dich nicht an uns ergibst," droht der Versucher. Standhaft beharrt in seinem Vorsatze, in seinem Glauben der Bedrohte, und er wird ergriffen, in die tobenden Flammen geschleudert. In der Pein ruft er: „Jesu Christe, des lebendigen Gottes Sohn, erbarme dich des Sünders," und erloschen ist die Flamme.

Seinen Weg setzt in veränderter Richtung der Wandersmann fort, und abwechselnd stellt sich seinen Augen dar, was von Plagen und Martern die Einbildungskraft zu ersinnen vermöchte. Männer sieht er, die in der Gluht gebraten, und mit eisernen Stäben geschlagen werden, daß den einen die Eingeweide heraustreten, indessen andere, auf dem Bauche ausgestreckt, über dem rasenden Schmerz in den Boden beißen. Wenn sie winseln, „Erbarmen, Erbarmen!" fallen um so rascher, um so gewaltiger die Hiebe. Einigen, die von Schlangen, von Feuerdrachen umschlungen, werden stückweise die Glieder abgenagt, andern von Kröten mit glühendem Stachel die Eingeweide aus dem Leibe gehaspelt. Wiederum befragt, ob er sich dem Fürsten der Finsterniß ergeben wolle, und wiederum verneinend, wird Nicolaus in dieselbe Gluht geworfen, mit denselben Peinen angefochten, bis auf seinen Ruf: „Jesu Christe u. s. w." die Unholde ablassen. Vorwärts dringt er zu ungeheueren Pfannen, in denen Armselige geschmort werden, und ist der Pfannen geräumigste mit Hacken gespickt, an jedem Hacken ein Unglücklicher, mit diesem Gliede der eine, mit jenem der andere angespießt, und wird die ganze Gesellschaft mit unwiderstehlicher Gewalt, und in solcher Heftigkeit hin- und hergeschleudert, daß der Einzelne als eine Feuerkugel oder ein Sternschnuppen sich nimmt.

In eines weiten Gebäudes finstern Räumen schauet der Rit-

ter Badewannen ohne Zahl; mit siedendem Blei sind diese Wannen gefüllt und mit Badenden. Einen Fuß hat dieser, zwei sein Nachbar in alsolchem Bade; andere sitzen bis zu den Knieen, bis zu dem Bauche, bis zu der Brust, bis zu der Kehle, bis zu den Augen in dem glühenden Metall. Draußen, an des Felsens Gipfel, suchen Andere, bleicher als der Tod, sich anzuklammern, aber es ergreift sie der Sturmwind, und hinabgeschleudert werden sie zu der Tiefe des eiskalten und stinkenden Stromes, in den auch O'in versunken wäre, hätte ihn nicht, wie in allen den verschiedenen Prüfungen die Anrufung des Erlösers bewahrt. Acht der Peinen sind überstanden, die neunte thut sich auf; ein bodenloser Schacht gähnt ihn an, schwarzer Rauch und ein unerträglicher Gestank steigen von dannen auf. Unaufhörlich wirft der Rauch, anstatt der Asche, arme Seelen in die Höhe, die als glühendes Eisen anzusehen, augenblicklich von den um den Schlund beschäftigten Teufeln hinabgestoßen werden in die Tiefe. „Der Abgrund, den du schauest," so belehrt der Anführer der schwarzen Bande den zitternden Pilger, „der Abgrund, den du schauest, ist die Hölle, von Belzebuth, ihrem und unserem Herren bewohnt; in diesen Abgrund stürzen wir dich hinab. Einmal da unten angekommen, bist du verloren für immerdar: von dannen ist kein Entkommen." Nicht hört er auf diese Drohungen, und er wird erfaßt, hinabgeworfen in den Schacht. Ueber dem gewaltigen und schmerzlichen Fall hätte er schier vergessen, den Namen des Herren anzurufen. Als er zu sich kommt, im Herzen, denn die Stimme versagt ihm, spricht „Jesu Christe u. s. w.", wird er alsbald durch des Feuers Gewalt in die Höhe getragen und von dem Schlunde ausgeworfen. Für eine kurze Zeit mag er das Erlebte bedenken, und schon wieder steigen Geister, wie er sie noch nicht gesehen, aus dem Schachte auf. „Was stehst du also auf diesem Flecke?" fragt der eine. „Hier ist nicht der Hölle Grund, wie doch unsere Gesellen dich berichteten: sie haben dich angelogen, denn die Lüge ist unserer Art. Hier ist die Hölle nicht, aber wir wollen dich ihr zuführen." Und sie ergreifen den Wehrlosen, und schleppen ihn unter gräßlichem Geschrei zu einem überaus breiten, von Schwefelflammen über-

ronnenen Strom, der von Dämonen wimmelt. „Die Hölle", so wird er bedeutet, „die Hölle liegt unter diesem Strome, das merke dir wohl, diesmal ist es nicht gelogen, und über jene Brücke führt dein Weg." Es war aber die Brücke so hoch gespannt über die feurigen Wogen, und dergestalten schmal, daß über das bloße Ansehen einen der Schwindel ergreifen sollte, dabei von Glatteis spiegelnd, daß der gewandteste Schlittschuhläufer nicht auf ihr hätte fußen mögen. „Wir werden, haben wir dich auf der Brücke, Sturm und Windesbraust aufregen, bis du genöthiget, dich selber in den Strom zu stürzen; in der Tiefe stehen unsere Gesellen in Bereitschaft, dich zu empfangen, und in die Hölle zu begraben," so schreien die Dämonen den Zagenden an, und schon verzweifelt er an der Möglichkeit, je hinüber zu kommen. Zum Glücke erinnert er sich des Spruches, der durch die vielen Plagen ein Leitstern ihm gewesen, und den einen Fuß setzt er auf den Steg. Indem er des Stoßseufzerleins erste Worte, „Jesu Christe," wiederholt, vernimmt er einen Schrei, dermaßen erschütternd, daß die Haare auf seinem Scheitel sich sträuben, und er kaum aufrecht sich zu erhalten vermag. Doch bringt er seinen Spruch zu Ende, und es widerfährt ihm kein Leid. Den zweiten Fuß stellt er auf, dieselben Worte für jetzt, und bei jedem ferneren Schritte wiederholend, bis daß er wohlbehalten das Ende der Brücke erreicht. Und er betritt eine anmuthige Matte, wo in namenloser Lieblichkeit der Schmelz der Blumen prangt; zwei holde Jünglinge empfangen den Ankömmling, und geleiten ihn nach einer wunderschönen Stadt, die hell leuchtet von dem Gold und Edelgestein der Mauern und Dächer. Aus ihrem Thore duftet Wohlgeruch, dessen nie empfundene Würze den Ermatteten labet, und ihn der erduldeten Qual und des Höllengestankes vergessen läßt. Er eilt in Hast diesem Thore zu, wird aber von den Jünglingen, seinen Begleitern aufgehalten. Allerdings, belehren sie ihn, sehe er das Paradies vor sich, aber das sei für ihn noch nicht geöffnet: er müsse vordersamst zu den Seinen zurückkehren auf demselben Wege, der ihn zur Stelle geführt, die Teufel würden ihn

aber nicht weiter anfechten, sondern erschrocken seinem Anblick entfliehen. Dreißig Tage noch habe er auf Erden zu wandeln, dann in Frieden entschlafend, möge er in ihre Stadt einkehren, um dorten ein Bürger zu sein ewiglich. Nicolaus ging den ihm schon bekannten Weg zurück und langte bei dem Eingange des Schachtes an, wie eben, nach des Klosters Sitte, zur Pforte gekommen der Prior, um, da die 24 auf die Reise zu verwendenden Stunden verlaufen, den zur Oberwelt aufsteigenden Pilgrim zu empfangen, oder, nach Advenant, der Hoffnung des Wiedersehens zu verzichten. Da wurde denn in Danksagung und Freude O'in nach der Kirche gebracht, und sorgfältig verzeichnet, was er von seiner Fahrt zu erzählen wußte, es hat auch gar zeitig sein Bericht genugsame Beglaubigung empfangen, indem er am 30. Tage seliglich dem Herren entschlafen ist.

Wie Nicolaus O'in, dessen Bericht, im Vorbeigehen sei das gesagt, die Grundidee zu Dantes Meisterwerk, *la Divina commedia*, gegeben hat, keineswegs der erste gewesen, die geheimnißvolle Insel des Lough Dearg zu besuchen, sollte er auch keineswegs der letzte bleiben. Unter den Pilgern, so von dannen heimkehrten, verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit Johann von Brederode und Raimund Perellos, dieser durch einen umständlichen Reisebericht, jener durch den grauenhaften Einfluß, den die Betfahrt auf sein Gemüth, auf sein Geschick üben sollte. Durch Andacht, Gewissensbisse oder Neugierde getrieben, verließ Johann die unweit der Mündung des Rheines belegene Stammburg, und die werthe Hausfrau, Johanna von Abcoude, um das Fegfeuer des h. Patricius zu besuchen. Was ihm darin zugestoßen, hat er niemanden offenbart, wohl aber erbaute er 1398, Gott und dem heiligen Patricius zu Ehren, bei seiner Burg Brederode eine Capelle, hoffend, hiermit seine Sünden und die schrecklichen Bilder, von denen seit dem Besuche in Reglis seine Phantasie heimgesucht, zu tilgen. Er hatte vergeblich gehofft, mit jedem Tage mehrte sich seines Gewissens Qual, bis er, um nicht zu verzweifeln, innerhalb der stillen Mauern eines Klosters Zuflucht zu suchen sich entschloß. Er trat in den Karthäuserorden, während seine trauernde Gemahlin in dem Dominicaner-Nonnenkloster zu Wyk te

Duurstede den Schleier nahm; den herben Schritt zu erleichtern, hatte ihr Vater besagtes Kloster auf seiner Herrschaft gestiftet. Johann von Brederode verlebte mehre Jahre in der Karthause baussen Utrecht, wollte es aber doch allgemach zu enge finden in der Zelle. Des Schwiegervaters und Schwagers schnell nach einander erfolgtes Ableben, die Betrachtung des hierdurch seiner Gemahlin angefallenen, von ihm leichtsinnig aufgegebenen Reichthums steigerten den stillen Wunsch seiner Brust, zurückzukehren in das Getümmel der Welt, zu einer wüthigen Leidenschaft. Er brach die Clausur, er versicherte sich der Beihülfe einiger Waghälse, und an ihrer Spitze erstürmte er das Städtchen Wyk, befreite er gewaltsam aus dem Kloster seine vormalige Gemahlin. Eine solche Frevelthat bewaffnete gegen den Frevler die Streitkräfte der Provinz, und mußte er in dem ungleichen Kampfe nothwendig unterliegen. Johanna wurde wiederum in ihr Kloster verwiesen, wo der Gram sie tödtete, 1411, Brederode aber, der Gefangenschaft, man weiß nicht durch welche Vermittlung, entlassen, irrte unstät und flüchtig umher, bis er bei Azincourt 1415, die Engländer bestreitend, was allein ihm helfen konnte, fand, einen ritterlichen Tod. Mit ihm beinahe gleichzeitig hatte ein catalonischer Rittersmann, Raimund von Perellos, das Fegfeuer besucht, und seine Wahrnehmungen, des O'in Bericht vielfach bestätigend oder vervollständigend, zu Papier gebracht. Sie mögen deshalb, aus der catalonischen Urschrift übersetzt, und so viel möglich die ursprüngliche Form beibehaltend, hier Platz finden.

Raimund Perellos.

Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreifaltigkeit Amen! mit dieser Anrufung beginnt der Berichterstatter seine Arbeit. Im Jahre der Geburt unseres Herren 1398, zu Unserer Lieben Frauen Abend im September (Marien Geburt), von dem Segen des h. Vaters, Benedicts **XIII.** begleitet, reisete ich Rai-

mund, durch Gottes Gnaden Vizconde von Perellos und Roda [1], Herr der Baronie Serret, von Avignon ab, das Fegfeuer des h. Patricius zu besuchen.

Es wird sich kaum einer finden, der nicht begierig, seltsame und wunderbare Dinge zu wissen, und wie billig, sind diejenigen, welche man durch eigene Anschauung kennen lernen mag, höher gehalten, als das Wissen auf Hörensagen beruhend: deshalb empfand ich lebhaften Drang, die verschiedenartigen, seltsamen und wunderbaren Dinge, die es in der Welt hat, kennen zu lernen, und in dieser Weise mich gleich zu stellen den vielen Rittern und Edlen dieses Königreiches und anderer Länder. Ihr sollt aber wissen, daß ich in jungen Jahren mit K. Karl V. auferzogen worden, als welchem mein gnädiger Herr Vater [2], dieses Königs Admiral und Kammerherr, und regelmäßig an dem französischen Hofe weilend, mich überlassen hatte. Es lag mir sehr am Herzen, mit eigenen Augen Dinge zu schauen, von denen unterschiedliche Ritter mir erzählt hatten, Kundschaft überhaupt einzuziehen, und ich machte mich auf, Abenteuer zu suchen, in allen Ländern der Christen und der Ungläubigen, der Sarazenen und der mancherlei Sectirer, die in der Welt verbreitet sind, und zu denen man vernünftiger Weise sich hinbegeben kann.

Und da ich durch Gottes Gnade den größten Theil der seltsamen und wunderbaren Dinge, von denen mir erzählt worden, gesehen habe, zu Wasser und zu Lande, so mag ich wohl in Wahrheit davon zeugen. Ich habe große Anstrengungen, viele Gefahren überstanden, schwere Ausgaben gehabt, ich bin Gefangner in der Christen und Heiden Landen gewesen, werde aber nicht von dergleichen Abenteuern sprechen, weil sie dem Gegenstande fremd, von dem zu handeln meine Absicht; ich will einzig von der Reise nach St. Patricien Fegfeuer, das in Irland sich befindet, reden, als welche Reise ich mit Gottes

---

[1]) Beides in Roussillon belegene Orte. Zum Vizconde Perellos war Raimund 1390 durch den König von Aragon creirt worden.

[2]) Franz von Perellos, zum Admiral von Frankreich bestellt 1368; de König von Aragon hatte ihm 1366 Roda als ein Vizcondado und Epila verliehen. Er starb bald nach dem 11. April 1369.

Hülfe unternommen und vollführt habe, so gut das einem seit des h. Patricius Ableben gelungen sein mag.

Ich werde diese Erzählung unter vier Abschnitte bringen. Zunächst will ich berichten, warum St. Patricius das Fegfeuer einsetzte (man vergleiche die Einleitung zu des O'in Reise); zweitens von dessen Beliegenheit sprechen; drittens angeben, warum ich mir vorsetzte, in das Fegfeuer einzudringen; viertens die Dinge beschreiben, welche ich darin gesehen oder gefunden habe, insofern sie geoffenbart werden dürfen, denn Manches, falls ich das offenbaren wollte, könnte mir zur Sünde angerechnet werden, wegen der Gefahren, so daraus dem Berichterstatter, oder auch seinen Zuhörern und Lesern erwachsen mögten.

Ich befand mich noch in des h. Vaters Umgebung, als König Johann (von Aragon), mein angeborner Herr, das Zeitliche segnete (29. Mai 1395). In den Willen Gottes ergeben, wurde ich gleichwohl ergriffen durch diesen Todesfall und bestürzt, wie es nur ein getreuer Diener bei dem Verluste seines Herrn sein kann. Augenblicklich nahm ich mir vor, zu dem Fegfeuer des h. Patricius zu pilgern und darin einzudringen, um zu erfahren, so das möglich, ob mein gnädiger Herr in dem Fegfeuer und welche Strafen er leide. Mit diesem Vorhaben beschäftigt, durchmusterte ich in Gedanken, was ich von alsolchem Fegfeuer erzählen und urtheilen gehört hatte, dann vertraute ich meine Absicht dem Papst, der aber die Mittheilung ernstlich zurückwieß, und mich ermahnte, um keinen Preis dergleichen Unternehmung zu versuchen. Außerdem hieß er mich, die Sache mit verschiedenen Cardinälen, seinen Vertrauten, und namentlich mit dem Cardinal von Tarascon, des Geschlechtes Galmeil, und mit Josua von St. Helena berathen, und haben diese insgesamt mir so nachdrücklich zugeredet, daß ich kaum zu widerstehen wußte. Gleichwohl erklärte ich nach einigen Tagen dem h. Vater, daß ich die Reise nicht aufgeben würde, worauf ich denn seinen Segen empfing, und an Unserer Lieben Frauen Tag im September obgemeldten Jahres meine Fahrt durch Frankreich antrat.

Ich ging nach Paris an den Hof des Königs (Karl VI.), des Kammerherr ich war, wie weiland seines Vaters, bei wel-

chem ich in meiner frühesten Jugend Unterkommen gefunden hatte. Der König, sein Bruder, seine Oheime, die Herzoge von Berry und Burgund gaben mir Empfehlungsbriefe für den König von England, wie auch für unterschiedene von dessen Baronen. Es ist aber der König von England des französischen Königs Schwiegersohn, daher zwischen beiden Reichen ein Waffenstillstand für die Dauer von 30 Jahren eingegangen worden. Ich verließ Paris, schiffte mich zu Calais ein, und betrat am Allerheiligentag den englischen Boden. Ueber St. Thomas von Canterbury nach London gelangt, erfuhr ich allda, daß der König sich in der Nähe von Oxford, wo es die großen Universitätseinrichtungen hat, befinde. Da, in dem schönen und weitläuftigen Park von Woodstock, welcher dem Wald von Vincennes bei Paris zu vergleichen, bewohnt er ein festes stattliches Haus mit geräumigen Gemächern. Der Briefe wegen, die ich von dem König von Frankreich empfangen und vorzeigen konnte, wurde ich sehr gut aufgenommen, und erwies man mir große Ehre. Nachdem ich an dem fraglichen Hofe einer zehntägigen Ruhe genossen, ließ der König mich weiter durch sein ganzes Königreich sicher geleiten. Ohne fernern Aufenthalt erreichte ich die Grenzen der Landschaft Chesshire; in deren Hauptstadt, zu Chester, miethete ich ein Schiff, um nach Irland überzusetzen. Wir segelten die Küste von Wales hinauf, landeten bei Holyhead, und benutzten einen günstigen Wind, um von dort aus die Meerenge zu durchschneiden. Ich berührte die Insel Man, welche zu des Königs Artus Zeiten dem Könige der hundert Ritter unterworfen, heutigen Tags gut bevölkert ist, und dem König von England gehört. Unaufhaltsam meine Reise fortsetzend, und stets von dem Wetter begünstigt, landete ich nach wenigen Tagen Angesichtes der irländischen Stadt Belfast. Sie ist ziemlich groß und traf ich daselbst den Grafen von la Marche (Roger Mortimer), einen leiblichen Vetter des Königs von England. Ich theilte ihm den Zweck meiner Reise mit, und er nahm mich, aus Rücksicht für die Briefe des Königs und der Königin von England, sehr ehrenvoll auf, doch suchte er mich von meinem Vorhaben abzubringen, hauptsächlich durch zwei Gründe: erstens in Betreff des weiten

Weges, der mich nöthigen würde, die Gebiete wilder, treuloser Völkerschaften zu berühren, und anderntheils von wegen der entsetzlichen Gefahren, mit welchen das Eindringen in das Fegfeuer verbunden. Mehre gute Ritter, das erzählte er, seien darüber verloren gegangen, ohne daß sie je wieder gesehen worden, so daß ich wohl um nichts und wieder nichts Gott versuchen, einer Selbsttäuschung mich hingeben möchte.

Als der Graf sich überzeugen müssen, daß seine Mühe verloren, daß mein Entschluß, die Reise fortzusetzen, unwiderruflich, beschenkte er mich mit etwelchen Rossen und Kleinodien, auch gab er mir zwei Edelleute seines Gefolges bei, deren einer, Johann Dimi, mich durch den Theil der Insel, welcher dem König von England unterthänig, geleitete, auch, gegen meinen Wunsch, auf dem ganzen Ritt mich frei hielt, während der andere, Johann Talbot, als der Landessprache kundig, den Dolmetscher machte. Beide in Gemeinschaft empfingen zugleich den Auftrag, mich dem Erzbischof von Armagh vorzustellen, wie sie denn auch gethan haben.

Besagter Erzbischof, Primas von Irland, wird schier als ein Papst verehrt, und fand ich ihn zu Derry, eine Stadt so groß wie Puycerda oder Taragona. Bei ihm eingeführt, überreichte ich die Briefe des Königs und der Königin von England, auch des Grafen von la Marche, und wurde ich auf das Beste, unter vielen Ehrenbezeugungen empfangen, nichts desto weniger sprach der Prälat seine volle Misbilligung aus, sobald er die Absicht meiner Reise vernommen. Ich solle, meinte er, nicht weiter daran denken, denn außer den in dem Fegfeuer selbst meiner erwartenden Gefahren, könne er so wenig, wie irgend Jemand, mir für die Reise durch des Königs Yrnel und anderer Herren Gebiete Sicherheit gewähren; wolle ich nicht geflissentlich in mein Verderben rennen, so mögte ich doch ja von dem tollen Vorhaben abstehen. Seiner Ermahnungen Eindruck zu verstärken, führte er mich in die Sacristei der Hauptkirche, um mich nochmalen inständigst zu bitten und zu beschwören, daß ich den Gedanken an das Fegfeuer aufgebe; er erzählte mir von den verschiedenen Gefahren, welche diesem und jenem darin aufgestoßen, von dem

Aergerniß, so sie gegeben, von dem Verderben, in welches sie sich gestürzt, und zählte schließlich all das Entsetzliche auf, welches mir darin bereitet, oder außerdem mich treffen könnte, worauf ich aber antwortete, was Gott mir eben eingab, mit dem Zusatze, daß ich nimmermehr von meiner Reise abstehen würde. Gewahrend, daß ich keineswegs von meinem Entschlusse abzubringen, bewilligte er endlich, was zu verhindern er unvermögend: er ertheilte mir Verhaltungsregeln nach seinem besten Wissen, hörte meine Beichte, und reichte mir eigenhändig, in größter Heimlichkeit, das heilige Abendmal, dann eröffnete er mir, wie daß er, in der Woche Lauf, nach der Stadt Dandala (Donegal?) sich zu begeben gedenke. Ich beurlaubte mich sofort bei ihm, und begab mich nach benannter Stadt, in der Absicht, des Erzbischofs allda zu erwarten, während ich zugleich Botschaft an den König Yrnel entsendete, mir einen Geleitsbrief auszubitten.

Ohne Säumen wurde das Geleite bewilligt, auch schickte der König mir einige Reiter zu, die angewiesen, mir als Wegweiser zu dienen. Nicht minder traf zur festgesetzten Zeit der Erzbischof ein mit einem Gefolge von hundert Reisigen, so mir als eine Schutzwache zugedacht. Außerdem stellte er mir einen Dolmetsch vor, den Thomas Talbot, einen leiblichen Vetter meines bisherigen Begleiters, des Johann Talbot. Zum andernmal schied ich von dem guten Herren, und von den hundert Reisigen umgeben, betrat ich das Gebiet der wilden Heiden, welche dem König Yrnel (von Tyrconnel, des Geschlechtes O'donnel) unterthänig sind, aber nach einem fünfstündigen Ritt wagten meine Reisigen nicht weiter vorzugehen, von wegen der argen Feindschaft, durch die sie von den Heiden geschieden; sie blieben halten auf einem Hügel, ich machte Abschied mit ihnen, und ritt fürbaß. Eine halbe Stunde ungefähr weiter traf ich den Condestable des Königs Yrnel in Begleitung von hundert nach Landesart gewaffneten Reitern: ich wechselte mit dem Anführer einige Worte und verfolgte meinen Weg, nur bedacht, den König zu treffen. Der nahm mich wohl auf, nach seiner Weise, und ließ mir, zum Zeichen seiner Huld, ein Geschenk in Ochsenfleisch überreichen: Brod und Wein haben sie nicht, und ist Wasser ihr gewöhnliches Getränk,

nur daß vornehme Herren, in geziemender Rücksicht für ihren Stand, Milch, einige wenige auch Fleischbrühe trinken. Ueberhaupt sind ihre Sitten von den unsrigen gar verschieden, weshalb ich denn, so kurz wie möglich, das Auffallendste von ihren Gebräuchen und Zuständen berichten will.

Die Könige, deren es mehre auf der Insel gibt, denn sie ist wie England groß, die Könige gelangen durch Erbrecht zu ihrer Würde, entstammen aber sämtlich dem Geschlechte Yrnels, als welcher unter ihnen der größte Herrscher ist. Er hatte 90 Reisige um sich, jeder mit einem aufgeschlitzten Mantel bekleidet, mit Panzer, eisendrathnem Halsstück und Eisenhaube bewehrt, und Degen, Messer und eine ungewöhnlich lange Lanze, diese jedoch nach altem Brauch möglichst dünn und zweischneidig, führend. Ihre Degen sind, bis auf Knopf und Kreuz, den Geneses der Mohren ähnlich: der Knopf hat die Gestalt einer ausgestreckten Hand. Ihre Messer, lang und gebogen, von der Dicke des kleinen Fingers, schneiden sehr scharf. Statt des Sattels gebrauchen sie sich eines Kissens. Der Bogen, wie ihre Bogenschützen ihn führen, ist nur halb so lang als der Engländer Nationalwaffe, treibt jedoch ebenso weit, ebenso unwiderstehlich. Das Volk ist überhaupt sehr tapfer, und führt seit unfürdenklicher Zeit mit den Engländern Krieg, es kann auch der König von England mit ihm in keiner Weise auf ein Ende kommen, wiewohl diese Irländer noch der Fehden mehr zu bestehen haben. In der Art der Kriegsführung gleichen sie den Mohren, wie diese schreien sie während des Gefechtes.

Große Herren tragen einen ungefütterten Rock, der oben weit ausgeschnitten, wie ein Frauenkleid; darüber haben sie eine enge Kapuze, die bis zum Gürtel herab fällt. Von Schuhen, Strümpfen, Hosen wissen sie nichts: den nackten Fersen werden die Sporen angeheftet, und habe ich in dergleichen Aufzug am Weihnachtsfest den König, die Geistlichen und Ritter, Bischöfe, Aebte und Barone gesehen. Der gemeine Mann kleidet sich nach eines jedweden Vermögen; die Ansehnlichsten werfen wollene Mäntel um, zeigen aber darunter alle Theile bloß, so Frauen wie Männer. Arme Leute gehen nackend: der Mantel, wie schlecht er auch sein

mag, wird als ein Ueberwurf gebraucht. Nach derselben Mode waren die Damen, die Königin, ihre Tochter und ihre Schwester gekleidet, nur daß ein Gürtel der Toilette hinzugefügt. Sogar trug nicht eine von den zwanzig Hoffräulein der Königin Schuhe an den Füßen, und ließen sie Alles, was sie hatten, so unbefangen sehen, als das Gesicht. In den Weihnachtstagen waren dem königlichen Hoflager an 3000 Pferde, und viele arme Leute zugeströmt: denen ließ der König reichliche Almosen in Ochsenfleisch austheilen. Am Hauptfesttage hielt er großen Hof: statt eines Tisches dienten ihm Binsen, auf dem Boden ausgestreut, als eine Auszeichnung hatte er neben sich einen Büschel zarteres Heu, damit den Mund abzuwischen. Das Fleisch wurde ihm auf Stöcken, die zu einer Tragbahre geordnet, dargereicht: Gott weiß, wie die aufwartenden Pagen gekleidet waren! Ueberhaupt gehören die Irländer, Männer wie Frauen, zu den schönsten Leuten, die ich in irgend einem Welttheil gesehen habe. Sie säen kein Getreide, sie bauen keinen Wein, lassen sich aber, neben dem Rindfleisch, das Fleisch ihrer Pferde trefflich schmecken. An diesen Pferden ist nicht viel, von Hafer wissen die armen Bestien nichts, und müssen sie sich in dessen Ermanglung mit Gras, Heu und dem Laub von Stachelbeeren, das man von wegen der den Blättern ansitzenden Dornen zerstampft, begnügen.

Auch mein erster Empfang war sehr gnädig; der König schickte mir einen Ochsen und Salz, dann auch, als etwas Unerhörtes, zwei Kuchen, die wie Eisenblech dünn, und biegsam wie ungebackner Teich, dabei wie Kohlen schwarz, doch sehr schmackhaft befunden wurden. Er ließ mir einen Geleitsbrief ausfertigen, auf daß ich sicher, zu Roß wie zu Fuß, sein Gebiet, sein Volk durchwandern könne, unterhielt sich auch vielfältig mit mir; vorzüglich befragte er mich um die Könige des festen Landes, die von Frankreich, Aragon und Castilien vorall, auch um ihre Kleidung und Lebensweise, wiewohl nach seinen Aeußerungen ungezweifelt, daß er seines Landes Tracht für die beste und vollkommenste in der ganzen Welt hielt. Seine Unterthanen haben ihre Wohnungen meist in der Nähe von ihren Rindviehherden,

und müssen deshalb häufig ihren Aufenthalt wechseln, wie das die Alanen der Berberei und des Landes Soudan zu thun gewohnt sind.

Ich verließ das königliche Hoflager und zog meines Weges über Berg und Thal bis zu der Stadt Processio; da steht von uralten Zeiten her St. Patricius hoch in Ehren, die Einwohner thun niemanden etwas zu Leide, und werden samt ihrer Stadt von den Königreichen und Königen als unverletzlich betrachtet. Daselbst lassen die Pilgrime ihre Thiere stehen, denn weder Pferde noch sonstige Saumthiere würden in den Wildnissen, über Gebirg und Gewässer fortkommen können. Ich wanderte ebenfalls, wie jeder andere, auf meinen zwei Beinen der Stadt zu, wo das Priorat und darin das Fegfeuer sich befindet. Es hat da einen großen und tiefen See, dessen Wasser gut zum Trinken ist, über den See erheben sich unterschiedliche Inseln, darunter die vornehmste das Ziel meiner Reise sein sollte. Als ich von Processio aufbrach, wollten der Herr des Ortes, der ein großer Baron ist, und sein Bruder mich begleiten: beide erweisen sie dem h. Patricius hohe Verehrung, die sie denn auch antreibt, den Pilgrimen in aller Weise behülflich zu werden. Zum Ufer des Sees gelangt, fanden wir, statt der Fähre, einen ausgehöhlten Baum: andere Fahrzeuge haben diese Leute nicht. Im Kloster wurden wir sehr wohl aufgenommen, besondere Aufmerksamkeit schenkte der Prior dem Herrn von Processio. Mich fragten die Mönche, als ich nur eben das Gotteshaus betreten hatte, ob ich dem Fegfeuer einzugehen gedenke. Wie ich das bejahte, redeten sie mir eindringlich zu, daß ich doch ja nicht auf sothanem Vorhaben bestehen und Gott versuchen möge, da es nicht nur um den Leib, sondern auch um die ungleich kostbarere Seele sich handele, und sie nannten mir diejenigen, welche in dem fraglichen Unternehmen umgekommen waren, zeigten mir auch deren Gräber.

Nachdem sie sich überzeugen müssen, daß mein Entschluß unwiderruflich feststehe, nahm der Prior das Wort, um mir zu eröffnen, daß ich den Vorschriften, so der h. Patricius und seine, des Priors, Vorgänger dem Kloster hinterlassen, insonderheit dem

von dem h. Patricius handelnden Capitel zu, mich zu unterwerfen habe. Und so that ich buchstäblich und wie es sich gebürt, in tiefer Andacht, ganz so, wie für diejenigen hergebracht, welche Krankheitshalber, oder im Angesicht einer dringenden Gefahr, sich zum Tode bereiten. Erst nachdem alles dieses vollbracht, wird der Pilgrim, welcher dem Fegfeuer einzukehren Willens, in großer Procession zur Kirche geleitet. Die ganze Zeit meiner Vorbereitung über wurde ich unablässig von den Klosterbrüdern ermahnt und bei Allem in der Welt beschworen, daß ich von meinem waglichen Entschlusse abstehen und lieber, um meine Sünden abzubüßen, in einen geistlichen Orden treten möge, wo ich als Oblat den Brüdern dienen, oder als Mönch mich heiligen könnte. In jedem Falle sei das verdienstlicher, denn unberufen in die augenscheinliche Gefahr mich zu stürzen. Ich aber ließ sie sprechen, und war nur bedacht, die von dem h. Patricius hinterlassenen Vorschriften in der Kirche zu erfüllen; dann erst konnte als für einen Abgestorbenen, das feierliche Requiem, Behufs dessen alle Priester der Umgegend sich zu versammeln pflegen, über und für mich gehalten werden.

In der Kirche hatte ich eine letzte Unterredung mit meiner Schwester Sohn, Don Bernardo de Centelles, und mit meinen beiden Söhnen, Loys, dem Erstgebornen, und Ramon. Zur Stunde bereiteten sie sich, samt meinen übrigen Begleitern und Dienern, für den Fall, daß Gott über mich verfügen sollte, zur Rückreise. Meinem Neffen, der ein Doctor der Rechte ist, übergab ich mein Testament: ich hatte es, vor meinem Auszuge, auf Mallorca verfaßt. Nachdem dieses Alles vollbracht, kamen Prior und Convent, dann der Herr von Processio gesamter Hand mich zu befragen, wo ich begraben zu werden verlange, wenn ich in meinem waglichen Unternehmen verunglückte, denen ich erwiderte, daß ich ihnen die Wahl des Ortes überlasse, sintemalen die Erde die gemeinsame Begräbnißstätte der Todten sei. Weiter führten sie mich in Procession zur Pforte des Fegfeuers, und ich schlug dort vier Ritter, meine beiden Söhne nämlich, den Monsenhor Thomas Talbot, einen Engländer, und den Monsenhor Pedro Masco, aus dem Königreich Valencia. Die Litanei

wurde gesungen, das Weihwasser mir gereicht, der Prior schloß die Pforte auf, und richtete, allen Anwesenden vernehmbar, an mich die folgenden Worte: „Ihr seht vor Euch den Ort, in welchen einzudringen, Euere Absicht; Ihr werdet aber, so Ihr meinen Rath hören wollet, lieber umkehren und in irgend einer andern Weise für Euer Leben in dieser Welt büßen, denn Viele, die dorten eingingen, sind niemalen zurückgekommen, und in Leib und Seele verunglückt, weil ihnen das feste Vertrauen zu Gott und Gottes Sohn abging, und sie darum die Qualen, in jener Tiefe ihrer wartend, nicht ertragen konnten. Wenn Ihr indessen schlechterdings eingelassen zu werden verlanget, so will ich Euch sagen, was Ihr finden werdet.“ Darauf erwiderte ich, daß ich mit Gottes Willen einkehren werde, um mich von meinen Sünden zu reinigen. Sprach der Prior weiter: „von der Höhle sage ich Euch nichts', euere Augen werden finden, aber zu bestimmter Stelle wird Gott seine Boten senden, auf daß sie Euch um Alles, so Ihr zu thun habt, unterrichten; so das geschehen, werden sie von dannen gehen, und Euch wohlbehalten zurücklassen, wie Ihr jetzo vor mir stehet. So haben sie mit Allen gethan, die vor Euch hinabgestiegen sind.“ Und ich nahm, also belehrt, von Allen, die da zugegen, Abschied, und küßte sie auf den Mund, darauf mich zu Gott wendend, und seinem Schutze mich empfehlend, trat ich in den dunklen Raum, und es folgte mir auf der Ferse Herr Wilhelm von Coucy, der größte Baron in der Umgebung der Königin von England, gleichwie seine Gemahlin die größte Dame an dem Hofe dieser Königin, der französischen Königstochter, vorstellt. Er hatte alle Dinge, welche dem Besuche des Fegfeuers vorherzugehen haben, pünktlich, wie ich selbst, durchgemacht. Eine nachdrückliche Ermahnung, nicht mit einander zu sprechen, gaben die Klosterbrüder uns mit auf den Weg. Dazu fand ich mich ohnehin wenig aufgelegt, in Gedanken und Betrachtung vertieft, gewahrte ich kaum, wie der Prior die Pforte verschloß und mit den übrigen Geistlichen zur Kirche zurückkehrte. Einige Zweifel wollten mir aufkommen ob der vernommenen Mittheilungen, ob der vielfältig wiederholten Erzählungen von den mancherlei Qualen, denen Alle die, so vor

mir herabstiegen, erliegen mußten, in denen sie das Leben einbüßten, aber der feste Willen, meiner Sünden ledig zu werden, verscheuchte alsbald die Vorstellungen von dem, so mir etwa zustoßen könnte. Ich empfahl mich dem wirksamen Gebet der Guten, rüstete mich nach meinem besten Wissen, in Glauben und Vertrauen, bezeichnete meine Stirne mit dem Zeichen des siegenden Kreuzes, und ergab mich in die Hände desjenigen, ohne dessen Willen kein Haar unserm Scheitel entfällt. In solcher Fassung schritt ich, der Gefährte dicht hinter mir, dem Fegfeuer ein [1]).

Und ich sah viele von meinen Freunden und Waffenbrüdern und manche meiner Verwandten beiderlei Geschlechtes. Namentlich sah ich den König Johann von Aragon, und den Bruder Franz Delpueg, Minoritenordens, aus dem Kloster zu Gerona. Auch meine Nichte, die Doña Aldonza de Querale fand ich da; sie war noch bei Leben, als ich die Heimath verließ, ihr Absterben demnach mir unbekannt. Alle diese, obgleich sie noch von wegen ihrer Sünden in der Pein zu leiden hatten, befanden sich auf dem Wege des Heils. Die schwerste Strafe war über meine Nichte verhängt, um daß sie bei Lebzeiten gewöhnlich Schminke auflegte. Bruder Franz vertraute mir, die Entführung einer Nonne aus ihrem Kloster müsse er am härtesten büßen, und würde er der Verdammniß nicht entgangen sein, ohne die schmerzliche Reue und Zerknirschung, die er ob seiner Sünden empfunden, ohne die Bußübungen, welche er sich im Leben auferlegt hatte, und denen er seine Rettung verdanke. Ich sprach auch viel mit dem König, meinem Herren, der ebenfalls, durch die Gnade Gottes, in dem Wege des Heils voranschritt. Den Grund seines Leidens will ich nicht offenbaren; es genüge die Andeutung, daß die großen Könige, die Fürsten der Zeitlichkeit, sich vor Allem enthalten sollen, Einem oder Einer zu Vergnügen oder Gun-

[1]) Die Beschreibung der verschiedenen Strafen und Qualen, welchen die Sünder verfallen, kann ich als eine bloße Wiederholung des von O'in Gesehenen beseitigen. Wie der irländische Ritter widersteht Perellos durch inbrünstiges an Jesum Christum gerichtetes Gebet aller Verlockung, aller Gewalt der ihn versuchenden Dämonen.

sten Recht zu sprechen. Noch andere Männer und Frauen des Geschlechtes, aus welchem ich entsprossen, kamen mir zu Gesicht, ich würde aber schwerlich ihrer gedenken, hätte ich nicht Ursache, um ihrentwillen dem Herren zu danken, denn sie befinden sich in dem Pfade des Heils. Wollte Gott, daß wir zu ihrer Gesellschaft gehörten, falls wir es nicht besser haben können. Wenn doch die Kinder dieser Welt wüßten, wie die Sünden bestraft werden, sie sollten traun lieber in kleine Stücke sich zerschneiden lassen als ferner zu sündigen.

Der Schauplatz der Qualen ist durchschritten, und Perellos gelangt zu einer Thüre, die in Lapis Lazuli und Edelgestein funkelt, Wohlgerüche ausströmt und einer Procession sich öffnet. Diese Procession empfängt den Wandersmann, und geleitet ihn zu einer feenhaften, von übernatürlichem Licht stralenden Landschaft, über die ein Teppich grünender Wiesen, abwechselnd mit Blumenbeeten von namenloser Pracht, ausgebreitet, wo in den Silberbächen die unter der Last der goldnen Früchte gebeugten Bäume sich spiegeln. Da mag Perellos sich ergehen, während zwei Erzbischöfe abwechselnd ihm Erläuterungen des eben geschauten, und Lebensregeln voll tiefer Weisheit geben. Sodann bringen sie ihn zu einer Thüre, durch welche er in das Gewölbe, worin der Eingang zum Fegfeuer, gelangt. Hier entschläft er, der Erschöpfung erliegend; ein Donnerschlag erweckt ihn aus seinen Träumen: sein erster Blick trifft den Gefährten, welcher wohlbehalten wie er selbst, zurückgekehrt ist. Es öffnet sich die mit dem Gotteshause in Verbindung stehende Thüre, und die beiden Pilger werden unter lebhaften Freudenbezeugungen von der Klostergeistlichkeit empfangen und zur Kirche geführt, wo sie für den empfangenen Schutz ein feuriges Dankgebet zu Gott richten. Perellos nimmt Abschied von dem Inselkloster, er bringt das Weihnachtsfest an des Königs Yrnel Hoflager, einen Tag in dem Schlosse des Grafen von la Marche zu, er macht dem König und der Königin von England seine Aufwartung, und begibt sich auf dem kürzesten Wege, durch die Picardie, an den Hof des Königs von Frankreich.

„Da blieb ich“, also schließt der Bericht, „auf des heiligen

Vaters Befehl, sieben Monate, und war ich bei den Turnieren, so der König dem deutschen Kaiser, auch König von Böhmen, zu Ehren anstellte, und wobei sich der König von Navarra, mehrere Herzoge und große Herren eingefunden hatten: und als der König nach Paris zurückgekehrt war, brach ich meiner Seits auf, um mich nach Avignon zu dem Papst zu verfügen. Der empfing mich in ausgezeichneter Weise.

„Jetzt laßt uns bitten Jesum Christum, unsern Herren, welchem ist alle Gewalt, er möge in seiner heiligenden Gnade dergestalten uns leben lassen in der Welt, daß wir uns von Sünden reinigen und letzlich, in der Stunde unseres Todes und Scheidens, die Strafen vermeiden, von denen Ihr gehört habt, und daß wir zu jenem Ende gelangen, welches niemalen aufhören wird. Und mögen Alle, welche diese Erzählung lesen, beten für mich den Vizconde de Perellos y Roda.“ [1])

Spätere Nachrichten von dem Fegfeuer, gegenwärtiger Zustand der Wallfahrt.

Wie man gesehen hat, wurden dem Vizconde Perellos die mancherlei von Heinrich von Salterey uns aufbewahrten Vorschriften angewendet. „Niemanden“, schreibt dieser, „soll der Eintritt des Fegfeuers verstattet werden, er habe denn hierzu seines Bischofs Erlaubniß nachgesucht.“ Der Bischof soll den Bittsteller abmahnen, ihm vorstellen, daß viele, die da eingingen, niemals wiedergekommen sind. Beharrt der Supplicant in seinem Vorhaben, so mag der Bischof ihm eine schriftliche Erlaubniß ausfertigen, auf daß er sie zu Reglis dem Prior vorlege. Des Priors Pflicht ist es, den Waller zu bereden, daß

---

[1]) Raimund Vizconde Perellos kommt noch am 17. März 1405 in einem Spruche des Parlaments von Paris vor. Ein Abkömmling von ihm war vielleicht jener Raimund Perellos de Rocaful, des Malteser Ordens Großmeister, der nach einem Regiment von beinahe 23 Jahren am 10. Febr. 1720 sein Leben beschloß.

er von seinem Begehren ablasse, eine andere Buße sich erwähle: bleibt das ebenfalls vergeblich, so wird der Büßer in die Kirche eingeführt, und er nimmt eine vierzehntägige Uebung in Gebet und Fasten vor. Nach deren Ablauf wird der Prior die Clerisei der ganzen Umgegend einberufen: Angesichts dieser Versammlung empfängt der Büßende die heilige Communion, er wird mit Weihwasser eingesegnet, und in Procession, unter Anstimmung der Litanei nach dem Fegfeuer geleitet. Nochmals schildert der Prior, indem er das Thor aufschließt, die Gefahren eines Weges, auf dem so Viele verunglückten; bleibt der Büßer standhaft, so wird ihm von den sämtlichen da versammelten Priestern der Segen ertheilt, er empfiehlt sich ihrem Gebet, und schreitet hinab, seiner Stirne das Kreuzzeichen aufdrückend. Am andern Morgen geht der Prior wiederum zur Stelle, findet sich beim Aufschließen der Fremdling wohlbehalten vor, so wird er in Freuden nach der Kirche geleitet, um an heiliger Stätte andere 14 Tage zu wachen und zu beten, sind aber die 24 Stunden in der Fahrt abgelaufen, ohne daß der arme Sünder sichtbar wurde, so zweifelt Niemand an seinem Untergang, die Pforte wird verriegelt, der Prior und seine Begleiter entfernen sich schweigend. So Heinrich von Salterey, der auch zu verstehen gibt, daß des Ortes Wunderkraft bedeutend im Abnehmen, seit mit der almälichen Ausbreitung der sächsischen Herrschaft Fremdlinge, regulirte Chorherren Augustinerordens, zu Reglis sich eingedrängt hatten.

Nachdem lange Zeit der durch fromme Ueberlieferung geheiligten Stätte die Verehrung der Gläubigen gesichert gewesen, sank unter den Händen dieser Fremdlinge die Pilgerfahrt zu einem schmutzigen Geldgeschäft herab, bis ein Mönch aus dem Kloster Heemstede, der Windesheimer Congregation, ein Mann von hoher Frömmigkeit, die Veranlassung zu sothanen Unfuges Beseitigung gab. In dem inbrünstigen Verlangen, die Wunder des Klosters Reglis zu schauen, verschaffte dieser sich hierzu, etwan 1494, die Erlaubniß seiner Ordensobern, wie nicht minder des Ordinarius, des Bischofs David von Utrecht. Gehörig legitimirt, gelangte er zur Stelle, wo ihn aber der Vorsteher an den Ortsbischof verwies, als ohne dessen Geheiß Keiner eingelassen werden

dürfe. Mit Mühe erreichte der demüthige Mönch den Bischof, dem sollte er eine bestimmte Summe erlegen, als die für die Ausfertigung des Erlaubnißscheins festgesetzte Gebür: er erinnerte dagegen, daß er, selbst ein Bettler, kein Geld habe, daß er aber auch mit Geld versehen, keines zu spenden wagen dürfe, aus Furcht, mit dem Aussatz der Simonie sich zu verunreinigen. Durch unablässiges Bitten erlangte er von dem Bischof Brief und Siegel um die Vergünstigung, in das Fegfeuer eingelassen zu werden, doch sollte er zuvorderst den Schein dem Fürsten des Landes Tyrconnel, dem O'donnel vorlegen, weil dessen Bewilligung nicht minder erfordert werde. Geld verlangte wiederum der Fürst, indem er aber keines zu erpressen wußte von dem, der keines haben konnte, bewilligte er letzlich das Begehren. Dem Prior legte hierauf der Pilgersmann des Bischofs und des Fürsten Handschrift vor; da sprach der Prior: „Du mußt dem Kloster seinen Zoll geben," und nannte die Summe. „Geld habe ich nicht, der ich ein Bettler bin", erwiederte abermals der Mönch, „darf dir auch kein Geld geben, weil ich anders in Simonie verfiele, aber in Gottes Namen bitte ich, meiner armen Seelen zu Heil in jenen Prüfungsort mich eingehen zu lassen."

Diesen Worten nachgebend, rief der Prior den Sacristan herbei, und gab ihm die Weisung, den Pilgrim einzulassen, nachdem derselbe gebeichtet, die heilige Communion empfangen, überhaupt den in alten Schriften vorgezeichneten Satzungen genügt haben würde. In geziemendem Ernst wurde der Pilgrim vorbereitet, darauf mittels eines Seils in einen tiefen See herabgelassen, endlich zur Labung ein Laib Brod und ein Krug Trinkwasser ihm nachgeschickt. In besagtem See saß er die ganze Nacht durch, betend und zitternd, dann hörte er mit dem grauenden Morgen hoch über sich des Sacristans Ruf, dem ungesäumt das Herablassen des Seils folgte: er erfaßte dessen Ende und wurde heraufgezogen, höchlich betreten, denn er hatte in jener Tiefe nichts gesehen, und nichts gehört, keine Beschwerde, noch Anfechtung empfunden; daß abgelaufen sei das alte, im Glauben bewährte Wunder, daß es nur dem Scheine nach, aus unreinen Absichten, aus Gewinnsucht unterhalten werde, dieses

hatte er im Traume sich nicht gedacht. Aber klar wurde ihm, bei näherer Prüfung, der Sachen Bestand, und einen Betrug durch sein Schweigen nicht zu bekräftigen, begab er sich zur Stunde auf den Weg nach Rom, um dem h. Vater zu berichten, was er gethan, gesehen und erfahren habe. Alexander VI., die unerwartete Mähre vernehmend, erließ hierauf Schreiben an den Bischof, an den Prior von Reglis und an den Fürsten von Tyrconnel, wodurch ihnen aufgegeben, den Eingang zu dem Raume, welcher einstens des h. Patricius Fegfeuer gewesen, hermetisch zu verschließen: die Briefe mußte der holländische Mönch wiederum nach Irland tragen, und es geschah, wie darin geboten, durch Vermittlung des Guardians der Franziscaner zu Donegal, an St. Patricien Tag 1497.

Es folgten die Zeiten der Reformation und blutige Kämpfe um den alten Glauben. Druck erzeugt Gegendruck, und das westliche Ulster, gleichwie es der Brennpunkt der gegen die sächsischen Unterdrücker bewaffneten Opposition geworden, gestaltete sich zum Hauptsitze der religiösen Exaltation. Die Wallfahrten zu dem Fegfeuer erneuerten sich, und in verdoppelter Lebhaftigkeit, nachdem an der regulirten Chorherren Stelle Franziscaner getreten waren. Den Frommen zu Gute beschrieb David Rothes, der Bischof von Offory, die für die Bittfahrt eingeführte Ordnung in folgenden Hauptzügen. Die neun Tage hindurch, welche der Büßende auf der Insel zubringt, soll er bei Wasser und Brod fasten, nur einmal in 24 Stunden Brod essen. Dreimal des Tages, zu Morgen, Mittag und Abend begeht er die heiligen Stationen, und zwar barfuß, denn Schuhe und Strümpfe hat er abgelegt, bevor er St. Patricien Kirche zu betreten wagt. Nach verrichtetem Gebet umkreiset er siebenmal den innern Raum der Kirche, und siebenmal umkreiset er sie von Außen, auf dem Kirchhof. Dann wird er nach den Marterhäuschen, oder, wie sie sonsten heißen, nach den Ruhebetten oder Bußcapellen der Heiligen, welche kreisförmig den Eingang des Fegfeuers umschließen, geführt. Siebenmal umkreiset er, mit nackten Füßen, von Außen eine jede dieser Capellen, siebenmal umrutscht er auf den Knieen den innern Raum. In der gleichen Weise werden die beiden

Kreuze, das eine auf dem Kirchhofe, das andere über einem Haufen von aufgeschichteten Felsstücken errichtet, begangen. Nach allen diesen Wanderungen über rauhe, mitunter felsige Pfade wird der Büßer zum See geleitet, und auf einen Marmorstein, der unter dem Wasserspiegel verborgen, setzt er die müden, häufig wunden Füße. Während der halben Stunde, auf dem Stein zugebracht, betet er das Vater unser, den englischen Gruß und den Glauben, und so wunderbare Labung empfängt er von dem Marmor, auf welchem St. Patricius gebetet, auch den Abdruck seiner Füße hinterlassen haben soll, daß er sogleich den zweiten Bittgang antreten möchte. Das wird ihm aber nicht verstattet, es geschehe denn nach einiger Stunden Verlauf.

Am achten Tage wird die Zahl der Umkreisungen verdoppelt, auf daß der neunte Tag ausschließlich dem eigentlichen Bußwerk gewidmet sein könne. An diesem Tage versammeln sich die Büßer alle, die nach hinreichender Vorbereitung die Fahrt in Gemeinschaft anzutreten haben, und es redet sie der Priester an, ihnen die Gefahren zu schildern, wartend derer, welche ruchlosen Sinnes einkehren, nicht minder die Belohnungen, verheißen denjenigen, so ihr Gewissen gereinigt haben; seine Worte bekräftigt er durch Beispiele, welche den Gefühllosesten bewegen, den Kühnsten schrecken, den Hartnäckigsten erweichen mögen. Zerknirscht, ihrer Sünden entbunden, empfangen die Pilgrime die heilige Communion, um sodann, zu einer Procession geordnet, dem ihnen vorgetragenen Kreuze zu folgen; sie werden mit Weihwasser besprengt, und verweilen einige Augenblicke in dem Eingang der Höhle, die sie als einer andern Welt Pforte betrachten, seufzend und wehklagend, Verzeihung und Frieden von Allen sich erbittend und Allen verheißend: unter Thränen und Schluchzen gehen sie der Höhle ein, die Pforte wird von Außen verschlossen. Uneigentlich zwar heißt eine Höhle das steinerne Häuschen, das eng und niedrig, einem Manne von gewöhnlicher Größe nur eben mit gebeugtem Halse zu sitzen erlaubt, überhaupt nur 9, höchstens 10 Männer, und wenn sie noch so dicht sich zusammendrängen, aufnehmen kann. Spärlichen Zugang verstattet dem Licht das einzige Fensterlein. Der Brunnen ist genau so lang und

breit, daß ein Mann, auf dem Rücken liegend, ihn ausfüllen würde, das mächtige Felsstück, so seinen Boden ausmacht, soll nach Einigen den Abgrund verschließen, welcher, den Verstockten zu einem Schrecken, auf St. Patricien Geheiß sich aufthat. Es soll auch vormals besagter Brunnen ungleich tiefer gewesen, aber allmälig, auf des heiligen Stuhles Geheiß ausgefüllt worden sein. Die in der Höhle eingeschlossenen Büßer müssen 24 Stunden nüchtern bleiben, nur daß sie allenfalls mit einigen Tropfen Wasser den Gaumen anfeuchten dürfen, nach dieser 24 Stunden Verlauf werden sie von dem Präfect der Pilgrime herausgelassen, und zum Seeufer geführt: nackt stürzen sie sich in die Fluthen, und wiedergeboren, gereinigt in dem Bad der Buße, ziehen sie ein dem Gotteshause, ihren Dank dem Allmächtigen für das glücklich vollbrachte Werk der Sühne darzubringen, und den Eid zu erneuern, der sie der christlichen Miliz verpflichtet, und ihnen auferlegt, freudig das Kreuz Christi zu tragen. So weit David Rothes.

In dem Bürgerkrieg von 1640 durch die siegenden Engländer heimgesucht, erlitt Reglis, vorab in seinen Gebäuden, eine gänzliche Zerstörung. Sie erstanden aber aus den Trümmern, und bis auf den heutigen Tag finden sich daselbst zahlreiche Wallfahrer aus den entlegensten Theilen Irlands zusammen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts rechnete man jährlich dreißig und etliche tausend Pilgrime, und war die ihrem Uebersetzen dienende Fähre um 200 Pf. St. jährlich verpachtet. — Genug von der christlichen Mythe, deren Ursprung in das finstere Heidenthum hinaufzurücken, neuere Forscher sich bemühen. Nach ihnen sollen die *Tuatha da dannan*, mächtige Zauberer, die hauptsächlich in Tyrconnel zu Hause, auf der größern Insel des Lough Deargh, oder Gearg, nach der ursprünglichen Form, ein Orakel gehabt haben; die hierzu gewidmete Höhle *uamh Treibh O'in*, die Höhle des Stammes O'in, so wird ferner erzählt, soll mit der Zeiten Wechsel in das Fegfeuer des h. Patricius sich verwandelt haben. Deshalb tragen auch die den See umschließenden Ortschaften und Berge meist Namen, die an der *Tuatha da dannan* Gewerbe erinnern, wie *Rughd-Cruach*, *Cruach-Brioit*, *Sceirgearg* oder

Gearog, der Berg der Zauber, der Fels des Schicksals, u. s. w. Von Schriften um das Fegfeuer des h. Patricius nenne ich einzig *Histoire de la vie et du purgatoire de S. Patrice, mise en français par le Père Philippe de Bouillon, de l'ordre de S. François, Paris, 1643*, und *St. Patrick's Purgatory; an essay of the legends of Purgatory, Hell and Paradise, current during the middle ages, by Th. Wright, London, 1844. 8°.*

Der Rizzapfad, die selige Rizza.

Jenseits des südlichen Glacis der Stadt, welches ich für jetzt anzudeuten mich begnüge, etwan 130 Schritte weiter, hart am Leinenpfad, dient ein Fragment des vormaligen Hof- oder Schloßgartens, des südliche Grenze der Rizzapfad gewesen, einer Bleiche. Nun nennt zwar, in Walt. Scott's *Bethrothed*, Wilkin Flammock „*the finest object in the nature a well-spread bleaching field*" [1]; jedoch sind dergleichen Anstalten bis jetzt selten oder niemals der Gegenstand historischer Betrachtung geworden. Anders verhält es sich mit dieser Bleiche, deren Hintergrund bis zu der Mainzer Straße, einen Abschnitt von dem Rizzapfad bewahrt, d. i. von dem Wege, den Rizza, die selige Jungfrau verfolgte, wenn sie tagtäglich in der frühen Morgenstunde aus ihrem Gehöfte Arzheim herüberkam, trockenen Fußes, als sei zu einem Eisspiegel der Rhein gefroren, um entweder in der Kirche der Märtyrer auf der Höhe, so uns die Karthause heißt, oder aber in St. Castors Münster bei der Mündung der Mosel zu beten.

In jenem Münster weilte gern die gottesfürchtige Jungfrau, des frommen Ludwigs, des Stifters jenes Münsters, nahe Anverwandte, wenn sie auch nicht als dessen Tochter zu gelten hat. Dem edelsten, herzoglichen oder kaiserlichen Geschlechte entsprossen, wird sie vorsichtiglich in der Bürger von Coblenz Schreiben an den

---

[1]) Den schönsten Anblick in der Natur gewährt eine mit Linnen reichlich bespreite Bleiche.

Papst vom 27. März 1265 genannt: um so zuversichtlicher aber spricht besagtes Schreiben von den vielen, durch die Fürbitte der Seligen an ihrem Grabe gewirkten Wundern und Zeichen, welche zwar zu verbergen, St. Castors Brüder angelegentlichst sich bemühen, aus Furcht, sie könnten einer eitlen Pralerei bezüchtigt werden.

An der Spitze jener Wunder steht die Heilung der an mehren Gliedern gelähmten Benigna. Mühsam hatte sie auf einen Stab gestützt, an St. Stephans, des Erzmärtyrers festlichem Tage 1204, nach St. Castors Münster sich geschleppt, inbrünstig an der Seligen Grabstätte ihre Verwendung angerufen, da streckte sich urplötzlich, mit einem lauten Knall, der Beterin verwachsenes Bein, und kerzengerade, in Worte des feurigsten Dankes für die himmlische Wohlthäterin ausbrechend, richtete sie sich auf, zum Erstaunen, unter dem Jubelruf des sie umgebenden Gedränges. Den Stab warf die Genesene von sich, und wurde er, sorgfältig aufbewahrt, vielen andern Preßhaften ein Wink, an der gleichen Stelle die gleiche Wohlthat zu suchen. Sechs Wochen später, zu Lichtmessen 1205, kam ein Weib aus Ehrenbreitstein zu dem Grabe der Wunderthäterin, legte eine kleine Gabe dabei nieder, und betete für die blinde Tochter daheim. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie die blinden Augen geöffnet, in Freudenthränen gebadet. Thränen vergoß auch die dankbare Mutter, und der Welt ihre Dankbarkeit zu offenbaren, hat sie am nächsten Sonntag, von den Jubelgesängen einer zahlreichen Procession begleitet, ihre Tochter zum Grabe, zum Altar der Seligen geführt, und dorten abermals, durch die Hand des ihr zum zweitenmal geschenkten Kindes eine kleine Gabe niederlegen lassen. Eine Frau aus Lahnstein war am ganzen Leibe dergestalten verzogen, daß sie den größten Theil ihres Lebens auf den Boden ausgestreckt, zubringen mußte: wollte sie von der einen zur andern Seite sich wenden, wälzen vielmehr, dann mußte ihr vordersamst, statt einer Winde, ein Schemel, *scabellum* [1]) unter den Kopf geschoben werden. Lange Jahre hatte sie in diesem kläglichen Zustande zugebracht, da unternahm sie, gelang es

---

[1]) Das Diminutiv, Schabellchen, lebt noch im Volke.

ihr, nach Coblenz in St. Castors Kirche, vor der seligen Rizza Grab sich zu wälzen, und da, ausgestreckt, flehte sie, Samstag vor Christi Himmelfahrt 1205, um die einzige Gnade, daß sie mit Hülfe eines Stabes sich aufrichten, gehen, ihren häuslichen Geschäften nachkommen könne. Was sie sich erbeten, nicht mehr und nicht weniger, wurde ihr gewährt. Bald darauf, zu Peter und Paul, wurde Christina, aus Virnenburg, zur Stelle geführt: das Weib war vom Bösen besessen, und sollte der ausgetrieben werden. Der unsaubere Geist fühlte sich alsbald durch die Nähe der Seligen beunruhigt, er schmähte sie, bekannte sich dann überwunden. Den Freitag darauf wich er von der Besessenen, und waren des Zeugen mehre Priester und andere gelehrte Männer. Den Herren preisend, die Christina mitten unter ihnen, gingen sie nach Hause; vor der Kirchenthüre erwartete ihrer der böse Feind, und einen solchen Tumult hat der angerichtet, solche schreckliche Töne in den Lüften vernehmen lassen, daß die mehrsten derjenigen, die eben seiner Niederlage Zuschauer gewesen, voll Entsetzens nach dem Gotteshause zurückeilten, um da Schutz zu suchen. Eine andere Frau, Elisabeth aus Ochtendung, die vollständig gelähmt, ließ sich zu der Seligen Grabe tragen, und verharrte davor im Gebete vom Mittwoch nach Peter und Paul bis zu des Festes Octave, da sie der Ausdauer Lohn empfing. Sie schaute, sie zeigte einer neben ihr knieenden Frau aus Horchheim den von unbeschreiblicher Glorie stralenden Leib der seligen Jungfrau, sie erhob sich mit Leichtigkeit im nämlichen Augenblick, und verließ die Kirche, nachdem sie vor jedem der vielen Altäre ihr feurigstes Dankopfer dargebracht hatte. Nicht lange, und Gerlach und Gusella, Eheleute aus Plaidt, führten ihr fünfjähriges Söhnlein zum Grabe der Seligen. Lahm geboren war Konradin, als er jedoch den Schrein berührte, da löseten sich der Muskeln Fesseln, und frei und frank schritt er daher, welche Gnade zu erkennen, die beglückten Eltern alljährlich einen Denar nach St. Castor zu opfern gelobten.

Diese, und so viele andere Wunder, haben jedoch die Chorherren von St. Castor sorgfältig verschwiegen, und ist es wohl einzig ihrer bescheidenen, übertriebenen Zurückhaltung zuzuschrei-

ben, daß Rizza nicht von der allgemeinen Kirche als eine Heilige anerkannt worden, sondern einzig in Coblenz und der nächsten Umgebung die einer Seligen gebürende Verehrung empfängt, daß ihre Gebeine nicht auf einem Altar prangen, sondern nur eine erhöhte Grabstätte in St. Castors Stiftskirche gefunden haben. Und selbst dieser örtliche Dienst beschränkte sich in der neuesten Zeit beinahe auf das einzige Coblenz, wie denn namentlich St. Rizzen Capellchen in dem Pfaffendorfer Walde zu dem kläglichsten Verfall herabgekommen ist. Dem Gedächtniß der Seligen ist der 30. August gewidmet, und wird sie vornehmlich in der Lahmheit und in Fehlern des Gesichtes angerufen, wie das in einem uralten Ritual des St. Castorstiftes ausgedrückt. Da findet sich die folgende

Oratio.

Deus, qui vitae Sanctitatem B. Ritzae insignium miraculorum frequentia populo manifestare dignatus es, praesta supplicibus tuis, ejus meritorum intercessione a contractione membrorum et caecitate oculorum, et mentis tenebris et a morte perpetua liberari, per Christum Dominum nostrum.

Es bestand auch vormals, unter ihrer Anrufung, bei besagter Kirche eine Brüderschaft, deren hoher Flor durch ein Register von 1480 bekundet wird. In einer alten von dem Stift herrührenden Anzeichnung heißt es: „die selige Henrica gab den Brüdern einen einträglichen Hof in Covern mit allen seinen Dependenzen, mit zahlreichen Hörigen und Weingärten", daß also hiernach der Name Rizza, verwandt mit Richenza und Richsa, eine Derivation von Heinrich zu sein scheint. Die weitere, aus dieser Notiz gezogene Folgerung, daß die Selige in Covern ihren Wohnsitz gehabt habe, müssen wir jedoch, weil mit der Tradition des Rheinüberganges unverträglich, verwerfen. Wie Rizza gelegentlich eines solchen Ueberganges ihren Mangel an Vertrauen zu göttlichem Schutze zu büßen in Gefahr gerieth, erzählt uns eine von Simrocks gediegensten Balladen, die ich dem Dichter zu entlehnen, keinen Anstand nehme.

Jenseits Koblenz wohnte Ritza einsam, von der Welt geschieden,
Jenes frommen Ludwigs Tochter, aber frommer selbst als dieser.

Immer Morgens, wenn die Glocken in St. Kastors Kirche riefen,
Schritt sie auf des Rheines Wellen freudig hin, vor Gott zu knieen.
Gerne trugen sie die Wellen, denn ihr Herz war reich an Frieden,
Und im gläubigen Gemüthe wuchs ihr nur Vertraun und Liebe.
Berge könntet ihr versetzen, hättet ihr Vertraun und Liebe,
Ueber Meere sicher wandeln, wär euch Zuversicht beschieden.
Also gieng die fromme Ritza, wie auf salzger Flut die Kiele,
Und des Rheines Schmeichelwogen freundlich ihren Fuß umspielten,
Trocknes Fußes gieng sie täglich nach St. Kastor und hinwieder,
Und verdoppelt blickt ihr Antlitz aus des Stromes glattem Spiegel.

Aber einst, da wildgehoben war die Flut und Stürme bliesen,
Wollte Zagen sie beschleichen, Zweifel ihren Muth besiegen.
Standen Reben da am Ufer, sich um Kieferpfähle schmiegend,
Riß sie einen aus der Erde, daß er ihr zum Stabe diene;
Setzt den Fuß dann auf die Welle, und die Welle will sie wiegen,
Aber nur dem Pfahl vertrauend hält sie ängstlich sich an diesen:
Sieh, da sinkt ihr Fuß zu Grunde und der Stab versagt die Dienste,
Wasser spült um Knie und Hüfte und noch sinkt sie tief und tiefer.

Da in Todesnöthen dachte sie des Heilands, der gebieten
Kann dem Sturme sich zu legen, und der Flut gemach zu fließen.
Aus den hoch gehobnen Händen schleudert sie den Schaft der Kiefer,
Streckt sie flehend zum Erlöser, neues Glaubens voll, und siehe,
Wieder heben sie die Wogen, und der wilden Flut entstiegen,
Tritt sie mit dem Fuß die Welle, schreitet fürder triumphierend
Und gestärkt im Glaubensmuthe naht sie bald dem sichern Ziele.
In St. Kastor wirkt noch Wunder was der Welt von ihr geblieben;
In der Schaar der Selgen Gottes ist der Stuhl ihr angewiesen.

Ich nehme aber auch keinen Anstand, einige Unrichtigkeiten, die Hr. Simrock sich zu Schulden kommen läßt, zu rügen. Einmal ist es irrig, daß die Reben, welchen Rizza den Pfahl entlehnte, am Ufer gestanden haben; wenigstens erzählt die Ueberlieferung, wie sie im Munde des Volkes lebt, im Clausenberg habe die Selige den Stab ausgerissen. Ueber diesen Berg, in bedeutender Entfernung von dem Ufer, führt der Pfad von Arzheim hinab zur Tiefe. Viel sträflicher ist aber eine andere Licenz, die Hr. Simrock, ich weiß nicht in welcher seiner Schriften, sich herausnimmt, wenn er nämlich Besselich als der Rizza Wohnung nennt, von Besselich sie hinauf nach Coblenz gehen läßt. Einen

solchen Verstoß gegen die Localität weiß ich allein durch des Dichters freundschaftliche Beziehungen zu dem heutigen Besitzer von Besselich zu erklären, und fällt mir über solche ein, was man dem Verfasser der *Délices du pays de Liège, à Liège,* 1738—1744, nachredet. Es beschreibt dieses auch heute noch werthvolle Buch die topographische Merkwürdigkeiten des Fürstenthums Lüttich, Städte, Klöster, Schlösser; jeder Beschreibung ist eine Abbildung, in Kupfer gestochen, beigefügt, wenn anders der Besitzer eines solchen Schlosses, der Abt u. s. w. die Kosten des Stiches hat tragen wollen. Eine Beschreibung ohne Abbildung verräth demnach einen knauserigen Eigenthümer. Aber auch die vorhandenen Abbildungen sind zwiefacher Art: bei den einen raucht, bei den andern raucht nicht der Schornstein. Der Rauch deutet an, daß der Verfasser in dem Hause gastirt, der unthätige Schornstein, daß er nicht gastirt worden.

Franz Spohn, der Grenadier.

Weil ich doch einmal veranlaßt worden, mit Hrn. Simrock mich zu beschäftigen, mag auch seine allerliebste Ballade, Korporal Spohn, samt einem nicht überflüssigen Commentar hier Platz finden. Den Stoff fand er in einer allgemein zu Coblenz geglaubten Sage, laut deren ein Coblenzer Kind am Vorabend der Schlacht von Austerlitz, das eigene Leben freudig hingebend, des großen Kaisers Leben gerettet haben, und dafür in seinen Kindern mit kaiserlicher Freigebigkeit belohnt worden sein soll — ein Stoff dergestalten verführerisch einem Dichter, daß ich ihm es nicht verargen kann, wenn er in den Einzelnheiten der Sage die Unwahrscheinlichkeit im Allgemeinen übersah. Mag immerhin Alfred, der Sachsen König, in Harfners Tracht das Dänenlager besucht haben, solche Thorheit nachzuahmen, ohne Bedeckung bis zu den Pikets der Kosaken vorzugehen, um doch nichts zu sehen, dessen war Napoleon unfähig.

Korporal Spohn.

Man kennt in Koblenz und im Thal
Noch Spohn, den großen Korporal

Was that der Spohn, daß man ihn kennt?
Verdient er wohl ein Monument?

Der Spohn war ein getreuer Mann,
Getreuern Niemand finden kann.

Seinem Kaiser diente treu der Spohn,
Sein Kaiser hieß Napoleon.

Der hat in der Dreikaiserschlacht
Sich vorgewagt mit Unbedacht.

Da ward er plötzlich angesprengt,
Von Feinden rechts und links bedrängt.

Kosacken sinds, auf schnellem Roß,
Entflieht der Kaiser vor dem Troß.

Hier aber hemmt Gebüsch den Ritt:
Der Kaiser ist des Lebens quitt.

Das sah der Spohn, der war nicht faul:
„Herr Kaiser," rief er, „mir den Gaul,

Mir den berühmten eckgen Hut,
Flieht, eure Rolle spiel ich gut".

Zur Erde sprang Napoleon,
Auf seinem Schimmel saß der Spohn.

Den eckgen Hut wohl auf dem Haupt;
Der Feind sich nicht betrogen glaubt.

Er sprengt heran und jauchzt dem Fang,
Und sieht zu spät, daß er mißlang.

Als sie den Korporal nur schaun,
Da ward der Spohn zusammengehaun.

Der Kaiser lief in schnellem Lauf,
Hatt einen Korporalshut auf.

Von dieser Zeit, hört ich einmal,
Hieß er der kleine Korporal.

Der große Korporal war Spohn,
War größer als Napoleon.

Schade um die Dichtung, daß der durch sie gefeierte Corporal Spohn ganz und gar ein Geschöpf der Einbildung bleiben wird. Geboren zu Coblenz, den 24. Jul. 1776, ein Zimmermann seiner Profession, kam Franz Spohn als Remplaçant oder

Stellvertreter, durch freie Wahl folglich, zu dem 36. französischen Linienregiment. Dieses Regiment bildete die Tête der Angriffscolonne, welche in der Schlacht vom 2. Dec. 1805 das russische Centrum durchbrach, und also die Entscheidung der Schlacht herbeiführte. Wie begreiflich, erlitt besagtes Regiment schweren Verlust, auch der Grenadier, nicht Corporal, Spohn, wurde tödtlich verwundet, starb jedoch erst am 13. Januar 1806, zu Austerlitz im Lazareth. Bereits am 7. Dec., 16. Frimaire Jahr XIV. hatte Napoleon, in der Aufregung um seinen ersten über die Russen erfochtenen Sieg, das folgende Dekret erlassen:

Art. 1. Nous adoptons tous les enfans des généraux, officiers et soldats français, morts à la bataille d'Austerlitz.

Art. 2. Ils seront tous entretenus et élevés à nos frais; les garçons dans notre palais impérial de Rambouillet, et les filles dans notre palais impérial de Saint-Germain.

Es erscheint bei dem ersten Anblick die Adoption der Kinder der sämtlichen Gefallenen als eine colossale Dankäußerung, sie wird jedoch an Umfang bedeutend reducirt durch die Betrachtung, daß das Conscriptionsgesetz, mittels dessen die Armeen des Kaiserthums sich ergänzten, die Unverheuratheten allein traf, daß folglich unter den Gemeinen nur sehr wenige Verheurathete, nur unter den Stellvertretern, sich finden konnten. Verheurathet war aber der Grenadier Spohn seit dem 9. Mai 1799, 20. Floréal Jahr VII., mit Elisabeth Brohl, und den drei Kindern dieser Ehe mußte die Wohlthat des kaiserlichen Dekrets angedeihen, wenn auch dasselbe in kurzer Frist eine wesentliche Modification erlitt. Die gemeinsame Erziehung der vielen Kinder wurde nämlich als unstatthaft, verworfen, und dagegen das System der Dotationen angenommen. Jedes der einzelnen Kinder erhielt eine Jahresrente von 500 Franken: davon sollten die Kosten der Erziehung bestritten werden, während der Ueberschuß zu der Bildung eines Vermögens für jedes einzelne Individuum anzuwenden. Die Rente, gegeben, wie es in dem Dekret vom 3. October 1809 heißt, „*pour la descendance directe et légitime, naturelle ou adoptive de mâle en mâle, par ordre de primogéniture*", in deren Ermanglung sie an den *Do-*

maine extraordinaire zurückfallen sollte, wurde ursprünglich auf den Monte-Napoleone zu Mailand radicirt, wie aus folgendem Schreiben hervorgeht:

Paris, le 25. avril 1810.

Le Conseiller d'état, Baron de l'Empire, Procureur général du Conseil du sceau des Titres, à Mademoiselle Marguerite Napoléon Spohn.

Mademoiselle! J'ai l'honneur de vous prévenir que, conformément aux dispositions du décret du 15. août, qui fixe les classes dans lesquelles seront compris les militaires blessés dans les dernières batailles d'Allemagne (die ganze Stelle, anhebend mit den Worten „*qui fixe*", war in dem gedruckten Briefe gestrichen, und folgendermaßen handschriftlich ersetzt) *par lequel Sa Majesté a attribué des dotations aux enfants adoptés par elle, en conséquence de son décret du 16. Frimaire an XIV., Sa Majesté par décret du 5. octobre 1809 vous a accordé une rente de 500 f. à prendre sur les fonds du Monte-Napoleone ou du canal du Midi.* Die fünf letzten Worte sind ausgestrichen, was jedoch nicht verhinderte, daß durch späteres Dekret, vom 7. Feb. 1811, diese Rente, so wie jene der beiden andern Kinder Spohn auf den *Canal du midi* angewiesen wurde, unstreitig ein großes Glück für die Beschenkten, denn während alle auf den Monte-Napoleone angewiesene Pensionen und Renten verloren gingen, participirten die Spohn, als Inhaber von drei Actien, bei den Vortheilen der steigenden Frequenz und Erträgniß des Canals, so daß die 500 Franken allmälig zu 13, 14, 15, 1700 Franken gestiegen sind. Der älteste Sohn, Jacob Napoleon Spohn, geb. 23. Juni 1800, Inhaber der Actie Nr. 998, starb kinderlos, den 15. Januar 1845, gleichwie auch sein Bruder, Heinrich Napoleon, geb. 22. März 1804 (Actie Nr. 1000), den 17. Mai 1832 kinderlos gestorben ist. Die Schwester aber, Margaretha Napoleon Spohn (Actie Nr. 999), geb. 27. März 1802, verheurathet den 29. März 1822 an Friedrich Wilhelm Gerwin, und verstorben den 29. April 1846, hat mehre Kinder hinterlassen, und ist statutenmäßig ihr ältester Sohn zum Bezug der Rente berechtigt.

Von dem vormaligen Rizzapfad bis zum Rondell folgt Garten auf Garten: in jenem des Hrn. Franz Gabriel Drimborn bewundert man eine zahlreiche und gewählte Sammlung von Camelien. Sein Garten, vor einigen Jahren noch der Mainzer Garten genannt, grenzt gegen Süden mit der ausgedehnten, schönen und werthvollen Besitzung des Hrn. Delius, die bis 1810 des Grafen von Eltz gewesen, und zwei elegante Wohnhäuser umschließt. An des Gartens oberm Ende, gleich bei dem Eingang des aufwärts zur Karthause führenden Weges, mahnen zwei Ruhebänke zu einem Blicke auf das pittoreske Pfaffendorf, jenseits des Stroms. Die dort zu machende Pause benutze ich als eine Gelegenheit, zu dem Glacisweg zurückzukehren.

Der Glacisweg mit seinen Radien.

Von dem Rhein zur Mosel, in der Länge von 2538 Schritten, gestaltet sich der Glacisweg mit seinen Pflanzungen zu einem höchst anmuthigen Spaziergange. Durch drei Thore, das Mainzer-, Lehr- und Weißer Thor, ist er der Stadt verbunden, sechs verschiedene Wege, die große Heerstraße, der obere und der untere Georgenweg, der h. Kreuzweg, der obere und der untere Weißer Weg sind dem freien Felde zu gerichtet. Die große Heerstraße mag an einer der vielen Stellen, wo sie mit dem Leinpfad des Rheines zusammentrifft, behandelt werden. In sie mündet, höchstens 20 Minuten von der Stadt, der untere Georgenweg, der außer der tiefen Einsenkung, die ungezweifelt verlassenes Flußbett, keine Merkwürdigkeit bietet. Der obere Georgenweg wird gleich dem mit ihm paralell gerichteten untern Georgenweg von einem namenlosen Feldwege durchschnitten, der früher ein Stationenweg gewesen, zu dem h. Kreuz führend. Von den Stationen sind noch zwei vorhanden. Auf dem Punkt, wo beide Wege sich kreuzen, steht das sogenannte Märker Bildchen; ein Capellchen oder Heiligenhäuschen unter Anrufung der heiligen Gottesgebärerin, das an dem Feste Mariä Heimsuchung und

während der Octave, in der Abendstunde von zahlreichen Betern besucht wird; in geringem Abstande davon, bei einem zweiten Capellchen, wurden die gerichteten Verbrecher beerdigt, daher es im gemeinen Leben das Armesünder-Heiligenhäuschen hieß. Diese Capellchen, die Stationen, die gewaltigen Bäume, durch welche vordem der Georgenweg beschattet, gaben ihm einen ernsten, feierlichen Anstrich, dessen, wie gewöhnlich, die Einbildungskraft sich bemächtigte. Viele Spukgeschichten wurden vornehmlich von dem zu einem Kreuzweg sich gestaltenden Abschnitt erzählt, und noch in der neuesten Zeit wollte ein Lehrer, protestantischen Bekenntnisses, unweit der obern Mündung, einen dreibeinigen Hasen begegnet, und aus dessen Munde, sehr deutlich, die Frage vernommen haben: „Hast du meine Kinderchen nicht gesehen?" Daß der Dreibeiner deutsch sprach, erweckt in jedem Falle für ihn ein günstiges Vorurtheil. Deutsch spricht man bekanntlich im Himmel, Französisch in der Hölle, jener zärtliche Frager scheint demnach den guten Geistern anzugehören. Gegenwärtig ist man beschäftigt, neben dem unansehnlichen Heiligenhäuschen eine Capelle samt Glockenthürmchen zu errichten. Der oberste Georgenweg endigt in der Verlängerung des h. Kreuzweges, und sollte der Ordnung nach für jetzt von diesem gehandelt werden. Ich ziehe es jedoch vor, zunächst von den verschiedenen nach Moselweiß führenden Wegen zu handeln.

Der obere Weißer Weg, ursprünglich der einzige Fahrweg, war vor Zeiten mit dem untern Weg durch den Karthäuserpfad verbunden. Den Pfad hatten die Karthäuser, ihre Verbindung mit dem Kemperhof zu erleichtern, über ihr Eigenthum geführt, und von dem untern Wege ausgehend, gelangte am Fronleichnamsfest die Moselweißer Procession über den besagten Karthäuserpfad, nach dessen oberm Ende, wo das St. Laurentiushäuschen der Procession Ziel wurde. Karthäuser und Heiligenhäuschen sind verschwunden, der Pfad bestand, bis in der neuesten Zeit die städtische Verwaltung in Coblenz für gut fand, ihn an die angrenzenden Eigenthümer zu veräußern. Dagegen erhob sich die immense Majorität der Bürger von Moselweiß, für die es eine große Abkürzung des Marktweges, wenn

sie, von der untern, am stärksten bevölkerten Abtheilung des Dorfes kommend, über den Karthäuserpfad nach dem Lehrthor gelangen konnte, und die Sache kam zu Proceß. Die Stadt behauptete, der für ihre Rechnung verkaufte Weg sei kein Weg, der Richter erster Instanz umging die Frage, ob die von der Stadt verkauften Parzellen einen Weg gebildet hätten, und sprach sich im wesentlichen dahin aus, daß, wenn ein Weg unterdrückt worden, doch jedenfalls nur die unmittelbaren Anstoßer des Weges *(les riverains)* zur Beschwerdeführung über dessen Unterdrückung befugt gewesen, diese aber hätten durch den Ankauf der versteigerten Parzellen ihre Einwilligung zu der Unterdrückung gegeben. Die Anstoßer, d. h. diejenigen, deren Grundstücke von dem fraglichen Weg durchschnitten wurden, bedurften dieses Weges nicht, um auf ihr Eigenthum zu gelangen, weil dieses ihnen sowohl von dem obern als von dem untern Communalwege her zugänglich; für sie war also der Weg vollkommen überflüssig, ja sogar ihnen lästig, wie ihre verjährten Klagen über die Uebergriffe der Fußgänger und Fuhrleute lehren; es kann also auch unmöglich im Interesse der unmittelbar anstoßenden Grundstücke der unterdrückte Weg angelegt worden sein. Jedenfalls wird der Mangel einer Verbindung zwischen dem obern und dem untern Wege, die mehr als eine halbe Stunde weit paralell aneinander vorbeilaufen, dem Verkehr ein bedeutendes Hinderniß sein. Der untere Weg hat seine Bedeutung erst 1813 erlangt, nachdem die alte Stadtmauer in der Richtung, wo jetzt das Moselweißer Thor angebracht, durchbrochen worden: in frühern Zeiten war er einem Pfade zu vergleichen. Dieser untere Weg ist durch eine schmale Strecke von dem Rande oder dem Leinpfad der Mosel geschieden; zwischen beiden, der Stadt Coblenz oder genauer, dem Wolfthor zunächst, ist der Juden Kirchhof angebracht, den man jedoch nicht, wie in einem richterlichen Erkenntniß geschehen, mit dem ältern Judenkirchhof, den Erzbischof Otto von Ziegenhayn, bei Gelegenheit einer allgemeinen Austreibung der Juden vernichten ließ, verwechseln darf. Weiter aufwärts, zwischen dem Leinpfad und dem untern Weg, an dem westlichen Rande beinahe des Rauhenthals, außerhalb des ersten und zweiten Festungsrayons

(resp. 800 und 500 Schritte) haben französische Speculanten ihre Werkstätte für die Gasfabrication, von welcher die Beleuchtung der Stadt abhängig. Der Grund zu den Gebäulichkeiten wurde im Juni 1846 gelegt, und am 11. Febr. 1847 begann des Werkes Thätigkeit, die jedoch, von wegen eines Gebrechens in der Maschinerie, vom 4. Juni bis zum 8. Sept. 1847 stockte. Die Anlage hat weit über 50,000 Thlr. gekostet, und kann die entfernteste Gefahr einer Belagerung ihr verderblich werden, die Stadt zu vollkommener Finsterniß verdammen. Mit Recht heißt der ganze Strich bis zur Karthause und dem Heiligkreuzweg das Rauhenthal; die Ausdünstung des Stromes, die häufigen Nebel legen dem Obstbau schwere Hindernisse entgegen: in der obstreichen Landschaft ist es beinahe die einzige Localität, in welcher Fruchtbäume kein rechtes Gedeihen finden. Der ernste, freudenleere Charakter des Rauhenthals spiegelt sich in dem flachen, auf vielen Stellen mit Kies überzogenen Uferrand, dem einzig der Blick auf die Hügel des andern Ufers einigen Reiz verleihet. Die seichte Eintönigkeit theilt sogar dem Flusse sich mit; eine Sandbank legt der Schifffahrt wesentliche Hindernisse entgegen, die jedoch allmählig schwinden werden, unter dem Einflusse der großartigen, auf dieser Stelle ihren Anfang nehmenden Arbeiten für die Correction des Fahrwassers, so durch den verlebten Wasserbauinspector Vanderbergh ausgeführt worden.

Gleich oberhalb dieses ersten Wehres gelangt man zu dem Kemperhof, der in seinem Namen das Andenken der alten Besitzer bewahret. Der Cistercienserabtei Kamp oder Altenkamp bei Crefeld Eigenthum, wurde er mit den davon abhängenden Gütern in den Markungen von Coblenz, Weiß, Metternich, Bubenheim und Kesselheim, ausgeschieden doch die Güter zu Ley und Kesselheim, um 3200 goldne Schilde, am 20. Dec. 1355 an die Karthause verkauft. Den 8. April 1502 erlaubte der päpstliche Legat, Raimund Cardinal von Gurk den Karthäusern, in ihren Höfen Kamp und auf dem Berg einen tragbaren Altar aufzustellen, und die *Sacra* zu begehen: es wurde demgemäß die in der letzten Zeit zwar als Waschküche benutzte kleine Capelle erbauet. Am Dienstag nach Allerheiligen 1517 verglich sich

Erzbischof Richard mit der Karthause um das von besagtem Hofe abhängende Werth oberhalb Rohr mit der Lache unten an Güls. Nationalgut durch die französische Occupation des linken Rheinufers wurde der Kemperhof, 74 Morgen Land, 80 Ruthen Wiese und 1650 Stöcke Weinberg, wovon 11 Morgen damals noch zu Batterien verwendet, am 25. März 1800 für die Dauer von 9 Jahren um 32 Mltr. Korn, den Zehnten und 48 Albus für jegliches Simplum verpachtet, sodann am 25. April 1805 um 16,800 Franken verkauft. Alsbald bemächtigte sich seiner die Speculation, die mehrsten Güter wurden vereinzelt, auf den Rest eine Musterwirthschaft zu begründen versuchte Joseph Anton Hergen, der sogar um die wandelbare Besitzung ein eigenes, auf Ort und Stelle zwar vollkommen unbekanntes Buch geschrieben hat: Der Kemperhof. Mit Hinsicht auf den Betrieb der Landwirthschaft in der Gegend von Coblenz. Berlin, 1821. gr. 8°. 21 Sgr. Der Musterwirthschaft folgte für kurze Zeit eine Fabrik von glasirtem eisernen Kochgeschirr, dann eine Schnellgerberei; letzlich, 19. Febr. 1850, wurde das Gebäude, samt den dabei gebliebenen 4 oder 5 Morgen um 5200 Thlr. an den in Coblenz bestehenden katholischen Männerverein verkauft. Dieser bestimmte die Erwerbung zur Begründung eines Waisenhauses, Behufs dessen jedoch ein Neubau erforderlich. Dazu wurde am 3. Juni 1850, unter den Auspicien und in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin von Preußen, der Grund gelegt, auch dem Grundstein die folgende Inschrift beigefügt:

Priscae fidei nobilis aemula
Orphanis surgo
Taberna S^ti^. Josephi
prodiga ope latentis charitatis
Civium Confluentinorum
III. non. Junii MDCCCL.
Friderico Guilelmo IV. Borus. Rege,
Pio IX., summo pontifice, Guilelmo antistite.

Folgen die Unterschriften. Am Schlusse heißt es:

Qui vili taberna condictus Christe
Autor magnus adesto.

Die zu errichtenden Gebäulichkeiten, zu 10,000 Thlr. veranschlagt, sollen 100, im Nothfalle bis 150 Kinder aufnehmen können. Ob etwan der Kemperhof jene „*curtis mea cum suis appendiciis infra Confluentiam et Wisse sita cum omnibus vineis et agris meis in eodem floro sitis*,“ welche am Tage Pauli Bekehrung 1238 Engelbert von der Arken, Dechant zu St. Florin und Pfarrer zu Liebfrauen, dem von ihm gestifteten Hospital zuwendete, vermag ich gleich wenig zu bejahen oder zu verneinen. Durchaus unbegründet aber ist die Angabe, daß bei dem Kemperhof, oder auch gegenüber Ammians *Rigodulum* zu suchen sei, daß in dessen Nähe Hausgeräthe, Urnen, Münzen, der Römerzeit entstammend, gefunden worden, daß, urkundlich, noch im Anfang des 9. Jahrhunderts auf besagter Stelle eine kleine Ortschaft gestanden habe, bis sie zur Zeit Karls des Dicken durch die Normänner zerstört worden.

Den Leinpfad entlang, oder kürzer auf einem Pfade, der mit dem untern Moselweißer Wege in Verbindung steht, gelangt man nach dem freundlichen Moselweiß, das malerisch umschlossen von einem Kranze von Obstbäumen, den ansprechendsten Gegensatz bildet zu der baumlosen, zeither durchwanderten Fläche. Ein Bestandtheil des königlichen Prädiums Coblenz ist Moselweiß bis auf die Zeiten der allgemeinen Umwälzung, 1800, in der genauesten Verbindung mit der Stadt, in Abhängigkeit von ihr verblieben, wie denn auch St. Castors Stift in den beiderseitigen Markungen der alleinige Zehentherr gewesen ist. Am 8. Nov. 1070 schenkte Kuno von Coblenz, Adelhards Sohn, zu seinem und seiner Frauen Folklindis Seelenheil den Chorherren von St. Florin seine Güter zu Weiß, Waldesch u. s. w., als welche Schenkung er am 18. Nov. 1092 in Gegenwart seiner Brüder Berwich und Richwin erneuerte und bekräftigte. Wilhelm der Kämmerer von Weiß wird unter den Zeugen einer am 10. Jul. 1206 gegebenen Urkunde genannt. Tauschweise gegen 16 wilde Pferde, *equos silvestres*, überließ Graf Heinrich von Sayn seine Güter zu Sayn an das Kloster in Vallendar, 1224. Arnold von Weiß genannt Gensekrach, Wäpling, wird in einer Urkunde vom Dienstag nach Lätare 1316 genannt. Jacob Faß-

binder und Gertrud, Eheleute zu Weiß, verschreiben sich und ihre Habe an die Karthause auf Beatusberg, Samstag vor Pfingsten 1338. Der Ort selbst war zu Anfang des 13. Jahrhunderts bereits so bedeutend geworden, daß das Bedürfniß eines eigenen Seelsorgers nicht weiter zu umgehen. Graf Bruno von Sayn, der nachmalige Erzbischof von Cöln, der als Propst zu St. Castor der Kirchen zu Pfaffendorf, Ems, Dausenau, Werlau, auch der St. Laurentiuscapelle zu Weiß Patron und *pastor primarius*, bewilligte der Gemeinde einen eigenen Pleban, unter der Bedingung, *„das sy aver nycht en scynen daz sie van dye Parkyrygen genamen werden, han wyr angerycht das sy yn Osteren onde yn Phyngsten etsselyke kynderen zu Coblens ter doff dragen, Item daz sy yn dye byddynge onde yn andere betgenk unde gystelyke vergadderynge zo halden wye van alts sy plachten, dar by den anderen komt, 1201*. Diese Bestimmungen wurden bis zur französischen Revolution beobachtet; außer den Bittgängen und Selgeräthen wurde auch der erste, in der Oster- und der Pfingstwoche geborne Knabe nach Coblenz in die Liebfrauenkirche zur Taufe gebracht. Erzbischof Arnold bestätigte am 1. Oct. 1256 die von den Pfarrgenossen gemachte Stiftung des St. Nicolausaltars, nachdem die demselben angewiesenen Einkünfte für die Unterhaltung eines Priesters, der weder dem Capellan noch der Capelle zur Last fallen soll, hinreichend befunden worden. In dieser Urkunde wird die Kirche nur als Capelle bezeichnet, *Ecclesia parochialis* heißt sie hingegen am 2. Dec. 1375, als an welchem Tage Erzbischof Kuno die von dem aus Weiß gebürtigen Priester Eberhard von Crufft gemachte Stiftung des h. Kreuzaltars bestätigt. Die Kirche mit ihrem zum Theil aus Tuffsteinen erbauten Thurm mag wohl dem Anfang des 14. Jahrhunderts angehören. Dem h. Laurentius, als ihrem Schutzheiligen (10. Aug.) wird regelmäßig die erste reife Traube, wohl auch Most geopfert. Das Patrocinium gestaltet sich von alten Zeiten her zu einem sehr besuchten Volksfest, wenn auch die allgemeine, in den Sitten eingetretene Milderung ihm einen bedeutenden Theil seiner Berühmtheit entzogen hat. In vorigen Zeiten verging diese Kir-

mes selten ohne einen oder mehre Todtschläge. Das heutige Moselweiß zählt, ohne den Kemperhof, in 119 Wohnhäusern 745 Einwohner; im J. 1742 wurden 44 frohnbare Leute, und 15 Ochsenfuhren, 70 Bürger und 13 Wittwen angegeben. Durch die Vergrößerung gegen Osten hin, und noch mehr durch das Abtragen alter Befestigungen hat sich des Dorfes Ansehen wesentlich verändert; ein Thurm, durch welchen der Eingang von der Moselfähre her beschützt, wurde vor etwan 20 Jahren abgebrochen, um die Straße zu erweitern. Gleichwohl blieb der Ort in seiner industriellen Entwickelung lange hinter den Nachbarn zurück, was sich sattsam durch die Menge der Forensen, und durch die Nähe der Stadt erklärt. Speculanten kauften die geistlichen und adlichen Güter, um sie nachmalen mit großem Gewinn an die Insassen, welchen die Kräfte und der Muth, aus der ersten Hand zu kaufen, versagt gewesen, zu detailliren. Die Zeit indessen, die alles ausgleicht, hat auch diesen Uebelstand gehoben, und der Wohlstand der Ortsnachbarn ist im Steigen begriffen, wie namentlich durch die vielen neuen Häuser längs der untern Coblenzer Straße bekundet. Nur die hauptsächlich in dieser Region ansässigen Wirthe führen bittere Klage ob der Abschaffung des Karthäuserpfades, wodurch ihrer Anlagen Frequenz unendlich geschmälert. Der Weinbau, einst bedeutend, mußte in den letzten 30 Jahren auf sehr vielen Stellen dem Fruchtbau weichen, obgleich eine Lage, die gegen die Mosel sich öffnende Backesgasse einen ausgezeichneten rothen Wein erzeugt. Die Töpfer, deren sechs im Jahre 1735, liefern gesuchte Waare: der Festungsbau auf der Karthause und die Fortschritte des Ackerbaues haben aber diesen Nahrungszweig wesentlich beeinträchtigt, nachdem durch die Revolutionirung der Oberfläche des Bodens viele Eulenlehm- oder Thongruben unzugänglich geworden sind.

Zu den ältesten Eigenthümern in Moselweiß gehörte die Abtei Rommersdorf; ihre Besitzungen wurden am 20. März 1198, um den Preis von 18 Mark Silber durch die Vögte zu Coblenz, die Grafen Heinrich und Robert von Nassau von allen vogteilichen Abgaben befreiet, eine Immunität, welche Erzbischof Johann am 10. Jul. 1204 bestätigte. Der Rommersdorfer Hof,

mit 24 Morgen Ackerland und 5 Morgen Hecken, wurde am 26. Floréal XIII. um 9250 Franken verkauft, 12,882 Stöcke Weinberg am Schwarzen Bildchen, samt 9 Morgen Land Zubattung, die Rommersdorf außerdem besaß, kamen am 30. Nov. 1809 zu Verkauf, und ertrugen 4950 Franken. Aus den an mehre Pächter ausgethanen Gütern der Karthause wurden 27,710 Franken gelöset. Der Abtei Laach Hof, mit 31 Morgen Land und 21,260 Stöck Weinberg war am 15. Messidor XIII. um 9125 Franken fortgegangen. Auch der Klöster St. Barbara und Oberwerth Höfe sind veräußert. Von dem Hospitalshof sind nur mehr die Ländereien, gegenwärtig zu 150—160 Rthlr. verpachtet, übrig. Einer der adelichen Höfe ist heute noch durch das Wappen, Heddesdorff-Reiffenberg kenntlich. Der Cröllsche Garten, oder vielmehr das denselben beherrschende antike, in der neuesten Zeit wesentlich umgestaltete Burghaus bewahret der Erinnerungen viele, an tragische und nicht minder an ergötzliche Ereignisse.

Da hausete in der Ahnen Sitz Johann Lutter von Covern, eben derselbe, welcher, der Kinder ermangelnd, an der Unschuldigen Kindlein Tag 1529 seinen dem Erzstift Trier lehenbaren Hof Lohbusch bei Dieblich, gegen eine Leibrente von 16 Malter Korn jährlich an den Lehensherrn abtrat. Aber der Erzbischof, dem er in diesem Tauschvertrag sich gefällig erzeigte, Richard von Greiffenklau, starb den 13. März 1531, der Nachfolger, Johann von Metzenhausen, war sich keiner Verpflichtung gegen den Junker von Covern bewußt, und deshalb auch wenig bekümmert, ihn gegen die steigende Animosität der Coblenzer zu schützen. Die mag wohl zunächst durch die Nachbarschaft, insbesondere durch den Stadtwald veranlaßt worden sein. Da wird sich Herr Johann Lutter, als Vogt zu Waldesch, mancherlei Eingriffe erlaubt haben. Daneben war er überhaupt nicht zum Besten berüchtigt, und besonders der Wegelagerei verdächtig.

Es trug sich zu, daß er mit seinem Gesellen, Friedrich Weißgerber von Dötteldorf, zwischen Cochem, Gillenbeuren und Wollmerath, auf offener Straße, am Kolborn, in einen Trupp Bauern aus Gillenbeuren fiel, von diesen angehalten und befragt wurde. Nicht allerdings befriedigend scheint seine Antwort

ausgefallen zu sein, man fand außerdem bei ihm Kappen, Knebel und Stricke, was die Patrouille veranlaßte, die beiden Wanderer nach Cochem abzuführen, dann sie dem Scheffenstuhl in Coblenz zu überliefern. Da war der Fang nicht unwillkommen. Eine strafbare That lag freilich nicht vor, aber bekanntlich gebricht es der Justiz niemals an Mitteln, den zu verderben, der eben verdorben werden soll. Die peinliche Jurisprudenz jener Zeit erkannte der Nachsicht würdig jeden, der ein Verbrechen zu begehen Willens, freiwillig den bösen Willen aufgegeben hatte, eben so straffällig aber wie den Verbrecher, denjenigen, dem nur die Gelegenheit, seinen verbrecherischen Vorsatz auszuführen, versagt hatte. Nach dieser letzten Ansicht wurde der vorliegende Fall beurtheilt; umsonst suchte der unglückliche Mann die Vermittlung des Erzbischofs von Cöln, in einer Vorstellung, worin es u. a. heißt: „Ich armer Gefangener habe mich leider vergangene Zeit mit etlichen Auslegen, daruff doch nichts thetlichs gefolgt, oder jemants dadurch beschedigt, vergangen, deshalb ich itzo alhie zu Coblentz in swerer Haftung liggen, und nechstkommenden Montag zu Recht gestellt werden soll," vergeblich verwendete sich für ihn der Erzbischof bei dem Kurfürsten von Trier, das Urtheil war gesprochen, bevor noch ein Klaglibell entworfen, und mit dem Kopfe mußte der Inculpat den beabsichtigten Straßenraub büßen. Er wurde auf dem Plan zu Coblenz, den 14. Oct. 1536 hingerichtet, und kostete das Tuch, auf welches er sein Haupt zu legen hatte, drei Gulden, die Todtenlade 28 Albus, 3 Gulden empfing der Scharfrichter für seine Bemühung, 6 Albus der Todtengräber.

Die Güter, namentlich das Burghaus zu Moselweiß, obgleich nach strengem Recht der erzbischöflichen Kammer verfallen, überließ Johann von Metzenhausen, einzig die Vogtei zu Waldesch sich vorbehaltend, an Richard von Breidbach zu Monreal, als welcher des Enthaupteten nächste Erbinen, die Töchter der Gebrüder Paul und Johann von Breidbach, beide Lorner genannt, mit Geld abgefunden hatte. Das Burghaus wurde der Sitz einer Linie der Breidbach, deren Ahnherr, zum Andenken an die Herkunft seiner Frau, eines Bäckers Tochter, auf seinem Grabstein,

als Zugabe dem Breidbachschen Drachen, einen Spitzweck im Wappen führt. In dem Verdrusse um den Klecks im Stammbaum nahmen seine beiden Söhne oder Enkel, zu Siegburg, wo seit längerer Zeit die Strenge der Ahnenprobe bedeutend nachgelassen hatte, das Kleid des h. Benedictus. Ihr Besitzthum fiel demnach an die Abtei, wurde ihr aber algemach durch Ausübung des Abtriebrechtes entfremdet, wie ihr namentlich in Bezug auf die Güter zu Moselweiß durch die Hauptlinie der Breidbach geschah.

Der letzte Mann dieser Linie, Franz Ludwig Freiherr von Breidbach zu Büresheim, kurfürstl. trierischer Obristkämmerer, Oberamtmann zu Coblenz und Ehrenbreitstein, Burggraf zu Starkenburg, und Oberamtmann in der Bergstraße, fand in der Erhebung seines Bruders Emmerich Joseph zu dem mainzischen Kurstuhl die Mittel, den gesunkenen Wohlstand seines Hauses bedeutend zu heben, ohne doch diesem Bruder den Vorwurf des Nepotismus zuzuziehen. Als des Kurfürsten nächster Agnat, als Freiherr vom Hause (*premier prince du sang*) bezog Franz Ludwig, nach dem Herkommen in Mainz, 500 Gulden jährlich, das Dreifache dieser Summe wird die Sinecure in der Bergstraße abgeworfen haben, beides höchst bescheidene Posten. Und mäßig erscheint nicht minder, dem Nachlasse früherer Kurfürsten von Mainz verglichen, die Erbschaft, so in der Eigenschaft eines Fideicommisses, durch des Kurfürsten Ableben, 11. Juni 1774, unserm Franz Ludwig zufiel.

Von Emmerich Joseph, dem biedern, gütigen, einzig in seinen religiösen Neuerungen ungeschickten Regenten umständlich zu handeln, ist hier der Ort nicht, doch will ich einen Zug, der vor andern geeignet, sein Wesen zu beleuchten, nicht verschweigen. Ein erledigtes Amt wünschte für seinen Sohn der Geheimrath von Peetz. Den Wunsch trug er in einer Privataudienz dem Kurfürsten vor, und auf der Stelle empfing er die genehmigende Zusage. Unter tausend Reverenzen steuerte der beglückte Vater der Doppelthüre zu, beinahe erreicht hatte er die Schwelle, da wurde er gebannt durch des Kurfürsten Ruf. „Es wird doch nicht gehen," hebt dieser an, „ich höre so viel von einem Peetz,

der ein Erzdummkopf sein soll; ist er das, oder sein Sohn?" — „Euer Kurf. Gnaden wollen erlauben, das bin ich", erwiedert der Vater. „Schön, nun da soll der Bursche das Amt haben."

Franz Ludwig von Breidbach gebrauchte sich des ihm angefallenen Reichthums in anständiger, vernünftiger Weise, ließ es sich namentlich angelegen sein, der Armuth herabgekommener Edelleute zu steuern, eine Wohlthätigkeit, für welche seine Gemahlin, Marianne Gräfin von Walderdorf, gest. 5. Nov. 1811, ihm als Lehrerin vorgestanden zu haben scheint. Von Gläubigern verfolgt, hatte der im 1. Band besprochene Grenadier-Hauptmann von Rumling im Breidbachschen Hause einen Port des Heils, d. i. eine Stelle als Commensal, gefunden. Es traten aber die Hungerjahre, 1770 und 1771, ein, und wie jedermann, mußte die Frau von Breidbach ihren Haushalt beschränken. Dem von Rumling erklärte sie unumwunden, daß sie ihn nicht weiter speisen könne, er verstehe sich dann zu einem mäßigen Kostgelde. In seiner Bedrängniß blieb ihm das Anerbieten immer noch eine Wohlthat von Belang, und ohne zu feilschen, ließ er sich gefallen, das Mittagsessen täglich mit einem Sechsbätzner, den er jedesmal unter dem Teller zurücklassen sollte, zu bezahlen. Pünktlich und Jahre lang wurde der eigenthümliche Vertrag erfüllt: daß die Gläubiger almälig abließen von ihren Plackereien, kam erwünscht dem verschuldeten Gast, den Gründen des Waffenstillstandes nachzuspüren fand er aber überflüssig, vielleicht sogar bedenklich, bis er endlich, in das Closet seiner Wohlthäterin berufen, aus ihren Händen und quittirt die Rechnungen, die mitunter zürnend und strafend seinem Geiste sich dargestellt, empfing. Der Sechsbätzner getreue Verwendung hatte das Wunder gewirkt. Jedoch will, kann ich nicht verbürgen, daß Rumling durch eine leidige Erfahrung belehrt, der Sünde abgesagt, keine Schulden ferner gemacht haben sollte.

Der Freiherr von Breidbach oder von Büresheim, wie er, nach französischer Sitte, die den Gutsnamen dem Geschlechtsnamen vorzieht, im gemeinen Leben hieß, der Freiher von Breidbach vergrößerte und verschönerte das Burghaus zu Moselweiß, insonderheit durch geschmackvolle, theilweise dem sogenannten eng-

lischen, theilweise dem altfranzösischen Styl entlehnte Gartenanlagen. Als seiner Schöpfungen Krone bewunderten die Zeitgenossen den Tempel, welcher der Weißer Hohl zugekehrt, einen Winkel des Gartens einnimmt. Sie, denen St. Castors Münster, die Johanniskirche bei Lahnstein, St. Elisabethen Kirchlein im Deutschen Hause, die Matthiascapelle bei Covern so verächtlich schienen, wie dem ästhetischen Rheinreisenden Bertola der cölnische Dom, dessen Namen die Reisebeschreibung nicht nennt, sie feierten als des griechischen Baustyls grandioseste Schöpfung den hölzernen Bauer in jenem Winkel, und hat diese Bewunderung ihnen geraume Zeit noch überlebt. Kleins Moselthal, S. 47, beklagt, daß dem kleinen Tempel auf der Erhöhung vorstehende Feldbäume die Aussicht ins Moselthal nehmen. Der Bauherr, der Obristkämmerer, starb im Laufe der Emigration, zu Bamberg, 1797. Durch letzten Willen hatte er seiner Schwester Enkel, den Grafen Clemens Wenceslaus von Renesse, zu seinem Haupterben ernannt, die Nutznießung des Vermögens aber seiner Wittwe zugesichert.

Nicht nur durch seine Aemter, durch seine Wohlthätigkeit, durch seine Bauten und Anlagen ist Franz Ludwig von Breidbach in Coblenz unvergeßlich, auch der städtischen Kunstgeschichte hat er ein unvergängliches Andenken hinterlassen. Wie er dazu gekommen, dieses mag die Hauptperson in einem kleinen Drama, ein Mann, der und den in spätern Zeiten die Provinz ehren sollte, selbst erzählen. „Der Ausflug, den ich in den Ferien des vergangenen Jahres von Göttingen nach Hamburg gemacht, war mir sehr übel bekommen, den Entdeckungen und neuen Bekanntschaften verzichtend, richtete ich diesmal meine Schritte der werthen Heimath zu. Gleichzeitig mit mir trafen wandernde Schauspieler, die Böhmsche Gesellschaft, wenn ich nicht irre, in Coblenz ein, und wurde ein trüber Octoberabend mir eine Einladung, den neuerstandenen Musentempel auf dem Clemensplatz zu besuchen. Vorsichtig von Art, trachtete ich nach einem bequemen, und der Scene möglichst nahen Sitze, als zu welchem gedoppelten Ende ich gar zeitig mich auf den Weg begab. Der erste vor allen ging ich dem Parterre ein, und dicht neben dem Or-

chester ließ ich mich nieder, nicht achtend des vielfältigen Zusammentreffens mit den Bänken, dem, um dahin zu gelangen, meine Schienbeine ausgesetzt. Denn egyptische Finsterniß ruhte noch auf dem Saale. Eine halbe Stunde verbrachte ich in vollkommener Einsamkeit und Dunkelheit, dann ließen sich algemach die obligaten Vorläufer jeder gesellschaftlichen Crise, die Jungen, für jetzt mit musikalischen Instrumenten beladen, blicken. Ihnen folgten, jedoch vereinzelt, die eigentlichen Theaterfreunde, die, nach meinem Beispiel, ihr Geld nicht umsonst ausgegeben haben wollten, und es entfalteten die Lampenputzer ihre nützliche und aufklärende, wenn auch nicht uneigennützige Thätigkeit. Man sagt den Aufklärern im Allgemeinen nach, daß ihr Treiben nimmer von Eigennutz frei bleibe. Jetzt wurde es auch, wie das Rennen in den Gängen, das vielfältige Aufreißen und Zuschlagen der Thüren verkündigte, lebendig in den Logen, und namentlich in derjenigen, zu deren Füßen ich mir es bequem gemacht hatte. Da trat, nahm den Ehrenplatz ein der Obristkämmerer, ihm zur Seite ließ seine Frau Gemahlin sich nieder, zwei Damen, ihre Begleiterinen, mußten im Hintergrunde vorlieb nehmen.

„Recht, so fordert es des Mannes Würde," sprach ich in meinem Innersten, und meine Blicke wendeten sich dem Vorhang zu, oder vielmehr einem in dem nagelneuen Tuche sehr unangenehm auffallenden Defect, aus welchem, als einem Hinterhalt, zwei rabenschwarze Augen ihre Blitze schleuderten, nicht zwar, wie ich alsbald zu meinem Leidwesen inne ward, gegen meine bescheidene Persönlichkeit. Verstimmt ließ ich ab von der Betrachtung des allzu lebendigen Wesens, um ganz und gar meine Aufmerksamkeit den leblosen Gestalten des Vorhanges zuzuwenden. Da dehnt sich im Vordergrund ein vierschrötiger Bärenhäuter, in anmuthiger Vertraulichkeit seinen rechten Arm der Schulter einer besser genährten, denn bekleideten Dame auflegend. Sieh da, murmelte ich vor mich hin, Rhein und Mosel, die Unvermeidlichen in jeder auf Coblenz bezüglichen Darstellung. Seitwärts, doch nicht eben nach den Regeln der Perspective gehalten, predigt, wie der Fuchs den Gänsen, Apollo seinen Mam=

sells vom Helicon. Im Hintergrund, in geringem Abstand zu dem Parnaß, werden das kurfürstliche Schloß und die Karmelitenkirche sichtbar. Ueber Alles erhebt sich die Inschrift: *Ridendo corrigo mores.* Mit Gelächter begann die mir zugedachte Lection, in Heulen und Zähnklappern sollte sie ausgehen.

„Während meiner Meditation hatte sich auch das Orchesterpersonale eingefunden. Aus den Kasten werden gezogen die Geigen, geschmiert die Fiddelbogen, gespannt die Quinten, in Mißtönen versucht die Stimmungen, es schnurrt der Contrebaß, es tuten die Gebrüder Dornaus, für den Augenblick, ihrer Virtuosität unbeschadet, einzig mit dem Kuhhirten wetteifernd, es waltet, mit einem Worte, in dem Reiche der Töne jener Sturm, der feinen Gehörsnerven die bittere, die schwere Buße. Endlich hat man sich verständigt, hoch schwingt der Capellmeister den mit Roßhaaren bekleideten Scepter, und es beginnt kahl und dünn, von Dittersdorf oder Sterkel die Ouverture, deren letzte Noten in Geklingel sich auflösen. Der Vorhang steigt in die Höhe, behender denn in seinen alten Tagen, und die Vorstellung nimmt ihren Anfang.

„Des Stückes Titel, des Dichters gefeierter Namen sind mir entfallen, aber lebhaft haben sich meinem Gedächtnisse der Gang der Handlung, die höchst einfache Intrigue eingeprägt. Um eine liebliche Jungfrau buhlen gleichzeitig ein netter Lieutenant, schwärmerisch und leidenschaftlich, und ein Cavalier, der schwerfällig und langweilig von Art, dabei aber wohlbesitzlich. Lange werden die beiden Freier durch die Künste der Coquetterie im Gleichgewicht erhalten, dann aber der Entscheidung zugeführt, gibt, verständig in ihrer Wahl, die Maid dem *utili* den Vorzug über das *dulce*, und der Cavalier erhält das Jawort. Krumm nimmt das der Lieutenant, die Schöne läßt er seinen Verdruß nicht entgelten, aber den beglückten Nebenbuhler fordert er auf Pistolen, die sollen am andern Tage, Morgens um 7 Uhr, in einem Garten vor der Stadt die definitive Entscheidung des verliebten Zwistes herbeiführen. Der Vorhang fällt, und das Publicum ergreift, wie hergebracht, die Gelegenheit zu verschnaufen, frische Luft zu schöpfen, oder ein Glas Limonade, das Lieblings-

getränk jener Zeit, herabzustürzen. Selbst die Musiker hatten sich bis auf den letzten Mann verloren, ich aber, anstatt zum Schenktisch mein Geld zu tragen, ich hielt getreulich aus in dem mir werth gewordenen Plätzchen.

„Auf Regen folgt Sonnenschein, der Ebbe die Fluth, wiederum füllt sich, denn scharenweise kehren die Emigranten zurück, der eben noch, bis auf die Logen, verödete Saal, die Diener der Harmonie setzen Finger und Lungen in Bewegung, und zum andernmal erhebt sich mit Rhein und Mosel, mit Parnaß und Musen, der Vorhang, für jetzt aber, vergleichbar der Ouverture in Mozarts Don Juan, feierlich, zögernd, schauerlich, denn nicht mehr einen Liebeshandel, Kampf auf Leben und Tod soll er aufdecken. Die Wahlstatt, den bewußten Garten, hat bereits der rach- und blutgierige Lieutenant eingenommen, und in stolzen, stürmischen Schritten mißt er den beschränkten Raum, in seinen Zügen, in jeder Bewegung Tod und Verderben sprühend, daneben seine Ungeduld um den trägen Lauf der Zeit verkündigend. Es schlägt 6 Uhr. Eine Stunde noch soll ich warten, unmöglich, meint der Zänker, und vorüber brauset er in steigender Aufregung. Zum Glücke verfliegen auf der Bühne die Stunden gleich menschlichen Freuden, hell und freundlich, gläsern nämlich ertönen das erste, das zweite, das dritte Viertel, in Mordgelüsten schwelgt der verschmähte Liebhaber, in der Betrachtung, daß der vorgezogene Liebhaber nur noch eine Viertelstunde zu leben hat. Verlaufen ist jetzt auch diese Viertelstunde, zu wiederholten Malen richtet in teuflischem Entzücken der Mörder *in spe* sein tödtliches Geschoß nach der Seite, von welcher der Gegner nothwendig herzukommen hat, und, das ist der gespannten Erwartung eben so überraschend als schmerzlich, nicht herkommen will. Schon hat es ein Viertel nach Sieben geschlagen, und als ein Rasender gebärdet sich vor des Souffleurs Hütte der Krieger, einsam verbleibend nach wie vor, während der ganzen Dauer eines prächtigen Monologs. Doch kommen ihm auch, inmitten der Wuthausbrüche, einige lichtere Gedanken; indem er die Pflichten, dem Cavalier durch seine gesellschaftliche Stel-

lung auferlegt, recapitulirt, bricht er in die schmerzvolle Betrachtung aus: er hat mir sein Wort gegeben.

„Ja, läßt eine Donnerstimme über meinem Haupt, begleitet von einem mannhaften, gegen die Brustlehne der Loge gerichteten Faustschlag, sich vernehmen, ja, er hat seine Cavaliersparole gegeben und die muß er halten. Es war der Obristkämmerer von Büresheim, der also dem Monolog auf der Bühne einfiel, und in Rührung, in Ehrfurcht und Bewunderung für des Interlocutors Rittersinn wurde die Improvisation von dem gesamten Publicum aufgenommen. Einzig ich Unglücklicher, der in Göttingen die böse Schule gehabt, ich fand die Zwischenrede im höchsten Grade burlesk, eine unwiderstehliche Lachlust bemächtigte sich meiner, und hatte aus vollem Halse der Obristkämmerer geschrien, so lachte ich nicht minder aus vollem Halse, und zwar, der Behaglichkeit zu Erhöhung, mit geschlossenen Augen. Das Spiel trieb ich eine Weile, ohne daß ich mich zu fassen gewußt oder versucht hätte.

„Endlich veranlaßte mich eine Bewegung, ein Geflacker dicht vor meinem Angesicht, halb, immer noch lachend, die Augen aufzuschlagen; vor mir stand, ein brennendes Licht in der Hand, der Eigenthümer des Schauspielhauses, Hofrath Schmitz. Tiefer Ernst umwölkte seine Stirne, bedeutend hatte sein Antlitz sich verlängert, und in schneidendem Ton sprach die Unglück verkündigende Erscheinung: ungezogene Buben gehören nicht ins Theater, marsch heraus. In dem Augenblick übersah ich den Umfang meiner Verirrung und ihre mögliche Folgen; lautlos griff ich nach meinem Hütchen, und demüthig, wie das zur Schlachtbank geführte Lamm, von unzähligen verachtenden oder höhnenden, nur hier und da durch einen Anflug von Mitleiden schattirten Blicken begleitet, folgte ich dem Imperativus, dem Hrn. Hofrath Schmitz, der mich bis zu der Thüre des Saals escortirte, inbrünstig habe ich auch während dieses peinlichen Marsches und bis ich einem durch ängstliche Träume gestörten Schlaf mich überließ, zu Gott gebetet, er möge den Bericht um meine schwarze That des Kurfürsten Ohr nicht erreichen lassen, ansonsten ich jeder Aussicht auf Beförderung im Staatsdienst hätte

valediciren können. Ihr aber, ihr freche Gesellen der Gegenwart, lernet aus dieser Historie, daß das Jahr 1791 dem Sterbejahr des großen Karl (814) näher stand, denn jenem des großen Napoleon."

Wenn in den Geschicken der Reiche, großer Völker, stets, wenn auch unter den mannichfaltigsten Modificationen, dieselben Erscheinungen wiederkehren, so erklärt sich das meist durch den von Clima und Boden auf den Nationalcharakter geübten Einfluß, durch die unwiderstehliche Gewalt der Naturverhältnisse, viel schwieriger aber wird es sich gestalten, ein verwandtes Streben des Zufalls, wonach in einzelnen Familien nicht selten frühere Ereignisse wiederkehren, zu erklären. Dem Obristkämmerer war die Glanzrolle in einer mimischen Darstellung, der lediglich als Zuschauer beizuwohnen seine Absicht, zugewiesen, als leidende Hauptperson wenigstens tritt, 40 Jahre später, in einer Vorstellung, die jener von 1791 in ihren Hauptzügen nachgebildet, eine Dame aus seiner nächsten Verwandtschaft auf. Besagte Dame empfand ein Gelüste, das Marionettentheater unseres Gram, des schwarzrothgoldenen Mannes, zu besuchen. Schwarzrothgolden nenne ich ihn, denn mit Gold verbrämt, mit einer schwarzen Schärpe gegürtet, war das Scharlachwamms, so er bei feierlichen Gelegenheiten anlegte, absonderlich, wenn er auf klapperdürrem Zelter klapperdürr die Straßen durchritt, und durch seiner Trompete Schall zu seinen Vorstellungen einlud. Er war nämlich, nachdem er Europa von einem zum andern Meere durch seine Leistungen erheitert, verschönert hatte, im vorgerückten Alter nach der geliebten Vaterstadt zurückgekehrt, um in rühmlichem Wettstreit mit dem Nationaltheater den Abend seines Lebens *musis, moribus et publicae laetitiae* zu widmen.

Einen genußreichen Abend sich und den Ihrigen von dem Besuche des Marionettentheaters verheißend, empfand die Hochgeborne doch eine gewisse Scheu für die Ungebundenheit, so manchmal in solchen Versammlungen sich kund gibt. Vorsichtig ließ sie den Director rufen, um von der ihm zugedachten Ehre in Kenntniß ihn zu setzen, hinzufügend, daß sie von mehren jungen Damen begleitet sein würde, und deshalb zuversichtlich die Ver-

meidung jedes losen Wortes, jeder Zweideutigkeit erwarte. Wie sehr die ungewöhnliche, in Aussicht gestellte Ehre, entgegnet in tiefster Devotion der Director, ihn beglücke, eben so sehr verletze, schmerze ihn die Annahme, daß er durch Wort oder That die Würde der Kunst verunehren könne. Unter allen Umständen in den Schranken der Bescheidenheit sich bewegend, wisse er, als ein Mann, der die Welt gesehen hat, was der Respect für die Frau Gräfin gebiete. Auf diese Versicherung hin wurde er in Gnaden entlassen, und es begannen in dem gräflichen Hause die Anstalten einer der Soirée angemessenen Toilette.

Gegen die sechste Stunde fährt eine Equipage dem bescheidenen Musentempel unter dem Stern zu: der aufmerksame Director, ein brennendes Licht in jeder Hand, eilt zum Schlage, die hohe Gesellschaft zu empfangen, und ihr die Treppe hinauf und weiter, bis zu den vordersten Sitzen des Theatersaales zu leuchten. Nachdem also das Auditorium vervollständigt, schreitet ans Werk ein Orchester, nach den 1816 von dem Maire von Toulouse für seine große Stadt gegebenen Bestimmungen zusammengesetzt, drei Musiker nämlich tragen ein Quartett vor, es geht der Vorhang in die Höhe, und Puppen, beweglich und elegant gekleidet, wie es nur immer des Fürsten Eszterházy Marionetten, denen zu Ehren Haydn theilweise seine Meisterwerke geschaffen hat, sein konnten, nehmen Besitz von der Bühne, und vertiefen sich ohne sonderliche Weitläufigkeiten in einen gedoppelten Liebeshandel. Abermals soll eine sittsame Jungfrau zwischen einem Officier und einem Grafen wählen, und abermals gibt nach mancherlei Bedenken, Schwanken, Prüfungen die geplagte Schöne dem reichen Grafen den Vorzug. Das vermag der Officier nicht zu tragen, und in eleganter Bitterkeit wirft er dem Glücklichen ein *défi* an den Kopf, so noch an demselben Abend, mittels Pulver und Blei in dem Schloßgarten auszufechten.

Viele Stunden haben diese verschiedenen Ereignisse, die Wahl und das Jawort, Forderung und Duell den Grafen auswärts beschäftigt, und Hanswurst, der schalkhafte Kammerdiener, benutzt alsolches Interregnum zu wiederholten Eingriffen in seines

abwesenden Herren Flaschenkeller und Schatulle. Der Nachmittag, der Abend verfliegen ihm unter dem Einflusse des labenden Getränkes, wie aber die Nacht ihre Rabenfittige auszudehnen beginnt, wie die spärlichen Lämpchen des Prosceniums eines um das andere erlöschen, will es doch dem Getreuen etwas unheimlich werden, ob des über alle Gebür verlängerten Aussenbleibens. Er nimmt ein Zeitungsblatt zur Hand, ohne doch über dem Studium des leitenden Artikels die Wirkung eines Schlaftrunkes zu empfinden, er wendet nochmals der Flasche sich zu, aber nicht mehr will munden ihm der Wein. Denn schwere Beklemmung lastet auf seiner Seele, drückt tief und tiefer ihn darnieder, bis zu enge ihm die Stube wird. In den Mantel gehüllt, einen gesinnungstüchtigen, d. i. spitzigen Hut auf dem Schädel, stürmt er hinaus in die schwarze Nacht, um Straße auf, Straße ab den guten Herren zu suchen. Darüber geräth er letzlich in den Schloßgarten, die Hauptallee hat er vergeblich durchstöbert, in einem Seitengang kommt er zu Stolpern, zur Erde richtet er die Blendlanterne, und eine Leiche ist das Hinderniß, so schier zu Fall ihn gebracht hätte. Eine schreckliche Ahnung bemächtigte sich seiner, behutsam erhebt er mit der einen Hand des Todten dem Boden zugekehrtes Haupt, und die Stralen seiner Lanterne beleuchten des geliebten Brodherren erstarrte Züge. Wer vermögte die kläglichen Gebärden des Automaten bei solchem Anblick wiederzugeben, wer hätte den Jammertönen seiner Wehklage das Mitgefühl versagen können? „Ach! mein gnädigster Herr und Graf. Frisch und gesund haben Sie mich verlassen, mausetodt sehen Sie mich wieder. Welch ein Augenblick für den getreuesten, uneigennützigsten aller Kammerdiener! Doch es kann nicht sein, weil unmöglich, Sie sind nicht todt, verehrtester Herr Graf, Sie leben für dero Wurst, und wollen nur des ehrlichen Kerls Herz auf die Probe stellen. Sie müssen leben, auf daß ich nicht verzweifle, auf daß ich noch länger leben kann und mag. Nur ein einziges Lebenszeichen, und wäre es noch so klein, wollen Sie Allergnädigst von sich geben, bitte, bitte, bitte!"

Dreimal hat er diese letzte Imprecation wiederholt, und als

zum drittenmal sie gesprochen, ergibt sich an des Erschlagenen Unterleib eine leichte Bewegung gegen den Boden, und deutlich und sonor wird ein Lebenszeichen vernommen. In demselben Augenblick erhebt sich, von Unwillen erglühend, die vornehme Gesellschaft an der Bühne Rand, es fällt, durch das Lebenszeichen herabgerufen, der Vorhang, zum Aufbruch rührt sich das gesamte Publicum. Da gebietet Stillstand ein wohlbekanntes Geklingel, zu den Wolken erhebt sich zum letztenmal der Vorhang, zur Seite sind geschafft der Ermordete und der Verzweifelnde, und blassen, verstörten Antlitzes tritt aus den Coulissen hervor Gram, der Schwarzrothgoldene, dreimal verbeugt er zur Erde sich, spricht dann mit bewegter Stimme: „Allerhöchstes, hohes, verehrliches Auditorium! Eine Schändung der Bühne habe ich nicht zu entschuldigen, nur zu beklagen. Man will da unten den Schein annehmen, als sei die vorgefallene Incongruität, Gegenstand der allgemeinen und gerechten Entrüstung, eine Improvisation der Theaterregie gewesen. Darum sie zu rechtfertigen, finde ich unter meiner, unter der Kunst Würde, abgesehen davon, daß der bloße Versuch als absichtliche Beleidigung eines kunstsinnigen, urtheilsfähigen Publicums gedeutet werden könnte. Sie, hochgeehrteste Damen und Herren, wissen von der Wirklichkeit die Illusion zu sondern, zumal seit Sie unlängst in den Vorlesungen des Hrn. Professors Chladny, die Gesetze für Verbreitung und Wirkung des Schalles aus Meisters Munde vortragen hörten. Der Laut, der uns empört, kam nicht von, es ist mir das ein schreckliches, aber unabwendbares Geständniß, er entstand nicht auf der Bühne, er ging aus der Bänke erstem Rang hervor." Sprachs, und verschwand unter den dreimaligen obligaten Verbeugungen, und definitiv kam der Vorhang zu Fall, ohne doch sofort den Aufbruch der Gesellschaft zu veranlassen. Dafür schien sie das Beispiel des ersten Ranges abzuwarten, der sich dann auch endlich, nach längerm Zögern und in sichtlicher Bestürzung, durch ein Spalier, von einer vielmehr neugierigen und schadenfrohen, denn ehrerbietigen Menschenmenge gebildet, der Saalthüre zuwendete. „Zu Muthe war mir ungefähr, wie bei dem Spießruthenlaufen dem Patienten, als ich, den vielen höhnischen Bli-

cken ausgesetzt, des Saales Länge durchschritt," hat eine der Inculpatinen ihrer Freundin geklagt.

In den Händen des neuesten Besitzers ist der dem Burghause sich anschließende Garten einer der besuchtesten Lustörter der Umgebung von Coblenz geworden. Der üppige Hain, wo neben Akazien und Platanen schlanke Tannen sich erheben, und labyrintische Schattengänge zu Grotten, Bänken, Tischen führen, gewährt Schutz gegen die Sonnenhitze. Der breite Hauptweg, unter dunkelm Laubgewölbe, der freie Platz vor dem Hause, der offenen Mitte Gemüse- und Blumenbeete, bieten zum Lustwandeln weiten Raum. Das der Wittwe des Begründers der Anlagen gesetzte Grabmonument ist, wie billig, aus einem dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Garten entfernt worden. An dem Garten vorbei führt die Moselweißer Hohl, ein gar holprichter, aber keineswegs unangenehmer Fuhrweg hinauf zur Karthäuser Fläche, doch ist reicher noch an Schönheiten der Burg- oder Borgweg, mittels dessen man von der entgegengesetzten Seite des Dorfes aus zur Höhe gelangt.

Der h. Kreuzweg.

Zu ihm zurückzukehren, wird es an der Zeit sein. Von dem Lehrthor ausgehend, ist er zu beiden Seiten von Gärten umschlossen. Die Stationen, mit denen er einst besetzt, und von denen die erste an dem St. Barbarakloster angebracht gewesen, sind verschwunden, bis auf die eine, der Ordnung nach die achte, und auch diese ist dem ursprünglichen Standort entrückt, und läßt, durch Rohheit arg verstümmelt, in dem Sandstein kaum noch die Kunst des Bildners, und eine Zeichnung, die an Isaacs von Meckenheim Schule mahnet, erkennen. Vollkommen lesbar ist jedoch die Inschrift: *Hir sprach Got der her Ir Doechter von Jerusalem schrit nit vber mich schrit vber vch vnd vre kinder.* Auf der entgegengesetzten Seite des Weges hat sich, zwischen den Gärten kaum bemerkbar, der obere Ausgang des Rizzapfades erhalten. Dem Berge näher, da wo vordem die

Abbildung des sterbenden Heilandes, aus Stein gefertigt, zu schauen, führt ein vormaliger Stationenweg, unter den Karthäusern ge=nannt, der Mosel zu, ohne doch sie zu erreichen. Er geht in den obern Moselweißerweg aus, und wird, der Höhe zu, auf eine bedeutende Länge von dem am Dreifaltigkeitsonntag 1820 einge=weihten Friedhof begleitet. Der vormalige, auf des Kurfürsten Clemens Wenceslaus Gebot erstandene Kirchhof, westlich von dem neuen Lehrthor, nach der ersten daselbst bestatteten Leiche, dem 85jährigen Handelsmann Peter Stauber, im gemeinen Leben die Stauberswiese genannt, hatte nämlich den Festungs=werken weichen müssen, und liegt theilweise unter einem Cavalier begraben, während der andere Theil abgetragen worden, um als Wallweg oder Gartenland zu dienen. Arger Scandal ist gele=gentlich dieser Metamorphose mit den Gebeinen getrieben worden; selbst nicht im Tode sollen die armen Coblenzer, so scheint es, der Ruhe genießen.

Bis zum 1. October 1777 bestanden der Kirchhöfe mehre im Innern der Stadt, zunächst als Einfassung der beiden Pfarr=kirchen: viele Familien besaßen auch in den Kirchen selbst ihre Erbbegräbnisse, die, nach Landessitte, am Allerseelentage beleuch=tet werden mußten, ansonsten das Erbrecht verloren ging. Der=gleichen Misbrauch konnte das aufgeklärte Jahrhundert nicht länger dulden, und es wurde jegliche Beerdigung innerhalb der Stadt streng untersagt, und zwar, so hieß es, aus polizeilichen Rücksichten, um die Lebenden vor den Gefahren der mephytischen Ausdünstung zu bewahren. Hier, wie anderwärts, wurde dem Kurfürsten, oder vielmehr seinen Rathgebern, aufs Wort geglaubt. In der neuesten Zeit haben sich aber hin und wieder andere Ansichten ausgesprochen, namentlich in Frankreich, aus Veran=lassung einer Preisfrage. Sie galt den Mitteln, wie den ihres Schmuckes beraubten alten Kirchen eine neue Ausstattung zu verschaffen, oder wie dem trostlosen Ansehen moderner Gottes=häuser, die in ihrer Nacktheit nicht selten Scheuern vergleichbar, abzuhelfen, und es entgegnete einer der gepriesensten Aerzte des Landes: „Lasset die Leute ihre Todten in den Kirchen begraben, und in dem Gedränge der Monumente wird bald jene drückende

Leere verschwinden. Denn daß es mit den schädlichen Ausdünstungen ein eitles Vorgeben gewesen, darum sind wir alle, und längst, einig. Die Todten sollten ihre Ruhestätte ferner nicht in den Kirchen finden, weil, das hatten die Philosophen ausgemittelt, weil die Gräber den lebenden Angehörigen die dringendste Einladung zu fleißigem Kirchenbesuch. Den wollten die Aufklärer abgeschafft wissen, sie bethörten, wie in allen ähnlichen Fällen, die Regierungen, und erreichten ihre eigentliche Absicht auf das Vollständigste."

Die Einweihung des Friedhofes an dem Fuße der Karthause, Behufs deren eine unübersehbare Volksmenge sich zu einer Procession geschart hatte, wurde von Joseph Reif in der nachstehenden Elegie besungen.

Dumpf erschallt das festliche Geläute,
Laut der demuthsvolle Bußgesang.
Ward der Theuerste des Todes Beute,
Daß ertönt des Grabes Trauerklang?
Alt und Jung im wogenden Gedränge
Ordnet betend sich in Paar an Paar,
Und der Zug der andachtsvollen Menge
Wallend von der Kirche Hochaltar,
Läßt im Loblied zu des Himmels Höhen
Hoch empor der Stände Fahnen wehen.

Und es dehnen sich des Volkes Reihen
Weit hinaus in die bepflanzte Flur,
Sich die künft'ge Grabstätt' einzuweihen
In dem freien Tempel der Natur,
Und es zieht die gläubige Gemeine
Singend ein durch das erschloßne Thor;
Und im eng umschlungenen Vereine
Tritt zum Kreuzes Stamm der Priester Chor,
Und zur Glaubenskraft und Wahrheit brannte
Hell ein dreifach Licht am Kreuzes-Rande.

Ausgespendet wird der Weihe Segen
Ringsumher nach allen Enden hin,
Kraftvoll tritt der Rede Fluß entgegen,
Kraftvoll ist der Worte hoher Sinn,
Mahnend an der Lebenskürze Zeiten,
An der ird'schen Körper Unbestand,
Balsam reichend für des Menschen Leiden,
Mahnend an ein bessres ew'ges Land —
An Vergeltung in des Himmels Zone,
An Bestrafung vor dem Richterthrone.

Heil'ge Stätte! hier in deiner Stille
Wird des Sterblichen Gebein vergeh'n,
Hier des frei gewordnen Geistes Hülle
— Staub und Asch — des Windes Hauch verwehn,
Hier in deinem kühlen finstern Schooße
Ruh'n vielleicht wir alle bald vereint;
Gleich ist alles hier im gleichen Loose,
Alles — Bettler, Fürsten, Freund und Feind;
Die im Leben sich verfolgt, verhöhnet,
Hier im Grab sind sie vereint, versöhnet.

Der Friedhof, ursprünglich auf fünf Landesmorgen, die samt der Einfassung 4345 Thr. 15 Sgr. 9 Pf. gekostet hatten, beschränkt, hat seit der neuesten Vergrößerung — der damit gewonnene Raum wurde am Allerseelentage 1848 geweihet — eine dem Anwachs der Bevölkerung angemessene Ausdehnung, und ein durchaus würdiges feierliches Aussehen, das mit dem terrassenweisen Aufsteigen des Hintergrundes sich zu einer Parkanlage im grandiosesten, wenn auch ernsten Styl erhebt. Dem Haupteingang gegenüber befindet sich das Leichenhaus. Eigentliche Celebritäten wird man auf einem Gottesacker von so moderner Formation kaum suchen. Doch verdienen einzelne Monumente Aufmerksamkeit. So z. B. der von dem vormaligen Friedhofe hierhin gebrachte, arg verstümmelte Grabstein Otto Friedrichs von Ilow. Königl. preußischer Generalmajor und Chef eines Cürassierregiments, hatte er, in dem vorgerückten Alter von 67 Jahren den Beschwerlichkeiten des Feldzuges nach der Champagne nicht zu widerstehen vermocht; er starb zu Coblenz den 11. Nov. 1792. In der Grabschrift ist das wesentlichste, der Namen, verschwunden, lesbar nur noch die Klage, daß der General hier, an den fernsten Grenzen Deutschlands, sein Grab finden müsse, eine Aeußerung, welche zu der Vermuthung berechtigt, daß nach des Schreibers Ansicht die Neumark Brandenburg den Mittelpunkt Deutschlands ausmache. Dort nämlich, in dem Sternbergschen Kreise, auf dem väterlichen Gut Schmagorey, war der General geboren. Indem von ihm selbst nichts Merkwürdiges zu berichten, will ich im Vorbeigehen an seinen Vetter, an den durch Schillers Wallenstein unsterblich ge-

wordenen k. k. Feldmarschall-Lieutenant Christoph von Ilow (Illo), erinnert haben, zugleich aber mich gegen eine vielfältig, auch in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von dem Dichter ausgesprochene Ansicht verwahren. Der Brandenburger Ilow, der zum Ueberflusse mit einer Hussitin verheirathet, wird zweifelsohne die Feindschaft gegen das Erzhaus Oestreich mit der Muttermilch eingesogen haben, und weit entfernt, daß der Generalissimus genöthigt gewesen, das Geschöpf und den Diener seiner Launen auf Schleichwegen für seine strafbaren Entwürfe zu gewinnen, läßt sich in vollkommener Sicherheit annehmen, daß, nächst dem Kanzler von Eltz, Ilow einer der Thätigsten gewesen sein müsse, den Generalissimus gegen seinen Kaiser zu bewaffnen.

Auch das Monument der Frau Johanna Felix Cornelia Lodibert, geb. Isnard, wurde von dem alten Kirchhof hierhin übertragen. Den 19. Sept. 1779 geboren, starb die anmuthige liebenswürdige Frau den 29. Aug. 1806. Bei aller Abgötterei, die ich gewohnt, mit dem Andenken schöner Frauen zu treiben, würde ich dieser doch kaum gedenken, ohne den Verdacht, daß sie eine Tochter des in der französischen Revolution berühmt gewordenen Pomadehändlers aus Grasse gewesen sein könnte. Der Mann erregte, als Deputirter zu der Legislative gesendet, durch seine Beredsamkeit solches Aufsehen, daß seine Partei, die unter dem Namen der Gironde bekannten Schwätzer, ihren begabtesten Rednern, einem Vergniaud oder Guadet ihn beinahe gleichstellten. An praktischem Verstande seinen Collegen weit überlegen, entwich Isnard glücklich der über alle Girondisten verhängten Aechtung, daß er nach dem Sturze der Schreckensherrschaft seine vormalige Stellung im Convent wieder einzunehmen vermochte. Sogar wurde er von der siegenden Partei zu einer Sendung nach den Departementen des Rhonethals verwendet, mit dem speciellen Auftrage, aller Orten die Trümmer des Terrorismus zu bekämpfen, und bewerkstelligte er das in dem ganzen Ungestümm eines Südländers, nicht etwa Verzeihen, Versöhnung predigend, sondern zu Rache, zu blutiger Rache an den Dienern der Tyrannei einladend. In dergleichen Stimmung forderte er eine Volksver-

sammlung auf, gleich jetzt über die Mörder herzufallen, ihnen zu thun, wie sie gethan hatten. „Wir sind unbewaffnet", klagte einer der Zuhörer; „so grabt denn die Gebeine euerer gemordeten Angehörigen aus, und erschlagt damit die Würger," versetzte der Volksvertreter. Sein Schwiegersohn bekleidete zu Coblenz das Amt eines *Sous-Inspecteur des forêts*. Dagegen hat Schenkendorfs gothisches Kreuz, ebenfalls dem alten Kirchhof entstammend, in der Reihenfolge des J. 1840 Platz gefunden, nachdem es von Anfang her bestimmt gewesen, zugleich seiner Wittwe Andenken zu verewigen. Die doppelte Inschrift, dem Sandstein eingegraben, lautet folgendermaßen: Gottfried Ferdinand Max von Schenkendorf, geb. zu Tilsit den 11. Dezember 1784, gestorb. zu Coblenz den 11. Dezember 1817. Henriette Elisabeth von Schenkendorf geborne Dittrich, geb. zu Königsberg den 25. Januar 1774, gestorb. zu Coblenz den 22. Sept. 1840. *Evangelium Johannis Cap. XI. Vers 25.* Schenkendorf in seiner Dichterglorie war mir allerdings merkwürdiger, als die Gesamtheit seiner aus dem Mutterlande uns zugekommenen Collegen, doch ließ nur einmal das Ungefähr mich mit ihm zusammentreffen. Er trug eine schwarze Litewka, oder, wie das polnische Kleidungsstück damals hieß, einen deutschen Rock, dann einen Schnurbart, der, mit dem grimmigen Blicke und dem Gesamteindruck der Physionomie verbunden, unter den forschenden Händen der Deffant gar leicht das *qui pro quo* um den Geschichtschreiber Gibbon erneuern konnte. Die Deffant hatte nämlich die Gewohnheit, bei ihr neu eingeführte Fremde im Gesicht zu betasten, um auf diese Weise eine Idee von der Person sich zu verschaffen. Gleich jedem andern mußte Gibbon in der ersten Vorstellung dieser Operation sich unterwerfen, aber es hatte die Investigation kaum begonnen, und die Frau flog mit einem Schrei des Entsetzens und des Abscheues zurück. „Wie war es möglich", klagte sie, „dergleichen Bubenstück an einer Unglücklichen, welche des Lichtes der Augen beraubt, zu verüben?" Es kostete Mühe, sie zu beruhigen und um den wahren Stand der Dinge zu belehren. Gibbon nämlich, ein Mann von ungewöhnlicher Corpulenz, war zu ⅓ Kopf, und traten in diesem

Kopfe zwei ungeheure Bauschbacken hervor, zwischen welchen das unerhebliche platte Näschen ganz und gar annullirt. Doch auf Schenkendorf zurückzukommen, der hielt mir bei dieser Gelegenheit, von dem würtembergischen Schreiberwesen ausgehend, einen Vortrag über die Nothwendigkeit einer gründlichen Geschäftsbildung, den ich, der Deffant Misverständniß begreifend, nur mit halben Ohren anhörte, der mich aber ungemein ergötzte, weil er ab Seiten eines kön. preussischen Regierungsrathes, *parce que poète et quoique poète*, an ein demüthiges Urkundenwürmlein gerichtet. Wie genau kannte doch jener Weise „das Volk, das immer lehren will, das immer lernen sollte."

Ganz anders nahm sich gegen ein keimendes Talent der Dompropst Castello von Trier. Ich traf ihn im Archiv, wo er den Archivar, den nachmaligen Weihbischof Günther besucht hatte. Der Archivar stellte mich ihm als einen Zunftgenossen vor, und Castello, eine höchst würdige Stellung annehmend, beglückwünschte mich in einer sinnigen Rede um das Streben, Kenntnisse einzusammeln, ermahnte mich zur Ausdauer in dem dornichten Pfade, und erzählte, mir zu einiger Aufmunterung, wie er selbst in der Diplomatik sich versucht, und gelegentlich eines Grenzstreites die folgenschwere Entdeckung gemacht habe, was unter dem Namen Einrich zu verstehen. Das Alles nahm ich lächelnd, mit einer tiefen Verbeugung hin, und sogar habe ich den diplomatischen Columbus um seinen Fund beglückwünscht. Gesprochen habe ich außerdem nichts, und auch Günther, dem doch einige schamhafte Verlegenheit anzusehen, schwieg. Denn eben hatte der letzte Band von seinem *Codex diplomaticus* die Presse verlassen, und sein Gewissen mahnte ihn an die scharfe Censur, die ich, auf sein bittliches Ansuchen, über das gesamte Werk verhängen müssen. Ich hatte es in der Handschrift gelesen, vielfältig berichtigt, theilweise durch ganze Abhandlungen ergänzt, ich hatte auch des Druckes Correctur übernommen, und in deren Verlauf abermals viele Veränderungen und Verbesserungen angebracht, als welches durch das Autographon und die Correcturbogen erweislich, zum Ueberflusse durch die dem zweiten Bande vorausgeschickte Berichtigung um die vormalige Eintheilung der Provinz, worin schwerlich meine Schreibart zu verkennen, bestätigt wird.

Den Monumenten von Ilow und Frau Lodibert schließet sich, längs des Bergrandes, eine ganze Reihe von Denksteinen an, so von dem vormaligen Kirchhof zur Stelle gebracht worden. Auf einem heißt es: *Qui riposa Carlo Stampa nativo di Argento ad lago di Como, morto li 14. ottobre 1806 nella età di 40 anni. R. I. P.* Auf einem größern Monument, an der Nähe des Leichenhauses heißt es: *François Joseph Reichensperger, Secrétaire gl. de la préfecture de Rhin et Moselle, né le 18. avril 1768, decédé le 14. mai 1813. Par son épouse éplorée.* Gleich dabei schlummert ein Kind, des Namen doch eine Merkwürdigkeit. Die Eltern ihrem einzigen Sohne Edmund Itzstein, gebohren den 9ten October 1806, gestorben den 21. September 1812. Den Reigen schließt der Mann, von welchem die Staubersweise ihre Benennung empfing: *1777. 29. 7bris obiit Petrus Stauber aetatis 85 sepultus 1ma 8bris, primus hujus coemeterii incola. R. i. p.*

Kein Monument hat der Generalmajor und Brigadier-Commandeur von der Cavalerie, Alexander Wilhelm von der Golz, die erste auf diesem Friedhofe, mehre Monate vor der Consecration beerdigte Leiche. Er starb den 20. Januar 1820, an den Folgen einer im Duell mit dem General von Ryssel empfangenen Schußwunde. Dieser Umstand war allgemein bekannt, und der überlebende Thäter hätte deshalb der Strafe nicht entgehen sollen, aber Ryssels Secundant war, nicht wie Napoleon der nothwendige Mann, sondern ein General, den man für unentbehrlich hielt, und der Handel wurde vertuscht. Ein Lieutenant, ein Kind, das seinen Leidenschaften zu gebieten noch nicht gelernt hat, würde nach der ganzen Strenge der Duellgesetze behandelt worden sein. Sie verfügen, daß der einen Duell annimmt, mit Festungsstrafe belegt, cassirt werde, der ihn ablehnt.

In der Tiefe fand der General von der Golz seine Ruhestätte, andere gesellschaftliche Sommitäten, wie sie Zeitlebens auf die Massen, *le populaire*, herabblickten, haben auf den Abhang des Berges ihre engen Häuser mit den Prunkmonumenten darüber, erbauet. Unter diesen Monumenten ist ungezweifelt das vorzüglichste dem schlichten, biedern Pastor Albrecht gesetzt. Das

gothische Sacramentshäuschen, ein Crucifix, Alles zusammen von Eisenguß, umschließend, ruhet auf einem Fußgestell aus Tuffstein, worin eiserne Platten eingefügt. Auf der ersten dieser Platten ist ein Priesterkelch dargestellt, dessen Fuß mit einer Stola umwunden. Auf der zweiten Platte heißt es: *Carolo Alberto Pastori ad B. M. V. Confluentiae, Provicario, Decano et Sacerdotio supra annos LXII. functo, nato in Emmingen, XVII. Cal. Jan. 1747. XVII. Cal. Feb. 1833 mortuo. Morituri grato animo hoc monumentum fecere.*

Der dritten Platte Inschrift:

Hier Waller kniee nieder auf dem Grabe,
Das still des theuern Mannes Asche deckt,
Den, treu dem priesterlichen Hirtenstabe,
Im Drang der grossen Zeit kein Sturm geschreckt,
Der stark und mild ein Schirmer in Gefahr,
In Noth ein Tröster, Führer, Helfer war.
Ein Bild der Tugend, rein in Menschenhülle,
Sich selbst genug, den Himmel in der Brust,
Des schönen Lohns dort oben sich bewusst,
Ging er hinüber zu der Freuden Fülle,
Wo die Vergeltung reich dem Hirten thront
Und Wiedersehn die gläubige Heerde lohnt.

Vierte Platte:

Siste Viator Christiane! Hic locus caros Caroli cineres servat, viri pietate insignis, patris pauperum dicti; qui comitate et liberalitate enituit; fratribus frater fuit, amicis amicus; religionis catholicae tenax observator, amator legis et gregis. Adsperge viator! lacrimula tumulum defuncti, cuius animus fruatur molli pace et requie aeterna beata haveto.

Treu und wahr ist in diesen Inschriften des verehrungswürdigen Priesters Charakter geschildert; den Familiennamen aber haben sie durch die Conjugation einigermaßen zweifelhaft gemacht. Diesem Uebelstande abzuhelfen, entlehne ich einer Dichtung des von dem Eismeer heimgekehrten Joh. Phil. Simon, Das Grab eines Predigers der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, zwei der remarkabelsten Strophen, Proben zugleich eines in der schnöden Heimath nicht sattsam anerkannten Talents:

Hier schläft er, ein Gottesguter,
Hier im süßen Frieden ruh't er,
Albrecht, der so edel war,
Der so sehr geliebt den Heiland,
Albrecht, Albrecht, Domherr weiland
Pastor von der Oberpfarr.

Als er sanft im Herrn entschlafen,
Wollt' er ruh'n bei seinen Schafen,
Die er einst so treu geleit't;
Nicht, wie Stolz und Reichthum thuen,
Die dort abgesondert ruhen,
Von den armen Brüdern weit.

Etwas weiter, die Anhöhe hinan, steht, durch ein Eisengitter geschützt, das Grab Thielmanns, des vielfältig in den Kriegen von 1809—1815 genannten Feldherren. Eine flach aufgelegte Marmorplatte trägt ein eisernes Kreuz, darüber *en sautoir*, Commandostab und Schwert, dann ein Helm, insgesamt von Eisenguß. Dem Marmor ist die folgende Inschrift eingegraben: *Dem General der Cavallerie Freiherrn von Thielmann das 8te Königlich Preussische Armee-Corps. 1825.* Von den metallenen Buchstaben sind aber bereits viele verschwunden. Adolf von Thielmann starb den 10. Octob. 1824, in dem Alter von 59 Jahren. Nach dem ursprünglichen Entwurfe sollte er sein Monument auf dem Ehrenbreitstein haben, in einer Felsennische, deren Kern als das Material zu des Feldherren Fußstatue gedient haben würde. Dieses fand der König aber unpassend, angesehen zwischen dem commandirenden General des 8. Armeecorps und dem Ehrenbreitstein keine besondere Beziehung denkbar, und die Sache wurde anders geordnet.

Auf einem flachen Sandstein, gleich neben Thielmanns Grab, steht zu lesen: *Friedrich Wilhelm von der Gröben, Generallieutenant und 1r. Commandant zu Coblenz und Ehrenbreitstein. Starb am 10. Juli 1839.*

Noch höher, von einem Gitter umschlossen, stellt sich des Ober-Präsidenten von Ingersleben Monument dar, mit folgender Inschrift: *Carl Heinrich Ludwig von Ingersleben, Königl. Preuss. Geheimer Staats-Minister, Ober-Präsident der Rhein-Provinz, Ritter des schwarzen Adler-Ordens, geb. den 1. April 1753, gest. den 13. Mai 1831.* Rob. Walpole

stellt irgendwo den Satz auf, niemals tauge zu einem Minister der Mann, der nicht verstehe, seinen Freunden eine gute Mahlzeit vorzusetzen, und vollständig und vielfältig haben die Erfahrungen unseres constitutionellen Zeitalters einen Ausspruch bestätigt, den, ohne sich viel mit Walpole abgegeben zu haben, der Minister Ober-Präsident von Ingersleben anzuwenden verstand, wie der ihm gewordene Beinamen klar genug andeutet. Aber eine andere Kunst, für die Gegenwart kaum, wohl aber für die Zukunft wichtig, hat er zu üben verabsäumt. Schwer würde er den Irrthum büßen müssen, daß er nur für seines Gleichen, für seines Geistes Verwandtschaft, nicht für diejenigen, welche das Urtheil der Nachwelt um einen Mann, der zu Recht oder Unrecht in der Zeitgeschichte figurirte, zu formuliren berufen sind, den Amphytrion machte, wäre ich nicht großmüthig von Art, fände ich nicht einige Entschuldigung für solche Vernachläßigung in einer leidigen Erfahrung, so der von Ingersleben um die störige, den Tafelfreuden daher weniger zugängliche Gemüthsart meiner Landsleute machen müssen. Es erzählt uns ein Pfarrer aus Sachsenland, Dr. Nagel, in den Kriegsbildern aus der Heimath: „Keine Stimme der Zeit schrie so laut und so gellend in das Land hinaus, schrie das Heer, als es an der Rheingrenze angelangt war, und nicht lange nachher auch die Staatsoberhäupter so rücksichtslos an, als die des Rheinischen Merkurs zu Koblenz durch den Mund des Prof. Görres. Die Bemühungen des Fürsten-Staatskanzlers von Hardenberg, ihn durch reichliche Besoldung und äußere Ehrenbezeugung zu gewinnen, fruchteten bei dem Trotze des Preußenverächters nicht; König und Staatskanzler sollten nach seiner Pfeife tanzen. Von Letzterm zu Gaste geladen, erschien der Cyniker wie ein halber Sansculotte, ungewaschen und ruppig. Bei der Tafel sprach er zum Staatskanzler, welcher etwas schwerhörig war, absichtlich so leise, daß ihn dieser nicht verstehen konnte, der feinhörigen Fürstin dagegen schrie er seine Worte barsch und grobstimmig in die Ohren — gegen die Regel der guten Sitte: Zartem Ohr halbes Wort. Kurz, es blieb am Ende Nichts übrig, als den Tölpel einzusperren oder

fortzujagen." In Erwägung solcher mildernden Umstände will ich denn auch für jetzt mich begnügen, dem Minister Ober-Präsidenten von Ingersleben ein *dictum* von Mirabeau-Tonneau, dem Bruder des großen Wühlers, zu appliciren: *„Dans toute autre famille je passerais pour un mauvais sujet, et pour un homme d'esprit: dans la mienne, on me tient pour un sot, mais pour un homme rangé.“* In der Heimath galt Ingersleben als ein großer Minister. „Wie unterscheidet man", wurde Aristipp gefragt, „den fähigen und brauchbaren Mann von dem Ungeschickten, Unfähigen?" — „Schicke sie beide in die Fremde", erwiderte der Weise.

Zwischen Ingersleben und Thielmann hat man ein Monument von eigenthümlicher Fassung eingeschoben. Drei Säulen, Pfeifenröhren vergleichbar, tragen eine Art Teller, dem eine ungeheure Kaffeekanne oder Urne, wenn man will, aufgesetzt. Ganz und gar ist die Inschrift, so in Metallbuchstaben den Säulen eingefügt gewesen, durch diebische Hände vernichtet worden, aus der Tradition weiß man jedoch, daß sie für Johann Adam Türk, den Weltpriester und Professor am Gymnasium gesetzt worden. Türk starb den 20. Sept. 1817. Ein schöner Mann, ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein ausgezeichneter Sänger, zählte er der Freunde viele.

Er hat sein Leben unter Kindern zugebracht,
    Und kindlich war sein sorgenfreier Sinn;
Unwiderstehlich zog Ihn des Gesanges Macht,
    Der Reben edler Trank, die holde Freude hin;
Und wo Er kam, da war ein lieber Gast erschienen,
Den Gram zu scheuchen — Hader zu versühnen.

So schritt Er durch die blumenvollen Auen,
    Die Liederreiche Zitter in der Hand;
Fromm weilte Er im Kreise holder Frauen,
    Gesellig flechtend holder Spiele Band;
Doch wust' Er auch den hohen Geist der Alten
Der wißbegier'gen Jugend sinnig zu entfalten;

Und nicht verstorbene Sprachen zu beleben,
    Nein! weit erhabner schien Ihm sein Beruf;
Den Geist, das Herz der Schüler zu erheben,
    Hochpreisend, was die Tugend, was die Freiheit schuf,
Lehrt' Er den Prunk der falschen Größe meiden,
Und Catos Tod — das Ende Regulus beneiden.

Der Menschen Arglist hat Er nie verstanden,
Und fremd blieb Ihm der Rausch der Leidenschaft;
So schied Er aus des Lebens kummervollen Banden,
Verfolgung zu erwiedern, fehlt' es Ihm an Kraft.
Er hat den Kummer still und stumm getragen,
Sein Schmerz war Schweigen — und der Tod sein Klagen. [1])

Auch das Publicum beklagte aufrichtig seinen Liebling, und zürnte den Herren vom Consistorium, welche zum öftern ihr Misfallen um manche, dem Professor aus der fröhlichen cisrhenanischen Zeit gebliebene Gewohnheit geäußert hatten. Der Volkswitz sagte von ihm: Er starb an der schwarzen Milzsucht, des langen Lebens müde. Schwarz, Milz, Lange, Lebens hießen jene Consistorialräthe.

Ueber alle diese Monumente, beinahe zum Niveau des unlängst dem Berge abgewonnenen Raumes, auf einer Stelle, die einen der reichsten Prospecte der Umgegend von Coblenz beherrscht, erhebt sich inmitten einer aus Baumzweigen geflochtenen Verzäunung ein steinernes Kreuz mit der einfachen Inschrift: *Anna Maria Lasinska, geborne von Knapp, geb. den 8. März 1782, gestorben den 19. Juni 1839. R. i. p.* Des Jülich-Berg'schen Vicekanzlers von Knapp würdige Großnichte, hat Frau Lasinsky mit Glück den Wissenschaften gehuldigt. Gedichte von A. M. Lasinsky, geborene von Knapp, erschienen zu Coblenz, 1827. S. 135, in 12. Druck von B. Heriot.

Wir steigen wiederum hinab zur Tiefe, um zunächst das von den Theilnehmern des Veteranenvereins errichtete Monument in Augenschein zu nehmen. Es ist ein Viereck, dem ein Helm von Gußwerk aufgesetzt; über jeder der vier Seiten thront, von Trophäen begleitet, der kaiserliche Adler. Die Inschrift des ersten Feldes lautet folgendermaßen:

Von den vormaligen noch übrigen Soldaten Napoleon's, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, zu Coblenz als friedfertige und ihrem jetzigen Fürsten treu ergebene Bürger gestorben sind und hier ruhen, errichtet am 5. Mai 1845, dem Todestage des Kaisers. (5. Mai 1821.) — Ph. Carl Simon,

---

[1]) Thräne am Grabe des Johann Adam Türk geweint von einem seiner Schüler. Ein gedrucktes Quartblatt.

Vereins-Präsident, Cuirassier im 12. Regt., gest. den 25. März 1845.

Auf der vierten Seite finden sich angegeben die Namen, Grade und Todestage von den (bis zum 24. Dec. 1850) verstorbenen 29 dem Verein angehörigen Veteranen. Ihrer waren ursprünglich 104, und scheint mir die ihrer Verbindung zum Grunde liegende Idee dergestalten sinnig, ansprechend und freundlich, daß ich es mir nicht versagen kann, auch mit den überlebenden Vereinsmitgliedern mich zu beschäftigen. In den durch die Generalversammlung vom 25. Dezemb. 1839 beliebten Statuten heißt es: §. 1. Der Verein der Coblenzer Veteranen, vormals Soldaten in der französischen großen Armee unter Napoleon, hat zum Zweck, hilfsbedürftige Kameraden zu unterstützen, und wenn eines seiner Mitglieder mit Tode abgeht, es auf eine feyerliche Weise beerdigen, sodann möglicherweise ein Denkmal in Stein errichten, und in dasselbe die Namen derjenigen Mitglieder, welche bis zu ihrem Tode ununterbrochen in dem Verein geblieben sind, eingraben zu lassen. §. 2. Die Wahrung der Interessen der Gesellschaft wird einem Vorstand übertragen. §. 4. Die Aufnahme der Mitglieder geschieht durch den Vorstand, und zwar nach Stimmenmehrheit. Der Aufzunehmende muß Coblenzer Bürger sein, brav gedient, und sich im bürgerlichen Leben eines unbescholtenen Rufes zu erfreuen haben. Wer sich nach der Aufnahme unwürdig beträgt, und seines guten Rufes verlustig macht, wird, jedoch erst nach vorgängiger Vernehmung, in derselben Weise entlassen, ohne seine geleisteten Beiträge zurück zu erhalten, auch kann derjenige, der freiwillig austritt, ihre Zurückgabe nicht fordern. §. 5. Jedes Mitglied des Vereins hat monatlich einen Beitrag von 2 Sgr. 6 Pf. vom 1. Januar 1840 an in die Hände des Kassirers ohne weitere Aufforderung zu bezahlen. §. 7. Aus der durch die eröffnete Subscription aufgebrachten Summe und den monatlichen Beiträgen wird ein Reserve-Fonds zur Errichtung des vorerwähnten Denkmals, und Unterstützung von dürftigen Veteranen und deren Beerdigung gebildet, und gegen Zinsen sicher angelegt. Zu Unterstützungen und allenfallsigen Anschaffungen ist der Vorstand

bis zum Betrag von 25 Thlr. berechtigt. — Höhere Summen kann nur die General-Versammlung bewilligen. §. 8. Der Vorstand wird mit strenger Vorsicht auf Ersparnisse denken, und jede zwecklose Ausgabe vermeiden. Unterstützungen können daher nur an besonders Dürftige, von einem unverschuldeten Unglück heimgesuchte Veteranen verabreicht werden. Die feyerliche Beerdigung, deren Ausführung noch näher bestimmt werden soll, findet aber ohne Unterschied für jeden Veteranen Statt, und die Kosten werden, wenn dessen Erben es verlangen, und der Vorstand nach genau eingezogener Erkundigung es für nothwendig erachtet, theilweise oder ganz aus der Vereinskasse bestritten, mehr als 10 Thlr. kann jedoch der Vorstand dafür nicht billigen. §. 11. Auswärtige Veteranen können als außerordentliche Mitglieder nach §. 4 aufgenommen werden. Sie haben ebenfalls monatlich 2 Sgr. 6 Pf. zu entrichten, und es erhalten ihre Angehörigen, wenn sie es verlangen, und der Hingeschiedene bis zu seinem Tode in dem Verein geblieben, als Beitrag zu den Beerdigungskosten, 5 Thlr. aus der Vereinskasse. Nur diejenigen, die außer dem monatlichen Beitrag gleich den hiesigen Veteranen einen besondern, ihren Vermögensverhältnissen angemessenen Zuschuß zur Errichtung des Monuments geben, und ebenfalls bis zu ihrem Tode in der Gesellschaft bleiben, können fordern, daß auch ihre Namen in dasselbe eingegraben werden. §. 14. Ohne des Präsidenten Erlaubniß darf kein Vortrag in der Gesellschaft gehalten werden. Alle gegen Erwarten entstehende Streitigkeiten werden sogleich mündlich von ihm geschlichtet, und es muß jedes Mitglied des Vereins sich seinen Weisungen in Bezug auf die Gesellschaft, in welcher stets Ruhe und Ordnung herrschen muß, fügen. §. 15. Die Veteranen verpflichten sich zu unverbrüchlicher Freundschaft und gegenseitiger Hilfeleistung, so wie zur Aufrechthaltung harmonischer Eintracht und Einheit, als das sicherste Mittel zur Bewahrung der militärischen Ehre und des Gedeihens der Unternehmung.

Die Kirche ist auch nicht vergessen in dieser Association. Alljährlich am 5. Mai, dem Todestage des Kaisers, wird ein Trauer- und Gedächtnißamt für die Seelen der Dahingeschiede-

nen abgehalten, und dabei den Sodalen in einer Predigt der Zweck ihres Liebesbundes erläutert. Dann finden sie sich am Abend zu einem frugalen Mahle zusammen, bis spät in die Nacht dauert die Sitzung, wie gemischt aber die Gesellschaft sein mag, wie lebendig oft das Gespräch wird in der Erinnerung an eine große Vergangenheit, wie ungebunden die Fröhlichkeit, niemalen ist sie bis jetzt auch nur durch ein ungeziemendes Wörtchen getrübt worden. Eine solche Schule ist der Krieg, so nachhaltig wirkt er auf Gemüther, welche den Schrecken des Todes zu gebieten gelernt haben. Nur unter seinen Zöglingen war auch ein Verein, dergleichen diese Veteranen eingegangen sind, möglich: für jeden andern Menschenschlag müßte eine Gesellschaft, deren letzter Zweck das gemeinsame Hingehen zu dem großen Jenseits, eine Gesellschaft, welche den Längstlebenden verurtheilt, alle seine Genossen zu begraben, zur schmerzhaften Buße, zur Pein werden.

Ganz versteckt hinter dem Veteranenmonument, heißt es auf einem einfachen Kreuze: Hier ruhen in Frieden Johann Birkenheuer und seine Halbschwester Barbara Dötsch, aus dem Leben gegangen am 16. Juni 1848. Betet ein Vaterunser; auf der Rückseite: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Regelmäßig wird besagtes Kreuz von einer unbekannten Hand mit Blumen bekränzt. Barbara Dötsch wurde wegen des Mordes ihres Ehemannes zum Tode verurtheilt und hingerichtet, zugleich mit ihrem Bruder, welcher der That Werkzeug gewesen.

Ebenfalls in der Nähe des Veteranenmonuments, ganz eigentlich in des Berges Fuß, ist auf flacher, von einem Eisengitter umschlossener Marmortafel zu lesen: ***Here lies the body of Jane, the beloved Wife of the honorable Henry Edward Butler, second son of the late Earl of Carrick and a Lieutenant-Colonel in the Brittish Army. She died at Coblenz, July 31 1834. Aged 39 Years.*** Sonderbarer Weise verschweigt der betrübte Wittwer, der sich selbst als *honorable* einführt, den Familiennamen der Verstorbenen. Vielleicht war er ihm nicht vornehm genug. Der Nachwelt zum Besten erinnere ich, daß Frau

Johanna, verm. den 6. Januar 1812, die Tochter gewesen ist von Clotworthy Gowan.

An der entgegengesetzten Seite des Friedhofes steht aufgerichtet eine schwarze Marmortafel, darauf folgende Inschrift: *Died at Coblentz may the 9th. 1836 Maurice Fitzgerald, Eldest son of the Knigth of Kerry. In his 32nd year.* Man sieht, wie bei Wallensteins blutiger Catastrophe sich zu betheiligen, die beiden größten Geschlechter des fernen Hiberniens ihre Repräsentanten nach Eger aussendeten, den Obristen Butler nämlich und den Major Robert Geraldin, der als Graf von Desmond seines Stammes rechtmäßiges Oberhaupt, so haben sie auch hier, auf diesem Friedhofe sich treffen wollen. Es schreibt darum die Rhein- und Moselzeitung vom 16. Mai 1836: „Der Tod stiftet wunderliche Bündnisse. Jetzt ruhen friedlich nebeneinander auf dem Kirchhofe von Coblenz die Söhne (?) der beiden größten Familien Irlands; die Söhne jener Familien, welche in frühern Jahrhunderten die ferne Insel zu einem Schauplatz von immerwährenden Fehden, von Raub und Blutvergießen gemacht, und von denen man sogar behaupten darf, daß der gegenwärtige Zustand Irlands zum Theil von ihnen als Erbschaft herrührt. Schon seit längern Jahren schlummert ein Butler auf dem hiesigen Kirchhof den langen Schlaf. Seit dem 11. Mai ist ihm ein Fitzgerald [1]) zugesellt. Bekanntlich ist der größte Edelmann des heutigen Irlands, der Herzog von Leinster, ein Fitzgerald. Die Linien der großen Grafen von Desmond, des Knigth of the Vally und des White Knigth sind verblüht. Der Fitzgerald, der beinahe 5 Jahre hindurch hier unter uns lebte, war ein Knigth of Kerry." Diese Zeilen, wie sie hier aus der Rhein- und Moselzeitung mitgetheilt, vindicirte sofort die Cölnische Zeitung als ihr Eigenthum, und es entspann sich zwischen den beiden Blättern ein erbitterter Federstreit, der, obgleich das Recht ungezweifelt auf Seiten der Cölnerin, nichts desto weniger zu ihrem Nachtheil ausschlug. Es blieb dieses aber keineswegs der Notiz einzige Folge. Der Verstorbene hatte in Coblenz

[1]) Fitz, Sohn, alte normännische Formel, statt *fils*.

Schulden zu dem Belaufe von mehren Tausenden von Thalern hinterlassen, welche zu bezahlen, die Familie keineswegs verpflichtet, denn sie hatte den großjährigen Sohn längst und zu seiner vollen Zufriedenheit abgefunden. Vernehmend aber, was ein deutsches Blatt um die Fitzgeralde geschrieben, wollte der Knigth von Kerry nicht dulden, daß auf seinem Namen auch nur der Schein eines Fleckens hafte, er schickte den zweiten Sohn nach Coblenz, und ließ die Gläubiger insgesamt bei Heller und Pfennig befriedigen.

Auf der gemeinsamen Grabstätte von zwei in zarter Kindheit verstorbenen Schwestern heißt es:

Liebe Irmina
Liebe Coletta } *Bittet für uns.*

Auf dem Monument eines in blühender Jugend dahin gegangenen Officiers steht zu lesen: *Vergleichbar einem Cristallspiegel, der allein das Schöne, Edle und Gute zurückzugeben vermöchte, liebenswürdig und geliebt, hat er 23 Jahre 26 Tage auf Erden gelebt als ein Engel des Lichts, um nach überstandener Prüfungszeit in der Gesellschaft der Auserwählten Gottes sich erfreuen zu können von Ewigkeit zu Ewigkeit Amen.*

Von einem andern Officier steht geschrieben: *Franz Xaver Corneli, Ingenieur-Capitain. Geboren am 1. April 1798, gestorben am 31. Juli 1828. Er hat einen guten Kampf gekämpft. R. i. p.* Dem Denksteine eines zweiten Ingenieurofficiers ist ein colossales Herz eingehauen, und beigefügt sind die Worte: *Sein Herz ruht — Auch wir ruhen bald.* Eine Laune des Zufalls wollte, daß diese Platte zu einer Ruhebank vor der Fronte des Leichenhauses verwendet worden. Das Merkwürdigste dabei aber bleibt, daß diese Zeilen, das Sinnbild, nicht den Schmerz einer liebenden Braut, sondern einen Kummer ganz anderer Art ausdrücken sollen.

Der Inschriftenschau Beschluß möge ein Autographon, *vel quasi*, machen: *Alexander Peter Lippe, vormalig Churfürstlich trierischer wirklicher Geheimrath und Vice-Kammer-Director, gestorben am 26. Juni 1836 im 85ten Jahre seines*

Lebens und im 34ten des vor ihm hingegangenen Churthums. Sie ruhen in Frieden. Und auf der Rückseite:

Die Ruhe ward mir,
Lebt wohl Welt, Hoffnung u. Glück;
Kein Verkehr mehr mit Euch,
Spielt nun mit Andern.

Den ziemlich bedeutenden Fehler gegen die Syntaxis, in den letzten Zeilen der Hauptinschrift begangen, will ich nicht rügen, hat doch der Antiquarius selbst von einem Cölnischen Recensenten den Vorwurf hinnehmen müssen, daß sein Styl eine fortwährende Empörung gegen die Grammatik darstelle, ein Vorwurf zwar, den die Geschichte der jüngsten Vergangenheit beinahe zu einer Schmeichelei umwandelte, nachdem derselbe Recensent derselben Worte gegen den letzten Ritter, gegen den großen Banus von Kroatien sich gebrauchte, höchlich aber muß ich beklagen, daß der tragische Effect, welchen der Geheimrath Lippe, mit dem trierischen Kurstaat sich identificirend, beabsichtigte, unter einer einfachen Thatsache verloren geht. Während der sogenannten Fremdherrschaft bekleidete er zu Aachen das Amt eines *Directeur des droits réunis.*

Keine Inschrift, wohl aber eine kleine Legende bietet das Grab eines im Moment der Geburt verschiedenen Kindes. Ihm überlebte nur kurze Zeit die trauernde Mutter; an dem Tage ihrer Auflösung kam zur Stelle eine schwarz gekleidete, jugendliche, einzig durch die Blässe ihres Angesichtes auffallende Dame. Sie fragte nach der Grabstätte jenes Kindes, sie warf sich davor nieder und versank in die tiefste Andacht; drei ganze Stunden hatte sie betend, unbeweglich zugebracht, da wurde der Todtengräber um sie besorgt: er trat an sie heran, er glaubte ihre Schulter zu berühren, ein Schatten, eine durchsichtige Wolke schwebte an ihm vorüber. Verschwunden war die Andächtige, sterblich zu sein hat in demselben Augenblick des Kindes Mutter aufgehört, 1827.

Auch eine Schriftstellerin, die einst werth gehalten von ihren Zeitgenossen, ist im Tode keines Monumentes werth befunden worden. Susanna von Bandemer, geborne von Franklin, starb zu Coblenz, in dem Alter von 78 Jahren, den 30. De-

cember 1828. Sie hat stets behauptet, eine Bruderstochter des berühmten Benj. Franklin zu sein, wie dieses mit der adelichen Präposition zu vereinbaren, bleibt billig ihr überlassen. Allem Ansehen nach war sie in Pommern oder Westpreussen zu Hause, eine Vermuthung, welche insbesondere durch die Herkunft ihres ersten Mannes gerechtfertigt wird. Als ein deutscher Alcibiades, als ein Domschütz, als der auserwählte Zoar wenigstens scheint der liebenden Jungfrau der Hauptmann von Bandemer gegolten zu haben, und sollte ich darum wohl manche schöne Phrase beibringen, wenn anders zu meiner Verfügung gestanden hätte: Clara von Bourg, eine wahre Geschichte im letzten Zehntheil des abgeschiedenen Jahrhunderts, von Susanna von Bandemer, geborne von Franklin. 1ter Theil, Frankfurt, 1798. 8°. Die Ehe verfehlte aber ihre gewöhnliche Wirkung nicht, und Herr und Frau von Bandemer mochten sich glücklich schätzen, daß sie einer Kirche, einem Staate angehörten, worin man mit größerer Leichtigkeit beinahe, denn die Wäsche, die Ehegefährten wechselt. Ob eine förmliche Ehescheidung ausgesprochen worden, weiß ich nicht zu sagen, eben so wenig, wo die vier Kinder geblieben sind, nur daß die Mutter sie später, vermuthlich um die projectirte andere Vermählung zu erleichtern, einer Schwägerin übergab. Diese, eine kinderlose Wittwe, verlebte ihre Tage auf dem Lande in gleichförmiger Stille: „ihrem Herzen that es wohl, die Kinder eines geliebten, verlornen Bruders um sich zu sehen, und in ihren mannigfaltigen Spielen eine neue Abwechselung des einförmigen Lebens zu erhalten." Der Hauptmann von Bandemer hatte nämlich, statt des gehofften bessern Glückes, in Amerika den Tod gefunden; so erzählte wenigstens ein vornehmer und steinreicher Engländer, der sich um die Hand der verlassenen Frau bewarb, und den sie als Mylord Fitzgilbon in der Fortsetzung der Clara de Bourg einführt. Daß sie in diesem Roman ihre eigene Geschichte vortragt, habe ich schon früher angedeutet. Man könnte sich wohl versucht finden, in jenem Fitzgilbon den irländischen Grafen von Clare, des Geschlechtes Fitzgibbon, zu erkennen, dem widersprechen aber zu meinem Bedauern mancherlei Umstände. Zu meinem Bedauern sage ich,

angesehen die Fitzgibbon in dem White Knight, des Stammes Fitzgerald, ihren Ahnherren verehren: für mich aber wäre es ein Fund, wenn ich den Anbeter der Frau von Vandemer mit des Fitzgerald Monument auf unserm Friedhof in Verbindung bringen dürfte. Nicht minder muß ich, in dem Interesse meiner Heldin, bedauern, daß besagter Engländer mit seiner Bewerbung ganz und gar durchfiel, einem andern Freier, der jung und liebenswürdig, geopfert wurde. In der Erzählung von einem Traumgesichte finde ich des Glücklichen erste Erwähnung.

„Ich floh — wie es mir vorkam — mit einer ängstlichen Eile vor Mylord Fitzgilbon, der mich verfolgte und zu ergreifen suchte, um sich wegen der abgebrochenen Verbindung an mir zu rächen. Meine Kräfte waren bereits erschöpft. Vor mir thürmte sich ein Felsen, dessen Spitze sich in schauderlicher Höhe in den Wolken verlor, und eine Gegend beherrschte, die unter dem Fluche der Natur, öde und wild keine Spur irgend einer wohlthätigen Vegetation aufweisen konnte. Mir blieb kein Ausweg. Gepeitscht von Angst klimmte ich die fürchterliche Höhe hinan, wo zwischen dicht bewachsenem Geklüfte ein Abgrund sichtbar wurde, der mir jeden fernern Fortgang unmöglich machte. Schon glaubte ich Mylords nahen Fußtritt zu unterscheiden, und rang verzweiflungsvoll meine Hände um Rettung zum Himmel, als mir plötzlich, gleich einem rettenden Genius, der Graf von R . . . jenseits des Abgrundes sichtbar wurde. Mit dem Ausdrucke der unaussprechlichsten Liebe breitete er sehnsuchtsvoll seine Arme nach mir aus, winkte mir zu sich hinüber, und rief mir endlich zu — da kein Weg zu ihm führte — einen kühnen Sprung in seine Arme zu wagen. Zitternd schwankte ich einige Augenblicke an dem Rande des furchtbaren Abgrundes, als mir mit einem male die Verzweiflung den Muth einflößte, den Aufforderungen der Liebe zu gehorchen. In diesem entscheidenden Momente umhüllte mich die dickste Finsterniß. Aus der schrecklichen Kluft stieg die Gestalt meiner Mutter, mit zorniger Miene und drohender Hand, vor mir auf, schüttelte unwillig das Haupt, und schwebte langsam vorüber; indessen ich in betäubender Angst auf dem Boden lag, und keines Bewußtseins mehr fähig war. Aber

in dem nämlichen Augenblicke fühlte ich mich von Mylord erreicht, der bereits die Hand ausstreckte, um seine sichere Beute zu haschen. Mit konvulsivischer Anstrengung riß ich mich auf, und ohne einem weitern Gedanken Raum zu geben, stürzte ich mich unverzüglich von dem Felsen herab, um in den Armen des Geliebten Sicherheit zu finden. Ach! meine süße Hoffnung ging verloren. Ich fiel auf spitze Felsen, die meine Gebeine zerschmetterten, jede Nerve zerfleischten, und mich unter namenlosen Schmerzen einem tausendfachen Tode überlieferten."

Der arme, verschmähte Liebhaber nahm die Sache sehr ernsthaft, daß er genöthigt, in dem lebenslustigen Dresden seines Kummers Linderung zu suchen. Nicht lange, und der von ihm, wahrscheinlich in der Rolle eines Beobachters zurückgelassene Haushofmeister empfing von seinem Collegen, dem ersten Kammerdiener, die schriftliche Weisung, so schnell als möglich, nach Dresden zu kommen. Denn da liege Mylord, so lautete die Trauerpost, gefährlich darnieder, daß man an seinem Aufkommen verzweifle. „Arthur — so heißt der Mann — kam mit weinenden Augen zu mir, um mir diese Nachricht mitzutheilen, und von mir Abschied zu nehmen. Tief erschütterte mich diese unselige Neuigkeit, und der Kummer des ehrlichen alten Mannes, der mit einem schmerzhaften Blicke zum Himmel ausrief: Ach! es ist nicht alles, wie es seyn sollte! Mein guter theurer Herr wird das Opfer seiner Empfindungen, und Sie, gnädige Frau, werden es einst zu spät bereuen, daß Sie den besten würdigsten Mann so gewaltsam von sich entfernten. Voll Wehmuth flossen meine Augen über, indem ich den guten Arthur zu beruhigen suchte, und ihm die heiligsten Versicherungen meines Antheils, meiner innigsten Wünsche für Mylords Wohlseyn zusicherte. Der ehrwürdige Alte schüttelte bedenklich den Kopf, indem er treuherzig äußerte, daß dieses nicht dasjenige sey, was er für das Glück seines guten Herrn wünschte. — Allein, setzte er hinzu, ich muß eilen, um ihm wenigstens zu sagen, daß Arthur diese sanften Augen mit Thränen benetzt sah, die für ihn flossen. Gott segne Sie dafür, liebe gnädige Frau! und rette Mylord, damit Sie dereinst nicht den doppelten Schmerz erfah-

ren, sich sagen zu müssen: Ich war die Ursache seines Todes! Arthur verließ hier schnell das Zimmer, und überließ mich dem schmerzlichsten Nachdenken. Eine tiefe Schwermuth bemeisterte sich meines Gefühls, ich athmete mit Mühe unter der Last, die meine Brust beugte."

Der Traum wurde nicht nur der Freundin, einem Fräulein von Sternenthal, sondern auch, nach einiger Zeit, dem Herzensfreunde, dem Grafen von R. oder von Bohlen, wie er mit seinem wahren Namen hieß, mitgetheilt. Dem vertraute die liebende Clara oder Susanna zwar nur halb, und fand das Mistrauen neue Nahrung in des Traumes Ausgang. „Ach! wenn es Thorheit ist, auf einen Traum zu achten, so bin ich sehr thöricht. Sollte der Graf — —? O, ich wage den schwarzen Gedanken nicht auszudenken — sollte er nicht seyn, was er mir scheint, könnte er mir Liebe lügen?" Den bangen Zweifel zu lösen, wird ein heroisches Mittel angewendet, der beängstigende Traum dem Gegenstand des zärtlichen Zweifels erzählt. Er bestand unvergleichlich in der Feuerprobe. „Unwillkührliche Thränen" — der geneigte Leser wird bereits die Bemerkung gemacht haben, daß Frau von Bandemer eine Unart des Spiegels aller Ritterlichkeit, des unvergleichbaren Amadis von Gallien theilt, daß sie *lloron*, wie es Maese Nicolas nennt, daß sie ein Heulwatz, denn anders als durch einen Provincialismus, wage ich das Ding nicht zu übersetzen, nachdem über den Ausdruck Heuler anderweitig verfügt — „unwillkührliche Thränen ließen ihn den tiefen Eindruck bemerken, den dieser erschütternde Traum in meiner Seele zurückließ. Auch über ihn verbreitete sich eine ähnliche Schwermuth. In seinen großen schmachtenden Augen perlte eine Zähre, die er vergebens zurückzuhalten bemüht war; in stummer Wehmuth sah er vor sich hin, und bemerkte nicht den hämischen Seitenblick, mit dem dieses Mädchen (die Sternenthal) das Zimmer verließ. Ein tiefer Seufzer hob endlich seine Brust und gab den Empfindungen Worte: Großer Gott! rief er innig gerührt aus, indem er mich zärtlich bei der Hand nahm — sollte in diesem nächtlichen Gebilde ein geheimer Wink der Vorsehung verborgen liegen?

Sollte ich, Elender! dazu bestimmt sein, die Tage eines geliebten Weibes zu trüben, die meiner Liebe ein Opfer brachte, welches ich nie ersetzen kann, und vielleicht — Gott! daß ich es sagen muß — nicht einmal ersetzen darf. — Und selbst im glücklichsten Falle, wie unvollkommen bleibt nicht jeder Ersatz von meiner Seite? O Clara! mein Herz ist zerrissen — Dein Traum hat meine Ruhe tödtlich verwundet.

„Im Gefühle des tiefsten Kummers verbarg er sein Gesicht auf meiner Schulter. Ich sprang auf, schlang meine Arme um den geliebten Mann, und beschwur ihn sich zu beruhigen. Weiß ich nicht schon lange, welche Hindernisse sich unserer Verbindung entgegen setzen — sagte ich zu ihm — um keine Hoffnungen zu nähren, die in unserer Lage, theurer N..., qualvoll sein müssen? Ist es mir nicht genug, Ihr Herz zu besitzen, und allein für den zu leben, der einzig das Glück meiner Tage gründet? Lassen Sie das Schicksal walten, ohne durch unsere Wünsche seinen verborgenen Führungen vorzugreifen. Sollten Sie auch nie der Meinige werden, so darf und soll doch nie ein anderer Mann rechtmäßige Ansprüche auf die Hand, auf das Herz eines Weibes haben, die von einem N... geliebt wird. Mein einzig geliebter Graf! entfernen Sie jedes Mißtrauen aus Ihrer Seele, um sich zu überzeugen, daß ich durch Ihre Liebe Alles, und ohne diese, im Besitz eines Thrones, Nichts seyn würde. Ich hob bei diesen Worten seinen Kopf sanft in die Höhe, küßte die schöne offene Stirne, und trocknete seine von Thränen noch feuchte Augen. Mit zärtlicher Leidenschaft drückte er mich an seine Brust, dankte mir mit glühenden Küssen für die neuen Beweise meiner uneigennützigen Liebe, und schwur bei jeder Hoffnung ewiger Glückseligkeit alles anzuwenden, um die Erlaubniß zu unserer Verbindung von seinem Hofe zu erhalten."

Aber die Sternenthal wußte nicht die Accorde anzuschlagen, die allein geeignet, der Freundin aufgeregte Phantasie, bekümmertes Herz zu beruhigen. Sie behandelte die große Angelegenheit mit unverzeihlichem Leichtsinn, und mißfiel noch viel mehr durch die Weise, in welcher sie Clarens anderweitige Geständnisse, der Leidenschaft für den Grafen Bohlen, und des Bruches

mit Lord Fitzgilbon aufnahm. „Ei ums Himmelswillen," äußerte die Schlange, „könnten Sie wohl Thörin genug sein, dem ehrwürdigen Herrn eine Liebe zu gestehen, die man ihm am sorgfältigsten verhehlen muß? Heirathen Sie doch ohne Bedenken Mylords Gold und Rang, und lassen Sie die Rolle des begünstigten Liebhabers so lange dem Grafen von R..., bis ein anderer glücklicher Sterblicher Ihnen besser gefallen wird. Ueberdem ist Mylord alt und äußerst freigebig. Wahrscheinlich wird er bald so artig seyn, einen Schauplatz zu verlassen, wo liebenswürdigere Wesen seine Stelle vortheilhaft ersetzen werden. Ein reichhaltiges Vermächtniß wird dann die Thränen der schönen Wittwe in Perlen verwandeln, die alle Welt zu trocknen bemüht sein wird, und Sie werden keinen andern Kummer kennen, als die Schwierigkeit einer neuen Wahl. In der reizendsten Unabhängigkeit wird Reichthum und Liebe Alles an Ihren Siegeswagen fesseln, und im süßesten Rausche eines genußvollen Lebens werden Sie mir einst danken, daß ich Ihnen diese seltsame Idyllen-Liebe wiederrieth."

Entrüstet, wie es nur immer Clara sein konnte, ob dieser unseligen Sophistereien, wenden wir uns der Versucherin ab, um Trost zu suchen in dem Verkehr eines tugendhaften Weisen. Der Freiherr von Edelsheim verbindet mit gründlicher Menschenkenntniß und ausgebreiteter Gelehrsamkeit die Kunst, aus den Lineamenten des Angesichtes das Horoscop eines jeglichen Christenmenschen zusammenzustellen. Einst, daß er der Frau von Vandemer bei ihrem Stickrahmen Gesellschaft leistete, sie beobachtete, wie ein zwanzig Jährchen später, anstatt die Franzosen zu klopfen, sein König Göthes Mutter beobachtete, wenn sie nach Tisch eine Stunde lang Klavier spielte und dazu ein Glas Wasser trank, einst fiel ihr des Mannes ungewöhnlicher Ernst, ein Zug schmerzlichen Nachdenkens auf. „Lächelnd fragte ich ihn: Ob er meine Züge — denn er ist ein vortrefflicher Miniaturmaler — durch seinen Pinsel verewigen wollte, da er sie jetzt zu studieren schien? Nein, erwiederte er, dies war in diesem Augenblicke nicht meine Absicht. Zufällig bemerkte ich auf dieser heitern, offenen Stirne einige Lineamente, die mich auf-

munterten, die übrigen zu vergleichen und zu berechnen. Aufrichtig gesagt, ich wünschte, ich hätte meinen kleinen Vorwitz unterdrückt, weil er mir durch einen trüben Blick in die Zukunft den Genuß der angenehmen Gegenwart eines heitern, guten, unbefangenen, weiblichen Wesens verbittert, dem ich das beste Schicksal gönne und wünsche. — Diese sonderbare Sprache überraschte mich, meine Neugierde erwachte; ich hörte nicht eher mit Bitten und Quälen auf, bis Herr von Edelsheim sich deutlicher erklärte. Nun gut, gnädige Frau! fieng er lächelnd an, schenken Sie mir Ihre Aufmerksamkeit, und verzeihen Sie, wenn mein Horoscop nichts weniger als galant seyn wird.

„Die Natur schenkte Ihnen eine glückliche Physionomie und die Planeten Ihrer Stirne sichern Ihnen eine glänzende Rolle auf dem Schauplatze der Welt. Unter dem Einflusse des Jupiters und der Sonne geboren, sind Sie eine auserwählte des Glücks. Aber dieser fatale Zug in dem Planeten der Venus, der sich mit dem menschenfeindlichen Saturn vereiniget, drohet Ihnen mit dem widrigsten Geschicke. Unabsehbare Leiden wird die Liebe über Sie bringen, und diejenigen, die Sie am meisten lieben, werden den Dolch schärfen, der Ihr Herz durchbohrt. Falschheit, Undank und Verrath sind die Früchte Ihres Vertrauens. Ein Heer boshafter Feinde wird Wohlstand, Ruhe und Ehre mit teuflischer Wuth zu vernichten suchen, und jedes Opfer der Liebe wird Ihnen zum Fluch werden. — Vor Allem hüten Sie sich vor Weibern — ihre Verfolgungen sind unter der trügerischen Maske der Freundschaft versteckt, um Ihre Ruhe desto sicherer zu morden. — Fliehend vor dem, was Sie glücklich machen könnte, haschen Sie nach Phantomen, die Sie elend machen werden. — Ach, setzte er schmerzhaft hinzu: als Gattin, Mutter, Geliebte und Freundin, wird Ihr trugloses Herz ewig hintergangen, um ewig zu bluten. Geschaffen für die zärtlichste Liebe, werden Sie stets getäuscht und isolirt ein Leben vertrauren, das ohne diese Liebe mit dem höchsten Erdenglücke bezeichnet seyn würde. So verschwinden Ihre schönsten Tage in einem ewigen Kampfe mit dem Schicksale und Ihren Leidenschaften. Wehe Ihnen, wenn Ihr Muth sinkt, mit ihm würde Ihre

moralische Existenz untergehen, denn für Ihre physische Existenz spinnet die geschäftige Clotho den längsten Faden; nur eine gewaltige Hand könnte ihn früher abkürzen. — Aber noch winkt Ihnen eine reizende Aussicht. Die edelmüthigste Freundschaft gewährt Ihnen ein heiliges Asyl, und auf eine höchst unerwartete Art blühet Ihnen ein Glück, wo Sie es nie zu finden glaubten. — O! ich sehe Sie im Geiste in einem glänzenden Wirkungskreise, unter dem Einflusse eines milden Himmels, sich mit dem Glücke aussöhnen, auf das Sie einst Verzicht thaten. — Allein eine feindliche Reaktion empört sich überall gegen Sie. Folgen Sie Ihrem Herzen, so geben Sie sich dem tobenden Meere preis; wohl Ihnen! wenn der Schiffbruch des Glückes Sie dem sichern Hafen zuführet. — O theure, beste Frau! möchten Sie nie vergessen, daß es in Ihrer Gewalt steht, glücklich zu seyn, wenn Sie es selbst wollen. Lassen Sie uns nicht nur das liebenswürdige, artige und schöne Weib, sondern auch die vollkommen hochachtungswürdige Frau in Ihnen bewundern. Glauben Sie mir, die Welt urtheilet nie strenger, ist nie schonungsloser und bereitwilliger zu verdammen, als gegen eine ehemals bewunderte unglückliche Schöne, die das Schicksal und die Jugend nicht mehr begünstigen. Er schwieg.

„Mit Erstaunen und Verwunderung starrte ich ihn an. Seine letzten Worte erschütterten mich, und tönten in meiner Seele wieder. Er schien mir in diesem Augenblick ein übermenschliches Wesen. Aber bald kehrte meine natürliche lebhafte Laune zurück. Frei, selbst von der Idee jener fesselnden Leidenschaft, deren furchtbare Allgewalt einst meinem Herzen so gefährlich werden sollte, spottete ich damals ihrer Herrschaft, und erwiederte mit einer Art von Muthwillen, für den ich jetzt erröthe, die gutmüthigen Warnungen des redlichen Edelsheim."

Trotz Traum und Horoscop verfolgte ihren Gang die Liebschaft mit dem Grafen von Bohlen, getrübt nur von Zeit zu Zeit durch die Betrachtung der eine eheliche Verbindung erschwerenden Hindernisse. „Der Graf hat sich bereits an einige Freunde und einen Oheim gewandt, der als Senior der Familie den stärksten Einfluß auf seine Carriere hat, und von dem fast

allein sein Glück abzuhängen scheint. Vorzüglich setzt er seine Hoffnung auf die Vermittlung eines seiner Freunde, der sich sein ganzes Vertrauen erwarb, und gleich einem zweiten Pylades unzertrennlich von ihm ist. Dieser wichtige Mann ist der Baron von Seeguth", und es folgt eine Schilderung, die unwillkürlich an verwandte, schwarze Creaturen in Schillers Kabale und Liebe, in Cramers Erasmus Schleicher, Paul Ysop, Klugem Mann erinnert. Besagter Baron wurde für die Sternenthal, der er gelegentlich die Cour machte, ein höchst interessanter Gegenstand, und der beiden Ungeheuer Bündniß sollte auf der Frau von Bandemer Geschicke unwiderstehlichen Einfluß üben. Die Sternthal insbesondere scheint ihrer Freundin den Grafen Bohlen nicht gegönnt, vielmehr in ihre Netze ihn zu locken gesucht haben, etwan wie die leichtsinnige und lüsterne Alix es mit dem unschuldigen Junker Kuno von Kyburg vorhatte. Der Französin Meisterschaft in der Kunst der Verführung verfehlte aber des Zieles ob der Gesinnungstüchtigkeit unseres Kuno, zumal der Alix Gebieterin, die verwittwete Herzogin von Berry, dem schönen blonden, unserm großen Publicisten V...... vergleichbaren Jüngling ihr Herzchen geschenkt hatte. Kuno, der Clara de Bourg entschiedene Vorliebe für hohe, besonders fürstliche Personen theilend, gab der Herzogin den Vorzug und ließ die *Suivante* sitzen, wofür diese aber fürchterliche Rache genommen haben soll. Es waltet nämlich ein dringender Verdacht, daß Alix die Herzogin von Berry vergiftet habe, wie jeder Leser der einst so beliebten Historie — Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Erschlagenen und wurde der Zerstörer der heiligen Vehme — zugeben wird. Dergleichen Greuel zu berichten, ist mir freilich für jetzt nicht auferlegt, an Widerwärtigkeiten anderer Art hat es aber unsern Liebenden nicht gefehlt. Clara mußte ihrer Schwägerin einen Besuch abstatten, auch vierzehn Tage, nach der ursprünglichen Verabredung, in der Entfernung von dem Manne ihrer Wahl zubringen.

„Clarens Abwesenheit dauerte länger, als sie es Anfangs glaubte. Der Graf R . . . schrieb ihr täglich; oft empfing sie zwei Briefe an dem nämlichen Tage; als aber die dritte

Woche verstrich, ohne daß Clara nach S... kam, da konnte er der heftigen Sehnsucht der Liebe nicht länger widerstehn. Um sich frei von Geschäften und Besuchen zu machen, schützte er, in Gegenwart einiger lästigen Freunde, — die ihn durchaus bereden wollten, einem Balle beizuwohnen, — Krankheit vor, ließ sich in ihrem Beiseyn eine Ader am Arme öffnen, beurlaubte diese, und ließ sich ganz ins Geheim Courierpferde bringen, auf die er sich mit einem Reitknecht warf, und so mit verhängtem Zügel nach dem Gute der Frau von ..., wo Clara sich aufhielt, zusprengte. Dieses Gut war zehn Meilen von S... entfernt. R... machte solche in fünfthalb Stunden, kam glücklich an, ließ sich ganz in der Stille bei unserer Bourg melden, und genoß, nur ganz allein von ihr gesehen, einige jener köstlichen Momente, welche uns der von den Grazien beseelte Dichter [1]) einzig glücklich nach der Natur ausmalen könnte. Entzückt über den neuen Beweis der Liebe des Mannes ihrer Wahl, verschwand die kurze Stunde, die er diesem Besuche widmen konnte. Unter der Begünstigung der Nacht kehrte er unbemerkt zurück, um diese seligen Augenblicke sehr theuer zu bezahlen. Durch das schnelle Reiten hatte sich die frisch geschlagene Ader entzündet, der Arm war heftig angeschwollen, man mußte bei seinem Entkleiden den Aermel aufschneiden, und R... fiel in Ohnmacht. — Man schickte sogleich nach dem Wundarzt, welcher sehr erstaunte, den ganzen Arm schwarz zu finden, und dabei ein heftiges Wundfieber an seinem Patienten entdeckte. Bewußtlos brachte man den Grafen zu Bette, und nur durch dte sorgfältigste Behandlung konnte man den Arm von den Folgen einer Entzündung retten, die mit einem Brande drohte. Diese tragischen Folgen erfuhr erst Clara bei ihrer Zurückkunft, und Sie, liebe Gräfin, können leicht denken, welchen lebhaften Eindruck dieser zufällige Umstand auf das Herz eines Weibes machte, welche ganz in jener süßen Schwärmerei versunken war, die keine Glückseligkeit außer dem Geliebten kennet, und für einen so unzweideutigen Beweis seiner Liebe ein Leben gegeben hätte, das er nur allein beseelte.

---

[1]) Wieland.

„Aber warum knüpfen sich die Augenblicke des Kummers an die süßesten Freuden des Lebens. Warum prangt die Rose in vollendeter Pracht nur wenige Momente vorher, ehe der schwächste Hauch des Westens ihre Blätter herabstört, und die Königin der Blumen vernichtet? — Ach, auch meine arme Freundin empfand diese grausamen Folgen des Wechsels menschlicher Begebenheiten. Von allen Seiten wurde ihr Herz bestürmt; aber nur jenem unglücklichen Dämon liebender Seelen, der sich Eifersucht nennt, war es vorbehalten, den Frieden eines guten Wesens zu morden, das sich mit allen Kräften an den Gegenstand seiner Liebe gefesselt fühlte, und daher selbst den Gedanken der kleinsten möglichsten Theilung des geliebten Mannes durchaus unerträglich fand.

„Graf R... gab einst an dem Geburtstage der Frau von Bourg einen glänzenden Ball in seinem Hause, zu dem eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft eingeladen war. Man plauderte, tanzte, scherzte und genoß den schönen Tag in einer, dem frohen Wirthe angemessenen Laune. Clara war in ihrem Elemente. Sie tanzte mit der ihr eigenen Leidenschaft so viel, daß sie sich nicht wohl fühlte, und ein niederschlagendes Pulver zu nehmen wünschte. R..., der aus feinen Rücksichten den Tanzsaal nicht verlassen wollte, gab ihr den Schlüssel zu seinem Schreibtisch, und bezeichnete ihr das Fach, worin sie das verlangte Pulver finden würde. Clara ging, und fand ein Papier, das der äußern Form nach nichts anders als die Medizin enthalten konnte; aber wie groß war ihre Bestürzung, als sie es öffnete, und statt des Pulvers ein feines, sehr klein geschriebenes Billet entdeckte, welches von einer weiblichen Hand zu seyn schien, und die glühendsten Ausdrücke der Liebe enthielt. — Klagen über Vergessenheit und Vernachlässigungen, nebst der Bitte um einen Besuch, war der Inhalt desselben. Keine Unterschrift bezeichnete die Verfasserin; aber bei dem zweiten Ueberblicke schienen Claren die Schriftzüge bekannt, und die Vergleichung mit einem Briefe, den sie vor wenig Tagen von einer ihr persönlich unbekannten Dame erhalten hatte, die sie um eine Zeichnung zum Sticken von Clarens eigener Erfindung ersuchte, gaben ihr ein schreckliches Licht. Diese

Dame war die Gemahlin eines Mannes, mit dem R... den vertrautesten Umgang seit Jahren unterhielt. Von Zeit zu Zeit erhielt er die dringendsten Einladungen, nach dem einige Tagereisen entfernten Wohnsitze dieser Familie zu kommen, wozu bald ein ländliches Fest, eine Jagdparthie oder große Fischerei den Vorwand hergeben mußte. Die arme, wirklich arglose Bourg hatte nie über diese kleinen Reisen dem mindesten Verdachte Raum gegeben, und war entzückt, daß R... nach jeder kurzen Exkursion dieser Art mit verdoppeltem Eifer der Liebe zu ihr zurückkehrte, um ihr tausend Proben der glühendsten Leidenschaft zu geben. Aber wer beschreibt den grenzenlosen Schmerz, in den die unglückliche Frau nach dieser Entdeckung versank? Ihre halb erstarrten Finger falteten das unselige Papier maschinenmäßig zusammen, und halb bewußtlos steckte sie es zu sich; als in dem nehmlichen Augenblicke der Graf von R... in Begleitung der Frau von Schönau ins Zimmer trat, um nach der Ursache von Clarens langer Abwesenheit zu fragen. Ihr wilder Blick, die Bläſſe ihrer Wangen, der Ausdruck des Schmerzes in allen ihren Zügen bestürzten den Grafen und die Schönau so sehr, daß der Erste sich voll tiefen Gefühls zu ihren Füßen warf, indessen sich die Andere bemühte, Claren zu sich selbst zu bringen, und die Ursache ihrer Unpäßlichkeit zu erfahren. Clara blieb stumm; aber ihre Thränen ergossen sich reichlich, und nur nach einiger Zeit sammelte sie ihre Besinnungskraft hinlänglich, um ihren wahren Seelenzustand verbergen, und ihren Unfall als eine Folge des heftigen Tanzens angeben zu können. Sie verlangte nach Hause und zur Ruhe gebracht zu werden, indem sie fest versicherte, daß dieses hinlänglich sein würde, sie völlig wieder herzustellen. Der Graf mußte gehorchen. Welche Nacht folgte dem Tage!

„Clarens ganze Seele war Kampf, und das Resultat dieses schweren Kampfes war, die unglückliche Entdeckung zu verschweigen, und den Grafen im Stillen zu beobachten. Sie schwieg, ihrem Vorsatze getreu, auf das Standhafteste, aber ihr Herz litt dabei unendlich. So verstrichen einige Tage, bezeichnet von dem schwarzen Einfluß der qualvollsten Leidenschaft, als R... mit

dem Entschluß zu ihr kam, Abschied zu nehmen, um seinem alten Freund, dem Herrn von Buchenwald einen kurzen Besuch zu machen. Kaum hatte er die Absicht seiner Reise genannt, als Clara todtenbleich auf einen Stuhl zurücksank. Unwillkührlich griff ihre Hand in die Tasche, um das verhaßte Billet hervorzuziehn. Zitternd hielt sie es empor, indem sie den Grafen fragte, ob er solches kenne? Voll von Verwirrung verneinte er solches. Nun so wissen Sie denn, daß mir der unseligste Zufall, statt eines niederschlagenden Pulvers, das ich verlangte, dieses Billet in die Hände spielte. Der Brief, den ich von der Gemahlin Ihres Freundes erhielt, gab mir ein schreckliches Licht. Ich weiß jetzt den Gegenstand Ihrer Besuche. — Wäre ich einer niedrigen Handlung fähig, so hätte ich dieses Billet dem beleidigten Gemahl in die Hände geliefert; aber die Ruhe eines würdigen Mannes ist mir heilig. — Ich vernichte diesen Beweis einer doppelten Schuld, um mir es unmöglich zu machen, gegen Grundsätze zu handeln, welche die beleidigte Liebe untergraben könnte. — Reisen Sie jetzt, Herr Graf! und versichern Sie der Gemahlin Ihres hintergangenen Freundes, daß ihr Geheimniß in den Händen eines Weibes ist, die sich selbst zu sehr ehrt, um eine Person zu beschimpfen, die aus Liebe für Sie die heiligsten Pflichten vergessen kann.

„Indem Clara dies sagte, reichte sie dem Grafen die Stücke des zerrissenen Billets. Beschämt, voll streitenden Gefühls wagte R... keine Sylbe zu seiner Vertheidigung; aber er sank vor ihr nieder, drückte einen Kuß auf ihre widerstrebende Hand, eine Thräne fiel auf dieselbe, und mit diesem vielsagenden und doch stummen Ausdrucke sprang er auf, um sich schnell zu entfernen. — Clarens Busen hob sich von einem edlen Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben; sie genoß den stillen Triumph, sich weit erhaben über eine pflichtvergessene Nebenbuhlerin zu fühlen, die den schönen Vorzug entbehren mußte, auf die Achtung ihres Liebhabers Anspruch machen zu können. Gegen Abend wollte sie nach dem Zimmer der Frau von Schönau gehen, als ein Bedienter des Grafen ihr einen Brief einhändigte. Mit Verwunderung hörte sie, daß solcher krank sei, und die Reise unterblie-

ben wäre. Sie öffnete den Brief, und las die ersten Zeilen, den Anfang eines Geständnisses, das ihr zu demüthigend, zu beschämend für den Mann zu seyn schien, den sie noch immer unwandelbar liebte. In der größten Eile faltete sie den Brief ungelesen zusammen, siegelte ihn ein, und schrieb folgende Zeilen dazu: Das, was Sie mir, lieber Graf! gestehn wollen, ist nicht Ihr eigenes Geheimniß. Ich unterdrücke meine Neugierde aus Achtung für mein Geschlecht. Nicht die Vergangenheit, aber wohl die Zukunft wird mich bestimmen, was Sie für mich sind — was ich für Sie sein kann.

„Diese edle Behandlung konnte unmöglich ihren schönen Zweck verfehlen. Der Graf, der Clara bis zur Anbetung liebte, empfand jetzt die reinste Bewunderung für ihren moralischen Werth, und dieser erhöhte das Gefühl einer Liebe, welche vielleicht mehr durch sinnliche als geistige Vorzüge ihre erste Entstehung erhalten hatte. Die Verwirrung, mit welcher er sich seiner beleidigten Geliebten nahte, die öfteren Versuche zu einem Geständnisse von seiner Seite, welche Clara immer zu unterbrechen und zu verhindern wußte, und ihr feines Benehmen gegen ihn, fesselten ihn mehr als jemals an ein Weib, das er auf alle Art von der Redlichkeit seiner ungetheilten Liebe zu überzeugen suchte. Umsonst bemühte sich jene Syrene, ihn zu sich zu locken, er schlug standhaft jede Einladung aus, und sein Benehmen war so tadelfrei, so voll zärtlicher Besorgniß für die Ruhe seiner Clara, daß diese Alles vergaß, um ihn mit erneuter Stärke zu lieben.

„So vergingen Monate und bereits Jahre, und hatte in dieser Zwischenzeit R... sich unsägliche Mühe gegeben, die Einwilligung zu seiner Vermählung von seinem Hofe und jenem stolzen Oheim zu erhalten, auf dessen Erbschaft er die glücklichsten Aussichten in die Zukunft gründete. Allein jede Antwort, die er erhielt, vernichtete seine liebsten Hoffnungen, und zeigte ihm ein unabsehbares Heer von Hindernissen, welche die höchste Geduld zu ermüden vermögend waren. Die Bemühungen seines Freundes von Seeguth waren überall von den schlimmsten Folgen, und wenn Clara mit ihm über den möglichen Ausgang ih-

rer Angelegenheiten sprach, so erfolgte von seiner Seite ein bedeutendes Achselzucken, welches nichts Vortheilhaftes vermuthen ließ.

„Clarens Tage glichen jetzt einer ewig abwechselnden Ebbe und Fluth widerstreitender Gefühle. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, die Ursache von den Unannehmlichkeiten des Mannes zu seyn, den sie mehr als sich selbst liebte. Tausendmal war sie im Begriff, eine Verbindung aufzulösen, gegen die sich Alles zu vereinigen schien; bis sie endlich stark genug zu seyn glaubte, ihre Entschlüsse dem geliebten Manne mitzutheilen, indem sie ihm mit der höchsten Beredsamkeit der Liebe die traurige Nothwendigkeit zeigte, die dieses Opfer von ihr forderte. Der Graf gerieth in Verzweiflung. Heftig, wie er war, schalt er sie kalt und wankelmüthig; und da er die Entdeckung machte, daß sie bereits Anstalten zu ihrer Abreise getroffen hatte, so überhäufte er sie mit den sinnlosesten Vorwürfen. In dieser Stimmung verließ er das Zimmer, um sich ganz seinem Schmerz zu überlassen. Clara ließ ihn toben, und beweinte ihrerseits jenes grausame Verhängniß, womit das Schicksal ihre Liebe bedrohte.

„Wankend zwischen Entschluß und Ausführung saß sie noch auf ihrem Zimmer, als man den Prediger des Ortes, der zugleich ihr Beichtvater war, bei ihr meldete. Dieser Mann hatte sich durch das Studium der schönen Wissenschaften und unserer neuern Philosophie so sehr verfeinert und aufgeklärt, daß mehr sein Kleid als seine Gesinnungen den Stand bezeichneten, in dem er sich von seinen ehrwürdigen steifen Amtscollegen unterschied. Er besaß bei einem attischen Witze auch die ganze Urbanität und Gewandtheit dieses liebenswürdigen Volkes, nebst einer hinreißenden Suade, die uns zu Allem beredet, ohne selbst überzeugt zu seyn. Mit diesen Eigenschaften war er überall willkommen, sie machten ihn zu einem vortrefflichen Gesellschafter. Die Damen sahen ihn gern, und die Herren bewarben sich um seine Freundschaft.“ Diese ganze Charakterschilderung hätte durch ein einziges Wörtlein Frau von Bandemer sich ersparen können. Sie durfte nur sagen, der Mann war ein Jesuit, und damit hätte sie nicht nur das Interesse für ihre Erzählung zum Unendlichen

gesteigert, sondern auch des „vortrefflichen" Haller von ihr angeführten Spruch:

Nichts Böses sei geschehen, was nicht ein Priester that,

auf das Glänzendste bewährt. Schade daß eine überflüssige Bedenklichkeit uns um solchen Effect bringen mußte.

Der Prediger kam als *postillon d'amour* ausgesendet, um sein Beichtkind von dem Entschlusse, „verderblich einem Bande, das die Liebe zu schön knüpfte," abzumahnen: „Bleiben Sie hier! -- Fassen Sie Muth, in Geduld auszuharren; und mißlingt Alles, nun dann bleibt noch ein Mittel, und dieses wird die Liebe nicht ausschlagen. Begierig fragte ich nach demselben. Herr Liebenau ließ sich lange bitten; endlich entdeckte er mir, daß der Graf entschlossen sei, Alles auf das Spiel zu setzen, um mich dahin zu bringen, durch eine geheime Verbindung unser Schicksal auf ewig zu vereinigen. Ein unwillkührlicher Schauder ergriff mich bei dieser Aeußerung. Ich wußte, welche schreckliche Folgen eine solche Verbindung für den Grafen haben könnte. Allein ich liebte, ward geliebt, und fand selbst in diesem Plane nichts, als jene entzückenden Beweise aufrichtiger Liebe, für die ich mein Leben hingegeben hätte. Der schlaue Prediger durchschaute mich ganz. Seine Vorstellungen wurden dringender. Er faßte mich sogar von Seiten meiner Gewissenhaftigkeit, indem er mir sagte: daß ich den Grafen zu sündlichen Aeußerungen verleitete; dieser hätte sich in einer Aufwallung erklärt: Ich müßte die Seinige werden, und wenn er meinen Besitz durch seiner Seele ewige Verdammniß erkaufen sollte. — Welch ein Ausdruck? Er ist empörend für mein Gefühl, und in dem Munde meines Geliebten in gewisser Art abschreckend. — Diese fürchterliche Heftigkeit kann auch mich einst verwunden, und den Frieden meiner Seele vernichten. — Der Prediger reichte mir jetzt einen Brief, er war von meinem R..., — lesen Sie diesen, meine Theuerste! setzte er schmeichelnd hinzu, wenn ich fort sein werde; aber geben Sie mir erst eine unzweideutige Zusicherung Ihres Bleibens. Nur diese kann den Grafen beruhigen. — Treiben Sie ihn ja nicht aufs Aeußerste, sonst fürchten Sie Alles von der Heftigkeit seines Charakters. — Ich zitterte — stockte — fühlte

mich überwunden, und bewilligte seiner Beredsamkeit, was die Liebe schon längst von meinem Herzen erhalten hatte. Vergnügt ging er von mir, um, wie er sich ausdrückte, dem Grafen das Leben wieder zu geben. Ich erbrach sogleich den Brief. Kaum vermochte ich ihn zu lesen. Jede Zeile wurde von meinen Thränen benetzt," und reichlich zumal flossen diese Thränen ob der Schlußphrase: „Wie wird mir? — Meine Sinne schwinden in dem Aufruhr meiner Empfindungen — ich kann nichts mehr schreiben — nichts mehr denken, als Clara oder Tod!! Wähle, Engel des Himmels! für deinen unglücklichen Geliebten, der ewig, ewig ganz dein ist."

Die geheime Ehe wurde beliebt, und durch einen katholischen Priester, „in dem Städtchen W . . ., das dicht an der Grenze von Südpreußen liegt," eingesegnet. „Eingezwängt in das Joch der eisernen Nothwendigkeit, wird diese Verbindung so lange geheim bleiben, bis eine glückliche Constellation der politischen Gestirne erlauben wird, den Schleier aufzudecken, der unser Geheimniß vor profanen Augen verbergen muß. Der Baron von Seeguth, welcher gleich nach seiner Rückkehr von Thaldorf von einem bösartigen Fieber befallen wurde, war nicht im Stande, die projektirte Verbindung der Liebenden zu verhindern, oder als Zeuge beizuwohnen. Er schäumte in Geheim vor Wuth über seinen mißlungenen Plan; aber bekannt mit der Nichtigkeit einer solchen Heirath, welche nur durch die Bestätigung des Monarchen die gesetzliche Gültigkeit erhalten konnte, tröstete er sich mit der Gewißheit, daß es in seiner Macht stände, ein Band zu zerreißen, welches ihm ohne eigentliche Gründe zuwider war, um den teuflischen Hang, Böses zu thun, zu befriedigen." Darum hatte Clara vollständige Gewißheit, nachdem ihr, ebenfalls durch einen Zufall, ein Schreiben Seeguths an ihre falsche Freundin Sternenthal in die Hände gespielt worden. Es sagt darin der Baron: „seyn Sie unbesorgt, meine reizende Freundin! unsere kleine sentimentalische Bourg soll für ihre zärtliche Thorheiten hinlänglich gezüchtiget werden. R . . . soll nie der Gemahl dieser abgeschmackten Zieräffin werden, das versichere ich Ihnen, bei dem Einflusse, den mir die Umstände über den Grafen in die Hände

spielten, und sollte ich ihn sogar zu einem der närrischsten Schritte — zu einer Heirath mit der koketten Buchenwald -- beschwatzen müssen. Freilich flieht unser treuer Schäfer seine ehemalige zuvorkommende Schöne mit einer Gewissenhaftigkeit, die seine Clara bezaubern würde; aber ich überlasse es Ihrem unerschöpflichen Witze, dem ungeachtet von ihm zu sagen, was Sie bei der Königin seines Herzens zweckmäßig finden. Man muß diese guten Leute in eine gewisse Spannung setzen. Beide haben eine ziemliche Anlage zur Eifersucht, und daraus läßt sich viel machen. Frau von Bourg muß es fühlen, daß sich eine geistvolle Sternenthal und ihr unterthänigster Verehrer Seeguth nicht mit der Gleichgültigkeit behandeln lassen, mit der sie uns beehrte, und die sie vielleicht zu spät bereuen könnte. Außerdem habe ich einen Plan, den ich Ihnen mündlich mittheilen werde. — Adieu! Ich küsse die Hände meiner schönen Freundin.

„Die neuen und zwangvollen Verhältnisse der jetzigen Gräfin von R . . . führten tausend Unannehmlichkeiten mit sich. Das Geheimniß ihrer Vermählung stellte sie den giftigsten Pfeilen der Lästersucht bloß. Lügen aller Art brandmarkten den guten Namen eines Weibes, das nur gegen den Mann ihrer glühenden Liebe unfähig war, diejenige vorsichtige Klugheit zu behaupten, welche die Basis unserer Ruhe und unseres Glückes ausmachen. Wehe uns! wenn eine zu heftige Leidenschaft diese Grundfeste untergräbt. Der Wahnsinn der Liebe schwindet, und das betrogene Herz des alles vertrauenden Weibes wird oft durch die Hand des nämlichen Mannes zerfleischt, auf den sie die Seligkeit ihres Lebens gründete. Es war schon ein Jahr vergangen, und Clara bereits die Mutter eines Sohnes. Ihre Verbindung war itzt ein öffentliches Geheimniß, das edle Menschen durch Schweigen ehrten, und nur von dem boshaften Theile mit bittern Schmähungen gebrandmarkt und angegriffen wurde. Der Präsident von ... hatte die Partie seines Verwandten genommen, und durch sein Ansehen gestützt, hatte das neue Ehepaar ein eigenes Haus eingerichtet, und sah oft große Gesellschaft bei sich.

„Hier war es, wo Clara zuerst die Bemerkung machte, daß der Graf sie zu tyrannisiren anfing. Seine grenzenlose Eifer=

sucht, welche mehr aus seiner Eitelkeit, als aus seiner Liebe herzuleiten war, verursachte die traurigsten Scenen. Ueberzeugt von der vollkommenen Allgewalt, mit welcher er das Herz seiner Gattin beherrschte, forderte er demungeachtet alle Augenblicke neue Opfer. Der freundliche Blick, womit sie als Hausfrau seine Gäste empfing, wurde ihr zu einem Verbrechen gemacht. Ganz gegen ihren Charakter zwang sie sich zu einem kalten Ernst, der ihre Züge entstellte, weil der Zwang ihre Mienen mit dem Ausdrucke des Mürrischen stempelte. Ein Handschuh, der ihr einst von Ungefähr entfiel, und den ein süßer Herr aus der Gesellschaft aufhob und ihr in einer theatralischen Stellung knieend überreichte, reizte des Grafen Zorn zu einem Auftritt, welcher bald, ohne die Vermittlung der Anwesenden, von blutigen Folgen gewesen wäre. Die Gräfin, welche dessen ungeachtet ihren Gemahl noch immer anbetete, hätte ihm gerne den Verdruß erspart, den er sich selbst machte, aber hier war Alles vergebens. Umsonst vermied sie jede männliche Unterhaltung, nahm nie Besuche von Männern an, und hatte allen Briefwechsel aufgegeben, dessen Gegenstand ein Mann war. Ihre natürliche Freundlichkeit nannte er Aufmunterung für die Bewerbung der Männer, ihren Ernst verdrüßliche Laune. Mit Ungestümm verlangte er eine Abänderung derselben, ohne Rücksicht auf den Zwang zu nehmen, den das unglückliche Weib sich anthun mußte, und doch entschädigte sie die Liebe für alle die Leiden, welche sie ohne Murren trug. R . . . war ihr in der That so treu, als man seyn kann. Die Geringschätzung, womit er allen Frauenzimmern begegnete, hätte der Eitelkeit eines andern Weibes unendlich geschmeichelt; aber wie konnte sie, bei ihrem Charakter, auf die Herabwürdigung ihres Geschlechtes stolz seyn? Nein sie fühlte sich in ihrem Geschlechte beleidigt, aber ihre ganze Rache war: edles, geduldiges Tragen des männlichen Uebermuthes.

„Herr von Seeguth, der noch immer den Charakter des Freundes behauptete, war überall geschäftig, die Flammen der Zwietracht da anzuschüren, wo es ihm zweckmäßig dünkte. Bei Claren verfehlte er seinen Endzweck gänzlich. Sie hörte durchaus nichts an, was den Mann ihrer Wahl herabwürdigen konnte.

Sie hätte tausendmal lieber an ihrer eigenen Rechtschaffenheit gezweifelt, als die seinige in Verdacht gezogen. Um desto mehr glückte es diesem Dämon der Hölle bei dem feuerfangenden Temperamente des Grafen. In jedes unschuldige Wort, in jeden heitern Blick legte er eine Bedeutenheit, die nur Bosheit hinein zaubern konnte, und um diese ganz in Thätigkeit zu setzen, benutzte er eine Gelegenheit, welche der Zufall ihm in die Hände spielte."

In den vertrautern Zirkel der jungen Prinzessin von H. eingeführt, hatte Frau von Vandemer an dessen vornehmster Ergötzlichkeit, an dem Gesellschafttheater lebhaften Antheil genommen, um so lebhaftern, „da das Theater ihr über alle andern Zeitvertreibe der großen Welt ging, ihr Herz in sympathetischen Gefühlen schmolz bei den idealischen Leiden derjenigen, welche durch die rührende Wahrheit der darstellenden Kunst Interesse und Leben gewannen. Das Studium ihrer Rolle gewährte ihrem Geist die angenehmste Zerstreuung: sie versetzte sich ganz in den Charakter, welchen sie übernahm, und wenn dieser mit ihrem eigenen Gefühle übereinstimmte, dann wurde ihr Spiel einzig, unwiderstehlich. Man gab Lessings Minna von Barnhelm. Die Bourg war Minna, und Wiesenbach Tallheim. Clarens Rolle war ihr angemessen, sie spielte zum Bezaubern. Der arme Tallheim-Wiesenbach vergaß, ihr gegenüber, sich und die Welt, und war für sie im eigentlichsten Sinne ganz Tallheim. Das Stück ward unter lautem Beifall beendigt, aber der junge Mann wollte den Charakter des Tallheim durchaus nicht fahren lassen. Er behauptete ihn auch außer dem Theater mit allem Feuer einer entstehenden Leidenschaft. Clara wurde böse, daß er sie immer Minna nannte, und durchaus Tallheim, der Liebende und Geliebte, bleiben wollte. Aber ihr Zürnen half nichts, und der gute Junge gab uns alle Tage neuen Stoff, auf seine Kosten zu lächeln.

„Zu eben dieser Zeit wurde ein Miniatur-Gemälde von Clara fertig, welches für eine Freundin in ein Armband bestimmt war. Herr von Wiesenbach sah dieses Gemälde, und wurde entzückt von der sprechenden Aehnlichkeit. Mit Mühe konnte man es seinen Händen entziehen. Man sprach von der Einfassung desselben, und Wiesenbach, der Freundin Vetter, erwähnte eines

vortrefflichen Bijoutristen, der seit Kurzem von London und Paris zurückgekehrt sei, und die neuesten und geschmackvollsten Arbeiten verfertige. Er bot sich zugleich mit großem Eifer an, die Bestellung der Armbänder zu übernehmen, und zu dem Ende das Portrait selbst dem Künstler zu bringen. Die Cousine hatte nichts dagegen einzuwenden, dankte für das höfliche Anerbieten und gab ihm das Gemälde.

„Nicht lange nach dieser kleinen Geschichte verließ die unwillig gemachte Clara Berlin, um zu ihrer Mutter zu gehen, und Wiesenbach zog auf fremde Universitäten, um sich zu seiner diplomatischen Laufbahn die nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Nach einigen Jahren, da er schon einen ansehnlichen Posten im Staate bekleidet hatte, wurde er zufällig in die Gegend versetzt, wo der Graf von R. sich aufhielt."

Wiesenbach stattete seine Besuche ab, und befand sich des Grafen Haus unter den ersten, so er betrat. Der Graf war auf der Jagd, daß die Gräfin nicht umhin konnte, die Ceremonien-Visite anzunehmen. „Wiesenbach wurde eingeführt; stellen Sie sich seine Ueberraschung — sein Erstaunen vor, in der Gräfin von R . . . seine ehemalige Minna von Barnhelm zu erblicken, der noch immer sein Herz entgegen schlug. Stotternd und verlegen machte er sein Kompliment," und nur der Gräfin unbefangene freundliche Haltung verhalf ihm zu einiger Fassung. Mehrmalen, in dem kurzen Laufe einer zwangvollen, peinlichen Unterhaltung „heftete er seine forschenden Blicke auf Clarens blasses Gesicht, dessen Züge verschwiegenes Leiden ausdrückten. Diese Frau kann unmöglich ganz glücklich sein! sagte er bei sich selbst — und das Mitleiden, welches diese Vorstellung in ihm weckte, rief die Gestalten der schönen Vergangenheit lebendig in ihm zurück, und mit ihr jene Gefühle, welche die Zeit zwar unterdrückte, aber nicht erlöschte.

„Der Graf kam spät Abends ermüdet und mißmuthig von der Jagd. Er hörte von der neuen Erscheinung, und spöttelte über die Sensation, welche der aus der Residenz kommende elegante junge Mann wahrscheinlich bei den Damen in der Provinzial-Stadt machen würde." Indessen wollte er für den morgenden Tag dem fremden Gast zu Ehren ein Mittagsessen und

einen kleinen Ball veranstaltet wissen. Große Gesellschaft wurde demnach gebeten, „aber nicht ein Schatten von Herzlichkeit beseelte die Unterhaltung. Die mißtrauischen Blicke des Grafen und der sichtbare Zwang seiner Gemahlin verscheuchten die süßen Götter geselliger Freude, und hatten den widrigsten Einfluß auf die Stimmung der Gesellschaft; allein der Koch war Meister in seiner Kunst, der Wein auserlesen und köstlich. Man trank mehr, als nöthig war, die Lebensgeister zu ermuntern, und der Ball, welcher gegen Abend eröffnet wurde, begünstigte diese Stimmung und verscheuchte allen Zwang. Clara hatte mit ihrem N... von der ehemaligen Bekanntschaft mit Wiesenbach gesprochen; es entging seinen beobachtenden Blicken nicht, daß dieser zuweilen mit einem leidenschaftlichen Ausdrucke des Gefühls seine Augen auf Claren heftete. Vorzüglich suchte Herr von Seeguth jede Gelegenheit auf, um die unbedeutendsten Redensarten aufzufangen, und wenn von der Vergangenheit die Rede war, so bemühte er sich, in jedes Wort Beziehungen und geheime Winke hinein zu legen.

„Man tanzte englisch. Wiesenbach stand in der Kolonne Claren gegenüber, und neben ihm der Baron von Seeguth. Eben hatte man die Tour vollendet, als Wiesenbach, ein wenig berauscht vom Weine und Tanze, ein Portrait aus seinem Busen zog und mit einem bedeutenden Blicke auf die Gräfin an seine Lippen drückte. Darf man die Schöne sehen — fragte diese leise und lächelnd ihren Mittänzer — welcher Sie auf eine so schmeichelhafte Art in der Abwesenheit huldigen? — Und immer huldigen werde! fiel er hier schnell ein — indem er ihr, in seiner hohlen Hand versteckt, das Medaillon hinhielt. Clara blickte hin, und verfärbte sich auffallend. Es war ihr eigenes Bild, Original oder Kopie desjenigen, welches ihm seine Cousine zur Einfassung anvertraut hatte."

Es folgte, wie ein jeder vorhersehen wird, eine Ehestands-Scene, welche nicht nur unheilbar den Hausfrieden störte, sondern auch eine vollständige Trennung herbeiführte, Dinge, die ich wiederzugeben nicht vermag, weil mit den zuletzt angeführten Worten die Fortsetzung der Clara de Bourg, der Zer-

streuten Blätter S. 73—188, abbricht. Vielmehr muß ich auf spärliche Andeutungen um der Frau von Bandemer fernere Schicksale mich beschränken. Das Gedicht „an meinen ältesten Sohn, bei dem Preussischen Heere, zur Zeit des Ausmarsches, 1790“, gedenkt von ferne nicht eines Stiefvaters, die Trennung mag damals schon seit Jahren bestanden haben, ein Umstand, der mich veranlaßt, den Grafen Cord Ludwig Thuro von Bohlen als den zweiten Gemahl der Frau von Bandemer zu betrachten. Besagter Graf, Major in preussischen Diensten, und 1740 geboren, verheurathete sich „standesmäßig“ mit seiner am 11. Oct. 1758 gebornen Cousine, mit der Gräfin Hedwig Anna von Bohlen, was sich, nach dem Taufschein dieser jüngsten Gräfin zu urtheilen, wohl schwerlich vor der Mitte der 80er Jahre zugetragen haben wird. Aus jener poetischen Epistel ersehe ich aber ferner, daß der Dichterin Vater ein Kriegsmann gewesen ist, vielleicht jener Hauptmann von Franklin, der im März 1758 zum Major bei dem Garnisonregiment Manteufel befördert wurde. Vielleicht um der Tochter Gram zu lindern, führte der alte Mann sie nach Oestreich, wo sie, laut ihres Schreibens an den von Treskow, H. nahe an dem Ufer der Donau, ohne Zweifel das Städchen Hainburg, bewohnte. Dort finden sich die Trümmer der alten Burg auf felsigter Höhe, „auf der andern Seite des Flusses breitet sich eine unabsehbare Ebene aus, in der Nähe, zu Deutsch-Altenburg, entspringt eine Mineralquelle, und Preßburg, die in der entgegengesetzten Richtung belegene Stadt, hat ein Ursulinernonnenkloster, von welchem, wie von der Einsiedelei binnen der Ruinen der Hainburg, das Schreiben eine tragische Begebenheit erzählt.

Im J. 1792 unternahm Frau von Bandemer eine Badereise nach Aachen und Spa. In Frankfurt, wo sie den Tag nach der Krönung des Kaisers Franz II. eintraf, machte sie in Brentanos Hause Bekanntschaft mit seiner Schwiegermutter, der Frau Sophie von la Roche. In Mainz bestieg sie in Gesellschaft mehrer Freunde eine Jacht, „auf der wir das Glück genossen, zur Seite unseres verehrten Monarchen den Rhein herunter zu fahren. Zu Coblenz wurde mir das Glück, meinen jüngsten

Sohn noch einmal an mein Herz zu drücken. Das Regiment, bei dem er stand, kantonnirte einige Stunden von der Stadt, und er erhielt die Erlaubniß, drei Tage bei mir zuzubringen. Freude und Schmerz wechselten hier mit der größten Heftigkeit ab. — Ach! nur das Herz einer Mutter kann diese Gefühle verstehen, die meine Brust bestürmten, als ich den blühenden muthvollen vierzehnjährigen Knaben [1]), der sich seit dem Augenblicke seiner Geburt zum erstenmale von mir getrennt hatte, nach einem so langen und beschwerlichen Marsch gesund wieder umarmte. Während dem Aufenthalt des Königs zu Coblenz wurde mit Festen und Lustbarkeiten abgewechselt; die Kochische Gesellschaft wurde zu diesem Endzweck aus Mainz verschrieben, um auf dem Coblenzer Theater verschiedene Stücke aufzuführen, welchen der König, die königlichen Prinzen, die Kurfürsten von Trier und Cöln, der Herzog von Braunschweig und die übrigen Prinzen mit beiwohnten. Die erste Vorstellung hieß: Dido, eine tragische Operette, welche durch die Musik eines Piccini vortrefflich gehoben wurde. Den andern Tag gab man die Indianer in England, und den dritten den Spiegelritter, eine komische Operette; beide Stücke von Kotzebue." (Ich habe anderwärts genauere Nachricht von diesen Vorstellungen gegeben.)

Im October verließ Frau von Bandemer Aachen, um für eine kurze Zeit nach Berlin zurückzukehren, dann volle neun Jahre in Frankfurt zu verleben. „Ich sage Ihnen nur wenig", schreibt sie den 13. Nov. 1800, „von den Thränen, die mir der Abschied von Offenbach kostete; ach! sie waren unendlich schmerzlich! — Meine theure Mutter la Roche — denn so will sie von mir genannt sein — beschenkte mich beim Abschied mit einem schönen Taschentuch und in demselben eine Locke von ihren ehrwürdigen weißen Haaren, nebst einem goldenen Ring, der mit diesen mir heiligen Haaren beflochten werden soll. Ich freute mich darüber, wie ein Kind; denn es war ein Geschenk aus den Händen der Tugend. Ganz erschöpft kam ich den 12.

---

[1]) Des Grafen Bohlen Sohn, der Mutter Liebling, war demnach 1778 geboren.

um sieben Uhr Abends in Gießen an. Mein erstes Gefühl, mit dem ich mein isolirtes Zimmer bei Frau Müller betrat, war ein Ausbruch von Schmerz, der sich in einen Strom von Thränen ergoß. Die weite Kluft, die mich von allen denen trennte, die meinem Herzen durch einen neunjährigen Aufenthalt in und bei Frankfurt theuer geworden, erfüllte mich mit Wehmuth." Ueber Cassel und Münden gelangte die Reisende nach Minden, wo sie, meist kränkelnd, doch gepflegt durch einen liebenden Sohn, und erheitert durch den Anblick blühender Enkelinen, beinahe drei Monate verweilte. In Magdeburg beehrte sie der Prinz Louis Ferdinand, der ritterliche, liebenswürdige Fürst, mit einem Besuche. „Ich hatte das Glück, ihm aus frühern Zeiten bekannt zu seyn, er unterhielt sich mit mir über einige literarische Gegenstände mit der feinen und scharfsinnigen Beurtheilungskraft, die diesem geistvollen Prinzen ganz eigen ist." Berlin wurde den 8. März 1801 erreicht. „Vierzehn Tage sind bereits vergangen, die ich mit Visiten geben und annehmen, im Drange der unangenehmsten Familien-Angelegenheiten und der Einleitung meines Prozesses gegen den Grafen von B . . . verlebte." Um den Ausgang dieses gegen den abtrünnigen Ehemann, den Grafen von Bohlen zu führenden Processes weiß ich jedoch nichts Zuverlässiges. Wahrscheinlich wurde er durch einen Vergleich eben nicht vortheilhaft beendigt, sintemalen der Graf nicht verfehlt haben wird, die unregelmäßige Trauung zu benutzen. Um so nützlicher wurde der verlassenen Frau in anderer Beziehung der verlängerte Aufenthalt in Berlin, nachdem sie dadurch Gelegenheit fand, alte Bekanntschaften am Hofe zu erneuern, und der Königin selbst sich zu nähern. Häufig, so hat sie versichert, wiegte sie auf ihren Knieen den 1795 gebornen Kronprinzen. Im Jahr 1818 kam sie nach Coblenz, wo sie vielleicht durch eine dringende Empfehlung bei dem Ober-Präsidenten von Ingersleben eingeführt, vielleicht auch nur eine alte Bekanntschaft in ihm wiedergefunden hatte, auch von ihm, wie von der Präsidentin mit der feinsten Aufmerksamkeit behandelt wurde. Ihre letzten Tage hätte sie in einer sorgenfreien Mittelmäßigkeit zubringen können, ohne den mancherlei Kummer, durch der Kinder Geschicke

ihr bereitet. Neun Jahre lang bewohnte sie das Haus Nr. 618 am Plan, und hat sie den Eigenthümern, und nicht minder den wenigen Eingebornen, die mit ihr zu verkehren berufen, den Eindruck einer ebenso würdigen, als angenehmen Persönlichkeit hinterlassen. Spuren vormaliger Schönheit waren ihr im höchsten Alter geblieben. Gespeiset wurde sie aus des Ober-Präsidenten Küche, der auch Tag für Tag bei ihr einkehrte, während eine hohe und erleuchtete Freigebigkeit ihr die Mittel zur Bestreitung anderweitiger Bedürfnisse reichte. Der freilich nicht bedeutende Nachlaß wurde unter die Enkel vertheilt, einer Tochter, Julie, verehelichte Henning in Berlin, geschah dabei keine Erwähnung. Der Antheil von einem dieser Enkel wird noch heute bei dem hiesigen Pfandhause aufbewahrt. Außer der Clara von Bourg hat man von Frau von Bandemer: Poetische und Prosaische Versuche, 1791, und in anderer sehr vermehrter und durchaus veränderter Auflage, Berlin, 1802. 8. Ferner: Neue vermischte Gedichte. Mit dem Bildnisse der Verfasserin, Berlin, 1802. 8. Zweite Auflage. Neustrelitz, 1811. 8. Endlich: Zerstreute Blätter aus dem letzten Zehntheil des abgeschiedenen Jahrhunderts. Coblenz, 1821. kl. 8.

Dem Ausgange des Weges nahe hat die St. Sebastianus-Schützengilde ihre Schießbahn, von dannen ich zu dem heil. Kreuzweg zurückkehre, zu der Stelle, wo er zur Höhe aufzusteigen beginnt. Vor einigen und 50 Jahren war diese Stelle noch zu beiden Seiten mit Gebüsch besetzt, und demnach wohl geeignet, einem Hinterhalt zu dienen. Einen solchen hat der französische General Leval den Deputirten der Föderation, die in Mainz ihn verklagen sollten, gelegt, und wird es deshalb nicht unpassend sein, den Bericht um eine in den Annalen von Coblenz hochwichtige Begebenheit,

Leibstuhl und Schwert, oder der 18. Brumaire für Coblenz,

hier einzuschalten. Lange vor dem Ausbruche der französischen Revolution hatten in dem Kurfürstenthum Trier revolutionäre Ideen Eingang gefunden. Den Samen, in Freimaurer- und

Illuminatenlogen gesäet, pflegte Kurfürst Clemens Wenceslaus durch eine Reihe von Anordnungen, Ergebnisse der ihm beigebrachten Idee, daß er ein Reformator zu werden berufen sei. Freilich war es vornehmlich die Kirchenverfassung, an der seine Rathgeber rüttelten; allein bei dem genauen Zusammenhang von Kirche und Schule konnte es nicht fehlen, daß der Geschmack an solchen Neuerungen, wenn auch langsam, durch Schule und Volk sich fortpflanze. Die nach dem Falle der Jesuiten an Weltgeistliche übergebenen Gymnasien haben sich vorzüglich zu Brennpunkten einer allmäligen Revolutionirung der Gedankenwelt gestaltet.

Eine zureichende Anzahl von Lehrern sich zu verschaffen, war man genöthigt gewesen, junge Leute von einiger Fähigkeit, auch ohne vorhergegangene Prüfung ihres Berufes für den geistlichen Stand, in das Lehramt einzuführen. Die jungen Männer, so vornehmlich durch Ehrgeiz oder die Aussicht einer Versorgung angezogen, fanden sich bald unbehaglich in dem bescheidenen, ihnen zugetheilten Wirkungskreise, zumalen sie geneigt sein konnten, in der knappen Besoldung — zu Coblenz, außer freier Station, 120 Gulden — eine Verhöhnung vielmehr, denn eine Remuneration zu finden. Ihre Misstimmung den Schülern mittheilend, hatten diese Lehrer in der Jugend der Mittelclassen der Bevölkerung eine Schar angeworben, die ungeduldig des Signals zu einer Schilderhebung erwartete. Gleichwohl vergingen die beiden ersten Jahre der französischen Occupation ohne ernstliche Manifestationen, nur daß einzelne Männer mit Gleichgesinnten in Bonn, Cöln und anderwärts Verbindungen anzuknüpfen, auch für ihre ferneren Absichten das Patronat eines Merlin von Douay und ähnlicher Apostel der Propaganda zu gewinnen sich bemühten. Die Errichtung der sogenannten Mittel-Commission (*commission intermédiaire*, 21. März 1797), so von Bonn aus die Eroberungen auf beiden Seiten des Rheines verwalten sollte und deren Mitglieder ausschließlich der Partei der Bewegung entnommen, veranlaßte das entschiedene Auftreten einer Verbindung, die nichts Geringeres als die vollständige Revolutionirung des linken Rheinufers und die Constituirung einer mit der französischen enge verbündeten cisrhenanischen Republik beabsichtigte.

Begünstigt durch die französischen Behörden, gewann diese Verbindung vom August 1797 an bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, den durch Werbungen zu verstärken, zahlreiche Emissarien über alle Theile der Provinz sich verbreiteten. Die mancherlei Mittel, auf den Geist der Massen zu wirken, wurden in Bewegung gesetzt, indessen Deputirte von der Föderation sich nach Wetzlar begaben, um den Feldherren, welchem des Directoriums zahlreichste Armee untergeben, für das Project einer cisrhenanischen Republik zu gewinnen. Lazarus Hoche ergriff freudig einen Anschlag, der, wie kein anderer, seiner Rivalität zu dem Begründer der ciscalpinischen Republik zusagend, und entließ die Deputation unter den schmeichelhaftesten Verheißungen, 27. August, so zu erfüllen sein Ableben, 18. Sept., ihm jedoch nicht erlaubte. Aber der Impuls war gegeben, und am 4. Sept. erließen die cisrhenanischen Föderirten einen Aufruf, worin die Bewohner der Stadt Coblenz eingeladen, der Föderation, als der Vorschule einer Republik, beizutreten. Aehnliche Einladungen wurden in Cöln und anderer Orten verbreitet, und die Mittel-Commission beeilte sich, der Worte Eindruck durch Verheißung materieller Vortheile zu verstärken.

Vernehmend, daß das Städtchen Rheinbach den Freiheitsbaum aufgepflanzt, und den Wunsch einer republikanischen Verfassung, verbunden mit der Abschaffung des Zehnten und der Reste der Feudalität ausgesprochen habe, veröffentlichte die Mittel-Commission am 15. September (19. Fructidor V.) einen Beschluß des folgenden Inhalts: Art. 1. Die Gemeinden der fünf ersten Bezirke der eroberten Länder auf dem linken Rheinufer, welche den Freiheitsbaum errichtet und förmlich den Wunsch geäußert haben, die Regierungsform, worunter sie vor der Ankunft der französischen Armee standen, zu verändern, und dafür eine republikanische Verfassung unter dem Namen der cisrhenanischen Republik einzuführen, sollen vom 1. Vendémiaire des VI. Jahres an von allen Feudallasten und Zehnten gänzlich befreit sein. 2. Die Einwohner obiger Gemeinden, welche sich zur jüdischen Religion bekennen, sind vom sogenannten Judenzoll frei. 3.

Um dieser Freiheiten zu genießen, sollen erwähnte Gemeinden unverzüglich eine authentische Erklärung, daß sie eine republikanische Verfassung anzunehmen Willens sind, an die Intermediair-Commission einschicken.

Es sollen hierauf, neben Rheinbach, 52 andere Gemeinden, wie auch die Städte Neustadt, Grünstadt, Türkheim, Kaiserslautern den Freiheitsbaum aufgepflanzt haben; dasselbe ereignete sich in Coblenz, in einer Weise zwar, welche für die Kenntniß der eigentlichen Stimmung anderer Gemeinden sehr belehrend. „Am 14. September, Morgens zwischen 10 und 11 Uhr, versammelten sich die Cisrhenaner (der ehemalige Professor und Klubist Metternich von Mainz, die Professoren Gerhards, Beaury, die Bürger Reineck, Tasquin, Dürr, Heil, Grandmaison u. s. w., erstere vier in grüner Uniform) auf dem hiesigen Plan, wo sie unter großem Geschrei der Buben und der Vortragung zweier Fahnen, in einem von Militär und türkischer Musik begleiteten Zuge, einen mit Blumen und Bändern gezierten Freiheitsbaum nach dem Paradeplatz bringen. Hier stellen sich die Soldaten zu beiden Seiten des Hauptweges auf, und die Cisrhenaner graben dicht neben demselben, bei fortschallender Musik, eine Vertiefung, wonach der Baum, unter dem Ertönen der Marseillaise und dem Rufe *„vive la république“* in die Höhe gerichtet und das Ganze sodann mit einer von G. von einem Stuhle herab gehaltenen Rede geschlossen wird. Morgens frühe hatten die Cisrhenaner durch ausgestreute Zettel auf den Straßen die Pflanzung des Freiheitsbaumes verkündigt, und der Magistrat die Bürger zur Ruhe aufgefordert. Zur Handhabung letzterer durchzogen zugleich mehrere Reiter-Patrouillen die Stadt, welche sich stille und, die komische Seite des Vorgangs abgezählt, ernst wie bei einem öffentlichen Unfall verhielt.“

Dem Symbol folgte ungesäumt ernsteres Beginnen. Noch in des Monats Lauf wurde das Verwaltungspersonal großentheils verändert, und an des Magistrats Stelle eine Municipalität eingesetzt, so ausschließlich, nach dem Vorschlage des Regierungscommissärs Destez, mit cisrhenanischen Föderirten besetzt. Wirksam durch die Mittelcommission und durch den com-

mandirenden General Hardy unterstützt, bemächtigte sich, wie weiland die Commune in Paris, diese Municipalität jedes Zweiges der Gewalt. Aber das unruhige Streben fand bei dem Kern der Bevölkerung wenig Eingang, vielmehr ab Seiten einer durch Advocaten geleiteten Partei manche Hindernisse. Schreibt doch das Intelligenzblatt vom 8. Aug.: „In mehreren deutschen Zeitungen heißt es, daß in Coblenz eine Revolution ausgebrochen sey. Niemand kann dieses Gerücht besser wiederlegen, als wir selbst. Wir wissen nur, daß sich einige kleine Winkel-Conventikel zur Stunde der Gespenster gebildet haben, daß aber der hiesige Einwohner vernünftig genug sey, sich nicht durch unberufene Tertianer eines auswärtigen Ordens, dessen Dalai-Lama man nicht kennt, am Gängelbande leiten zu lassen und in ihnen seine neuen Regenten und Financiers zu erkennen; daß er, wenn es Zeit ist, mit Ordnung, Anstand, Ueberlegung, Unparteilichkeit, gemeinsam und offen zu reden wisse, und dazu den katechetischen Unterricht des Ordensmitglieds, des neuen Pater Canisius in . . . . nicht brauche.“

Nun wußte zwar dergleichen Ergüssen einer aufstrebenden Preßfreiheit die Municipalität zeitig Einhalt zu thun; aber die Zünfte, zusammenberufen, um ihre Wünsche in Betreff der Regierungsverfassung zu äußern, erklärten sich, mit Ausnahme weniger Individuen, unumwunden gegen die Republik (18. Sept.), und im October wendete die Bürgerschaft sich an die Mittelcommission, mit dem Gesuche, zu der Wahl eines Magistrats nach altem Brauche, statt der Municipalität, schreiten zu dürfen. Das Gesuch fand, wie zu erwarten, bei der Behörde entschiedene Ungunst; hingegen ergab sich unter den abgewiesenen Supplicanten große Erbitterung. Einzelne Cisrhenaner wurden in den Straßen beschimpft und verfolgt, und am Abend des 18. Octobers rottete sich auf dem Florinsmarkt eine bedeutende Volksmasse zusammen, in der Absicht, das Rathhaus zu stürmen, und den daselbst versammelten Municipalen bittere Augenblicke zu bereiten.

Theilweise und im Kleinen wiederholte sich da, was

am 9. Thermidor **II.** zu Paris um das Stadthaus sich zugetragen, und zitternd und rathlos, wie Robespierre und Consorten, saßen ihre Nachbeter in Coblenz. Vorzüglich der Secretair der Municipalität, Bürger Hermann Joseph Beaury, wollte vor Angst schier vergehen. Weltpriester, *artium liberalium et philosophiae magister,* hatte er seit 1788 eine Professur bei dem Gymnasium bekleidet und als eine Zierde desselben gegolten, wiewohl die Anstalt selbst niemalen in der öffentlichen Meinung zu jener Bedeutung gelangen konnte, deren sie unter der Leitung der Jesuiten sich zu erfreuen gehabt. In Berncastel klagt man, daß mit den Capuzinern, in Coblenz, daß mit den Jesuiten das gründliche Studium zu Grabe getragen worden sei, deshalben ich auch einstens die impertinente Frage vernehmen müssen: „Habt Ihr vielleicht bei den Jesuiten studirt? ich meine nicht.“ Sie für alle Zukunft zu beantworten, berichte ich, daß Beaury mein erster Professor gewesen ist, bis dahin er eine nützliche Wirksamkeit aufgab, um den Thorheiten des Cisrhenanismus zu fröhnen, und den Gefahren jenes Octoberabends sich auszusetzen.

Drunten auf dem Platze tobte des Volkes Unwillen, ohne doch zu rascher That sich zu steigern; droben, in den weiten Sälen, gebärdeten sich die *patres conscripti,* als sähen sie zur Mitternachtstunde ihre Vorgänger, den langen Zug der Rothmäntler, welche, der Sage nach, regelmäßig zu den Bänken, worauf sie für Recht Unrecht gesprochen, zurückkehren, und erhielt die Furchtsamen der Schrecken unbeweglich, so trieb den einzigen Beaury, als ein moralisches Quecksilber, die Todesangst. Trepp auf, Trepp nieder, von Stube zu Stube, von Fenster zu Fenster irrend, gesticulirte er allerwärts gleich einem Besessenen, bis er zu dem letzten Raum gelangt, die rettende Inspiration empfing. An dieser Stelle bildet das Rathhaus mit dem anstoßenden Büresheimer Hofe einen Winkel, so daß man sich gegenseitig in die Fenster sehen kann.

Erleuchtet findet den Theil des Nachbarhauses, in welchem General Hardy einquartirt, nahm Beaury in jede Hand einen Leuchter, und in der Haltung etwa eines Lebensmüden, der

in der zwölften Nachtstunde vor den Spiegel tritt, um bei der Lichter Schein dreimal seinen Namen, d. i. den Tod zu rufen, zeigt er sich am Fenster, bemüht, durch der Lichter Glanz und die kläglichsten Gebärden des Nachbars Aufmerksamkeit zu wecken. Das ist ihm nach unsäglicher Mühe gelungen, und der General, oder der Aide-de-camp, die Nothsignale dem Tumult in der Tiefe vergleichend, errieth, was man von ihm begehre, und ließ, den Freunden zum Entsatz die zahlreiche, ihm beigegebene Wache ausrücken. Um das Blutvergießen zu vermeiden, soll er den Grenadieren anbefohlen haben, statt der Waffen Holzscheiter aufzuschultern — des Hauses Wintervorrath wurde eben zurechtgeschnitten — und mit Holzscheitern wurde die aufgeregte Menge auseinandergetrieben, wenn das anders nicht durch die Cisrhenaner ersonnen, als ein Antidot für die vielfältig bespöttelte Feigheit ihrer Anführer. Meinem armen Professor erging es aber noch sehr schlimm; er verfiel in schwere Krankheit, *la fièvre de S. Vallier*, und rang geraume Zeit mit dem Tode. „*Va, va, povero untorello, non sarai tu quello che spiant i Milano,*“ würde ihm allenfalls der *monatto* zugeschrieen haben.

Fester begründet erschien nach der glücklich abgewendeten Gefahr die Herrschaft der Föderirten, namentlich jene Municipalität, welcher ein sachkundiger, unbefangener Beobachter das Zeugniß ausstellt, „daß sie in ihren Amtsverrichtungen seltene Thätigkeit, Tüchtigkeit und Rechtlichkeit kundgab“: aber die Aussichten für die Begründung einer cisrhenanischen Republik trübten sich gewaltig durch die Folgen des 18. Fructidor, 4. September. Carnot, in dem linken Rheinufer eine Angriffsposition gegen das nördliche Deutschland erkennend, hatte niemal dessen Einverleibung in die Republik zugeben wollen, um nicht zu immerwährendem Kriegsstande herauszufordern; solcher Mäßigung Gründe überstiegen jedoch den Horizont eines Barras, Lareveillère-Lepaux, Rewbel, und haben sie die Erwerbung der Rheingrenze alles Ernstes sich vorgesetzt, wie aus den Aeußerungen von Augereau, dem Obergeneral der Armee von Deutschland, gelegentlich seiner Anwesenheit in Coblenz, 26. und 27. Oct., sich ergab, und noch deutlicher aus der Bestellung eines Regierungs-Com-

missairs für die eroberten Lande, des Bürgers Rudler, 4. Nov., und aus der sofort stufenweise vorgenommenen Einführung der französischen Gesetzgebung.

In merkwürdiger Leichtigkeit fügten die Patrioten des linken Rheinufers sich einem Vorhaben, das jeglicher Nationalität verderblich werden mußte. Gegen Ende des Dezembermonats erließen die Mitglieder der cisrhenanischen Föderation in Coblenz eine Adresse an ihre Mitbürger, worin unumwunden der Wunsch wie die Nothwendigkeit der Einverleibung in die französische Republik ausgesprochen, und dem Wunsche allgemeinen Beitritt zu verschaffen, wurden Stimm= resp. Preß=Register bei der Municipalität aufgelegt. Indem aber, trotz aller Werbkünste, die Ausbeute gering, verfiel man auf den Einfall, die Schuljugend an dem kostbarsten Rechte eines freien Bürgers Theil nehmen zu lassen. Den Jungen wurde, unter Androhung der althergebrachten pädagogischen Zwangsmittel, geboten, um die Vereinigung mit der großen Republik zu petitioniren, und ist für diesen einen Fall, das einzigemal in meinem Leben, meine Stimme so gewichtig befunden worden, wie jene der größten Männer, eines Winnen, Gerhards, Tasquin u. s. w.

Am 23. Januar 1798 verfügte Rudler die Eintheilung der Provinz in vier Departements; es wurden unter demselben Datum die Centralverwaltungen für jedes Departement, die Municipalitäten für die einzelnen Cantone, die Friedensgerichte, die Tribunalien für bürgerliche, peinliche und correctionelle Justiz nach Departements, endlich ein Revisionsgericht zu Trier angeordnet, und es ergab sich alsbald, daß die Patrioten mit größerer Lebhaftigkeit noch, denn bis dahin die Emancipation ihrer Landsleute, die Aemterjagd betrieben. Bei den hierdurch veranlaßten vielfältigen Lücken in der Municipalität fanden entschiedene Gegner der Bewegung Gelegenheit, sich da einzudrängen, was dann wieder die Patrioten, in der Besorgniß, der Gewalt und der damit verbundenen Vortheile verlustig zu gehen, zu den puerilsten Umtrieben nöthigte. „Aufs Neue wieder begann die Dynastie der Patrioten,“ in der Municipalität nämlich, nach dem Ausdrucke des Rothen Blattes, im halben Juli 1798.

Bereits im verflossenen Jahre waren die sogenannten Volksgesellschaften, als ein erprobtes Mittel, auf den Geist der Massen zu wirken, eingeführt worden. In einer Bekanntmachung um die Gesellschaft, 20. März 1798, unterzeichnet, J. Ph. Nikola, *Inspecteur*, und J. Türk, *Secrétaire*, heißt es: „Seit drei Monaten wurde in unserer patriotischen Volksgesellschaft auf Ausbildung des Verstandes und Veredlung des Herzens und auf Verbreitung rein republikanischer Grundsätze mit dem glücklichsten Erfolge hingearbeitet. Von Tag zu Tag mehrten sich ihre Glieder und mit ihnen die Zahl warmer Volksfreunde. Alle segnen die Stunden, die sie dem constitutionellen Zirkel geweiht haben. Jetzt, da das Aristokratenhäufchen die Volksfreunde nicht mehr laut anbelfert, es auch durch eine hinlängliche Erfahrung belehrt ist, daß die Föderation bei allen ihren Schritten nur das Wohl des Publikums im Auge hat, wird eine förmliche Einladung zur Besuchung der Volksgesellschaft an den republikanischen Festen und Sonntagen nicht zur Unzeit geschehen.“ Es fiel aber, diesem Programm unbeschadet, wohl Manches in jenen Volksgesellschaften vor, das nicht gerade die Ausbildung des Verstandes und Veredlung des Herzens bezweckte. Einer gemeinsamen Direction unterworfen, wurden sie von Zeit zu Zeit visitirt und inspicirt. Als ein solcher Visitator fand sich auch der Friedensrichter von Rheinbach, der Bürger Eschweiler ein, und in gewohntem Ungestüm schritt er augenblicklich an's Werk. Mancherlei, den Präsidenten der Gesellschaft, den Bürger Burkart Belastendes, ergab sich, und ohne viel Federlesens wurde der arme Mann, „dieses von aristokratischem Sauerteig durchbeizte Subject“, verurtheilt, zum Fenster hinausgeworfen zu werden. „Schriev, Beaury,“ donnerte der Drückes den zögernden Protokollführer an, und der herbe Beschluß war nur eben in das Register eingetragen, als Burkart selbst der Versammlung eintrat. Schon hatte in der Begeisterung des Augenblickes der Friedensrichter Hand an ihn gelegt; andere Volksfreunde schickten sich an, der Execution nachzuhelfen: da schritten vermittelnd einige Vernünftigere ein, und der Fenstersturz unterblieb. Aber den Verfehmten eigenhändig zur Treppe zu schleifen, dann einen Fußtritt ihm

auf den Weg zu geben, dieses hat Bürger Eschweiler sich nicht nehmen lassen, und werden alle diejenigen, so die zu dem Saal der Drei Reichskronen aufführende Treppe gestiegen sind, die mitigirte Sentenz immer noch höchst acerb finden müssen.

Aus der Einladung zu dem Besuche der Volksgesellschaft mag man entnommen haben, daß der republikanische Kalender mit allen seinen Vorzügen bei uns eingeführt worden, und will ich nicht verhehlen, daß dieser Kalender nicht wenig gewirkt hat zu meiner Abneigung für die französische Revolution und ihre Folgen. Außerdem daß, die Feiertage abgerechnet, in 72 Decadis und Quintidis, gegen 104 Sonn- und Donnerstage, ein Deficit von beinahe 50 Procent in Spieltagen sich ergab, mußte, während an Sonn- und Festtagen alle Welt fröhlich und geputzt zur Kirche wanderte oder einer unschuldigen Lust sich ergab, ich armer Teufel zur Schule gehen und den Salbader meiner Professoren anhören. Denn baren Unsinn trugen sie vor, zumal seitdem ein Beschluß der Centralverwaltung, vom 26. Februar 1799, die Eintheilung in Classen, als auf welcher das ganze Lehrsystem beruhte, abgeschafft, und jedem Lehrer den durch ihn ausschließlich zu behandelnden wissenschaftlichen Zweig angewiesen hatte. Als einen nicht unerheblichen Beweis für die Demenz dieses Lehrerpersonals glaube ich die Preisvertheilung, so am Feste der Jugend, 10. Germinal VI., 30. März 1798, vor dem in der Neustadt aus Brettern gezimmerten Altar des Vaterlandes Statt fand, anführen zu können. Unter den an die Schüler gespendeten Büchern figurirte „Naide, das Mädchen aus dem Morgenlande", und nicht, wie hergebracht und bis dahin unerläßlich, dem Rücken, sondern der Seite des Einbandes waren die Titel aufgedrückt.

Der republikanischen Feste, meistens auf den Decadi verlegt, zählte man zwölf: der Gründung der Republik, 1 Vendémiaire; der Souveränität des Volkes, 30. Ventose; der Jugend, 10. Germinal; der Eheleute, 10. Floréal; der Erkenntlichkeit, 10. Prairial; des Ackerbaues, 10. Messidor; der Erstürmung der Bastille, 26. Messidor; des Sturzes der Schreckensherrschaft, 9. Thermidor; der Freiheit, 10. Thermidor; der Hinrichtung des

Königs, 23. Thermidor; der Greise, 10. Fructidor; der Vernichtung einer royalistischen Faction, 18. Fructidor. Sie wurden bei uns in derselben monotonen Weise wie allerwärts gefeiert: eine Procession, die sich unter Glockengeläute und türkischer Musik durch die Straßen bewegt, Schulkinder beiderlei Geschlechtes, die dreifarbige Binde am Arm oder um den Leib, und Freiheitslieder singend, Departements- und Municipalgewalten in Amtstracht, ein Truppenspalier; und nahmen sich zumal ergötzlich aus die Herren von der Centralverwaltung, die krummen, bucklichten, schlotternden Schreiber, in den stechenden Farben des spanischen Mantels, in dem *à la Henri IV.* aufgeschlagnen Hut, über welchem die dreifarbigen Federn wogten. Etatsmäßig mußte eine im Decadentempel — die Schloßcapelle — oder unter freiem Himmel vorgetragene Rede und ein *Banquet civique* das Fest beschließen, und ereignete sich bei einem dergleichen Bankett, daß der als Hauptbraten figurirende wälsche Hahn die dreifarbige Kokarde am Haupte trug, eine Aufmerksamkeit, welche Augereau und seine Tafelgesellschaft dem patriotischen Puter hoch anrechneten.

Die Trauerfeier hingegen um den Gesandtenmord bot eigenthümliche Momente, in dem Zuge, der von dem Rathhause nach dem Decadentempel sich bewegte, in der theatralischen Gruppirung der Jungfrauen, deren eine das Vaterland vorstellend, mit einem Trauerflor bedeckt, die zweite eine zertrümmerte Tafel, mit Sätzen aus dem Völkerrecht beschrieben, die dritte einen entblätterten Oelzweig trug, in dem tobenden Geschrei, in den Verwünschungen „*de l'exécrable Autriche et de ses infâmes suppôts*“, in den „*cris de vengeance qui s'élevèrent presque à chaque instant, et furent répétés avec enthousiasme par les nombreux spectateurs*“. Es war 10½ Uhr Nachts, als der Zug den Decadentempel, das in ungewöhnlicher Pracht aufgeputzte Local, erreichte. Die Göttin der Freiheit, ursprünglich eine Ceres, welcher man, statt der Kornähren, einen Stab zu tragen gegeben, und eine weiße Freiheitsmütze aufgesetzt, war verschleiert. Der Bildsäule gegenüber erhob sich eine plumpe, hölzerne, bunt angemalte Pyramide, mit den Namen der vor dem Feinde ge-

fallenen republikanischen Generale bezeichnet, und zu jeder Seite des Altars wurde eine Urne niedergesetzt, Bonnier die eine, Roberjot die andere überschrieben. Der Bürger Van Recum hielt eine Rede: „*et fut couvert d'applaudissemens*"; seines Collegen Godon Vortrag schloß mit einer Imprecation: „*Le peuple français dévoue le tyran de l'Autriche aux furies. Il dénonce ses forfaits au monde indigné; il en apelle à tous les peuples, à ses fidèles alliés, à son propre courage. Il charge les républicains de sa vengeance. Guerre à l'Autriche! Vengeance, vengeance, vengeance!*" und schlug bei diesen letzten Worten hoch und blau die Flamme auf von jenen Urnen, „*où sont censées déposées les cendres de Bonnier et Roberjot,*" ein Zusammentreffen, das an eine gleichzeitige Gerichtsscene mahnt. Ein Advocat, das zweifelhafte Erbrecht eines Kindes verfechtend, wurde bei jeder pathetischen Stelle durch das laute Weinen des zarten Wesens, so er auf seinen Armen trug, unterstützt. Unbeschreiblich wirkten auf Richter und Zuhörer diese Thränen, bis dahin der Anwalt der Gegenpartei, doch etwas verdächtig findend die genaue Concordanz des zwiefachen Vortrages, den weinenden Knaben fragt: „*Pourquoi pleurez vous?*" — „*C'est qu'il me pince le popo.*"

Wie groß aber in jener Nacht (20. Prairial, 9. Juni 1799) hier und anderwärts die Begeisterung gewesen sein mag, wie ernstlich gemeint die der Ceres dargebrachten Opfer und Gebete, die schleunige Erhörung, die vor 165 Jahren die von Gelenius beschriebene *Colonia supplex* fand, sollte ihnen nicht werden. Vielmehr trafen Unfälle aller Art die bis dahin stets siegreichen Waffen der Republik, während zugleich im Innern die unheilbare Schwäche der Regierung von Tag zu Tag sich deutlicher ergab. Die Ueberbleibsel einer Faction, die noch mehr unter dem eigenen blutigen Wahnsinne, denn unter den Streichen ihrer Gegner gelitten hatte, machten sich gefaßt, nochmals das Ruder des Staates zu ergreifen, nochmals die Herrschaft des Schreckens in Frankreich einzuführen, und vieles hat das ohnmächtige Directorium aus Furcht oder Neigung eingeräumt, Vieles noch durch jene Faction vorbereiten lassen. Die Concessionen, den Jakobi-

nern gemacht, kamen sofort in der Rheinprovinz, wo so viele ihnen verwandte oder dienstbare Elemente in Bewegung, zur Anwendung. Eine allgemeine Haussuchung, „*visite domiciliaire à la recherche des brigands, des égorgeurs royaux, des déserteurs et des agens de l'étranger*“, wurde zu Coblenz den 25. Fructidor, 12. Sept., 1799 vorgenommen. Noch größern Schrecken verbreitete die in Ausführung des Geiselgesetzes vom 11. Juli 1799 am späten Abend des 1. Oct. erfolgte Verhaftung der achtungswürdigsten Geistlichen und ehemaliger Beamten, denen das St. Barbarakloster zum Gefängniß angewiesen und die theilweise die härteste Behandlung erlitten. Ein Gendarmenlieutenant, welcher einige dieser Geiseln von Andernach nach Coblenz zu escortiren beauftragt, mußte wegen der an ihnen verübten Frevel, so schwer es auch den Machthabern ankam, vor die Anklage-Geschwornen gestellt werden. Schon früher war im Interesse der Aufklärung gegen die gesamte Geistlichkeit eine drückende und verletzende Aufsicht angeordnet und jede öffentliche gottesdienstliche Handlung streng untersagt worden. Mehre Kirchen, die der Dominicaner, Franziscaner und Karmeliten namentlich, wurden geschlossen, und daß die Wohlthätigkeitscommission den Beschluß für die Sperrung der Hospitalkirche in der Weißergasse auszuführen Anstand nahm, zog ihr ab Seiten der Municipalität eine Absetzung *in corpore* zu. Die höllische Erfindung der *cartes civiques* wurde wiederum zu Ehren gebracht, und wehe demjenigen, der eine Bürgerkarte bei der Municipalverwaltung zu lösen verabsäumte. Gegen Frauen und Mädchen, wenn sie ohne die dreifarbige Cocarde auf der Straße zu erscheinen wagten, wurden die lächerlichsten Processe erhoben. Zehn Bürgerinen, *filles non-mères* hoffentlich, welche das Fest der Hinrichtung des Königs durch ihre Gegenwart verschönert hatten, wurden, in Anerkennung ihrer patriotischen Gesinnung, mit vollständiger Einquartierungfreiheit für einen Zeitraum von sechs Decaden belohnt. Am 4. Oct. verfügte der neue Regierungscommissär, Bürger Lakanal, Rudlers zweiter Nachfolger, daß die unlängst für Frankreich ersonnene Conscription auch in die vier neuen Departements eingeführt werde, desgleichen daß der

commandirende General der Rheinarmee die Befugniß haben solle, jede innerhalb dieser Departements belegene Gemeinde, nach Maßgabe des Bedürfnisses, in Belagerungsstand zu versetzen.

Als Urheber, oder, in seltenen Fällen, als die Werkzeuge dieser drückenden Anordnungen galten in den Augen des Volkes die Patrioten, und in steigender Ungunst wendete die öffentliche Meinung sich ihnen ab, welcher zugleich, aus den Reihen der bewaffneten Macht hervorgehend, ein unerwarteter Beistand sich darbot. Seit den ersten Feldzügen war es bei der Armee Ton geworden, in Ansehung der politischen Gesinnung zu Hauptstadt und Regierung stets den Gegensatz darzustellen. Waltete dort der Jakobinismus oder Terrorismus, so affichirte sicherlich das Officiercorps, vorzüglich in den Hauptquartieren, Moderantismus oder Royalismus, und ward eben diesem Royalismus, durch eine Reihe von kriegerischen Unfällen, reichlicher Zusatz bereitet. In dem Maße die Wichtigkeit eines geschlagenen Heeres abnimmt, in dem gleichen Maße wird es der eignen Regierung abhold werden. Seine Herzensmeinung auf die Dauer zu verbergen, ist dem Franzosen nicht gegeben, und wenn die vielfältig mit den gebildeten Familien der Stadt verkehrenden Officiere frei und frank ihre Meinung um das System der Machthaber, um die auftauchende Schreckensherrschaft aussprachen, so vernahmen sie dagegen in den befreundeten Cirkeln bittere Klage um den Misbrauch der Gewalt ab Seiten einer Faction, deren Befugniß und Beruf, die Provinz zu regieren, Niemand recht anerkennen wollte. Auch der Freimuth, in welchem das Rothe Blatt und der Rübezahl die schamlosen Erpressungen französischer Beamten beleuchteten, indem er vielfältig Freunde oder Angehörige von Officieren traf, trug das Seinige bei, die Spannung zwischen der bewaffneten Macht und den vormaligen Cisrhenanern zu steigern.

Sie gab sich einstweilen nur in Neckereien zu erkennen. Tanzende Patrioten hielten gar gerne den Hut auf dem Kopfe, was die Officiere, mit den Gesinnungen auch die Formen der Cavaliere annehmend, nicht dulden wollten. Dann wurde re-

gelmäßig der Ruf „*chapeau-bas*“ die Losung zu einer Schlacht, die selten oder nimmer zum Vortheil der Hüte sich wendete. Voll Unmuth über das abermals ertönende, unglückliche „*chapeau-bas*“, klagte seiner Tänzerin von den Patrioten einer der geistreichsten, der auch später zu bedeutendem Rufe gelangen sollte: „wir haben hier viele Chouans.“ Und es beschränkte die Verfolgung sich nicht auf die Hüte. In der allgemeinen Umwandlung der Sitte mußte früh oder spät der Zopf untergehen. Als der Katastrophe Vorbote machte seit Kurzem ein veredelter Cadogan sich geltend, ein geflochtener Chignon vielmehr, der, zierlich aufgeschlagen, durch einen Kamm dem Wirbel angeheftet wurde. Die neue Mode, häufig von Patrioten mitgemacht, wurde aber von den für den Zopf schwärmenden Officieren für eine Negligétracht erklärt und als solche für Bälle verpönt. Neue Zwietracht in Agramantes Lager. Vierzig Jahre waren beinahe vergangen, und der Zufall führte mir einen von den vielen Märtyrern dieses Chignon und, der Himmel weiß, auf welchem Wege, das Gespräch jener antiquirten Mode zu. „Ja“, erzählte der Mann, „auch mir haben die Officiere sie verbieten wollen, ich meine aber, ich habe die Frechen abgefertigt. Keiner hat sich seitdem je mehr an mir vergriffen.“ Er ahnte nicht, daß er zu einem der Zeugen spreche seines stürmischen, unfreiwilligen Fluges von der Saalthüre in den drei Reichskronen zu der ominösen Treppe.

Dem mancherlei, in dem Laufe von 1799 aufgehäuften Zündstoffe verhalf zur Entladung, was seit geraumer Zeit vergeblich sich erwarten lassen, die Feier des bei Zürich am 25. und 26. Sept. von Massena erfochtenen Sieges. Sie wurde am Morgen des 2. Octobers, 10. Vendémiaire, in der für die Feste der Republik hergebrachten ledernen Weise begangen. Für den späten Abend versparte die Municipalität einen zweiten Act der Feier. Bei Fackelschein setzte eine wilde Schar Patrioten, Müssiggänger und Straßenjungen, die Municipalen mit ihren Amtsinsignien an der Spitze, sich in Bewegung, um Straße auf, Straße ab die Stadt zu durchziehen. An jeder Ecke wurde Halt gemacht, und der Secretair der Municipalität verlas das Bul-

letin der Schlacht. Als er, zum Bacher-Pütz gelangt, 86 eroberte Kanonen aufzählen wollte, fiel der Gaffer einer, ein breitschulteriger Schiffer, ihm in die Rede, den Kanonen H.......... substituirend. Das Wort vernehmen, in das dichte Gewühl sich stürzen, den unberufenen Sprecher beim Halse fassen und als seinen Gefangenen fortschleifen, das alles ward dem schmächtigen Schreiberlein das Werk eines Augenblickes. Triumphirend, unter Freuden- und Mordgeschrei, setzen die Patrioten ihren Marsch fort. Die Hauseigenthümer werden genöthigt, zu illuminiren, die Fenster eingeworfen denjenigen, so dem Gebote Folge versagen, Aristokraten bedroht und verhöhnt, einzelne Bürger mishandelt, überhaupt alle Arten von Ausgelassenheit begangen, „daß man auf der Straße und in seinem Hause nicht sicher war".

Zumal gab die wildeste Unbändigkeit sich kund, als der Eingang der Castorstraße erreicht und Halt gemacht wurde, unter dem donnernden, unaufhörlich sich erneuernden Rufe: *„à bas les Chouans!"* vor dem Hause des Kauf- und Handelsherren Heinrich Pottgeißer. Der Ehrenmann galt den Patrioten als ihr entschiedenster Gegner, wie dieses die Municipalität in einem officiellen Schreiben an den Regierungscommissair ausspricht: *„Pottgeisser, dénoncé par l'opinion publique comme fournisseur et l'ennemi le plus acharné de la nation française, qui, il y a seulement un an et demi, a provoqué hautement l'assassinat des patriotes."* Hingegen wurde von der unermeßlichen Mehrheit seiner Mitbürger, von Allen, die nicht durch das *delirium tremens* ergriffen, Pottgeißer werth gehalten als ein Biedermann, ein tüchtiger Hausvater, ein zuverlässiger Freund, ein liebreicher Nachbar, ein wahrhaftiger Patriot, und was diesen Eigenschaften, vorab in den Augen ritterlicher Franzosen, eine stralende Krone, er war der Vater von zwei Töchtern, denen ich, ein Paris, vor allen ihren Landsmänninen und Zeitgenossen den goldenen Apfel zuerkannt haben würde, ohne doch entscheiden zu können, ob Gertrudis, ob Elisabeth der Frucht größere Hälfte empfangen solle. Schreibt doch an einen Freund Bernadotte, der nachmalige König: *„Vous me mandez que je vais épouser Mademoiselle Pottgeisser. Il n'en est rien, mal-*

heureusement. Je suis vieux, je suis laid, et Mademoiselle Pottgeisser est jeune, de toute beauté dame et reine.“

Eben machte Leval, im Departement der commandirende General, in Pottgeißers Hause ein Spielchen; Partner im Reversi war ihm der Vater, von den reizenden Jungfrauen umschwebt, und draußen erschallten die Flüche, die Verwünschungen und das Mordgeschrei. Schmerzlich aufgeregt, besorgt um seinen Freund wurde Leval, der in Ney's Memoiren beschrieben „*bon, généreux, bienveillant, un peu valétudinaire, détestant presque autant la turbulence que la perfidie, ami de l'ordre, sévère pour tout ce qui tenait á l'administration, au service*“; unverholen sprach er seine volle Misbilligung gegen die Officiere seines Gefolges aus, von denen hierauf etwelche das Haus verließen und, hier und da Kameraden an sich ziehend, der weitern Invasion der Straßen ab Seiten jener lärmenden, fanatischen Bande beobachtend entgegen traten. Bald geht aber, wie in allen ähnlichen Fällen, zu Thätlichkeiten die Beobachtung über, Officiere greifen unter dem Rufe: „*à bas les jacobins!*“ mit blanker Waffe die Schreier an, und wird deren Vordermann von einem Cavalerieofficier mit dem Stocke zu Boden geschlagen, wie die Municipalität in ihrer Denkschrift klagt. Dagegen heißt es in Ney's Memoiren: „*Les Français qui se trouvent dans les rues, sont conspués. Les officiers ne peuvent paraître, qu'ils ne soient couverts d'injures; on les traite d'aristocrates, de Vendéens; on les interpelle, on les poursuit aux cris de à bas les Chouans! et les Jacobins! reprennent quelques-uns d'entre eux qu'irritent les indignes traitements qu'ils éprouvent. A cette réponse pourtant assez naturelle, on se rue sur eux, on les maltraite etc. La garde est obligée d'accourir, mais presque aussitôt assaillie elle-même, elle ne parvient qu'avec peine à se dégager; elle y réussit néanmoins, et la malveillance, reprimée à son tour, est forcée de se contenir.*“

Unter dem Einflusse dieser Ereignisse erließ Leval am andern Morgen eine Proclamation, die Bürger von Coblenz zu beloben, „daß sie, taub für die Stimme der Ehrlosigkeit und Ver-

wirrung, das Geschrei des Aufruhrs mit Verachtung zurückwiesen und das Bestreben einiger Uebelgesinnten, ihren Versuch, zu Aufruhr zu reizen, durch eine ruhige und würdige Haltung vereitelten. Officiere jeden Ranges und Ihr selbst wurdet in eueren friedlichen Wohnungen beschimpft und mishandelt. Mit Schmerz und Unwillen erblickten wir an der Spitze dieser Uebelgesinnten öffentliche Personen, so die Straßen der Stadt lärmend durchzogen und mit unverschämtem, tollem Geschrei die Lüfte erfüllten. Gute Bürger von Coblenz! eine väterliche Regierung wird jederzeit jene verächtlichen Menschen im Zaume zu halten wissen, jene Niederträchtigen, welche die ihnen anvertrauten Aemter zu bekleiden unwürdig sind. Ich werde militärische Maasregeln ergreifen, um die öffentliche Ruhe zu sichern." Die Municipalität verfehlte nicht, diese „ihre Verwaltete zum Ungehorsam einladende" Publication zu beantworten, und der Beiden Schriftwechsel erwuchs bis zu einer Triplik.

Während dem steigerte sich fortwährend die Unruhe in der Bevölkerung. Man wußte von einem republikanischen Banket in den Drei Schweizern, wo ein Pokal gekreiset hatte, gefüllt mit Wein und dem Blute des Präsidenten der Gesellschaft, und fand in dieser symbolischen Handlung die Bekräftigung des Gerüchtes von einem bevorstehenden Aristokratenschlachten, als der Einladung, an die Brüder im Innern der Republik gerichtet, mit den Feinden der Freiheit in der gleichen summarischen Weise zu verfahren. Die 48 Hellebarden, so der Verherrlichung des 1. Vendémiaire gedient hatten, waren, das wußte man, nicht zurückgegeben; man nannte einen wegen seiner exaltirten Meinungen berüchtigten Schwertfeger, welcher von der Municipalität beauftragt worden, einige hundert für ihre Rechnung in Neuwied angefertigte Dolche in Empfang zu nehmen. Und als der Mann, mit den Mordwerkzeugen beladen, an der Moselbrücke ergriffen worden, begab sich eine Deputation der Bürgerschaft, den Uhrmacher Halm als Sprecher an der Spitze, nach dem Büresheimer Hofe, um sich des Generals Schutz und die Gunst zu erbitten, daß er die Stadt in Belagerungstand erkläre. Leval, der sich bereits zu dem Ende mit dem commandirenden General der Rheinar-

mee, mit Ney, verständigt hatte, bewilligte sehr gerne, was nicht leichtlich anderwärts in Anspruch genommen worden ist, und erließ am 11. Oct., 19. Vendémiaire, die folgende Proclamation:

„Bürger! Der Obergeneral der Rheinarmee, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß einige Individuen, irre geführt ohne Zweifel, unter dem Schleier des Patriotismus Zwietracht in diese Gemeinde zu säen suchten, — daß die Freistätte des friedlichen Bürgers beunruhigt, — daß Oberofficiere, welche für die allgemeine Ruhe zu wachen beauftragt gewesen, gröblich beleidigt und mishandelt worden, - daß unter den eigentlichen Urhebern der Unruhen sich öffentliche Beamten befanden, welche man an ihren Unterscheidungszeichen als zur Municipalverwaltung gehörige Personen erkannte; — überzeugt, daß solche Unordnung, falls ihr nicht zeitig gesteuert würde, die traurigsten Folgen haben müßte, — und um durch exemplarische Bestrafung der Afterpatrioten, die euere Ruhe zu stören sich unterfangen, den Bewohnern der eroberten Lande eine neue Probe von der Reinheit der Gesinnungen der französischen Regierung zu geben — befiehlt, daß das Rhein- und Mosel-Departement alsbald in Belagerungstand gesetzt, daß die Municipalität von Coblenz abgesetzt und auf der Stelle erneuert werde, — daß gegen alle Civilverwaltungen, die sich des Zutrauens der Verwalteten unwürdig gemacht haben könnten, die nämliche Maasregel zur Anwendung gebracht werde. Mögen diese Anordnungen die Uebelgesinnten zermalmen und euere Ruhe sichern!"

Dunkle Nacht ward es, bevor die bewaffnete Macht, so aufgeboten, um die Verkündigung von dieser Proclamation zu schirmen, vor dem Rathhause, wo die Municipalität deliberirte, vereinigt. Detachements von Dragonern und Gendarmen bedeckten den Platz; vier Reiter, jeder eine brennende Fackel in der Hand, waren zu einem Viereck geordnet, das gleich einem Rahmen eine Anzahl von Generalstabsofficieren umgab. Von den Eingerahmten verlas der eine Leval's Proclamation in dem Urtext, der andere eine deutsche Uebersetzung, und der wüthende Freudenruf theilnehmender oder neugieriger Zuhörer beantwor-

tete die willkommene Botschaft. „Inmitten der *„cris et hurlemens poussés par une nombreuse populace entourant le cortège et principalement composée de garçons au-dessous de 15 ans,“* vernahm die zitternde Municipalität gar deutlich die Worte: *„à bas la municipalité, vivat Leval, vivat*, wie sie selbst dieses in ihrem Protokoll vom 19. Vendémiaire, 6³/₄ Uhr Abends, niedergelegt hat. Und mag der Umstand, daß das Protokoll nicht zu einer Protestation ausgeht, als Beweis dienen, daß die Sitzung gewaltsam unterbrochen, gewaltsam die Municipalen vertrieben worden. Nachdem hierauf das leere Haus geziemend verschlossen, setzte der Zug sich in Bewegung, um ganz in derselben Weise in den übrigen Stadtvierteln die Publication vorzunehmen; 10 Uhr wurde es, bevor man damit zu Stande gekommen.

Süß ist die Gewalt, schwer ihr zu entsagen, was denn auch jene Municipalität empfunden zu haben scheint. Ohne Rücksicht auf die Ereignisse der vergangenen Nacht, fanden am Morgen ihre sämtlichen Mitglieder sich auf dem Rathhause zusammen, um von dannen, es war Decadi, in geziemender Feierlichkeit nach dem Decadentempel sich zu erheben, Predigt und Gesang anzuhören und ein Brautpar nach dem erhebenden Ritual des *Etat-civil* einzusegnen, worauf sodann der Zug in der Ordnung, in welcher er gekommen, nach dem Florinsmarkt zurückkehrte. Der Weg führte durch die Firmungstraße, und nicht wenig entsetzten sich die frommen Waller, als sie, zu deren Mittelpunkt gelangt, das Geräusch einer Tabaksmühle vernahmen. Augenblicklich wurde ein Polizeisergeant ausgesendet, diese Schändung des republikanischen Sabbaths zu constatiren und die Diener der Missethat zu verhaften. Das wurde ohne Widerstand bewerkstelligt, von dem in seiner Unthätigkeit verharrenden Publicum jedoch mit einem solchen Ausdrucke von Indignation aufgenommen, daß jetzt endlich in den Gemüthern der gefallenen Machthaber das Gefühl ihrer Hülflosigkeit erwachte.

Die Sorglosigkeit des Generals hatte ihnen einstweilen noch den Besitz des Rathhauses gegönnt, da scharten sie sich, mit den übrigen Häuptern der Patrioten, zu einer letzten Berathung

um die Frage, wie der Gewaltstreich der Militärbehörde abzuwenden. Bei der Centralverwaltung ergab sich wenig Hoffnung au Beistand. Da saßen die Pfiffigen, die dem Treiben der Wühler wohl nicht abgeneigt, die aber der Stimmung in Paris mistrauten und deshalb mit keiner Partei es verderben wollten. Dann hatte die Municipalität allzu deutlich die Absicht offenbart, in getreuer Nachahmung der Commune von Paris, über die Departemental-Verwaltung sich zu erheben, nicht nur in Wesentlichkeiten, sondern auch, was große und kleine Kinder am wenigsten verzeihen, in Förmlichkeiten. Hatte sie doch unlängst, an dem Jahrestage der Gründung der Republik, 1. Vendémiaire, die Herren vom Departement ganz eigentlich eclipsirt. Deren Escorte reducirte sich auf einige Scharwächter, die Municipalität zog auf in Mitten einer Leibwache, zu welcher 48 stattliche junge Männer, Söhne angesehener Familien, sich hergegeben hatten. Die Hellebarden, mit welchen diese Lictoren der Consuln von Coblenz zu bewaffnen, hatte man von dem Commandanten auf Ehrenbreitstein erborgt. An der unmittelbar ihnen vorgesetzten Behörde verzweifelnd, beschlossen die Beisitzer jener Rathsversammlung, den Regierungs-Commissär in Mainz anzurufen, als der willig und vermögend, der „*direction liberticide*“ des Generals entgegenzutreten und der gekränkten Föderation die geziemende Genugthuung zu verschaffen. Aber das Anrufen zu bewerkstelligen, erschien als ein schwieriges Stück Arbeit. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß ab Seiten der Militärbehörde die sorgfältigsten Vorkehrungen getroffen, um einstweilen jede Verbindung mit Mainz unmöglich zu machen. In dieser Verlegenheit trat Bürger Vitzthumb auf, der, *commissaire du pouvoir exécutif près le tribunal de police correctionnelle* und ein enthusiastischer Patriot, zeither auf den Gang der Dinge unbeschränkten Einfluß geübt hatte, um sich, ein anderer Codrus, dem Dienste des Vaterlandes, in der Uebernahme einer gefährlichen Sendung, zu weihen, und hingerissen durch das Beispiel schlossen sich ihm zwei andere Herren an, „die hieher nit begeren geschrieben zu werden“, wie das Brüchtenregister vom Neudörfchen, 7. Juni 1572, sich ausdrückt. Ein vierter

Patriot will sich bei dem guten Werke betheiligen, indem er den Wagen für die Fahrt über den Hundsrücken beschafft und bezahlt. Das wird dankbarlich angenommen und mit Berathen, Einpacken und Dingen der Nachmittag des 12. Octobers hingebracht.

Gegen 5 Uhr Abends rollt langsam eine Kutsche den Heiligkreuzweg hinan, dem Fuße der Karthause zu, und dahin stehlen sich auf verschiedenen Pfaden um dieselbe Stunde die drei Abgeordneten, denen unerwartet ein vierter Mann sich gesellt. Denn der Freigebige, welchem die Gesandtschaft den Wagen verdanken soll, glaubt sich nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, ihr seinen guten Rath mit auf den Weg zu geben. Er also, zu jener Stelle gelangt, hält die Brüder fest, haranguirt und instruirt sie nach seinem besten Vermögen, nicht achtend der Ungeduld, die ein jeder Spender von gutem Rath an seinen Zuhörern verspüren wird, falls er auf Kleinigkeiten zu merken geneigt sein sollte. Diesmal beruht aber die Ungeduld nicht lediglich auf allgemeinen Gründen; schien doch jeder Verzug der Expedition selbst bedrohlich. Darum wird schließlich mit einigen groben Worten abgefertigt der Schwätzer, aufgerissen der Wagenschlag; den Fuß erhebt Bürger Vitzthumb, und in dem Augenblicke brechen aus dem Gebüsche Gendarmen hervor und bemächtigen sich, taub für jegliche Einrede und Berufung, der vier reiselustigen Malcontenten, um sie ohne Zeitverlust nach der Stadt und in das Arresthaus zu bringen.

Die Hirten waren geschlagen; die Herde zerstäubte darum nicht, sondern beschäftigte sich in den nächsten Tagen um so angelegentlicher mit der Frage, wie die verunglückte Sendung zu ersetzen. Bei der feindlichen Aufmerksamkeit des Publicums für alle Schritte der Cisrhenaner durfte ein solcher es kaum wagen, den Gesandtschaftposten zu übernehmen, wie denn auch, um die gefährliche Ehre zu buhlen, keiner sich meldete. Aber ein Franzose wurde ermittelt, der, nicht eben mit Taubenunschuld Schlangenklugheit verbindend, um so mehr befähigt zu einem patriotischen Opfer, der auch durch seine amtliche Stellung und harmlose Tendenzen dem Militärdespotismus zu einiger Scho-

nung sich empfehlen mochte. Der Bürger Collas, Richter bei dem *Tribunal civil*, erbot sich, die vereinigten Recriminationen der Gerichtshöfe, der Centralverwaltung, der abgesetzten Municipalität und der eingethürmten Patrioten dem Regierungscommissair zu überreichen. Seinen Aufbruch zu verheimlichen, ward alle erdenkliche Vorsicht angewendet. Den Miethgaul, dem Gesandten bestimmt, behandelte und bestieg Peter Heil, der Huissier bei dem Correctionellgericht, und in einem erträglichen Trab gelangte der nach der Laubach. Da sollte auch das Ziel eines Spazierganges sein, den an dem nämlichen Nachmittag, in Begleitung von Frau und Kindern vorzunehmen dem Bürger Collas gefiel. Und als sie erreicht, die einsame Stätte, hat er von seinen Lieben einen beweglichen Abschied genommen, sich aufgeschwungen zu dem warmen Sattel des von Heil ihm abgetretenen Gauls, und ohne Säumen seine Straße, rheinaufwärts, verfolgt, wohingegen die Familie Collas, von dem improvisirten Escudero begleitet, nach Coblenz sich wendet, Hoffnungen und Besorgnisse um der Reise Verlauf und Ausgang austauschend, und zumal in Segenswünschen für den kühnen Abenteurer unerschöpflich. Zum hundertstenmal vielleicht war der Wunsch der um Clavileño versammelten Gartengesellschaft: „*Dios te guie, valeroso caballero*,“ wiederholt worden, und ein Pferdegetrappel macht sich vernehmbar. „*Qu'est-ce?*“ fragt die Bürgerin Collas, und in dem Augenblick stürmt eine Gruppe vorüber, dergleichen man wohl in Spukgeschichten beschrieben findet. Da jagt hoch zu Gaul, über Stock und Stein, Herzog Ulrich, oder wie der Nimrod sonst heißen mag, und wie er zu seinen Lebzeiten mit Wildfraß und Wildfolge geplagt, gehetzt und getrieben hat seine geliebten Unterthanen, so peinigen und hetzen ihn jetzt im Tode die bösen Geister. Wie verzweifelt, wie verzerrt sind jene Züge, auf denen einst Fürstengröße thronte und Uebermuth und Verachtung seiner Mitgeschöpfe!

Nun hat zwar niemalen viel Anmaßendes oder Bedeutendes auf den Zügen des Bürgers Collas gethront; aber die gewaltige mit ihm vorgegangene Veränderung fiel nicht allein der armen Frau auf, als er, durch böse Geister in Gendarmen-Uniform

gehetzt, vorüber brausete. Gendarmen nämlich, denen des Spazierganges Zweck verrathen, hatten sich zwischen der Laubach und Capellen in Hinterhalt gelegt, und von selbst lieferte der Mann sich in ihre Hände. In wüthiger Eile ging es mit ihm hinab der Stadt zu: er wurde dem commandirenden General vorgestellt und auf dessen Geheiß dem Präsidenten des *Tribunal criminel* überwiesen. Und war kläglich anzusehen gewesen die wilde Jagd, wie sie an der zum Tode erschreckten Frau vorbeistürmte, so war nicht minder kläglich die Passion, welche des Gefangenen für seinen Transport durch die volkreichsten Straßen der Stadt erwartete. Die gesamte Gassenjugend befand sich auf den Beinen, ihn mit höhnendem Jubel zu verfolgen, und selbst der ernste Präsident erwehrte sich des Lächelns nicht, als er in jener Wolke von Taugenichtsen, Schadenfrohen und Neugierigen den Collegen erblickte, triefend von Anstrengung und Angst, kaum vermögend, auf seiner Mähre sich zu erhalten, und über dem Armensünder-Angesicht den wohlbekannten Hut. Denn Collas, der reine Patriot, besaß nur den einzigen, zu seinem richterlichen Staat erforderlichen, *à la Henri IV.* aufgeschlagenen Hut, welchen für das tägliche Leben zu aptiren, er die Federn abzunehmen pflegte. Die Form des Filzes kümmerte den Weisen nicht. Den Criminalgerichts-Präsidenten hingegen durfte, bei der ihm vorgeführten Captur, einzig die Form kümmern. Er durchflog das *mandat d'amener* und verfügte, da um die Identität kein Zweifel zulässig, die Uebertragung des Gefangenen nach dem Arresthause. Des Kleppers wurde vergessen, bis nach einigen Stunden der Eigenthümer sich einfand, das arme Thier zurückzufordern. Es wurde ihm ohne Anstand überantwortet, als worüber der General einige Unzufriedenheit zu bezeigen nicht umhin konnte, und mußte der Präsident zu seiner Rechtfertigung geltend machen, daß gegen den unschuldigen Gaul kein *mandat d'amener* erlassen worden sei.

Die Verhaftung der beiden Robins, Vitzthumb und Collas, hatte indessen die gesamte Justizpartie allarmirt: keiner von den Collegen getraute sich, dem fürchterlichen General gegenüber eine Verwendung zu wagen; aber das Misvergnügen ohne Ge-

fahr für den Einzelnen zu äußern, fernere Gewaltthätigkeiten gegen die Priester der Themis, von denen zwar die mehrsten Zeitlebens die Weihe nicht empfangen sollten, abzuwehren, wurde eine Erfindung der frühesten Revolutionszeit zur Anwendung gebracht. Die richterlichen Behörden der Stadt insgesamt erklärten sich *en permanence*, und ist diese Erklärung vielen von den Föderirten, selbst solchen, die nicht im Amte standen, ein Port des Heils geworden. Die zunächst Bedrohten brachten den ganzen Tag und manche Nachtstunde in Gesellschaft der Richter, im *palais-de-justice* zu; viele schliefen auch, in brüderlicher Eintracht neben den Dienern der Gerechtigkeit ausgestreckt, auf den Bänken oder auf den Dielen der Audienzsäle und der Greffen.

Die Untersuchung, gegen die eingezogenen Rebellen verhängt, schleppte sich trägen Ganges. Von den vieren des ersten Fanges brachte ein jeder die ersten 24 Stunden *au secret* zu; dann wurden sie alle zusammen in eine größere Zelle, wo sie fortwährend *au secret* blieben, gesperrt. Dem *secret* gesellte sich zufälliger Weise eine zweite Tortur, derjenigen nicht unähnlich, womit vor Jahrhunderten der frevelhafte Freiherr von Vatz, unweit der Quellen des Rheines, die Opfer seiner Habsucht quälte. Von den vieren der eine, dessen Rathschläge ihr Schicksal zuzuschreiben, seine Unglücksgefährten nicht selten in Versuchung gerathen mochten, war zu sündhafter Liebe entbrannt gegen eine schöne Frau, welche durch ihre Sprödigkeit des Liebhabers armes Gehirn vollends zu Aufruhr brachte. Sobald seine Kameraden zu Bette und ihr Schnarchen gegen jede Beeinträchtigung ihn assecurirte, entstieg er, nicht den Federn, sondern dem eingesunkenen Strohsacke, und bei dem blassen Schimmer einer Ampel schrieb er einen Liebesbrief um den andern, bis er am hellen Morgen, eine Musterung des Geschreibsels vornehmend, und von den vielen *poulets* nicht eines zärtlich und glühend genug findend, sie samt und sonders vernichtete, um dann endlich sich niederzulegen. Genau eine Stunde später machte im Gefängnisse die Runde der Leibstuhl, von welchem den geziemenden Gebrauch zu machen, drei der Gefangenen nicht verabsäumten,

indessen der vierte, durch Liebesbrunst, Schreiben und Nachtwache erhitzt, das Geschäft bis zu einem günstigern Augenblicke verschieben mußte.

Die wohlthätige Runde kam aber nur einmal in je 24 Stunden, und wenn dann endlich unserm liebenden Briefsteller das Schäferstündchen schlug, dann war er kategorisch auf den Nachttopf angewiesen, zur Höllenqual seinen Kameraden für einen langen Tag und eine längere Nacht. Zweimal haben sie, wenn auch nicht gerade in Geduld, gelitten, am dritten Morgen, als wiederum, in Gestalt eines Leibstuhles, das Schicksal sich darstellte, trat vor des Langschläfers Bett von den Gesellen der Verzweifelteste, und den blanken Degen schwingend, mit grimmiger Geberde, schwört er augenblicklichen Tod jedem, der besagtem Stuhl sein Recht angedeihen zu lassen sich sträuben sollte. Auf den Tod erschreckt, entspringt mit gleichen Füßen der Säumige seinem Lager, *l'épée dans les reins* gelangt er zu dem ihn erwartenden Sitze, und wie mühsam ihm das auch ankommt, er verrichtet, unter dem Einflusse des seine Brust fortwährend bedrohenden Stahles, das ihm abgeforderte Geschäft. Und das hat sich täglich, während der ganzen Dauer der Gefangenschaft, wiederholt.

Damit Niemand in Versuchung gerathe, von wegen des in das *secret* eingeführten Degens meine Wahrhaftigkeit zu bezweifeln, will ich beiläufig erinnert haben, daß der Kerkermeister, Bürger Leclerc, kein Bedenken tragen konnte, die verlangte Waffe an diejenigen verabfolgen zu lassen, in denen er Günstlinge der Behörde, der Gerichte namentlich, zu verehren gewohnt. Zudem war er ein gutherziger, welterfahrener Mann, dem aus den eigenen Erlebnissen wohl bewußt, wie durch die scheinbar unerheblichste Zufälligkeit der Sterblichen Schicksale zu Zeiten eine durchaus veränderte Richtung annehmen, wie diejenigen, die er heute unter Schloß und Riegel hielt, morgen seine Gebieter werden konnten. Hatte er doch, statt des gewissen Todes, seine Frau auf dem Schlachtfelde gefunden. Tödtlich getroffen, lag der Kanonier dem erschlagenen Roß zur Seite, und es sprengen, dem weichenden Feinde nachzu-

hauen, Husaren herbei; des einen Blick fällt auf die stattliche Gestalt, die leblos da ausgestreckt. Er reißt das Thier herum, er schwingt sich aus dem Sattel, er beugt sich über den Kanonier und glaubt, ein Lebensrestchen in ihm zu vermerken. Die Branntweinflasche nimmt der Samaritaner zu Hülfe, die Wunden verbindet er, so gut das in der Eile geschehen mag,

Insolita pietade in mezzo al petto
Si sentì entrar per disusate porte,
Che le fe' il duro cor tenero e molle, [1])
Ariosto, XIX. 20.,

und schließlich ladet er seinen Schultern des Verwundeten gewaltige Last auf. Damit erreicht er eine einsame, von ihren Bewohnern nicht verlassene Hütte, Labsal und ärztlicher Beistand werden beschafft, und nach weniger Monate Verlauf läßt in der Dankbarkeit seines Herzens der vom Tode erstandene Kanonier Leclerc sich seinen in der Husaren-Uniform verkörperten Schutzengel antrauen. Der Reiter war nämlich eine der vielen gallischen Jungfrauen, welche für das Vaterland zu streiten, ihr Geschlecht verleugnet haben, als wobei der Angelica unseres Medor ihre martialische Gestalt und Körperkraft gar sehr zu Statten gekommen sind.

Wiederholte Versuche, die Kunde der Ereignisse, durch welche zeither Coblenz beunruhigt, nach Mainz zu tragen, waren mittlerweile angestellt worden. Sie scheiterten nacheinander an der strengen durch den General gebotenen Aufsicht, und volle acht Tage lang war jeder Verkehr der beiden Nachbarstädte unmöglich geworden. Aber der Franzose langweilt sich bald, ermüdet in dem Wächteramt, und die auch jetzt eintretende Erschlaffung benutzend, haben zwei verschiedene Deputationen, die eine über den Hundsrücken, die andere durch den Einrich und den Rheingau instradirt, den Sitz des Regierungscommissairs erreicht und die Wehklage ihrer Committenten vorgetragen. Zum Aeußersten entrüstet, berichtete der Bürger Lakanal augenblicklich, durch Ver-

---

[1]) Von ungewohnt bang-seligem Entzücken
Sich überwältigt fühlt Angelica;
Es ward gerührt ihr Herz, das hartgestählte.

mittlung eines Couriers, nach Paris, und nachdem er auf demselben Wege, — eine große Anstrengung bei der verzweifelten Lage der republikanischen Finanzen — Verhaltungsbefehle empfangen, fuhr er hinab nach Coblenz. Sofort, es war der 10. Brumaire, 1. November, mußten die Gefangenen ausgeliefert und nach seinem Quartier im Trierischen Hofe gebracht werden. „*Vous voilà donc, victimes de la contre-révolution,*“ mit diesen Worten hat er sie empfangen, und sodann, der langen, verworrenen Bärte nicht achtend, einem jeden von ihnen die *accolade fraternelle*, wie sie bei den Republikanern *styli*, ertheilt. Gegen Mittag vereinigte die Feier des Decadi, für welche Bürger A........ Zumbach's Cantate, „Hoch wehen die Fahnen der Freiheit am Rhein,“ in Musik gesetzt hatte, die Autoritäten, auch die in der Zwischenzeit der Bärte entledigten Inculpaten, in dem Decadentempel, und verlas der Proconsul den Beschluß des Vollziehung-Directoriums, wodurch der Belagerungzustand mit allen seinen Folgen aufgehoben wurde. Große Freude ergab sich unter den anwesenden Patrioten, und vorzüglich ihre Frauen, die sich in ungewöhnlicher Anzahl eingefunden hatten, machten dem General Schrappe-Mürche und lachten ihm in's Gesicht, wofür er sie mit dem Ausrufe, „*voyez ces coquines rire,*“ begrüßte.

Vollständig ist gleichwohl der Sieg der Patrioten nicht ausgefallen. Leval entging aller Verantwortlichkeit, mittels der nach kurzen Tagen eingetretenen Revolution vom 18. Brumaire, und die am 20. Vendémiaire von der Centralverwaltung bestellte *Commission spéciale, exerçant provisoirement les fonctions municipales*, setzte ihre Verrichtungen bis tief in das Jahr VIII. fort. Diese Commission bestand aus den Franzosen Deguilly, Flesselle und Haupierre, denen zur Seite ein anderer Franzose, der alte impotente Delorraine, in seiner bisherigen Stellung als *Commissaire du gouvernement* beibehalten wurde. [1]) Es hat alsolche

[1]) Er soll ein Bastard aus dem Hause Lothringen gewesen sein, weshalb er zu königlichen Zeiten eine Pension von 30,000 Livres jährlich bezog. Der Guisen Geist hatte sich jedoch nicht auf ihn vererbt. Ein Richteramt zu bekleiden, kam er nach Coblenz, und eine gewisse *gravitas se-*

Commission für Coblenz die besondere Merkwürdigkeit, daß sie den *Couvrefeu*, das Einläuten der Polizeistunde um 10 Uhr Abends, einführte. Gegen diesen lästigen Zustand der Dinge Beschwerde zu führen, und wegen anderweitiger Ungebür vor dem Vollziehung-Directorium Genugthuung zu suchen, ging im November eine Deputation der Freiheitfreunde nach Paris, so aber unter der alsbald auftauchenden Consularherrschaft in keiner Weise ihre Zwecke zu erreichen vermochte, wie das Görres, „Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des 8. Jahres" freimüthig und lebendig ausspricht. „Verloren," sagt er zugleich, „verloren ist alle die Kraft, das ganze gräßliche Capital von Menschenleben und Menschenwohl, das zur Erhebung der Freiheit verwendet wurde. Es liegt todt da, trägt für die Gegenwart keine Früchte und wird für die Zukunft nur sparsame Zinsen tragen."

Wie reich an Belehrung sein Büchlein für diejenigen geworden ist, welche, gleich ihm, in goldenen Träumen sich wiegten, jene Belehrung, die ihm geworden, um einen Freund, um einen der gewichtigsten Mitarbeiter für das große Werk der Regeneration des Menschengeschlechtes, hat er uns vorenthalten. Dieser Freund, derselbe, welcher am 12. Oct. durch seine Rathschläge den unseligen Zeitverlust veranlaßte, dann im Gefängnisse ab Seiten seiner Unglücksgenossen die barbarische Mishandlung erlitt, dieser Freund hatte sich wiederum der Pariser Deputation angeschlossen. Ihre Mitglieder, nachdem ein jeder den Morgen nach seiner Laune verbracht, trafen sich zu einem gemeinschaftlichen Tische in einem Speisehause vor dem Palais-Royal. Die Localität, obgleich sehr auffallend, hatte sich der Freund, wie er das erstemal in Gesellschaft dahin gelangte, nicht eingeprägt, daß

natoria verhalf ihm zu Ansehen bei seinen Collegen, als welche bei allen Zweifeln und Schwierigkeiten ihn befragten. Deren mußten in dem Verkehr mit durchaus fremden Formen viele sich ergeben. Es dauerte aber überlange, bevor die Herren, so berufen, über Recht und Unrecht zu urtheilen, des Urtheils genug fanden, um zu entdecken, daß ihres Tribonian eiserne Antwort: „*c'est justement ça que j'ignore*", die einzige sei, so man von ihm jemalen erwarten dürfe.

er, bei dem zweiten Gange, zu fragen genöthigt. Behufs dessen stand ihm eine lange Reihe von Obsthändlerinen zu Gebote. Die Flügelmännin, eine hehre, schöne, aufgeweckte Frau, empfing und belehrte den *beau monsieur* in der größten Artigkeit, der aber, seine Lection alsbald wieder vergessend, am dritten und an allen folgenden Tagen stets dieselbe Frage erneuern mußte. Eine ganze Decade hindurch hat, in sich gleichbleibender Liebenswürdigkeit den unerschöpflichen Frager die Frau zurechtgewiesen, dann allgemach kälter sich genommen, endlich, sobald zu der gesetzten Stunde der Ueberlästige aufzog, ohne seine Frage abzuwarten, nicht mehr, wie vordem, die Hand, sondern das zierliche Füßchen erhoben, der verachtenden Andeutung die gleichverachtenden Worte hinzufügend: „*là, bête!*"

Wie hierauf nach Jahren des Krieges Wechselfälle die Heere der Coalition auf das linke Rheinufer zurückführten, scheinen in den Cabineten die Lehren der Homöopathie vorherrschend gewesen zu sein; wenigstens hoffte man politischer Uebel Heilung von denjenigen, welchen großentheils das Uebel zuzuschreiben. Alle die Männer, so von 1797 übrig, kamen zu Ehren und fanden Gelegenheit, viele von den Experimenten der frühern Zeit, freilich im entgegengesetzten Sinne und in der Mäßigung, welche des reifern Alters Folge, zu erneuern. In Coblenz haben sie das Publicum mit Errichtung und Dressur einer Bürgermiliz höchlich geplagt und die Vexation noch über den Friedensschluß von 1815 hinaus verlängert, dem General, welchem die bewaffnete Macht anbefohlen, keineswegs zu Dank. Denn der alte, versuchte Kriegsmann, wie das für seines Gleichen hergebracht, hielt wenig von Bürgersoldaten im Allgemeinen, und waren seine Erfahrungen in der ihm übertragenen Specialität nicht geeignet, diese Geringschätzung zu mildern. Einstens führte ihn sein Weg an der Hauptwache der Bürgermiliz, an dem Gymnasium, vorüber, und der auf Posten stehende Mann salutirte mit der Pike. „Warum rufen Sie nicht heraus?" fragt der General von Welzien. Entgegnet der Pikenier: „Herr General, das soll nichts batten, sie seind Alle fort, zu Mittag essen." Ein andermal gab ein Gerücht, daß von Waterloo und Namur bis Prüm Van-

damme vorgedrungen sei, Veranlassung zu nächtlichem Waffengeschrei. Aber wie dringend durch die Straßen der Generalmarsch wirbelte, von den Bürgermilizen hat nicht einer, kein Officier, kein Gemeiner, auf dem Sammelplatze sich eingefunden, ein einziger nur, Hermann's wilder Jagd angehörig, die Absicht verrathen, dem Rufe der Hörner zu folgen. Aber auch seinen guten Willen hatte die vorsichtige Hausfrau zu paralysiren gewußt, indem sie den fürchterlichen Stutzen unter altem Gerümpel barg und ihn also dem Bereiche sterblicher Augen entzog.

Für den 13. Oct. war der König angesagt und von wegen der bevorstehenden Revue in Thätigkeit, was von Truppen im Lande zerstreut. Der einzigen Bürgermiliz wollte keine Ordre zukommen. Ein Versehen besorgend, treten Stabsofficiere und Capitains zusammen und sie einigen sich, zum Empfang einer allenfallsigen Disposition den Regimentsadjutanten an den General v. Welzien abzusenden. Im Casino, bei einer Partie Schuster-Tarock, erholte sich der alte Herr von den Sorgen und Mühseligkeiten des Generalats. Den ersten dem Spiel abgewendeten Augenblick benutzend, hebt, *praemissis praemittendis*, der Adjutant an: „Herr General!" — „Ganze skissirte Cavalerie!" — „Herr General!" — „Vier Matadors!" — „Herr General!" — „Was ist gefällig?" — „Herr General, da morgen die Besatzung vor des Königs Majestät zu defiliren hat, soll ich gehorsamst anfragen, ob vielleicht auch die Bürgermiliz ausrücken wird?" — Der König — vier Könige — Der König sieht die Bürgermiliz mit dem ..... nicht an." Verblüfft fuhr zurück, verschwand der Adjutant, und von Stund an hat man von der Bürgermiliz Nichts mehr gehört. Jene Tarock-Partie, gleichwie Leibstuhl und Schwert, bezeichnen, wie man sieht, bedeutende Epochen in der rheinischen Geschichte.

Heilig-Kreuz.

Gleich über der Stelle, wo des General Leval Gendarmen die Quärulanten in dem Beginn ihrer Fahrt nach Mainz

erfaßten, stieg man auf steilem Pfade, die Seiten der Höhe entlang, zu dem h. Kreuz hinan, zu einer dem Gedächtnisse des Leidens und Sterbens Jesu Christi absonderlich gewidmeten Capelle, dergleichen man anderswo ein heiliges Grab nennt. Man denke sich aber in dieser Capelle kein vollendetes, aus einem Gusse hervorgegangenes Kunstwerk, vergleichbar der von dem reichen Bürgermeister Georg Emmerich in Görlitz versuchten Nachbildung des h. Grabes, 1480—1489, oder der grandiosen und romantischen Schöpfung des polnischen Woywoden Sigismund Dzialynski in Pakosc, mit Synedrion und Tempel, mit dem h. Grabe, dem Oelberg, Gethsemane, dem Kalvarienberg, dem Bach Kedron, Emaus, mit den 25 Capellen der Umgebung, zwischen welchen in den ersten Tagen des Maimonats 1841, nach alter frommer Sitte, der Erzbischof Dunin, glorwürdigen Andenkens, die heiligen Wege wandelte; viel einfacher mußte sich, nach den Vermögensumständen des Stifters, das h. Grab bei Coblenz gestalten. Peter Fasbender von Molsberg, Bürger zu Coblenz, besuchte 1492 Jerusalem und die durch die Leidensgeschichte geheiligten Orte, wie er das umständlich in seiner in der Stadtbibliothek zu Trier aufbewahrten Handschrift erzählt. Am dritten Samstag nach Ostern, 12. Mai 1492, brach er von Coblenz auf. Venedig erreichte er zu Christi Himmelfahrt, und, in Gesellschaft anderer Pilger, contrahirte er mit dem Schiffspatron, Anton Contarini. Der sollte die ganze Gesellschaft nach Jerusalem und zurückliefern, sie zollfrei halten und ihr die Kost in der Galeere geben, wofür er 50, und für „*anders dat vns noyt was in der Galeyen dar vnd her wiedder vur yecklicken man*“, 10 Dukaten weiter haben sollte. Auf St. Johannis Abend ist die Galeere mit gutem Winde ausgelaufen „*vnd haynt myt trompetten vnd groisser freuden den segell gestrychen vnd gesongen Salve regina.*“ Auf St. Laurentien Tag, zu 5 Uhr Nachmittags, warf das Schiff vor Jaffa die Anker, „*vnd heussch vns der Patronn singen Te Deum laudamus.*“ Ungeheißen thaten die Pilgrime dasselbe bei dem Anblicke von Jerusalem: „*vnd doe wir die stat sagen, worden wir Pylgerimm alle seyr erfreuwet vnd stegen van den*

essellen vnd vielen vff die knee vnd mit groisser andacht songen wir Te Deum laudamus.“

Bei seiner Rückkehr aus dem h. Lande, das Herz erfüllt von andächtigen Erinnerungen, empfand Fasbender ein dringendes Bedürfniß, die empfangenen Eindrücke weiter fortzupflanzen. Zu diesem Zwecke unternahm er den Bau eines Kirchleins, in welchem die wesentlichsten Begebnisse der Leidensgeschichte Jesu darzustellen; die einzige Stelle, so in der unmittelbaren Umgebung von Coblenz an die Felsen von Jerusalem mahnet, war bald gefunden, und am Montag nach Palmarum, 3. April 1494, pflanzte Fasbender auf dem nordöstlichen Abhange des Beatusberges, unterhalb der Karthause, das Crucifix, um welches in kurzer Zeit eine Capelle sich erhob. Die Erlaubniß zu sothanem Bau, da Grund und Boden der Karthäuser Eigenthum, hatte er von Prior und Convent sich erbitten müssen, zuerst auch mündlich, dann, am 10. Mai 1494, schriftlich sie empfangen.

Den raschen Fortgang des Unternehmens bekunden die Indulgenzen, welche am 25. Januar 1496 das h. Collegium denjenigen, so alljährlich an den Tagen Kreuz-Erfindung und Erhöhung, am Charfreitag, zu Peter und Paul, dann *in die dedicationis* die Capelle besuchen würden, und zu deren Unterhaltung und Ausschmückung *manus porrexerint adjutrices*, bewilligte, die Vollendung erforderte jedoch noch verschiedene Jahre, indem es dem Bauherren, in Erweiterung des ursprünglichen Planes gefiel, auch Stationen der Capelle beizugeben. Was er seinen Mitbürgern schuldig zu sein glaubte, hatte Fasbender geleistet, den geistlichen Trost ihnen verschafft, den er selbst an den heiligen Orten des gelobten Landes gefunden, aber seine Vermögensumstände scheinen durch die Reisen, zweimal soll er Jerusalem besucht haben, durch die kostspielige Anlage zerrüttet worden zu sein, er konnte die Last der Unterhaltung nicht länger tragen. In einer Urkunde vom Sonntag nach St. Vincentii 1507 *more Trev.* heißt es: „*Peter Fasbender von Molsberg, Burger zu Covelentz, Pilgram des heiligen Grabs zu Jerusalem vnd Bele, mein eheliche Hausfraw, bekennen, als wir vor etlichen Jaren mit Wissen vnd Ver-*

henckniss der geistlichen Herren, Prior vnd Convent vff St. Beatusberg, Gott vnd seinem Leiden zu Ehren vnd frommer Leute Andacht ein Crucifix vnd Capelle gestift han, vnd vns also diese Fabricke vnd Gottesdienst daselbs, vnse Lebtage dorch, vorbehalten haint, vnd nu vorder dazu ungeschickt worden seyn, so han wir darumb getrewlich erkannt, dasz gar vnbillig vnd vnehrlich were, dasz durch vnser Gebrechen ein sulche wohl angehobene göttlich Werck verseumt vnd vergehen wurde, vnd darum vff heute Gifft dieses Briefs das Recht an diesem Bau vnd Fabrick, vnd vnse Beheltnisse daran, den vorschrieben geistlichen Prior vnd Convent, als den rechten Grundherrn, vur sie vnd ire Nakomen vffgedragen vnd vvergeben, vnd si getrewlich gebeten, dasz sie vurder nu selbs, also viel vnd weit das Opfer desselben Kreuzes bringt, insolchen Bau vnd Gottesdienst fleisliche vnd ewigliche handhaben vnd mehren wollen" In einer zweiten Urkunde, vom Montag nach Sexagesima 1507, *mor. Trev.* heißt es: „*Ich Peter Vasbender pilgryn des heilgen grabs zu Jerusalem. bekenne vor mich. myne husfrawe vnd alle myn erben. Alse ich vor etlichen iaren Gode vnd synen lyden zu eren. etliche figuren der verortellunge vnd vsfurunge Cristi. van dem spiddail in der Lere bys an den cartuser berch gesatzt han. vnd vorter dieselben zu hanthaben vngeschickt syn. So han ich sie myt allem rechten. das ich in das fyrtzende iare fredelich besessen. vnd alse eyn stiffter darane gehat haen vnd mach. den geistlichen vorgemelten cartuser herren. alse by den mehen glaube vnd innicheit zu fynden ist. vffgedragen vnd sie flyslichen gebeden. dieselben andechtigen figuren in ernstlich beveel zu nemen.*"

Sothaner Verhandlung überlebte Fasbender ganzer zehn Jahre: er starb seliglich 1518 und wurde in der von ihm gestifteten Capelle beerdigt, getreulich haben aber auch nach seinem Tode die Karthäuser die übernommene Verpflichtung erfüllt, hierbei unterstützt durch der Gläubigen Opfer. Hr. Jacob Zieglein, *Senior canonicus* zu St. Castor, stiftete z. B. am 8. März 1587, *more Trev.* eine Messe, jeglichen Freitag in der Capelle

zu lesen, gleichwie Anton Longh von Mayen 300 Thlr. vermachte, von deren Zinsen die Kosten einer Predigt, ebenfalls jeglichen Freitag *de passione* oder *resurrectione Domini* zu halten, bestritten werden sollten: indem aber das Vermächtniß unzureichend, wurde durch Transaction vom 4. März 1628 die Wochenpredigt in 15 Jahrespredigten umgewandelt, und zugleich bestimmt, daß an den Freitagen der Fasten *de passione Domini,* von Ostern bis Pfingsten *de gloriosa resurrectione, ascensione et adventu Spiritus sancti*, und in den drei Frohnfasten *pro qualitate occurentium evangeliorum* gepredigt werden solle. Am 20. Mai 1628 erlegte Dietrichen Seel, weiland Bürgermeister und Scheffen zu Coblenz, Wittwe, Anna Gereon, jetzt an D. Johann Michael Cronenburger, der Stadt Cöln Syndicum, verheurathet, 100 Goldgulden, unabhängig davon, daß sie an des Berges Fuß das Zeichen der Kreuztragung unseres Herren Jesu Christi setzen und aufrichten lassen: dagegen verpflichteten sich Nicolaus Früehoff, der Prior, und ganzer Convent, daß sie zu ewigen Tagen, in der von Canonicus Zieglein gestifteten Freitagsmesse in der h. Kreuzcapelle, unter dem Memento, für Dietrichen Seel, und nach der beiden Eheleute Ableben auch für diese, nach des Ordens und des Klosters Brauch die Recommendation verrichten lassen wollen. In der Folge kommen dergleichen bedeutende Schenkungen nicht mehr vor, und der Neubau der Capelle, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mußte ganz und gar von dem Kloster bestritten werden. Den Grundstein legte der Präses des erzbischöflichen Priesterseminariums, Karl Matthias Hansel, hierzu am 30. Mai 1771 committirt, die in des Jahres Verlauf zu Stande gebrachte Capelle benedicirte am 31. März 1772 der Assessor am geistlichen Gericht und Canonicus, nachmalen Dechant zu St. Florin, Johann Jacob von Coll. Der Bau hatte 5000 Rthlr. gekostet.

In der neuen Gestalt zeichnete sich die h. Kreuzcapelle als eine ungemein reizende Episode in der reizenden Umgebung von Coblenz. Von drei Seiten, von dem Rhein, von der Mosel, von dem Lehrthor aus führten Stationen zu des Felsens Fuß; an dessen Wänden vorbei, auf und nieder, liefen unzählige

Treppen und Treppchen, theils den Betern den Zugang des Heiligthums zu öffnen, theils der Karthause dasselbe zu verbinden, wiewohl nach St. Brunos strenger Regel dieser Gang stets verschlossen, außer wenn in der Frühe der P. Procurator herunterkam, um nach des Priors Gebot das Meßopfer darzubringen. Regelmäßig wurde jedoch der Gottesdienst von den Franziscanern besorgt. Zwischen den Treppchen waren abermals Abbildungen aus der Leidensgeschichte angebracht, abwechselnd mit andern religiösen Vorstellungen. Den Kindern zunächst bestimmt, zeigte ein Heiligenhäuschen das Fegfeuer in Abbildung. Arme Seelen in den Flammen erhoben zum Himmel ihre gefaltenen Hände, und schienen durch ihre kläglichen Blicke der Vorübergehenden Beistand anzurufen; neigte sich einer der Betrachtenden zum Bilde, so vernahm er, aufmerksam das Ohr anlegend, der Leidenden Gewinsel. Zwischen dem Bilde und der dasselbe nicht unmittelbar berührenden Mauer waltete nämlich ein Luftzug, der häufig gleich einer Aeolsharfe wirkte. Unweit des Eingangs der Capelle war eine Abbildung des gekreuzigten Heilandes in der beiden Schächer Mitte angebracht, gleich daneben, ebenfalls unter freiem Himmel, in Mauerwerk ausgeführt, stand die Kanzel, von welcher aus bei festlichen Gelegenheiten der Prediger die unten lauschende Gemeinde zu belehren pflegte. Denn viel zu klein ergab sich alsdann das Kirchlein mit seinen zwei Altären, zum h. Kreuz und zur schmerzhaften Mutter Gottes, hinter welchen die Abbildung des h. Grabes angebracht, diese, samt den ihr beigegebenen Figuren in den lebendigen Felsen ausgehauen.

Wie mancher Bedrängte und Mühselige ist diese Treppen gestiegen, zu flehen zu dem, der da spricht: „Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," und wie viele haben daselbst Erhörung, oder wenigstens Erleichterung und Trost gefunden. Denn die Trauer selbst mußte sich entfalten über dem Anblicke der fröhlichen Menge, die, nachdem sie sich erbauet an Gottes Wort, in den buntesten Gruppen nach Hause eilte, und die engen Gänge entlang und die steilen Treppen hinab rannte, hüpfte, trippelte, schlich. Begünstigt durch den Krystallhimmel der in jener fernen Vergangenheit regelmä-

ßig heitern und sonnigen Fasten und österlichen Zeiten, bewegte sich bei solchen Gelegenheiten inmitten der ganzen Gravität einer kleinen Residenzstadt, die unabhängige und wohlhabige Bürgerschaft, da drängten sich alle die wunderschönen Frauen und Jungfrauen, an denen überreich das frühere Coblenz gewesen ist, da konnte der Physionomiker auch an Männern, die in dem Laufe von 60 Jahren vollständig ausgestorbene Physionomie des trierischen Landes studieren, die regelmäßigen, edeln, gutmüthigen, freudigen Züge, denen zwar einzelne Kritiker das gehörige Maas geistigen Zusatzes absprechen wollten, da tauchten aber nicht minder über der allgemeinen Wohlanständigkeit und Förmlichkeit, die Sturmvögel auf, Vorboten des nahenden Aufruhrs der gesellschaftlichen Elemente, kleine Mädchen in Chemisen, mit Chignon und Stirnband, Knaben in Pantalon und Jaquette, dem gepuderten Haupte den revolutionairen runden Hut aufgestülpt; da saßen amphitheatralisch geordnet die Vorkäuferinen, in hochgefüllten Mannen der Naschhaftigkeit bietend zierlich gefärbte, mit frommen oder sinnigen Sprüchen beschriebene Ostereier, gesülzte Aepfel oder Fastenbretzel, kunstgerechter Bäcker höchstes Meisterwerk, wie Glas zerbrechlich die schwarze, von Birnkraut spiegelnde Kruste. Aber zwei der Potenzen, durch welche die heutige Welt regiert wird, Tabakspfeife und Branntweinflasche, sie fehlten gänzlich bei jenem Kirchgang, und wurden auch nicht bemerkbar, wenn in der wärmern Jahrszeit, in den längern Tagen, die Menge, statt den Weg der Stadt zu suchen, links sich schwenkte, und an dem Weißen Hergott vorüber ziehend, des Berges Fläche erstieg. Nicht war diese, wie wir sie von 1795—1820 gekannt haben, eine kahle Steppe, auch nicht, wie in der jüngsten Zeit von regelmäßigen Baumpflanzungen umschlossen, sondern es zogen sich, der Höhe Rand entlang, der Mosel und dem Rhein paralell, breite Säume prächtigen Hochwaldes, die in der reizendsten Unordnung das angebaute Feld des Berghofes umschlingend, in sich selbst Kaleideskope wechselnder, überraschender, zauberischer Scenereien darstellten. Da lagerten sich, unter das dichte Schattendach hundertjähriger Eichen, die Familien, verzehrend die einen die von Hause mitgebrachten Gottesgaben, in-

dessen in Ungeduld erwarteten andere der Rückkehr des ausgesendeten Bruders. Der war nämlich zurückgeblieben, um an den Pförtner der Karthause seine vier Petermännchen zu entrichten, und dafür eine Maas Wein, Affenberger, und als Daraufgabe eine Mitsch *(mica)*, d. i. ein der Länge nach durchschnittenes Weißbrod zu empfangen: mehr als die Maas Wein durfte der Pförtner an die nämliche Person nicht abgeben. Während nun, mit Krug und Mitsch beladen, der Bote der harrenden Gruppe zueilte, hatte schon wieder eine Wolke von Spaziergängern sich in Bewegung gesetzt, um die reizende Wildniß nach allen Richtungen zu durchkreuzen und zu beleben; Viele gelangten bis zu der Fläche fernstem Rande, zum Schwarzen Bildchen, und vertieften sich in das Abendgebet, bis die sinkende Sonne zum Aufbruch mahnte, die Glocken von Pfaffendorf, Horcheim, Güls dem wahrhaftigen Volksfeste ausläuteten.

Die Schicksale der Karthause zur Zeit der französischen Invasion blieben nicht ohne Einfluß auf das h. Kreuz. Mehrmalen gesperrt, wurde stets das Kirchlein wieder geöffnet, und ein besonders lebhafter Andrang der Beter ergab sich in den J. 1807 und 1808, nachdem ein Verein von Gutthätern 1803 die Wiederaufnahme des Gottesdienstes möglich gemacht hatte. Diese große Frequenz misfiel, und vermittels einer Verfügung, welche die Demolirung der verschiedenen, in der Umgebung der Stadt bestehenden Bethäuschen befahl, wurde H. Kreuz einer Versteigerung auf den Abbruch ausgesetzt. Für Peter Fasbenders Gestift wirkte diese Bestimmung als ein Todesurtheil. Die gebrochenen Bethäuschen erhoben sich nach wenigen Monaten wieder aus dem Schutte, aber den Zugang des Kirchleins zu versperren, hatte ein Interesse der Eigenthümer der Weinberge, von denen dasselbe umgeben. Es blieb seiner Bestimmung entfremdet, doch aufrecht, bis die Sicherheit des am Fuße der Feste Konstantin angebrachten Thurmes die Festungsbau-Commission nöthigte, die buchstäbliche Erfüllung der Clausel des Versteigerungprotokolls von 1810, wodurch der Abbruch der Capelle bedingt, zu fordern. Hiernach würde es ungeziemend und ungerecht sein, wollte man der endlichen Zerstörung das römische Witzwort: *quod barbari*

non fecerunt, fecere barberini, anwenden. Unberührt bleibt bis auf diesen Tag die einst von heiligen Mauern umschlossene Stätte, daß sie vorübergehenden Gläubigen fortwährend als ein Gegenstand der Verehrung dienen mag. In Rührung erinnere ich mich der zahlreichen, aus weiter Ferne gekommenen Procession; die bei Sturm und Regen in der tiefsten Andacht vor ihr auf den Knieen lag. Wahrlich, dem Glauben allein ist es gegeben, hienieden schon Raum und Zeit zu besiegen.

Die Weinberge, von welchen das h. Kreuz umgeben, der sogenannte Kreuzberg, erzeugen einen rothen Wein, der an sich preiswürdig genug, gleichwohl das französische Sprichwort bestätigen muß: *„un grand titre fait grandir un petit homme, un grand nom l'écrase."* Der Kreuzberger der Karthäuser wird ganz eigentlich erdrückt durch den colossalen Ruf des Kreuzberges unter dem Ehrenbreitstein. An dem Fuße der vormaligen Capelle läuft ein Fuhrweg hin, eine Verlängerung des h. Kreuzweges, die ursprünglich bestimmt gewesen, die Oberstadt vor den Nachtheilen, welche die Eröffnung der großen Rheinstraße besorgen ließ, zu bewahren. Die Inhaber der vielen dort bestehenden Gewerbsanlagen befürchteten ihre Kunden zu verlieren, wenn das Gewerbe überhaupt dem Rhein, der Unterstadt sich zuwenden sollte. Die Gefahr abzuwenden, ließ die städtische Behörde jenen im Vergleich zu der Heerstraße bedeutend abkürzenden Weg chaussiren, und weil er demnach bis auf den heutigen Tag ein Communalweg geblieben ist, trägt die Stelle, wo er an dem entgegengesetzten Ende in die Heerstraße einmündet, eine kleine Spitzsäule, und darauf die Worte: Heerstraße von Mainz nach Coblenz. $1/4$ Meile von Coblenz. **XI** $3/4$ Meilen von Mainz. Auf der entgegengesetzten Seite steht zu lesen: Gemeinde Weg nach dem Walde. $1/4$ Meile von Coblenz. Diese Inschrift stände vielleicht nicht geradezu überflüssig an dem der Stadt zugewendeten Anfange des Weges, an seinem Ausgange, da wo er aufhört zu sein, ermangelt sie aller Bedeutung. Daß in **XI** $3/4$ Meilen arabische und römische Ziffern sich paren, scheint anzudeuten, daß dem Schreiber die sinnigen, dem Kerbholz entlehnten Zeichen, womit das Mittelalter, bei dem Gebrauche römischer

Ziffern, die Brüche anzumelden wußte, fremd geblieben waren, wie sie das auch häufig Diplomatikern vom Fache sind.

Von besagtem Fuhrweg geht, unweit des h. Kreuzes, der sogenannte Engelspfad aus, ein reizender Poetensteig, dessen eigentliche Benennung, Ellingspfad umzuwandeln, die Heimlichkeit, die Stille, die Anmuth der Localität ganz besonders Veranlassung gegeben haben werden. Im J. 1587 bezeuget der Stadtrath, „daß die Karthäuser, da bishin kein anderer, als der gemeine Lehr- und Jorgen-Fuhr- und Wagenweg, so uf die Spitz gehet zur Laubach zu, gebraucht worden, derselbe aber bei hohem Wasser nicht gebraucht werden kann, den gemeinen Ellingspfad oder Fußweg von dem Kopfsborn an bis zu ihrem Weingarten am Fach genannt, zu einem reumigen Fahr- und Wagenweg zu Behuf ihres neuen Mahlwerks erweitert haben, und sich dessen so gebrauchen mögen." Eine freundliche Erinnerung haftet an der Stelle, wo der Engelsweg, des Berges Saum verlassend, in die große Heerstraße einbeugt.

Ein blutjunger Bursche hatte, womit weiß ich nicht, ein Todesurtheil verwirkt, und sollte in hergebrachter Feierlichkeit der Ausspruch des Coblenzer Scheffenstuhls an ihm vollzogen werden. Früh am Morgen ward dem armen Sünder der schauerliche Behälter neben dem Ochsenthurm aufgeschlossen, und an Händen und Füßen gefesselt, bestieg er den Karren, der ihn vordersamst nach dem Scheffenhause zu bringen hatte. Da erwarteten seiner der Stadtschultheiß und zwei Scheffen, zu Gaule stiegen die Herren, neben dem Delinquenten nahm P. Martin Deuren (der 2. Abth. 1. Bd. S. 748—749) Platz, bewaffnete Macht umschloß den Karren, und in Bewegung setzte sich, unter dem Klempen sämtlicher Glocken, der ernste Zug, dem nach altem frommen Brauche die Mendicanten-Convente, die Brüderschaften, die Schulen, die Zünfte sich anschließen, und betend Alle, nicht schau- oder tanzlustig, wie es unsere Sitte, folgen. Son ersterben in der Ferne die Klagetöne der Glocken, die das Grablied dem armen Sünder singen und zugleich denen, so zu dem letzten Gang ihn begleiten, eine Mahnung, in dem Gebet für einen dem Tode geweihten Bruder auszuharren, erreicht ist, auf

dem Weg zum Rabenstein, die Stelle, wo zwischen dem Dreifaltigkeitkirchlein und der Beatushütte der Engelspfad ausläuft, und der Karren stockt in seinem trägen Schritt. Den Schultheiß verlangt P. Deuren zu sprechen, geziemend wendet jener seinen Klepper, des Priesters Anliegen zu vernehmen, dann eigenhändig von dem hohen Sitze ihm herunterzuhelfen, es folgt, nicht ohne Schwierigkeit, der Delinquent, und zuletzt wird herabgelassen der Schemel, der bestimmt wie auf dem Karren, jetzt im Freien den Pater zu tragen.

Nochmals hat nämlich der arme Sünder das Bedürfniß empfunden, durch die Beichte sein Herz zu erleichtern, und die will der Gewissensrath in angemessener Entfernung von dem Menschengewühl vernehmen. Hinter des Engelspfades erste Krümmung wird der Schemel gesetzt, da, unter freiem Himmel, umgeben von dem dichten Vorhang, den in den ersten Tagen des Heumonats die reifende Saat zu bilden pflegt, winkt ein gegen jede Störung gesicherter Versteck. In die Länge zieht sich das Bußgeschäft, daß nach einer Viertelstunde Verlauf der Gerichtsdiener sich befugt glaubt, zum Zeichen der allgemeinen ungeduldigen Erwartung bis beinahe zu der Krümmung vorzudringen. Er sieht, wie der Beichtvater, das Antlitz unter dem schwarzen Mantel verborgen, den Oberleib zur Seite gebeugt, in lebhafter Gesticulation begriffen, er sieht, wie, ungehalten ob der Störung, der geistliche Herr den Arm ausstreckt, sie abzuweisen, und ehrerbietig zieht der Mahner sich zurück. Die zweite Viertelstunde ist vorüber, und der Scheffen einer nähert sich, den Schluß des frommen Werkes zu beschleunigen: ihn ebenfalls verweiset des Paters strafender Blick aus dem engen Pfade und zur Ruhe. Eine dritte Viertelstunde noch geduldet sich der Schultheiß, dann kann, will er nicht länger warten. Kühn dringt er in das Heiligthum ein, da sitzt, zum Boden das Haupt geneigt, unbeweglich, der Pater, bis der Schultheiß, mit der Frage, „sind wir noch nicht fertig?“ ihn anstoßt. „Noch nicht angefangen haben wir,“ erwiedert der Befragte, „der Mensch braucht in der That viel Zeit, sich zu sammeln.“ — „Wo ist er denn?“ zürnt der Richter. „Das weiß ich nicht,“ und das

hat auch Niemand auszumitteln gewußt. Auf und davon war der Delinquent; den Berg hinan hatte die Todesangst ihn getrieben, dann zu der Bergfläche hinauf, und zweifelsohne zu fremdem Gebiet. Alles Nachsetzen blieb vergeblich, und sichtlich, bis auf den einzigen P. Deuren, verstimmt, lösete die Gesellschaft sich auf.

Den Anführer, den Schultheiß, mochte es wurmen, daß ihm die Gelegenheit entzogen worden, in seiner vollen Amtsgröße aufzutreten, mittels der nothwendig der Vollstreckung eines Bluturtheils vorauszuschickenden Worte: „das Urtheil ist gesprochen, der Stab ist gebrochen," wobei er zugleich den in seinen Händen ruhenden Stab, das Emblem des Blutbannes und so vieler andern Dinge, zu brechen hatte. Uns Deutschen ist nämlich jederzeit der Stock der Gegenstand einer abgöttischen Verehrung gewesen: ihn, das Zeichen des Heerbefehls, führt der Feldmarschall, den auf ihn geschwornen, den gestabten Eid zu brechen, scheuet der Ruchloseste, stabelgeckig nennen wir die Virtuosen der Narrheit, ein Stockpreuße heißt uns der idealisirte erstgeborne Bruder, ein Stockböhme der Czeche, nach dem Styl der neuesten Zeit, dem unverständlich unsere, wie seine Rede uns. So viel des Schultheißen Gefolge anbelangt, mag darin wohl die Stimmung, deren die Tochter der Sévigné sich anklagt, vorherrschend gewesen sein. „So oft ich höre," schreibt die geistreiche Frau, „daß ein von den Aerzten aufgegebener Patient gleichsam von den Todten erstand, vermag ich kaum eine Anwandlung von Unwillen zu meistern. Um den sterbenden Bruder hatte ich gottselige Betrachtungen angestellt, seine Seele in die Hände des Schöpfers empfohlen, vollständig mein Opfer dargebracht. [1]) Und das Alles muß ich jetzt zurücknehmen."

Jahre waren seit jenem Morgen der getäuschten Erwartung verlaufen, verschiedene Collegien und Aemter hatte, nach seines Ordens Sitte, P. Deuren durchwandern müssen, und wiederum stand er in Coblenz, als das milde Herbstwetter ihm Veranlas-

---

[1]) Ihn unserm Herrgott zum Neujahr gegeben. So lautet die Phrase, in die Volkssprache übersetzt.

sung wurde, seine Schüler, eine der obern Classen, in eine weitere Ferienreise, die Mosel hinauf, dann zu den Bergen, von denen das reizende Tiefthal von Wittlich umschlossen, zu führen. Mit der Besichtigung der Trümmer der Neuerburg fertig, zogen unsere Reisenden quer über die Bergfläche dem romantischen Manderscheid zu, als des Tages Hitze und Last selbst den Rüstigsten das Bedürfniß einiger Ruhe, einiger Erquickung fühlbar machte. Dazu schien ein ansehnlicher Hof in dem Seitenthal einzuladen, dem steuern die Müden zu, und es fragt, zur Stelle gelangt, der Pater den ansehnlichen jungen Mann in der Hausthüre, ob er sauere Milch für seine Gesellschaft haben könne. Freundlich bejaht das der Befragte, zugleich Meister und Gesellen in das Haus nöthigend. Und er schließt ihnen die Prunkstube auf, bittend, sie wollen sich es da bequem machen, während er, die Milch herbeizuschaffen, für einen Augenblick sich entfernen werde. Sprachs und verschwindet, aufgetischt wird ein hoher steinerner Krug, vom Boden bis zum Rande mit Schmant, nicht mit Wessig, nach unserer Milchwirthschaften Brauch, angefüllt, es folgt die mächtige braune Schale, worin mit Zucker und geriebenem Brode die Milch anzumachen, es werden Berge von Geisenkäschen und von Früchten aller Art, auch ein Dutzend Flaschen aufgesetzt, und während in dem sauersüßen Brei die Jugend sich labet, greift zur Flasche der Pater, findet er wunderlieblich und erquicklich dabei den Jahrgang und das Gewächs, Plattener von 1748. Zum andernmal nippt er, und aufgerissen wird die Stubenthüre, herein stürzt ein Rudel blühender Kinder, von den glücklichen Eltern angeführt und in namenlosem Entzücken wirft die ganze Gruppe dem Priester sich zu Füßen. „Mein großmüthiger, mein heiliger Erretter!" stammelt der Hausvater, der kein anderer, denn jener arme Teufel, welchen der Jesuit zum Tode führen sollen, zu dessen Befreiung er aber sich hergegeben, weil um die Schuldlosigkeit seines Beichtkindes die vollständigste Ueberzeugung ihm geworden. In raschem Lauf, so erzählte jetzt der Gerettete, hatte er das andere Moselufer erreicht, und nach mancherlei Hin- und Herzügen, als Knecht Unterkommen auf einem Hofe gefunden, der ringsum von trierischen Ortschaften

umschlossen, gleichwohl kaiserlichen Gebietes. Daselbst hat er, ein treuer Knecht, ein anderer Jacob, sich des reichen Hofbesitzers Rachel verdient, und an ihrer Seite nicht nur als ein gar wohlhabiger, sondern auch nach Verdienst glücklicher Mann gelebt.

Kürzer, denn der Engelsweg, bricht ein Feldweg ab, der ebenfalls von der chaussirten Straße ausgehend, stets in der Tiefe bleibt. An ihn stößt, zwischen Fruchtbäume gelehnt, das nach dem vormaligen Besitzer sogenannte Eisengreins-Heiligenhäuschen, dessen freundliche Aufschrift:

O Maria Jungfrau rein,
Laß dir diese Mark befohlen sein,

jedoch in der neuesten Zeit verschwunden ist. Eine Strecke weit, über der Spitzsäule, neben der Rheinau endigt auch dieser Weg in der großen Heerstraße.

Der Aufgang zur Karthause.

Zum h. Kreuz zurückkehrend, steige ich von dannen auf zu der des Felsens Gipfel einnehmenden, dem h. Beatus geweihten Karthause. Ausgefüllt ist der Hohlweg, der unmittelbar zu ihr hinanführte, entfernt der sogenannte Weiße Herrgott, das Bild des Gekreuzigten, so vordem den Eingang des Hohlweges bewachte, es überlebte aber auch auf dieser Stelle dem Menschenwerk die Sage. Genau bezeichnet sie den Standort jenes Crucifixes, zu dem in den Octobertagen 1794 ein französischer Kanonier hinanstieg, des Willens, dem Christusbilde den Kopf abzuhauen: indem er zu einem zweiten Hiebe ausholte, beugte er sich zu weit rückwärts, er verlor das Gleichgewicht, und stürzte mit gebrochenem Genicke zum Boden, Vorläufer und Gegensatz dem frommen Pater Hausen. Jahre lang hatte dieser, von dem Franziscanerkloster aus, die h. Kreuzcapelle bedient; als sie aufhörte, ihm zugänglich zu sein, konnte er von der geweiheten Stätte nimmer sich trennen. Unermüdlich durchwandelte er den engen Raum zwischen dem Weißen Herrgott und dem an des Hügels Fuß abgebildeten, unter der Last des Kreuzes erlie-

genden Heiland, unablässig ermahnte er die Vorübergehenden zum Gebet, zur Buße, kommende Strafgerichte verkündigend, bis er eines Morgens neben dem untern Christusbilde todt gefunden wurde. Den erstarrten Händen war kaum der Rosenkranz zu entreißen, fest hafteten die Lippen auf dem Stein, welcher des Bildes Unterlage.

Es begnügt sich aber keineswegs die Sage, des Verruchten und des Frommen Gedächtniß aufzubewahren, sie weiß auch von andern, übernatürlichen Erscheinungen zu erzählen. So geht z. B. an dem verschlossenen Hohlweg Nacht für Nacht vorbei eine schwarze Menschengestalt, die manchen schon erschreckte, um deren Identität man aber keineswegs auf dem Reinen ist. Den einen ist der Schwarze einer der älteren Bewohner des Beatusberges, Benedictiner oder Chorherr, die, wie es heißt, nicht alle eines regelmäßigen Wandels sich beflissen haben. Andere wollen in ihm einen Klosterschaffner erkennen, der, zu emsig des Hauses weltlichen Vortheil suchend, nicht selten Ungerechtigkeit übte an dürftigen Pächtern und Censiten. Viel spricht man auch von einem dreibeinigen Hasen, der bald durch die tollsten Sätze die Vorübergehenden überrascht, bald unbeweglich in des Weges Mitte huckt, und nach Wohlgefallen über dessen ganze Breite sich ausstreckend, Stunden lang die Passage sperrt, denn dem langbeinigsten Sterblichen ist es nicht gegeben, über den niedrigen Dreibeiner auszuschreiten. Deshalb ist es auch keineswegs ausgemacht, daß dieser und der in der nahen Tiefe sein Wesen treibende Hase eine und dieselbe Persönlichkeit. Mit dem Allen ist in keiner Weise vergleichbar, was auf derselben Stelle einem meiner Freunde, einem gleich unerschrockenen und verständigen Officier, 1819 oder 1820 begegnete, und ich mit seinen eigenen Worte wiedergebe. „Gemeinschaftlich mit N. habe ich, wie Sie wissen, die Feste Alexander erbauet, und hat die in Folge dieser Gemeinschaft zwischen uns enger geschürzte Cameradschaft durch meinen Dienstaustritt keine Beeinträchtigung erlitten. Einstens hatte ich den Freund, dem innerhalb der Feste Quartier angewiesen, besucht, auch mit ihm Abendbrod gegessen. Viel länger, als ich vermeinet, verweilten wir bei Scherz und

Wein, und die Mitternacht war gekommen, bevor ich nach Hut und Handschuh suchte. Nein, sprach N., die Nacht ist keines Menschen Freund, zu Fuß entlasse ich dich nicht, gesattelt steht mein Rappe, der mag zur Stadt dich tragen. Das Anerbieten kam mir nicht unerwünscht, wohlgemuth bestieg ich den Gaul, wohlgemuth jagte ich den Berg hinab. Die letzte Kehr hatte ich gemacht, erreicht beinahe den halbverschütteten Pfad, der zu dem Karthäuserkloster hinanführt, da machte der Rappe urplötzlich einen Satz nach des Weges Rand, einen Satz, um den noch heute alle meine Haare sich sträuben. Ungezweifelt sollten Roß und Reiter am Morgen stückweise in der Tiefe zusammengelesen worden sein, hätte nicht eine Art von Ohnmacht den Gaul gelähmt: weit auseinander trieb sie ihm die langgestreckten Vorderbeine, und nicht minder mögen die Hinterbeine sich gedehnt haben, denn beinahe dem Boden gleich befand ich mich im Sattel. Und ein zwanzig Schritte vor mir erhob sich thurmhoch ein schwarzes, zottichtes Wesen, mit einem Satz gelangte das von der Straße zum Felsen, um in unbegreiflicher Behendigkeit die Spitze zu erklettern, wie ich das bei dem hellen Mondschein sehr deutlich wahrnehmen konnte. Vorübergebrauset war nicht sobald der Spuk, und der Gaul erwachte aus seiner Ohnmacht: zitternd an allen Gliedern begann er eine Carriere, dergleichen ich nie gemacht, und im Augenblick war mein Quartier erreicht. Zu Stalle ließ ich den Rappen bringen, in warme Decken ihn einschlagen, denn jetzt begann in Strömen der Schweiß sich zu ergießen, aber zur Ruhe war das Thier nicht zu bringen. Bis zum hellen Mittag verharrte es in seiner fieberhaften Aufregung. Was mag das wohl für ein Ungethüm gewesen sein, so zu dem Allen die Veranlassung?"

Die Frage ließ ich unbeantwortet, der Bericht war mir aber willkommen, sintemalen die letzte Nachricht von dem Wärwolf, die mir zugänglich, dem J. 1777 angehört. Damals, um Martini, war Hr. Johann Nicolaus Köller, Canonicus zu St. Castor, auf der Karthause bei dem P. Prior, dem frommen und liebenswürdigen Hermann Bamberger, zu Besuch gewesen, und hatte, einigermaßen angetrunken, in ziemlich vorgerückter Dämmerung den

Heimweg angetreten, als er, unterhalb des Weißen Herrgottes, ein stürmisches Trabben und heftiges Schnauben vernahm, gleich darauf aber zwischen seinen Beinen ein gewaltsames Eindringen verspürte. Bevor er recht zur Besinnung kommen können, saß er hoch, nicht zu Gaul, sondern zu Wolf, und besagter Wolf wendete sich mit ihm, jagte dem Steckenwäldchen zu, dann den Berg hinan, und vertiefte sich endlich mit seinem Reiter in den dichtesten Wald. Hören und Sehen, alle Sinne überhaupt, waren gleich Anfangs dem armen Canonicus vergangen, Erinnerungen von dem nächtlichen Ritt sind ihm keine, außer den unzähligen Wundmalen, so das Zusammentreffen mit Aesten und Zweigen ihm hinterlassen, geblieben, als er sich wiederfand, saß er in der gabelförmigen Spitze der höchsten Eiche an der Brodenbach. Es dauerte sehr lange, bis sein klägliches Hülfgeschrei einige Neugierige herbeizog, und diese, gelähmt anfänglich durch den Schrecken um die unerwartete Begegniß, sich entschließen konnten, Hand anzulegen, um den Reiter wider Willen aus seiner unbequemen und gefährlichen Lage zu befreien.

Von 1777 rückwärts fließen aber reichlich die Zeugnisse um die Existenz jenes Wärwolfes, von denen ich doch nur eines, des P. Vincentius anführen will. Ueber den war im Laufe des täglichen Spazierganges eine Versuchung gekommen, die den Karthäusern gesteckte Grenze, heutzutage noch auf einigen Punkten durch die mit dem geheimnißvollen Tau bezeichneten Steine erkennbar, zu überschreiten. Nur ein Viertelstündchen weit hatte er sich verlaufen wollen, aus den Minuten wurden aber, in einer dem P. Vincentius unerklärbaren Weise, Viertelstunden, und vollständig hatte er seinen Weg verloren, als die Nacht mit ihren Schrecknissen und mit einer ihm eben so unerwünschten als peinlichen Begleitung eintrat. Ein ungeheurer Wolf drängte sich an ihn heran, verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, wich nicht von ihm, bis endlich die Klosterpforte erreicht. Seiner Sünde und der verdienten Folgen hat der Pater sich alsbald angeklagt: er erlitt eine dem Vergehen angemessene Strafe, verfiel aber zum Ueberfluß in schwere Krankheit, in ein kaltes Fieber, so keines Arztes Kunst zu heben vermocht. Da wurde endlich der

Scharfrichter von Wetzlar gerufen, und der verordnete als das zuverlässigste Mittel, das Herz eines Wolfes in Butter gebraten. Deshalb heißt es in der Klosterrechnung von 1664: *„pro corde alicuius lupi ad usum F. Vincentii, 8 Alb.“* Wie die Speise dem Kranken bekommen ist, weiß ich nicht, aber die Sage von dem Wärwolf bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen, das ist mir gegeben.

Bekanntlich erschien die schwedische Armee unter Horn im Juni 1632 vor Coblenz so unerwartet, daß kaum an Widerstand zu denken. Namentlich wurden einzelne Detachements von dem Feinde aufgehoben, oder, wie es die Sprache der Zeit nannte, in ihren Quartieren aufgeschlagen. Ein solches Detachement, von 60 Merodischen Musketirern, unter des Lieutenants Peter Junglas Befehle, lag auf der Karthause, deren Eigenthümer, dem Besuche Raum zu gönnen, nach dem Vogelsang in der Stadt verzogen waren, einzig den Schaffner und zwei andere Patres zurücklassend. Durch der Schweden erste Demonstrationen nach der Ebene hin wurde der Karthause jede Verbindung mit der Stadt abgeschnitten. Auf seine eignen Kräfte beschränkt, ohne Verhaltungsregeln, beschloß Junglas, so theuer wie möglich das Leben zu verkaufen: Accord wurde ihm nicht geboten, ihn zu suchen, fiel ihm nicht ein. An den engen Fenstern der Oeconomiegebäude hatte er seine Schützen aufgestellt, fest verrammelt war die Pforte, im Hofe eine Reserve, darunter des Klosters 13 Knechte, geordnet. Nicht lange ließ der Angriff sich erwarten, lange währte es aber, bevor die Schweden eine Kanone dergestalten aufzuführen vermochten, daß damit das Thor zu bestreichen. Ueber dem Versuche, das Geschütz heranzuziehen, wurden aus den Fenstern ihre kühnsten Streiter erschossen. Gepflanzt war endlich die Kanone, niedergeworfen das Thor, und ein ganzes Fähnlein lief zum Sturm, der, grimmig und hartnäckig, doch an dem unerschütterlichen Widerstand sich brechen mußte. Ein zweiter, ein dritter Sturm, jedesmal mit frischem Volk unternommen, lief gleich fruchtlos ab, Junglas, seines Erfolges froh, warf die Muskete zur Seite, um Hand anzulegen bei dem abermaligen Verrammeln des Thores, und in dem Augenblick riß eine Kanonenkugel ihm den

Kopf weg, während zugleich ein neuer Feind das durch den Fall des Anführers entmuthigte Häuflein der Vertheidiger im Rücken faßte. Es fielen der Merodischen beste Leute, es fielen die mehrsten der treulich zu ihnen haltenden Klosterknechte, und bald wurde der Vorhof, der Kreuzgang, die Kirche von den vom Thore einbrechenden Scharen, Fußvolk und Reiter durcheinander, und von dem von der andern Seite hergekommenen Feinde überflutet; fort dauerte in den Räumen der Wirthschaftsgebäude der Widerstand. Jede Stube war eine Festung geworden, die mit Sturm zu nehmen, und kein in den Stuben betroffenes lebendes Wesen fand Gnade bei dem Sieger. Dem P. Schaffner schlug ein Kerl, der kein Soldat, mit dem Schaft einer Hellebarde in der Kirche den Schädel ein, die beiden andern Karthäuser wurden in dem Priorat ganz eigentlich geschlachtet. Drei Soldaten, von einem des Hauses durchaus kundigen Knaben geführt, entkamen durch eine Latrine.

Abgelaufen war der Mordnacht auf der Karthause erste Hälfte, zur Aufführung kam der Tragödie zweiter Theil. Jene Hülfstruppen, welche durch die Weinberge zum Garten aufgestiegen, urplötzlich die Vertheidiger im Rücken faßten, und hiermit den Fall des Platzes entschieden, waren keine Schweden, sondern Schnapphahne, die Bande des fürchterlichen steine Gehannes, auch der Wärwolf von Godramstein, und eigentlich Johannes Wolf genannt. Mit seiner Bande lag er bei dem Spieß, als die Kunde ihm kam von der Schweden Unternehmen gegen Coblenz, und das auszubeuten, begab er sich alsbald auf den Weg. Im Vorbeigehen hatte er dem wohlhabenden Kloster in der Höhe einen Besuch zugedacht, der führte zu jener Mordnacht, die aber für die Schnapphahne gar lang werden sollte. Denn als sie den Reichthum in dem gewonnenen Kloster erblickten, begehrten sie von der Beute ihren Antheil: aber mit Bönhasen zu theilen, weigerten sich der Schweden Officiere und Gemeine, spitze Worte trafen auf grobe Gegenrede, und bald verwandelte sich der Zungen Schlacht in ein blutiges Gefecht, in dem Löwen gleich die Schnapphahne fechten, doch endlich samt und sonders der stets anschwellenden Uebermacht

erliegen mußten. Sie wurden, weil man sie im Allgemeinen für gefroren hielt, mit Kolben erschlagen, zum Theil noch halb lebendig, über die Felsen hinabgestürzt. Das ist namentlich dem Anführer geschehen: bei seinem Sturz trug er im linken Arm einen Topf, mit der rechten Hand faßte er noch ein Stück der Hellebarde, mit welcher er dem P. Schaffner den Schädel einschlug, und die bis zum letzten Augenblick eine fürchterliche Waffe ihm gewesen. Von der Bande fielen doch sechs Männer und zwei Weiber den Schweden lebend in die Hände, und wurden der Gegenstand einer Procedur, die mit argen Greueln des Wolf von Godramstein Andenken belastete. So war, ihren Aussagen zufolge, die Benennung Wärwolf dem eigentlichen Gewerbe des Mannes entlehnt: er hatte sich dem Teufel verschrieben und dafür die nicht beneidenswerthe Gabe erlangt, nach Wohlgefallen eines Wolfes Gestalt annehmen, mit seinen Zähnen und Klauen zerreißen und verschlingen zu können jeden, der nicht stark genug, seiner sich zu erwehren. An die zwölf Mädchen, denn nach deren Fleisch belüstete er am mehrsten, soll er gewürgt und gefressen haben, der unzähligen andern Mord- und Frevelthaten zu geschweigen. Für seine Höllenpraktiken hatte ihm besonders thätig zur Seite gestanden der Moses von Edenkoben, ein eben so gefährlicher Gauner als Zauberer, viel schlimmer in jedem Betracht, als der Wärwolf, aber minder streitbar, deshalben er auch im Beginnen der zweiten Schlacht das Weite gesucht hatte. Er kam bis in den Eingang der Weißer Hohl; dort fiel er entweder schwedischen Marodeurs in die Hände, die ohne Umstände an dem nächsten Baum ihn aufknüpften, oder er hat in einem Anfall von Verzweiflung Hand an sich gelegt. Am Morgen wurde er von dem wilden Birnbaum, der in Schriften als des Zauberers Baum figurirte, losgeschnitten, und ist besagter, vor wenigen Jahren nur gefällter Baum die häßlichste Erscheinung aus dem Pflanzenreiche, die ich je geschaut, gewesen, ein wahres Monstrum. Und war das nicht seine einzige Auszeichnung. Von einem Baum in den Boulevards zu Paris, den der Thaumaturg Gaßner magnetisirt hatte, wird erzählt, daß er regelmäßig vier Wochen früher wie jeder andere Baum der ganzen

Pflanzung sein Laub entfaltete, vier Wochen später wie jeder andere seinen Schmuck verlor, von dem Baum, welcher durch des Zauberers Fluch betroffen, ist genau das Gegentheil zu berichten. Er blieb stets der letzte, im Frühjahr sich zu beleben, und vor der Mitte des Augusts ward er wieder besenkahl. Ueber des Wärwolfs Adjutanten und Schatzmeister hätte ich beinahe vergessen, daß in jener Mordnacht die Gebäude der Karthause beinahe sämtlich eingeäschert wurden, und daß man auf der Stelle, wo des Wärwolf zerschmetterte Glieder zu Fall kamen, in der neuesten Zeit einen Topf mit Münzen ausgegraben hat.

Die Karthause, die Feste Konstantin.

Bequemer, als der von wegen der Fortification cassirte Weg, aber etwas gedehnter ist derjenige, der von der Hauptstraße ausbiegend, zu dem etwan den Raum der vormaligen Karthause einnehmenden Fort Konstantin, hinanführt. Die Fortification hatte, außer dem wohlbebauten unvergleichlich gelegenen, die Aussicht auf den Rhein beherrschenden Priorat lediglich Ruinen vorgefunden: keine war geeignet, für die neue, der Localität zugedachte Bestimmung verwendet zu werden.

Diese neueste Bestimmung ist der ursprünglichen nicht ganz und gar fremd. Die Sage will, daß hier, vor 1500 Jahren ein Schlachtfeld gewesen, wo in den durch den Tyrann Maximin angeordneten Christenverfolgungen Tausende von Märtyrern ihrer Ueberzeugung das Leben opferten, und daß, als die Stunde der Erlösung gekommen, die von dem Purpur des theuersten Blutes geröthete Wahlstatt mit einem Monument bezeichnet wurde, geeignet, die Gebeine der vielen Blutzeugen aufzubewahren, und die überlebenden Brüder zu gemeinsamem Gebet zu vereinigen. In dieser Weise entstand die Kirche auf dem Marterberg, die zwar Milo, der gewaltige und gewaltthätige Erzbischof von Trier und Reims, vielleicht eine Person mit dem als Rolands Vater gefeierten Milo von Antona (er starb 753) abbrechen ließ, wohl nur um seine Verachtung für das, so gewöhnlichen Men-

schen ehrwürdig, an Tag zu legen. Jahrhunderte hindurch blieb die heilige Stätte verlassen, bis dahin Albero von Montreuil, der hochbegabte, hochbegnadigte Erzbischof (1131—1152), der vielen andern Kirchen Gründer oder Wohlthäter, auch den zerstörten Tempel über den Gräbern der Martyrer aus dem Schutte erhob, und darin den so lange verstummten Gottesdienst herstellte. Zu dessen Pflege führte er daselbst Mönche Benedictinerordens, so aus der Abtei St. Märien bei Trier entnommen, ein, er beschenkte die Kirche mit den Leibern der h. Gebrüder Beatus und Bantus, er wies endlich, zum Unterhalt der neuen Stiftung, den ganzen Umfang des Berges an, item Zehnten und Weingärten zu Moselweiß, insbesondere den „Berchwingert", endlich den sogenannten Kammerforst.

Die öffentliche Aufmerksamkeit dem Marterberge wiederum zuzuwenden, mag ein wunderbares Ereigniß, durch die Lebensgeschichte des h. Servatius berichtet, nicht wenig beigetragen haben. Güls, des h. Servatius Erbgut, und von diesem seinem Gestift zu Maastricht hinterlassen, war von einem mächtigen Nachbarn dem rechtmäßigen Eigenthümer entzogen worden; gewaltsam hatte der des Stiftes Officianten ausgetrieben und in Prassen und Völlerei ging der Armen Erbtheil auf. Sehr schmerzlich empfand man das zu Maastricht, viel wurde verhandelt mit dem frechen Räuber, auf daß er sein Unrecht einsehe und bessere, aber wenig oder nichts gefruchtet haben alle diese Vorstellungen. Da wurden die Stiftsherren einig, ihren heiligen Patron seine Sache in Person führen zu lassen; den Sarg mit dem Leichnam setzten sie einem Karren auf, darum ordneten sie sich, als zu einer Wallfahrt oder zu einer Schlacht, und dem Rhein, der Mosel zu bewegte sich die andächtige Caravane. Unermüdlich im Gebete, von Unfällen verschont, näherte sie sich dem Gegenstande des Zwistes, dem Orte der Entscheidung, wo eben der Kirchendieb mit seinen Gesellen in den Früchten der Gewaltthat schwelgte, vielleicht eben der guten Chorherren Gesundheit in ihrem herrlichen Wein, denn das fruchtbare Güls bietet unvergleichliche Lagen, ausbrachte. Gebetet wurde in dem einen, gezecht in dem andern Lager, und der Herr sandte seinen Engel

aus, und strafte mit plötzlichem Tode die ganze Bande der Zecher. Ohne weitere Schwierigkeit nahmen die Chorherren zum anderenmal von ihrem Eigenthum Besitz. In Coblenz zumal wurde das Ereigniß nach seiner wunderbaren Bedeutung empfunden und gefeiert, und ein brünstiges Verlangen gab sich da kund, wenigstens für einige Augenblicke, als ein Pfand des Segens, des Wunderthäters Gebeine zu verehren. Zu dem Ende erging eine Einladung nach Güls an die Chorherren, und derselben nachzukommen, haben sie nicht gesäumt. Der silberne Zervespfad, auf welchem der h. Servatius lebend so häufig, trockenen Fußes, von dem einen zum andern Moselufer gelangt war, schien der gemischten Gesellschaft doch etwas bedenklich, der Fähre sich zu bedienen, zog sie vor, und über Moselweiß erreichte sie das Rauhenthal, wo die ganze Bevölkerung von Coblenz ihr entgegenströmte, jubelnd sie empfing. Aber wie steigerte sich der Jubel, als der vereinigte Zug am Fuße des Marterberges ankam, frei und frank der Sarg mit den heiligen Gebeinen vom Karren sich erhob, und durch eine dreimalige Verbeugung der durch die Blutzeugen geheiligten Stätte seine Ehrfurcht bezeigte!

Erzbischof Hillin bestätigte 1153 dem Abt Reingerus auf dem Beatusberg, nachdem die Ansprüche der Brüder zu St. Castor, als des Berges frühere Inhaber, abgefunden worden, den Besitz der auf demselben erbauten Kirche und der dazu gelegten Güter, und das Institut erfreute sich eines ziemlichen Gedeihens, wovon namentlich der Bau einer neuen Kirche Zeugniß abzulegen scheint. Diese Kirche wurde 1241, in der Octave von Mariä Himmelfahrt, durch den Bischof Heinrich von Oesel, der als des Erzbischofs Theoderich Weihbischof fungirte, zu Ehren der h. Gottesgebärerin und Jungfrau Maria, dann der hh. Bekenner Servatius und Beatus geweihet. Eine schwierigere Aufgabe wurde es dem Erzbischof Boemund (1286 — 1299) dem Verfall der Klosterzucht, der stets von dem Verfall des Haushaltes begleitet, zu wehren: „*considerans quod bona monasterii propter quorundam monachorum dissolutionem adeo grauiter dilapidabantur, et inutiliter consumebantur, quod nisi celeriter remedium applicaretur, ipsum mona-*

sterium ad irrecuperabilis dissolutionis opprobrium deductum extitisset. Cum presidentes eidem monasterio non solummodo rerum et bonorum eiusdem monasterii, verum etiam fame sue prodigi et salutis, vitam ducerent enormiter dissolutam." In der besten Absicht übergab er das herabgekommene Kloster der Aufsicht des Abtes zu St. Märien, ein wunderliches Experiment freilich. Was konnte für die Wiederherstellung der Klosterzucht von einem in der Ferne lebenden Obern erwartet werden? Verzweifelnd an der Möglichkeit, irgend eine dauerhafte Besserung zu erlangen, ließ Boemunds zweiter Nachfolger, der scharfsichtige, strengkirchliche Balduin zuerst, 20. Mai 1314 den Abt Walram für sich und alle folgende Aebte zu St. Märien der Administration des Beatusberges verzichten, dann beschäftigte er sich mit dem Neubau der Kirche, die bereits vor seiner Gelangung zum erzbischöflichen Stuhle in Schutt und Trümmer versunken gewesen. In seinem Auftrage verhieß Bruder Martin, Bischof zu Alba und trierischer Weihbischof, reichliche Indulgenzen allen Christgläubigen, welche sich bei dem frommen Werke dieser Restauration betheiligen würden (16. Mai 1316).

Schon vorher, 3. Januar 1315, hatte der Erzbischof die gänzliche Auflösung der klösterlichen Gemeinde und mit des Domcapitels Zustimmung über deren Eigenthum verfügt: „*monasterium montis S. Beati, in quo olim inhabitabant quedam persone sue salutis immemores in habitu monachali, per quarum vagationem et dissolutionem, ac bonorum irrecuperabiliter lapidationem, eodemque monastica religione, prout mundum celare nequit, dampnabiliter periclitante.*" Statt der Benedictiner führte er zwölf Weltpriester ein, die nach der Stiftsherren Weise den Chordienst versehen, überhaupt zu einem kanonischen Leben verpflichtet sein sollten, und damit keines der Erfordernisse eines Collegiatstiftes vermisset werde, creirte er zugleich vier Dignitäten, den Dechant, Sänger, Scholasticus und Custos: das Decanat verlieh er an Heinrich, den Pfarrer zu Müden, dem 1321 Heinrich, der Pfarrer zu Wambach folgte. Unerwartet fand jedoch der römische Hof Bedenklichkeiten bei der Umwandlung des Klosters: Papst Johannes XXII. forderte

von Erzbischof Peter von Mainz Bericht um die kanonischen Gründe, durch welche solcher Wechsel zu rechtfertigen, und sprach erst nach Einsicht dieses Berichtes seine Bestätigung des Geschehenen aus.

Mittlerweile waren dem Institut einige, wenn auch nicht gar viele der Vortheile, so der Reiz der Neuheit hervorzurufen pflegt, geworden. Die Curtis, so der Erzbischof neben der Kirche besaß, überließ Balduin, tauschweise gegen Güter zu Münstermaifeld und Moselmetternich, an das neue Stift, 20. Februar 1315. Anselm Muzer aus Coblenz, einer der neuernannten Stiftsherren, wies eine Rente von 5 Mark 6 Schilling auf seine Güter zu Weiß, Güls, Rhens, Coblenz, namentlich auf sein daselbst bei St. Georgen in der Firming belegenes Haus, genannt zum Vogelsang, an, doch sollte die Rente mit 55 Mark ablösbar bleiben. Johann von Trier, Vicarius zum h. Sylvester bei der Florinskirche verschrieb 1319 auf seine Güter bei Coblenz einen Zins von 3 Mark. Everold von Winningen, Wäpeling, und seine Hausfrau, des Ritters Siegfried von Lützelcoblenz Tochter Elsa, überließen an den Canonicus Johann Godeberts 2 Mark Rente, 1321, in demselben Jahre, daß der Dechant, Heinrich von Wambach den St. Peter und Paulsaltar in der Stiftskirche mit seinem Hofe zu Marienrachdorf, mit einem Haferzins von 3 Mltr., mit mehren Gülten aus Breidenau und Bendorf beschenkte, auch noch eine weitere Schenkung von 15 Mark verhieß. Heinrich Fuchs von Zülpich, Wäpeling zu Coblenz, und Gela, Eheleute schenkten ihre Güter zu Weiß und Güls, Gerlach Winklin genannt Pletz alle seine Weingüter zu Nikenich. Joh. Kalff, Ackersmann zu Lützelcoblenz, und seine Ehefrau Gela verschrieben zum Unterhalt eines Caplans für den Marienmagdalenenaltar in der Beatuskirche 3 Schilling Zins. Den Jacobsaltar über der Klosterpforte dotirten Arnold von Güls, Wäpeling, und Heinrich Boppardeer aus Coblenz, mittels einer namhaften Spende, 1324.

Bei allem dem wollte das Collegiatstift nicht eigentlich gedeihen: das Einkommen reichte nicht für den Unterhalt von zwölf Chorherren, von einer angemessenen Zahl von Vicarien,

die persönliche Residenz fiel den mehrsten, „wegen des Ortes Einsamkeit“, allzu schwer, die Canonici belästigten den Kurfürsten mit Klagen und Beschwerden, der Kurfürst entgegnete mit Verweisen und Drohungen, bis man von beiden Seiten für gut fand, das gespannte, unerträglich gewordene Verhältniß aufzugeben. Die Chorherren, den Dechant Johann an der Spitze, gaben Kirche und Stift in die Hände des Erzbischofs zurück, sich für ihre Lebtage den Genuß der Hälfte der Güter, und den Vicarien ihr Einkommen vorbehaltend, und ohne Verweilen führte Balduin in das leere Haus Karthäuser ein, 18. Aug. 1331; wenige Monate vorher hatte er die Karthause bei Trier gegründet. Auf dem Beatusberge, wie in Trier, ward einem hochbegabten Ordensmann, Johann von der Neuenzell, die Verwirklichung der frommen Absicht des Kurfürsten übertragen, und hatte Johann den Prior der Mainzer Karthause, den Johann von Echternach, und den Rudolf von Sassen aus Straßburg, als Rathgeber und Helfer zur Seite. Aber auch des Kurfürsten persönliche Betheiligung wirkte höchst vortheilhaft für das Gedeihen der beiden Institute. Bekanntlich ging Balduin mit seinen Lieblingen, so oft er unter ihnen weilte, zu Chor. Minder bekannt dürfte sein, daß er mit der dürftigen Kost der Brüder sich begnügte, daß er selbst außerhalb der Klostermauern die strenge, durch die Regel vorgeschriebene Enthaltsamkeit beibehielt. Nur auf den Rath der Aerzte, hochbetagt und krank, erlaubte er sich den Genuß von Eier und Mehlspeise in den Quadragesimalfasten und den übrigen Fastenzeiten, nachdem ihm auf sein Ansuchen von dem päpstlichen Generalvicar, von dem Cardinalpriester Aegidius, Tit. *S. Clementis, d. d.* Avignon 3. Jul. 1352, die erforderliche Dispensation ertheilet worden. Es hat auch, sein hohes Verdienst um den Orden anzuerkennen, das Generalcapitel, Grenoble, Mai 1337, in jedem ihm beliebigen Kloster dem Wohlthäter das Monachat verliehen. Nicht zufrieden, seine letzte Lebenszeit beinahe ausschließlich in der Karthause zu Trier zugebracht zu haben, wollte Balduin auch im Tode in seiner Lieblinge Mitte ruhen. Ein kostbares Andenken von ihm hat die Karthause auf dem Beatusberge bis zu ihrer Auflösung bewahrt; sein Brevier, ausgezeich-

net nicht eben durch die Schönheit der Schrift, wohl aber durch vortrefflich ausgeführte Miniaturen.

Das Beispiel eines Kirchenfürsten von Balduins Gepräge konnte nicht umhin, der Nachahmer viele zu erwecken. Theoderich von Güls, der trierische Chorbischof, übergab sich mit Hab und Gut dem Kloster auf dem Beatusberg, Gott zu dienen als ein demüthiger Mönch, das Gleiche thaten der erzbischöfliche Official Jordan von Wildungen, der Wäpeling Heinrich, Sohn Simons vom Büchel *(de monticulo)*, der Ritter Marsilius von der Arken, Arnold von Bacheim, Bruno von der Arken. Andere, minder entschieden in ihrer Andacht, suchten wenigstens zur Filiation aufgenommen zu werden, um der allgemeinen Fürbitte für die Abgestorbenen des Ordens theilhaftig zu sein. So heißt es in des Hauses Necrolog von Konrad von Burgedor, von Thilmann dem Dechant zu Florin, *„qui habet associationem"*, und dazu scheinen auch die beiden badischen Prinzen, Kurfürst Johann und der Bischof Georg von Metz gelangt zu sein. Gottfried von Hohenlohe-Brauneck, Propst zu Münstermaifeld, erbaute sich mit Erlaubniß des obersten Priors von der *grande Chartreuse*, dicht neben der Beatuskirche eine Zelle, 1379, um in Freundschaft und in der engsten Verbindung mit den Karthäusern zu leben.

Auch andere Wohlthäter haben in Menge sich gefunden. Als solche nenne ich des Stiftes St. Castor Thesaurarius, auch Pastor zu Arzheim, Heinrich, aus dem Rittergeschlechte von Pfaffendorf, 1357—1388; die Grafen von Wied und Katzenellenbogen; Meister Sigebodo Beresword von Dortmund; Ritter Heinrich von Hagen; Damar vom Werth, Dechant zu U. Liebenfrauen in Oberwesel, 1391; den von seinem Sitze vertriebenen Bischof Wichbold von Kulm; Sophie von Dausenau samt ihrer Base Aleidis; Meister Herbord von Herheim, Priester und des Erzbischofs Kuno Geheimschreiber und Freund; Erzbischof Kuno selbst, als welcher namentlich den Chor der Kirche erneuerte, und ihn 1383 durch seinen Weihbischof Berthold, *Episcopus Thephelicensis*, zu Ehren der allerseligsten Jungfrau, des h. Johannes des Täufers, des h. Bischofs Servatius, des h.

Bekenners Beatus, und der hh. Jungfrauen und Märtyrinen Nothburgis und Officia weihen ließ. Kuno hat sich auch bei dieser Kirche seinen Dreizehner gestiftet, und jedem Ordenspriester, der am Capitelhause des Beatusberges predigen, oder auf der Todtenstätte, *Galilea cimeterii*, für die Verstorbenen, oder vor oder nach der Messe beten würde: „daß Du deinen Diener unsern Bischof mit der ihm anvertrauten Herde vor jeglicher Widerwärtigkeit bewahren wollest", einen vierzigtägigen Ablaß gewähret. Nicolaus von Cusa, „*amicus noster cordialis*", hat zur Stiftung einer Celle 100 schwere Gulden, und seinen Paßgänger, der wohl auch seine 20 Gulden werth, geschenkt, außerdem auch dem Prior auf Beatusberg vorzügliches Vertrauen bezeigt, indem er denselben zum immerwährenden Conservator des Hospitals zu Cues bestellte.

Domherr und Archidiaconus zu Lüttich hat der nämliche Cusanus, als des päpstlichen Nuntius Joh. S. Angeli Commissarius, die Zustimmung zum Ankauf der Güter in Ober-Lahnstein und des Zehntens zu Maasbommel gegeben, Dat. *Confluentiae in domo habitationis nostrae*, 15. April 1448. Haus, Hof, Keller u. s. w. zu Ober-Lahnstein, bei dem Niederthal belegen, wurden der Abtei Seligenstadt um 1900 oberländische Gulden abgekauft, für den Zehnten zu Maasbommel bezahlte die Karthause 1550 alte französische Schilde. Von andern Erwerbungen werden genannt der Kemperhof, der Berghof, die Mühle zu Budenheim, samt der Schafweide und sonstigen Gütern, 1375 und 1378 von den Eheleuten Lambert von dem Kirchhof, Ritter, und Agnes, um 500 Gulden Gold angekauft, die Maasinsel Spyck in Erlecom, in dem Kirchspiel von Gent unweit Nimmegen, 1478; sie kostete 3110 Gulden. Diese Besitzungen in dem fernen Holland waren einer Gesellschaft, die vornehmlich auf Fischspeisen angewiesen, ungemein wichtig, wurden daher, trotz aller Schwierigkeiten für die Verwaltung, stets beibehalten. Eine andere Erwerbung, des Priors Johannes, darf nicht unerwähnt bleiben. Er erkaufte von der Abtei St. Martin zu Cöln am 25. April 1390, um 60 Gulden in Gold, eine Anzahl Bücher, nämlich: *Hieronymus super duodecim prophetas minores; Hie-*

ronymus in Isaiam prophetam; Hieronymus in Ezechielem et Hieremiam; Ambrosius super epistolas Pauli; id. super psalmum beati immaculati; id. de vinea Naboth; Augustinus de Trinitate; id. de civitate Dei; Beda super Lucam Evang.; id. historia tripartita. Von den Büchern insgesamt heißt es jedoch, sie seien „*ex antiquitate et litterarum caducitate, nec non consumptione materiae satis deteriorati, ac etiam ex integritate et imperfectione defecti.*“ Dieser Vorwurf kann aber keineswegs der Klosterbibliothek, wie sie zur Zeit der Aufhebung bestand, gelten; vortrefflich gehalten, enthielt sie einen Schatz von kostbaren Werken, Incunabeln und Handschriften.

Des Klosters eigentlicher Reichthum beruhte auf den Gütern in Coblenz, Weiß, Ley, Güls, Lützer-Coblenz, Rübenach, Bubenheim, Metternich, Mülheim, Kärlich, Neuendorf, Kesselheim, Plaidt, St. Sebastian- und Kahl-Engers, Pfaffendorf, Niederberg, Horcheim, Nieder-Lahnstein, Rüber, Kalt, Lonnig und Scheid, Münstermaifeld, Nauenheim, Capellen, Cröff, Zell. Die Einkünfte variirten zwischen 20 und 26,000 Gulden. In des Procurators Rechnung vom 23. April — 31. Dec. 1663, wurden zu Einnahme gebracht 2509 fl. 14. Alb. 4 D., die Ausgabe betrug 2224 fl. 6 D., darunter 8 Alb. „*Paulinae Jesuitessae pro praeparandis sive lavandis corporalibus aliisque ecclesiae ornamentis.*“ Die Rechnung von 1675 ergibt in Einnahme 3888 fl. 1 Alb. 686 Malter 4 Achtel Korn, 33 Fuder 5 Ohm Wein; verausgabt wurden 2781 fl. 8½ Alb. 431 Malter 6½ Achtel Korn, 17 Fuder 4 Ohm Wein. An der Spitze des Hauses stand ein Prior — der letzte, Gerhard Beckhaus, starb den 1. Oct. 1808 — dem nach jeder Beziehung der unbedingteste Gehorsam zu leisten. Er wurde durch Stimmenmehrheit auf Lebenszeit erwählt, konnte jedoch, im Falle eines Dienstvergehens, seiner Würde entsetzt werden, als worauf der geringste der Brüder vor den von Vierteljahr zu Vierteljahr einrückenden Ordensvisitatoren antragen mochte. Der von dem Amte entfernte Vorsteher wurde zugleich in eine andere Karthause verwiesen. Dem Prior stand ein Stellvertreter, der Vicar, Subprior zur Seite. Der Schaffner, Procurator, führte die Aufsicht über den Besitz und

die Bewirthschaftung der Güter, und hatte im Hause der jederzeit hoch in Ehren gehaltenen Gastfreundschaft zu pflegen. Er war zugleich der Prior der Conversen oder Laienbrüder, mit denen er eine von dem Hauptkloster getrennte Abtheilung des Gebäudes bewohnte. Die täglichen Lebensbedürfnisse vertheilte der Bruder Küchenmeister: der Bruder Custos beaufsichtigte die Kirche mit allem Zubehör. In ihren Elementen war das immer noch der von Balduin erbaute Tempel, mahnend an die Triumphe, so auf dieser Stelle die christlichen Märtyrer feierten; unter der ganzen Breite des Chors dehnte das ihre Ueberreste bewahrende Beinhaus sich aus, als dessen Eingang drei bei dem Hochaltar angebrachte Thüren verschlossen. An sich ein stattliches Gebäude, nahm sich am stattlichsten diese Kirche in der Mitternachtstunde, wenn in der dunklen Masse zuerst ein einzelnes Licht, dann ein ganzes erleuchtetes Bogenfenster sichtbar wurde, nun die Fenster alle im Lichterglanze sich darstellten, und endlich die Mette begann, und die herrlichsten, die gewaltigsten Stimmen, denn damit waren ohne Ausnahme diese Karthäuser begabt, durch die weite Mark ertönten, jenseits des Rheines und der Mosel widerhallten.

Es besaß diese Kirche einen bedeutenden Reliquienschatz, Gebeine namentlich von den hh. Servatius, Officia, Nothburgis, Beatus und Bantus. Von St. Servatius zu sprechen, wird weiter im Berge sich die Gelegenheit ergeben. Von der h. Officia vermag ich lediglich zu berichten, daß sie zur Gesellschaft der h. Ursula gehörte. Nicht gar viel mehr weiß man von dem Lebenswandel des h. Beatus. Er lebte zu Zeiten des h. Bischofs Modoaldus zu Trier, im priesterlichen Stande, den auch sein Bruder Bantus sich erwählt hatte. Bantus wird in einer Urkunde Grimos, des Diacons zu Verdun, von 634, genannt, und soll ihm laut der darin gegebenen Vorschrift ein zeitlicher Abt zu Longuyon den Unterhalt reichen: „*ut quam diu Banto, presbyter Trevirensis vixerit C modios tritici, porcos X, formas casei XL dare studeas.*“ Gegen das J. 637 verließen die beiden Brüder Trier, um sich in einer der wildesten Gegenden der Vogesen als Einsiedler ausschließlich dem Dienste des

Herren zu widmen. Unübersehbar sind ihre Fortschritte im Wege des Heiles geworden, und nicht nur den Zeitgenossen, auch der späten Nachwelt ist das heilige Bruderpaar ein Gegenstand der Bewunderung, der Verehrung geblieben. Die Kirche feiert am 26. Jul. des h. Beatus, den 31. Jul. des h. Bantus Andenken, und an vielen Orten im Elsaß, in Lothringen, besonders aber in der trierischen Diöcese grünet freudig die Erinnerung an ihre Tugenden, ihre geistigen Triumphe, denen Mathias Agritius, der trierische Hagiolog, die folgenden Strophen widmet:

Nunc ardet rabido fervore canicula sicca,
Nunc se mirantur messes nunc Ogdoas exit
Tertia Quintilis, properatque adiungere Titan
Auroram geminam: fit lux operata Beato:
Nunc gaudet Treuir, gaudet Syrrhæus ad aras
Gaudet et Obrincus blandis formosior vndis.

Summa dies Juli fluit addictissima Banto
Augustoque aperit reditum, accessumque recludit.
Vulgabant Christum Bantus cum fratre Beato
Ambo sacerdotes: signorum efferre stuporem
Insignes ambo, cœloque immittere manes.

Die h. Nothburgis war eine Nichte jener Plectrudis, welche an Pipin von Herstal, den Major domus verheurathet, den Verdruß erleben mußte, daß der unbeständige Eheherr alle seine Zärtlichkeit der ungezweifelt jüngern und schönern Alpais zuwendete. In dem Verdruß um die ihr zugemuthete Theilung, in dem Kummer um das Ableben ihrer Schwiegermutter, der h. Begga, und in dem Entsetzen um den an dem h. Lambert begangenen Mord, als welcher das furchtlose Ankämpfen gegen die Leidenschaft eines verhärteten Sünders mit gewaltsamem Tode büßen mußte, wendete Plectrudis zusamt ihrer Nichte sich nach Cöln, wo sie die mitgebrachten Schätze zur Errichtung eines Klosters in dem Umfange des römischen Capitoliums verwendete. Des h. Lambert Nachfolger auf dem erledigten Stuhle von Maastricht wurde des Herzogs Bertrand von Aquitanien Sohn Hubert. Den kaum eingeführten Bischof zu begrüßen, ritt Pipin von Herstal, von glänzendem Gefolge umgeben, hinüber nach Maastricht. Aber

Hubert, in dem Gefühl der priesterlichen Würde und der mit dem Amte übernommenen Pflichten, weigerte sich jeglicher Berührung mit dem Ehebrecher, bis dahin derselbe zur Vernunft gekommen, Plectrudis als seine Ehefrau verehren, und die Beischläferin von sich weisen werde, drohte auch, wenn das nicht sofort geschehe, den Sünder aus der Gemeinschaft der Kirche zu verstoßen, und die über ihn verhängte Strafe der Welt bekannt zu machen. Gott rührte das bethörte Herz, in Huberts Willen sich ergeben zu wollen, betheuerte Pipin durch Eidesschwur, und Boten und Briefe hat er an die trauernde Plectrudis entsendet, um sie zur Rückkehr einzuladen. Die Herrin, begleitet von derjenigen, so in der Trübsal ihre einzige Trösterin gewesen, von der frommen Nothburgis, kehrte zurück in die Arme des gebesserten Gemahls, der, sein Unrecht vor Gott und den Menschen zu büßen, in Orp=le=grand, unweit Landen, unter Anrufung der Allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, dann des h. Martinus, ein Kloster stiftete, auch solches mit geweihten Jungfrauen, die er aus Nivelles sich erbeten, besetzte. Alpais aber, minder fügsam und beharrend in der Sünde, hat den vollen Zorn des h. Hubert empfunden: sie wurde excommunicirt, und als endlich die Erkenntniß, die Zerknirschung über sie gekommen, in das Münster zu Bilsen bei Tongern eingesperrt, „*lachrymis ac pœnis spontaneis peccata expiatura.*“ Dergestalten gründlich bekehrte sie sich innerhalb der heiligen Mauern, daß der fromme Bischof es wagen durfte, sie in das von ihrem Liebhaber gestiftete Kloster, nach Orp zu versetzen. Daselbst, wie zu Nivelles der gesamten Klostergemeinde ein Gegenstand der Erbauung und Erhebung, empfand Alpais das Bedürfniß, ihre Dankbarkeit demjenigen zu bezeugen, durch dessen liebevolle Strenge sie dem Strudel des Verderbens entrissen worden, sie vergabte an den h. Hubert ihr Eigenthum, die Grafschaft Dorn, *(Tourines)*, samt Hougaerde, Bevecum *(Bevechines)*, Lummen, Horem, alles Orte, die in dem Herzen von Brabant belegen, bis in die neue Zeit des Hochstiftes Lüttich Eigenthum verblieben sind. In Hougaerde hat auch Alpais ein Collegiatstift gegründet, und damit vielleicht Veranlassung gegeben zu einer Industrie, durch welche

nach Jahrhunderten Hougaerde die eigenthümliche Wichtigkeit erlangen sollte. Es schreibt Graf Nenny, in seinen dem Kaiser Joseph II. zugeeigneten, Historischen und politischen Nachrichten von den östreichischen Niederlanden: „Die Kaiserin hat als Herzogin von Brabant ein unstreitiges Recht der Souverainität über die Districte von Hougaerde u. s. w., welche auf allen Seiten von Brabant eingeschlossen werden. Die Lüttícher aber besitzen sie seit vielen Jahrhunderten. Uebrigens tragen die Einfuhrgefälle, welche die Kaiserin von dem zu Hougaerde gebrauten Bier erhebt, weit mehr, als sie aus diesen Districten ziehen würde, wenn sie über dieselben die Oberherrschaft hätte." Der Verbrauch dieses Biers in Brüssel und Löwen war in der That unberechenbar geworden.

Wie auferbaulich aber der gebesserten Alpais Wandel sich gestaltete, zwei Sünden hafteten auf ihr, die unverzeihlich in den Augen fränkischer, austrasischer Großen. Sie, die Römerin von Herkunft, hatte den vermessenen Gedanken gefaßt, des austrasischen Hausmeiers eheliche Gefährtin zu werden, ihr wurde der Mord des h. Lambert zur Last gelegt. An Pipin von Herstal darum Blutrache zu suchen, wagte des Ermordeten Bruder, Plaudus, der Graf von Ostrevant nicht; aber, als er nicht mehr, der Starke, vor dem der Franken Volk in seiner Gesamtheit sich beugte, da überfiel der Graf von Ostrevant, dessen Rachedurst Raginfried, der neu erwählte Hausmeier von Neustrien theilte und erhöhete, das stille Orp; gewaltsam wurde Alpais vom Altar gerissen, um auf einem Scheiterhaufen ihr Leben zu beschließen, ihre Buße zu besiegeln.

Auch Plectrudis hat das gehoffte Glück in der Versöhnung mit dem ihr wiedergeschenkten Gemahl nicht gefunden. Ihr ältester Sohn, Drogo, von dem Vater zum Herzog des neustrischen Heldenlandes, der Champagne ernannt, erlag einem tückischen Fieber im Frühling des J. 708, sein Bruder Grimoald wurde, vor dem Grabe des h. Lambert zu Lüttich betend, von der Mörderhand eines Friesen getroffen, im April 714, daß er auf der Stelle des Todes. Mit der Tochter des Friesenherzogs Radbod, mit Teutesindis verheurathet, ist Grimoald kinder=

los geblieben in alsolcher Ehe, ihm überlebte aber ein natürlicher Sohn Theudebald, dessen Erbrecht anerkennen zu lassen, die Großmutter alle ihre Kräfte anstrengte, indessen Drogos Söhne wenigen oder gar keinen Theil hatten an ihrer Zärtlichkeit. Abermaliger Zwist mit Pipin hielt sie fern von dessen Krankenlager, zu Jupille: dahin entsendete Plectrudis den h. Swibert, einen jener wandernden Chorbischöfe, und den Erzbischof Agilolf von Cöln. Sie sollten den Sterbenden ermahnen, „*ne haeredem scriberet Carolum Martellum illegitimum ex Alpaide pellice genitum, in detrimentum et damnationem animae suae, et in confusionem sui et totius ecclesiæ, atque in scandalum suorum et primatum atque subditorum.*" Aber auch Alpais, von dem grausigen Schicksal noch nicht erreicht, wachte in ihrer Einsamkeit, wirkte für das Kind ihrer Liebe, und scheinen ihre Vorstellungen, die Erinnerung der genossenen Freuden stärker auf Pipins Gemüth gewirkt zu haben, denn die Hoffnung künftigen Lohns. Vielleicht auch, daß er in der Wahl zwischen Bastard und Bastard dem eigenen den Vorzug gab. Er entschied sich für Karl Martel, kurz vor seinem am 16. Dec. 714 erfolgten Ableben, ohne doch die Großen Austrasiens bewegen zu können, daß sie in dem Sohne der Romanierin ihren Vorgesetzten anerkannt hätten. Minder schimpflich dünkte ihnen eines fränkischen Weibes Regiment. In des Enkels Namen dem streitbarsten Theile der Nation gebietend, versuchte auch über Neustrien Plectrudis ihre Herrschaft auszudehnen. Der zum Major domus für diese Provinz bestellte Theudebald, ein sechsjähriger Knabe, wurde mit einem zahlreichen Heere ausgesendet, den Widerspenstigen Gehorsam zu lehren. Er erlag jedoch in offener Feldschlacht, und rettete kümmerlich sich mit der Flucht, während die Neustrier, ermuthigt durch den unverhofften Erfolg, in der Person Raginfrieds sich einen dem Hause der Pipine feindlichen Major domus erwählten, auch in einem verheerenden Zuge ihre siegreichen Fahnen bis zu den Ufern der Maas trugen.

Im Unglück konnte Plectrudens Herrschaft nicht bestehen. Abermals fühlte der Stolz der Austrasier sich gekränkt durch die, wenn auch vorübergehende Ueberlegenheit der Bastard-Franken

an Seine und Loire. Karl Martel, den bisher die Stiefmutter in sicherm Gewahrsam zu Cöln gehalten hatte, fand plötzlich der Freunde viele, und durch deren Beihülfe Mittel, der Haft zu entfliehen, 715. Ein Heer versammelte sich um ihn, zahlreich genug, daß er damit den Entsatz des von den Neustriern belagerten Cöln versuchen konnte. Den wollte aber Plectrudis nicht abwarten, den Sohn der Alpais wird sie nicht minder gefürchtet haben, als den Feind vor den Thoren; mit Geld erkaufte sie den Abzug der Neustrier, die jedoch von dem Martel unabläßig verfolgt, unweit Stablo schwere Niederlage erlitten. Die Ergebnisse des nächsten Feldzugs, 717, vernichteten vollends die kaum errungene Unabhängigkeit der Westfranken, und freudig begrüßet in des Sieges Glanz, wurde Karl als das Oberhaupt der Austrasier anerkannt, selbst von denjenigen, so bis dahin der Plectrudis getreueste Anhänger gewesen. Einsam jetzt und verlassen, konnte auch diese nicht länger dem Zauber in der gewaltigen Persönlichkeit Karls widerstehen. Sie öffnete ihm die Thore von Cöln, sie lieferte des Vaters Schätze aus, sie selbst aber kehrte zu der Einsamkeit von St. Marien im Capitol zurück, sicherlich nicht ohne bange, nur zu bald verwirklichte Besorgnisse um die Zukunft ihrer Enkel. Ein Trost war ihr geblieben, die im Glück wie im Unglück unverbrüchlich der Tante ergebene Rothburgis, welche als den verkörperten Segen Gottes zu betrachten, Plectrudis bereits gewohnt. Wie heilig aber vor Gott und Menschen der Jungfrau Wandel, auch ihrer hat die Trübsal nicht verschont. Namentlich sollte sie, das war ihrer Vettern Drogo und Grimoald mit Ungestümm betriebene Absicht gewesen, einen der vornehmsten Großen des Reiches sich als Gemahl aufdringen lassen. Der Zumuthung wurde sie durch der Tante häusliches Unglück erledigt. Es traten aber an jener Plagegeister Stelle der Rothburgis nächste Angehörige. Alles Ernstes verlangten diese, daß die keusche Braut des himmlischen Bräutigams, dem sie unverbrüchliche Treue geschworen, das Ehebett eines gebrechlichen Sterblichen betrete. Die von ihren eigenen Söhnen ausgehende Verfolgung hatte Plectrudis nicht stören wollen, gegen die letzten Dränger vermochte sie nichts. Sich selbst überlassen,

wendete die zarte Jungfrau in verdoppelter Andacht sich demjenigen zu, dem sie ewige Treue geschworen, ewige Treue bewahren wollte.

„Du hast verheißen", so sprach sie im Herzen, „daß der Vater gewähren werde, was wir in deinem Namen begehren, so erwirke dann, daß er ehender mir das Leben nehme, denn Gewalt mir anthun lasse durch meine Blutsverwandte." Dem Gebete wurde schleunige Erhörung, durch einen plötzlichen Tod, jedoch nicht unvorbereitet, Nothburgis abgerufen. Von allen die erste, vernahm Plectrudis die traurige Mähre, sie eilte zur Stelle, sie schaute, nicht ein Bild des Todes, sondern eine Wiedergeburt zum Himmel, auch von himmlischen Lichtern die Himmelsbraut umgeben, und zwar soll, nach der Erklärung durch bewährte Männer gegeben, das Licht über dem Haupte der Entschlafenen die Erkenntniß göttlicher Wahrheit, das Licht zu den Füßen ihre Liebe zu Gott angedeutet haben. Reichlich flossen Plectrudens Thränen, Thränen der Freude um die Glorie, von der jetzt schon die geliebte Nichte umstralt, und Thränen des schmerzlichen Leides, denn ganz und gar verwaiset fühlte sich von nun an die viel Geprüfte. Auch die Bevölkerung von Cöln strömte dem Capitolium zu, das Wunder zu schauen, und zu preisen denjenigen, der wunderbar ist in seinen Heiligen. In großer Pracht wurde der entseelte Leichnam bestattet, und ein neues Wunder hat dabei sich ergeben. Es sollte das enge Haus hinabgelassen werden in die Gruft vor dem Hochaltar in St. Peters Kirche, und es wurde ein zweiter Abgestorbener zur Stelle gebracht, um ebenfalls die letzte Ehre zu empfangen. Der hatte aber kaum die wohlthätige Nähe der Jungfrau verspürt, und er begann sich zu regen und zu dehnen, die Lebensgeister kehrten zurück, und Angesichts der staunenden Menge bekannte der so wunderbarlich aus dem Todesschlaf Erweckte, daß er seine Wiederbelebung den Verdiensten, der Fürbitte der h. Nothburgis verdanke. Viele andere Wunder haben sich von dem an bei dem Grabe der Heiligen zugetragen, daß der St. Peterskirche ursprünglicher Namen ganz und gar unterging; von St. Nothburgen wurde fortan diese Kirche benannt, wenn auch in späterer Zeit ihr eigentlicher Reichthum,

der Schutzheiligen Leib, bis auf ein Stück von dem Arm, nach Coblenz in die Karthause gegeben worden ist. Jahrhunderte war er auch dort den Gläubigen ein Gegenstand der Verehrung, bis dahin die Greuel der Verwüstung sich ankündigten. Der Sacristei Schätze haben jedoch die guten Karthäuser bei Zeiten nach dem Vogelsang und in Sicherheit gebracht, der h. Nothburgis Haupt blieb daselbst aufbewahrt, bis ein Hr. Primavesi sich den Schatz erbat, um in seiner Hauscapelle zu Bonga, am Comersee, ihn aufzustellen. In dem um jene Translation 1806 abgeschlossenen Vertrag hat er die Verpflichtung übernommen, das Heiligthum zurückzugeben, falls aus ihren Trümmern des h. Beatus Karthause erstehen würde. In dem Umfange des vormaligen Erzstiftes Trier wird St. Nothburgen Gedächtniß am 30. Oct., zu Cöln am Sonntag nach Pfingsten und der 24. Oct. als der Tag ihres Scheidens begangen.

Der h. Nothburgis Legende bietet, unter vielen Abweichungen, doch auch eine gewisse Aehnlichkeit mit der von Gregor von Tours so meisterhaft erzählten Geschichte der jungfräulichen Scholastica, die ich deshalb mitzutheilen mir erlaube. Injuriosus, Senator im Lande der Arverner, und reichlich begütert, freite sich eine Jungfrau gleichen Standes, gab ihr Pfänder auf die Treue und setzte den Tag der Trauung fest. Die beiden Brautleute waren ihrer Eltern einzige Kinder. Als der Tag gekommen, die Ehe eingesegnet, legten sich die Neuvermählten, wie es der Brauch, in ein und das nämliche Bett. Aber die Jungfrau, tief betrübt, wendete sich der Mauer zu und weinte bitterlich. Da sprach der Ehemann: „was ist dein Kummer? sage es mir, ich bitte dich." Stumm blieb sie, und wieder hob an Injuriosus: „im Namen Jesu, des Gottessohnes, beschwöre ich dich, du wollest mir deinen Kummer mittheilen." Da wendet Scholastica ihm das Angesicht zu, in folgenden Worten ihn anredend: „Sollte ich mein ganzes Leben in Thränen hinbringen, sie würden nicht reichen, den unermeßlichen Schmerz meines Herzens zu tilgen. Ich war entschlossen, meinen Leib, frei von eines Mannes Berührung, dem Herren und Heiland zu weihen, doch wehe mir, er hat so vollständig mich

verlassen, daß ich meinem Vorsatz nicht treu bleiben konnte, daß ich fürchten muß, heute, an dem Tage, den ich nie hätte erleben sollen, zu verlieren, was ich sorgfältig von der Geburt an bewahret habe. Verlassen von dem unsterblichen Christus, der mir das Paradies als eine Aussteuer verheißen hatte, sehe ich mich einem sterblichen Manne verbunden; statt jener Krone von unvergänglichen Rosen, die einst meines Hauptes Schmuck zu werden bestimmt, soll ich im Ehestande die klägliche Zier eines aus verwelkten Rosen geflochtenen Kranzes empfangen. Mir war es verheißen in dem geweihten Wasser mit der Stola des himmlischen Lammes mich zu bekleiden, und das Kleid, das ich trage, unlängst noch eine Ehre, ist mir zur Bürde geworden. Doch wozu der Worte mehr? Ich Unglückliche, nachdem mir eine Wohnung im Himmel verheißen, werde heute hinabgestürzt zu dem Abgrund! Warum, wenn solche Zukunft mich erwartete, hat nicht der Tag, an welchem ich dem Leben eintrat, dieses Lebens Ende gesehen? Hätte es doch dem Himmel gefallen, mir die Pforten des Todes zu eröffnen, bevor ich die erste Milch kostete, daß ich im Sarge nur die Küsse meiner liebreichen Amme empfangen hätte! Der Welt Herrlichkeiten sind mir ein Abscheu, denn ich denke mir des Erlösers Hände, die durchbohret wurden, der Welt zu Heil! Ich kann sie nicht ansehen, jene Diademe, so leuchten von der Steine Glanz, wenn meine Gedanken sich erheben zur Dornenkrone. Ich verachte die weiten Gebiete der Erde, denn meine Seele dürstet nach den Süßigkeiten des Paradieses. Deine stolzen Paläste muß ich bemitleiden, wenn ich den Herren betrachte, erhaben über alle Gestirne!" Also sprach sie unter einem Strom von Thränen, und es suchte der junge Mann, von Mitleiden erfüllt, sie zu beruhigen. „Wir sind," dies gab er ihr zu bedenken, „der Edelsten unter den Arvernern einzige Kinder, und es haben unsere Eltern eine Verbindung gewünscht, durch welche ihr Geschlecht fortzupflanzen, damit nicht bei ihrem dereinstigen Abgang ein Fremdling des gemeinsamen Reichthumes Erbe werde." Da sprach wiederum Scholastica: „die Welt ist nichts, der Reichthum ist nichts, der Glanz dieser Welt ist nichts; das Leben sogar, dessen wir genießen, ist

nichts. Ungleich besser wird es sein, ein Leben zu suchen, das den Tod nicht fürchtet, das durch Zufall, durch Unglück nicht unterbrochen, nicht verkürzt werden kann; das den Menschen, der versunken in die ewige Glückseligkeit, mit einem Lichte bescheinet, so niemals untergehen wird, das dem Menschen gewähret, was allen diesen Dingen unendlich vorzuziehen, die Gegenwart des Herren, dessen er in der Betrachtung genießet, die Gegenwart, so zu dem Stande der Engel ihn erheben, mit unvergänglicher Freude ihn erfüllen wird." Der begeisterten Rede Eindruck verspürend, entgegnet Injuriosus: „Indem ich Deine süßen Worte vernehme, leuchtet meinen Augen das ewige Leben als eine stralende Sonne. Wenn es Dein Wille, aller Begehrlichkeit des Fleisches Dich zu enthalten, so theile ich diesen Entschluß." — „Schwierig ist es", erinnerte die Braut, „daß der Mann dergleichen dem Weibe zugestehe. Jedoch, wenn Du dazu wirkest, daß wir fleckenlos in der Welt leben, dann will ich Dir ein Antheil zugestehen von der Morgengabe, so mein Bräutigam, mein Herr, Jesus Christus, mir verheißen hat, als ich ihm mich widmete, seine Dienstmagd, seine Braut zu werden mich verpflichtete." Das Zeichen des Kreuzes beschrieb hierauf Injuriosus und sprach: „ich werde thun, wie Du mich ermahnest." Sie gaben darauf sich die Hände und entschliefen. Viele Jahre verharrten sie in der Gemeinschaft des Ehebettes, dabei aber lebten sie in bewunderungswürdiger Keuschheit, wie sich in den Stunden ihres Todes ergab. Denn als abgelaufen der Prüfung Zeit, die Braut abgerufen wurde, den Heiland zu schauen, da trat Injuriosus, nach Beendigung des Trauergottesdienstes zu ihrem Sarge, und sprach: „Dank sei Dir, dem Herren, dem Gott, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, den Schatz, durch Deine Gnade mir verliehen, gebe ich Dir zurück, ohne Makel, wie ich ihn empfangen," und es entgegnete, im Sarge lächelend, Scholastica: „Warum ausrufen, was man Dich nicht gefragt hat?" Nach kurzem Verlauf folgte Injuriosus seiner Geliebten, und wurde von ihrem Grabe das seine durch eine Scheidewand abgesondert, allem Ansehen nach, damit durch ein neues Wunder der Beiden Keuschheit aller Welt anschaulicher gemacht werde. Als den Tag nach des Wittwers Be-

erdigung die Gläubigen zur Messe sich versammelten, fanden sie der Beiden Gräber, die doch durch eine Scheidewand getrennt gewesen, vereinigt, ein Grab umschloß die beiden Leiber, hiermit gleichsam anzudeuten, daß selbst der Tod nicht von einander zu scheiden vermöge diejenigen, so der Himmel vereinigte. Der beiden Liebenden Grab wird seitdem von dem Volke die gemeinsame Grabstätte genannt, und ist ihr und nicht minder der darüber erbauten Kirche bis auf den heutigen Tag diese Benennung verblieben.

Im April 1705 besuchte Blainville die Karthause auf dem Beatusberge. „Sie hat eine reizende Lage, ungefehr drey Viertelstunden von der Stadt. Auf dem Wege dahin trift man immer kleine mit Bildsäulen, welche die Thaten Jesu von seiner Geburt an bis zu seiner Auferstehung vorstellen, gezierte Kapellen an. Ich bemerkte eine darunter, die etwas besonders an sich hat. Man wird zwar lachen und sagen, daß es den Malern und Bildhauern etwas gewöhnliches sey, die wesentlichsten Geheimnisse der christlichen Religion zu verunstalten, wenn sie ihrer fantastischen Einbildungskraft den freyen Zügel schießen lassen. Das mag seyn, unterdessen habe ich doch im gegenwärtigen Falle etwas für mich der Spötterey Einhalt zu thun.

„In einer dieser kleinen Kapellen ist eine Abbildung, welche Christum vorstellet, wie er von der Jungfrau Maria Abschied nimmt. Diese liebreiche Mutter, da sie ihm das letzte Lebe wohl! saget, streckt ihre rechte Hand gegen ihn aus, und mit der linken wischet sie sich mit einem Schnupftuche die Thränen von den Wangen. Unser Heiland aber scheinet noch bestürzter zu seyn, als sie. Nun könnte man wohl sagen, daß dieses eine große Ungereimtheit des Bildhauers sey, weil der Evangelist nichts von einem solchen Abschied sagt. Ich gestehe es, daß derselbe nicht ein Wort davon hat, aber zum Beweise, daß man dergleichen gut Katholisch vermuthen könne, so berufe ich mich auf ein Buch, welches *Evangelium infantiae Salvatoris* betitelt ist, wobei sich ein gelehrter deutscher Protestante, Namens Sick, wol die Mühe hätte ersparen können, es aus dem Arabischen zu übersetzen. Wenn man dieses lieset, so wird man außer diesem Umstand, wovon wir geredet haben, noch eine Menge Be-

gebenheiten von Christo antreffen, wovon man in allen vier Evangelisten kein Wort findet, besonders die Geschichte, da Joseph aus Irrthum einen langen Wagebalken zu kurz geschnitten hatte welchen er auf einer und der Heiland auf der andern Seite mit einander ausrecken, und ihm also wieder die rechte Länge geben.

„Der Pater Prior dieses Klosters empfieng uns mit großer Höflichkeit. Er zeigte uns zuerst die Kreuzgänge und das Refectorium, welche zwar sehr artig sind, aber doch denen in der Carthause zu Cöln nicht beykommen. Hingegen sind hinwiederum die hiesigen Zellen besser, als jene, und die Lage dieses Klosters ist unvergleichlich schöner. Aus den Kreuzgängen und den Zellen giengen wir in die Kirche, welche nichts merkwürdiges hat, als ihr Alterthum. Der Prior versicherte uns, daß sie seit mehr als 1200 Jahren gebauet worden. Die Protestanten könnten keine von diesem Alter vorzeigen, als solche, die sie den Catholiken in solchen Ländern abgenommen, wo sie Herren gewesen. Daher sagen die Catholiken, daß die Protestantische Religion nicht die älteste ist. Ein Beweisgrund, auf den sie viel bauen, und der bey allen Anbetern der Alterthümer von großer Wirkung seyn muß.

„Nachdem wir alles, auch sogar die Heiligthümer besehen, worunter ein Hemd unserer lieben Frauen, ein Paar alte Pantoffel von St. Joseph, nebst dem haarnen Kleide und der Geißel, mit welcher St. Bruno sein Fleisch zu züchtigen pflegte, führte uns der Prior in einen Saal, der zur Bewirthung der Fremden bestimmet ist. Wir fanden daselbst eine auf sechs Personen, nemlich für uns viere, den Pater Prior und Pater Procurator, zubereitete, wohl besetzte Tafel. Diese höflichen Mönche entschuldigten sich, daß sie uns Fastenspeisen vorsetzten und bey sich schmachten ließen. Aber warlich, wenn St. Brunos Kinder allemal auf diese Art Hunger leiden oder fasten, so ist alles, was man von der eingebildeten Strengigkeit dieses Ordens sagt, ein bloßes Mährchen. Denn wir wurden mit zween Auffsätzen vortreflicher Fische, welche in hiesigen Gegenden sehr rar sind, herrlich bewirthet, und der Nachtisch samt dem Weine waren auserlesen gut."

Minder befriedigt, denn der Diplomat aus England, hat ein deutscher Reisender, Gerken jene Höhe verlassen. „Die Karthaus liegt ganz nahe bey der Stadt, sehr hoch, und hat eine fürtreffliche Aussicht, fast von allen Seiten. Es ist ein artiger Spatziergang. Ich ging mit jemand dahin, um ihre Bibliothek zu sehen, und zugleich auch die schöne Aussicht zu genießen. Allein man machte wegen des erstern allerley Vorwendungen, der Bibliothekar sey nach der Stadt gegangen rc. Wir wollten uns also an ihrem guten Weine erholen, und an der Aussicht, forderten also von dem Besten. Der ehrliche Bruder aber sagte, von dem dürfte er unter ein Maaß nicht geben. Wir ließen uns dieses gern gefallen. Er brachte einen großen Humpen, und theuer genug, aber der Wein war so schlecht, daß wir ihn nicht trinken konnten. Mißvergnügt über die Herrn Karthäuser giengen wir wieder zur Stadt."

Am 9. Oct. 1794 mußten die Karthäuser das Haus räumen, und nach dem Vogelsang in der Stadt sich zurückziehen. Verschiedene Abtheilungen kaiserlicher Truppen ließen sich in den Wirthschaftsgebäuden, in den Kreuzgängen nieder, wurden aber nach kurzen Tagen von den Franzosen vertrieben. Denen als Caserne und als Laboratorium zugleich dienend, wie denn namentlich ein Luftballon dort gefüllet worden, standen die Gebäude dem Muthwillen einer zuchtlosen Soldatesca hingegeben. Zunächst wurden die Zellen, die höchst pittoreske Eigenthümlichkeit jeglicher Karthause, das Opfer der Zerstörung. Am 2. Jul. 1802 erfolgte die Aufhebung des fortwährend in dem Vogelsang bestehenden Convents. Am 18. Vendémiaire XIV., 10. Oct. 1805, wurde die Karthause mit der wenigen anstoßenden Länderei in öffentlicher Licitation um 12,200 Franken verkauft. Die weiten Räume des Priorats wurden hierauf zu einer Schenkwirthschaft und als Tanzboden benutzt. Durch Kauf gelangte das Ganze an einen Hrn. Seitenstücker, der auch den Berghof an sich gebracht hatte. In den ersten kaiserlichen Dekreten, dem von den Engländern ausgesprochenen Blokadesystem der sämtlichen Küsten der Nordsee entgegengesetzt, war die Jahde vergessen worden; diesen Umstand benutzte Seitenstücker, um mittels dieses Flüßchens einen groß-

artigen Schleichhandel zu organisiren. In drei auf einander folgenden Nächten gewann er weit über eine Tonne Goldes; als ein vorsichtiger Spieler schickte er 100,000 Rthlr. an seinen Bruder nach Hannover, mit dem übrigen Gelde fuhr er fort in seinem waglichen Spiel, und es folgten den drei glücklichen Nächten drei Unglückswochen, in denen Alles verloren ging. Die wenigen ihm übrigen Habseligkeiten verpackte Seitenstücker, in Ermanglung eines Reisekoffers, in sein Schnupftuch, den Staub schüttelte er von den Füßen, und aufwärts wendete er sich gen Hannover, wo seiner die 100,000 Rthlr. erwarteten. Mit einem Theile dieses Geldes hat er die Erwerbungen in der Umgegend von Coblenz bezahlt, und darauf eine Ackerwirthschaft begründet, welche unter der Leitung eines tüchtigen Oeconomen zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Da kam die Pestilenz, das Lazarethfieber von 1813, die Karthause wurde für den Dienst eines Militairlazareths requirirt; als solches hatte sie schon einmal den Franzosen, zur Zeit unsern Verbündeten gedient, vom Juli 1758 bis Ostern 1763, doch blieben damals Kirche, Priorat und ein Theil des Kreuzganges unberührt, und fortwährend von den geistlichen Herren benutzt. Im Jahre 1813 war die Kirche bereits seit längerer Zeit zur Ruine geworden. Im Januar 1814 mußte das französische dem russischen Lazareth weichen, und nach wenigen Jahren wurde das ganze Gut von dem Staate eingelöset, um zu Festungsanlagen verwendet zu werden. Die von der Karthause übrigen Gebäude verschwanden in Kurzem, am längsten stand noch das Priorat, so doch endlich ebenfalls in dem Fort Constantin unterging. Der Garten, einst, nach des Ordens Sitte, mit den köstlichsten Obstsorten prangend, dient seitdem einer geschmackvollen Parkanlage, die zu betreten, leider dem Publicum untersagt, von den Gebäuden ist auch die letzte Spur verschwunden, nur daß der Keller des Priorats als Festungsbäckerei beibehalten worden. Was Menschenhände einst mühsam aufrichteten, das haben andere Menschenhände abgetragen, zu Bauwerken verschiedener Art den leeren Raum benutzt. Einzig dasjenige, so unerreichbar dem Menschen, ist der Stelle verblieben, der Schauer der Erinnerung.

Ergötzlich ward in den Zeiten, daß zu einem Tanzboden das Priorat diente, mit der eintretenden Dämmerung die Haltung des Eigenthümers; jede seiner Mienen bekundete den schweren Kampf seiner Seele, die Furcht vor dem Unsichtbaren, im Gegensatz zu der Begierde, möglichst die Momente seiner Erndte zu verlängern. Jede Viertelstunde steigerte seine Qual, sie hatte den höchsten Grad erreicht, wenn geschlossen der *Basse-train*, wenn hinabfuhr zur Stadt das Hauspersonal. Dicke Angsttropfen schwitzte, bis erreicht der Letzte Heller, der arme Mann, und Erzählungen von dem, was er gesehen und gehört in den grausigen Regionen, entströmten in ununterbrochener Folge seinen zitternden Lippen. Zu weitläuftig sollte ausfallen der Versuch, auch nur das Wesentlichste seiner Berichte mitzutheilen, ich will mich begnügen, die jüngsten Erlebnisse eines Kriegsmannes, die vollständige Bestätigung der Glanzstellen in des Gastwirthes Vorträgen, zu berichten.

Dem Lieutenant N. von dem . 9. Regiment war in den ersten Monaten des J. 1851 Quartier auf dem Fort Constantin angewiesen. Er hatte kaum sich dort eingerichtet, und er bemerkte, daß er bei Tag wie bei Nacht in der verdächtigsten Gesellschaft sich bewege. Etwas vom Geisterseher war ihm angeboren, und darum bemühte er sich nach Kräften, die Visionen, durch die er geplagt, seinen Kameraden zu verheimlichen. Das glückte eine Zeitlang, dann aber ereigneten sich rasch nach einander Fälle, die Aufsehen machen mußten. So saß der Lieutenant einst in fröhlicher Gesellschaft zu Tische, und plötzlich öffnete sich der Boden neben seinem Stuhl, hoch schlugen die Flammen auf, und über die Flammen erhob sich mit dem halben Leibe eines schwarzen Riesen Gestalt, die den Arm ausstreckte, beim Schopf den Lieutenant zu fassen, ihn auch sicherlich erfaßt hätte, so dieser nicht in demselben Augenblicke, wie von einem apoplectischen Zufall gerührt, herabgesunken wäre von seinem Sitze. Ein anderes Mal saß der Lieutenant, von vertrauten Freunden umgeben, bei verschlossener Thüre in seiner Stube, und es wurde, allen vernehmbar, ein Klopfen vernommen, dringend, gebieterisch, wie es von dem Bataillons- oder Regimentscommandeur zu Zeiten ausgehen mag.

Der Thüre eilt der Lieutenant zu, weit öffnet er, und ein Skelett tritt ihm entgegen. Mit einem Schreckensrufe sinkt zu Boden dem der Besuch zugedacht, dem Ohnmächtigen beizuspringen, säumen die Freunde nicht, und während dem ist die Gestalt verschwunden. Wiederum kam der Lieutenant gegen Mitternacht aus der Stadt, wo er gelind sich angetrunken hatte, zurück, verschlossen fand er, wie stets zu solcher Stunde, des Forts Pforte, fruchtlos blieb alles Rufen und Pochen; erschöpft setzte er sich, den Morgen zu erwarten, auf einen Stein; tolle Träume umgaukelten seinen Schlaf, als daraus die kühle Morgenluft ihn erweckte, gewahrte er, daß er von der Höhe in die Tiefe, von dem steinernen Sitz neben dem Thore des Forts Constantin auf einen frischen Grabhügel des Friedhofes zu dessen Fuß gerathen war.

Von den Conventualen des Beatusberges hat, wie das in der natürlichen Ordnung begründet, der zuletzt aufgenommene am längsten der Auflösung der Gesellschaft überlebt. Adam Hoffmann, geb. 1763, Priester 1792, und im Orden Bruno genannt, hat vierzig Jahre hindurch seiner Vaterstadt das erhebende, das erbauliche Schauspiel eines Priesters gegeben, der weit entfernt, die durch die Zeitverhältnisse wiedererlangte Freiheit zu misbrauchen, oder auch nur zu benutzen, bis zum letzten Tage seines Lebens nicht aufhörte, die durch seine Gelübde übernommenen Pflichten nach ihrer ganzen Strenge zu erfüllen, buchstäblich der von dem h. Bruno gegebenen Regel nach allen ihren Bestimmungen treu zu bleiben. Eines vollkommenen Religiosen Spiegel, ist der P. Bruno der Karthause geworden, was P. Cyrillus dem Karmeliten-, P. Vincentius dem Dominicanerkloster, der eines Prachtbaues würdige Schlußstein; feierlicher konnten drei der bedeutendsten kirchlichen Institutionen von Coblenz nicht ausgehen. Der P. Bruno starb den 7. Oct. 1843, an dem Sterbetage, und das betrachte ich als eine außerordentliche Gnade, an dem Sterbetage, nach trierischer Festordnung, seines Patronen, seines Patriarchen Bruno. Er schied, das mochte mit Recht von ihm der Leichenzettel rühmen, „er schied aus diesem Leben, nachdem er sich nicht nur in dem erbaulichen Empfang der h. Sakramente das Sterben erleichtert, sondern auch in seinem ganzen, höchst einfachen, armen,

stillen, nur dem Himmel zugewandten Leben, bei steter Selbstverleugnung, längst der Welt abgestorben, und an der Hand des besten Wegweisers, der Jesus Christus ist, zum ewigen Leben gewandelt. Die kirchliche Theilnahme an der Leichenbestattung des ehrwürdigen Ordensmannes, so wie an den Exequien, ist bei den vielen Verdiensten desselben um das kirchliche Leben dieser Stadt eine Pflicht der Dankbarkeit."

Neben dem Bekenner verdient ehrende Erwähnung ein Ordensbruder des P. Bruno, der, wenn auch einer andern Karthause angehörend, doch Coblenzer von Geburt und Märtyrer dazu gewesen ist. Am 4. Aug. 1572 nahm der Prinz von Oranien Roermonde mit stürmender Hand, und wurden von seinen sogenannten Soldaten alle die Schändlichkeiten verübt, die von zusammengelaufenen Räuber- und Spitzbubenbanden zu erwarten. Namentlich brachen sie der reichen Karthause ein und ermordeten zwölf der Mönche, unter Formen, die lebhaft an das Treiben der Mörder in den Gefängnissen von Paris, in den Septembertagen 1792 mahnen. Um seinen Namen, seine Heimath befragt, erwiederte der eine jener friedlichen Anachoreten: „ich heiße Severus, bin von Coblenz." Der Bescheid wurde ihm mit einem Säbelhieb gelohnt, schwer am Kopfe verletzt, suchte er Zuflucht vor dem Altar der h. Jungfrau: dahin verfolgte ihn der Mörder, und zu den Füßen des Altares empfing Severus den zweiten Streich. Andere Henker ergriffen den Sterbenden, schleiften ihn zur Küche, rissen ihm die Kleider vom Leibe und ertränkten ihn in dem Kessel mit siedendem Wasser, der dem Heerde eingefügt. Arnold van Haven erzählt in der *Historica relatione duodecim Martyrum Carthusianorum, Cap. 5*: „es ereignete sich hierbei ein außerordentlicher, des Aufbewahrens würdiger Umstand. Als Severus, wie bereits gemeldet, vor dem Altar der allerseligsten Jungfrau geschlachtet wurde, sprang das Blut bis zu der Höhe von 18 Fuß auf, daß es die dem Altar anliegende Mauer in wahrhaft miraculoser Weise färbte; dieses Blut haben die gewichtigsten Männer, vorzüglich mehre Bischöfe, häufig mit der lebhaftesten Bewunderung wahrgenommen, und bleibt es bis auf den heutigen Tag sichtbar."

In freudigem Stolze ruft hierbei ein alter Geschichtschreiber aus: „*O beatam Ecclesiam (Confluentinam) nostram! erat ante in operibus fratrum candida; nunc facta est in Martyrum cruore purpurea, floribus ejus nec lilia, nec rosae desunt.*“

Der Berghof, der Glacisweg, die Hohe Minne.

In einigem Abstand von der Straße zum Hundsrück gelegen, wird das Fort Constantin ihr durch eine Allee verbunden. An deren Ausgang, zur Rechten, beginnt der Glacisweg, von welchem das Fort Alexander umgeben; die eigentliche Heerstraße führt, an mehren von der Festung abhängenden Gebäulichkeiten vorbei, zum Plateau hinan, und bietet die reizendsten, die ausgedehntesten Prospecte auf das Rheinthal. Da wo diese Straße sich rechts wendet, auf dem Plateau selbst, bezeichnet ein zugeworfener Brunnen die Stelle des vormaligen Berghofes. Wie derselbe der Karthause Eigenthum geworden, soll gelegentlich der Burg an dem entgegengesetzten Rande des Berges erzählt werden. Durch Urkunde vom 15. Januar 1797, 25. Nivôse V. hatte Wilhelm Sauer ihn zu Erbpacht übernommen, und sollte derselbe für 379 Morgen Ackerland und 20 Morgen 111 Ruthen Wiese alljährlich 112 Mltr. Korn, 100 Eier, 6 Pf. Butter, 8 Pf. Hecht, 6 Pf. Karpfen, 6 Pf. Salmen, 4 Sömmer Erbsen, 4 Sömmer Bohnen und die halbe Steuer entrichten, es wurde aber durch kaiserliches Decret vom 28. Messidor XIII. der Erbpachtvertrag für ungültig erklärt, und am 6. Nov. 1806 das Gut um 41,100 Franken an Joh. Friedr. Deinhard, oder vielmehr an Christ. Hey verkauft. Dieser, nachdem er ein großes Handelsgeschäft zu Hamburg aufgegeben, versuchte auf jenen Fluren die Einführung der mecklenburgschen Koppelwirthschaft, übernahm auch einen Theil der von dem Präfecten Marnesia angeschafften Merinoherde, machte aber mit beiden Culturzweigen wenig Glück, daher er letzlich an den bereits genannten Seitenstücker verkaufte. Auf dem Hofe haftete vor Zeiten eine Verpflichtung eigenthümlicher Art, das auf St. Johannis

Abend den Kindern und Knechten in Moselweiß auszurichtende Käseessen, so das Weisthum vom Januar 1580 in den folgenden Hauptzügen beschreibt:

2. Sollen ihre Kinder, so kommen, also groß sein, daß sie können von der vordern Hofpforten bis in die Scheuer, und wieder daraus bis vor die Pforten gehen.

3. Sollen auch keine Weiber noch Weibspersonen oder Mägde mitkommen, noch auch die Knechte, welche zu Weiß in Taglohn oder sonsten arbeiten, sondern allein die gedingte Knechte.

4. Wanneh daß die Kinder erst kommen vor die Pforten, soll der Hofmann die Pfort zuhalten, bis die große Knecht kommen und die Kinder unterweiset haben, wie sie sich halten sollen.

5. Sollen die große oder Jahr gediente Knecht jeder mit seinem Gewehr, und sämtlich mit einer Trommeln kommen, und ehe sie in den Hof treten, zuvor ein Büchs oder drei ablassen, und dann zwei und zwei zum Hof eingehen, und die Kinder alle schreien: Herrenhof, Herrenhof!

7. Sollen die Kinder in die Scheuer gehen und folgends sitzen, und die Knecht, die ins gemein Gelag gehen, und geben sich aus vor verstendige Knecht, gehn ins Sommerhaus und setzen sich zu Tisch. Und sobald sich die Knecht gesetzt, gehen der König und Marschalck von Stund in die Küchen, und zeigen an, was ihnen und den Kindern zu geben gebüret, und ingleichen sollen sie auch anzeigen unser Gerechtigkeit, die wir dagegen haben. Dann soll man den Kindern vorsetzen harte Käs und Brods genug, und einen oder zwei Eimer mit Wasser und Schüsseln darin, und sollen gar nit baußen der Scheuren uf den Hof kommen, bis daß sie hinweggehen.

8. Wann die Kinder satt sein des harten Käs, soll man ihnen vorstellen weichen Käs und des genug, bis daß die Kinder satt sein. Sie sollen aber gar nit einiges Käs oder Brods in den Busen stecken, oder sonsten mit sich tragen, oder auch unnützlich verquitzen.

9. Den Knechten aber setzet man vor 6 Käs, die man essen kann, und Brods genug. Darnach 5 Kuchen, jeder einer von 10 Eier, thut zusammen 50 Eier, die soll der König und Mar-

schalck, damit sie es gewiß sein, selbst einschlagen. Sonsten kommet keiner weder von den Kinderen, noch auch von den Knechten in die Küchen, sondern bleiben alle sitzen, bis sie satt sein, und der König und Marschalck gehen in die Scheuren zu den Kinderen und besehen ob es wohl und recht zugehe, und wie sie sich verhalten. Nach den Kuchen gibt man den Knechten neuen durchgeschlagenen Käse in fünf Schüsseln mit Rahm übergossen, und der durchgeschlagene Käse soll, wie von Alters, dreimal, wo vonnöthen, gebessert werden.

10. Sollen sie sich alle ingemein züchtig und still halten, nit fluchen, schwören oder sonst Leichtfertigkeit anstellen, noch über rechte Zeit sitzen bleiben. Alsdann gibt man ihnen sechs Roggenbrode, zwei Weißbrode, zwei Maßen Wein, sechs Käse und sechs Albus, und halten ihre Musterung und Ordnung, wie obengesagt, schreien und rufen: Herrenhof, Herrenhof! und gehen wieder hinweg.

Am 20. Nov. 1743 verkaufte die Gemeinde Moselweiß das Käseessen auf die Dauer von 12 Jahren um 100 Rthlr. und eine Ohm Wein an das Kloster; das wiederholte sie 1756, für weitere 25 Jahre, die mit 1780 ablaufen sollten, wogegen die Karthause 200 Rthlr., dann drei Ohmen Wein gab, endlich 11. April 1782, verordnete der Kurfürst, daß das Käseessen, „als ein wirklicher Misbrauch", für allezeit abgeschafft sein, das Kloster dagegen alljährlich 12 Rthlr. an die Gemeindecasse entrichten solle. Der eigentlichen Interessenten, der Knechte und Kinder wurde, wie es für dergleichen Fälle herkömmlich, nicht gedacht.

Folgenreicher, denn die mit dem Käseessen vorgenommene Umwandlung wurde die durch den Revolutionskrieg veranlaßte Ausrottung des prächtigen Hochwaldes, von dem auf zwei Seiten, den Rhein und die Mosel entlang, die Hochfläche umschlossen gewesen. Mit den majestätischen Eichen, die ohne irgend einen Zusatz von Unterholz über den grünen Rasenteppich sich erhoben, schlank und stolz und mächtig, wie sie einzig noch im Spessart vorkommen, ging auch die zauberische Fülle, die bunte Abwechslung der Scenereien, so durch des Laubwerkes Einfluß

auf den Prospect, auf die Lichteffecte hervorgerufen, verloren. In atmosphärischer Hinsicht vorzüglich ist aber das Verschwinden dieses Hochwaldes von Bedeutung für Coblenz und seine Umgebung geworden. An ihm, als einem Blitzableiter im größten Maasstab, blieben die häufigen Gewitter hängen, von deren Toben die gegenwärtige Generation höchstens in der Gewitternacht vom 18. Sept. 1830 eine Ahnung erhalten konnte; seitdem der Forst in kahle Fläche verwandelt worden, hat sie ganz eigentlich zu einer Wetterscheide sich constituirt, an welcher gewöhnlich die Ungewitter sich brechen und theilen: und während die eine Hälfte der Lahn zuziehet, wendet die andere Hälfte sich Rheinabwärts.

Den Aussichten, durch den Blick auf das Rheinthal geboten, darf ich kühn diejenigen vergleichen, welche der Glacisweg beherrscht. Auf der einen Seite liegt die Stadt zu seinen Füßen, weiterhin bespült die Mosel seine Basis. Der Festungsbau hat diese Stellen zugänglich gemacht, bis zu dem J. 1816 befanden sie sich in dem Zustand der widerwärtigsten Verwilderung; verkrüppeltes Holz bedeckte die Abhänge und große Strecken waren mit weißer, gelber, grüner, zu aller Production untüchtigen Thonerde überzogen, hin und wieder sprudelte eine Quelle, gelb oder blau gefärbt durch das nächste Thonlager. Heutzutage ersetzen die Stelle des Chaos die schönsten Baumpflanzungen, wechselnd mit reichen Saatfeldern. Doch, wie erquicklich dieser Anblick in der schönen Jahreszeit, die Pracht erreicht er von weitem nicht, in welche ein Winternebel, gesehen von der gewöhnlich offenen und hellen Höhe, die Landschaft in der Tiefe kleidet. Rhein und Mosel vereinigen sich dann zu einem unermeßlichen See, den von der einen Seite die Zinnen des Rheingebirges begrenzen, während die Abhänge der Karthause in den Fluthen untertauchen. Ein Abschnitt des Glaciswegs, die Hohe Minne, muß absonderlich besprochen werden, weil er einem der Edelbürger-Geschlechter von Coblenz den Namen gab, auch in der Bestimmung des Namens für jene Localität ein wahrer Kennerblick sich verräth. Die Hohe Minne, der Schluß der gegen Osten gekehrten Abtheilung des Glacisweges, als welcher von dort an gegen Süden sich

wendet, reicht von dem Pulvermagazin bis zu dem nach Moselweiß hinabführenden Pfade; sie beherrscht keinen großartigen Prospect, der geeignet den schlichten Menschen an seine Armseligkeit zu erinnern, aber es gestaltet sich der sanfte Abhang zu einer Landschaft, lachend und freundlich, wie die Phantasie sie erdenken mag, fern von jeder unheimlichen Beklemmung, weil der Wanderer nicht über ihr, sondern inmitten des reizenden Bildes sich befindet und darin seine Stelle einnimmt.

Die der Mosel zugekehrte vollends zum Exercierplatz hinanführende Seite des Glacisweges bietet nicht minder die reichsten Aussichten, deren anziehendste jedoch das Dörflein Bisholder, auf dem jenseitigen Moselufer, gewährt. Höchst pittoresk, beinahe bis zu des Berges Gipfel, über den Kirschenwald, von dem das reiche Güls umschlungen, sich erhebend, bereitet das Oertchen eine anhaltende Reihe von optischen Täuschungen, von Phantasmagorien: bald wähnt man mit ausgestrecktem Arm die nächsten Häuser erreichen zu können, bald wiederum ist das ganze Dorf in weiter Nebelferne verschwunden. Auch in anderer Beziehung mag Bisholder als eine Merkwürdigkeit gelten. Von der Familie von Eltz als luxemburgsches Lehen besessen, war das Oertchen den trierischen Nachbaren so wildfremd, daß jemanden nach Bisholder schicken, einer Anweisung auf den Mond gleichgelten konnte. Viele, die Meisten hielten den Namen, keltischer Formation, wie beinahe alle Ortsnamen in dem Rhein- und Mosellande, für eine Erdichtung. Das hat sich allerdings mit der lebhaftern Communication geändert, und mag ich wohl der letzte sein, von der ausgestorbenen Bedeutung von Bisholder eine Erinnerung zu bewahren.

Der Exercierplatz; der Jervespfad.

Erreicht ist endlich der Exercierplatz, eine Heide ohne Aussicht, dergleichen lediglich des Plateaus Rand, dem Rhein oder der Mosel zu, gewähret. Besagtes Plateau wird durch die Weißer Hohl, den holprichten Fuhrweg, mit dem Dorfe Moselweiß verbunden.

Höchst anmuthig bleibt, auch von hier aus gesehen, das Moselthal, so besonders verschönert durch das romantische und ausgedehnte Güls auf dem nördlichen Ufer, mit seiner üppigen in Terrassen aufsteigenden Markung, mit seinem Wald von Kirschbäumen, mit seiner schönen Kirche, von Lassaulx das Meisterwerk. Gleich oberhalb Güls gewahret man bei stillem Wetter, deutlicher wie auf irgend einer andern Stelle, in dem Strome das Zervespfädchen, den manichfaltig gewundenen, von dem einen zum andern Ufer reichenden Silberstreifen, den die Sage als die Straße heiligt, über welche der h. Servatius, der Grundherr zu Güls und nachmalige Bischof der Tungrer, trockenen Fußes das Strombett zu durchwandeln gewohnt. Ueberhaupt haften an der Oertlichkeit so viele Züge aus des h. Servatius häuslichem Leben, daß es im mindesten nicht unwahrscheinlich, er habe in Güls, der uralten römischen Ansiedelung, das Licht der Welt erblickt, während es von der andern Seite gewiß, daß er einem vornehmen Geschlechte angehörte. Als der Tungrer Bischof erscheint er 346, auf dem Concilium zu Cöln, wo er in Gesellschaft von dreizehn andern Bischöfen zu Gerichte saß über den dasigen, der Irrlehre angeklagten Bischof. „Ich bin nicht der Meinung", dahin sprach Servatius sich aus, „daß einer christlichen Gemeinde Oberhirt zu sein würdig der Gotteslästerer, der Christi Gottheit läugnet." Auch auf dem Concilium zu Rimini, 359, wirkte der Bischof der Tungrer als einer der eifrigsten Gegner der Arianer, wiewohl er doch endlich, dem Gewebe von List und Trug erliegend, und in der frommen Absicht, den Frieden der Kirche herzustellen, der von Valens und Ursacius angegebenen Formel beitrat. Dem h. Hilarius, dem Bischof der Pictaver, war es vorbehalten, das trügerische Gewebe zu zerreißen, den bethörten Freunden die Geheimnisse des ihnen aufgedrungenen *juste-milieu* zu offenbaren, daß sie den Irrthum bereuen und bessern konnten. Das augenblickliche Straucheln abgerechnet, bleibt Servatius ein Bischof von der ausgezeichnetesten Heiligkeit, in Gebet und Fasten, in Thränen und in Tugend groß. Zum Abend seines Lebens gelangt, schaute er im Geiste die Drangsale der Verheerung, welche das unbeschützte Gallien

von den wilden Heiden, von den Hunnen erleiden würde, und sie abzuwenden von seinem Sprengel, verdoppelte er seiner Liebeswerke Maas. Wiederum belehrt, daß des Volkes Sünden der Erreichung seiner frommen Absicht ein unübersteigliches Hinderniß, trat er im vorgerückten Alter eine Bittfahrt nach Rom an, hoffend, vor den Gräbern der Apostel ihre Fürsprache zu erlangen, und also mit vereinten Kräften die Bürde zu erheben, die seinen alleinigen Kräften unangemessen. Zur Weltstadt gelangt, flehte er zu dem Fürsten der Apostel, unablässig, unter Thränen, in der Fasten Strenge beinahe die Anachoreten der Wüste überbietend. Da vernahm er, nach langen in der Trauer hingebrachten Tagen, des Apostels Bescheid: „Warum, o heiliger Mann, beunruhigst du mich? Unwiderruflich hat der Herr es ausgesprochen, daß die Hunnen Gallien überziehen, in der unwiderstehlichen Gewalt einer bisher unerhörten Verwüstung entvölkern sollen. Doch nimm Rath von mir, spute dich, auf daß du dein Haus bestellen, deine Grablegung anordnen, dem Treiben der Welt absagen mögest. Denn vom Leibe wird deine Seele scheiden, nicht schauen sollst du die Greuel, in Gallien durch die Hunnen zu verüben.“ Ohne Säumen hat hierauf Servatius den Rückweg angetreten, nach Tongern gelangt, ließ er in Eile anfertigen, nach Maastricht abführen, was zu seinem Begräbniß erforderlich, dann sagte er Lebewohl seinen Priestern und dem ganzen Volke, ihnen eröffnend, daß nimmermehr sie sein Antlitz schauen würden. In Trauer, unter schmerzlichen Thränen, folgte ihm eine ganze Bevölkerung: „verlasse uns nicht, heiliger Vater, vergesse unser nicht, du guter Hirte“, riefen tausend Stimmen ihm nach, und den Segen ertheilte er, als eine letzte Erwiderung, den Betrübten. Zu Maastricht kaum eingetroffen, wurde er von einem leichten Fieber ergriffen, und den zweiten Pfingsttag, 13. Mai 384, hörte er auf, sterblich zu sein. Neben der Heerstraße wurde die Ruhestätte ihm angewiesen. Darüber hat Monulfus, einer der Nachfolger des h. Servatius, eine stattliche Kirche erbauet, welche unter den vielen Stiftskirchen Ripuariens beinahe die vornehmste und berühmteste geworden ist. Denn es haben sich an des h. Servatius Grabe Wunder ohne

Zahl ereignet, deren langes Verzeichniß vom 5. zum 18. Jahrhundert reichet. Einige derselben mitzutheilen, kann ich mir nicht versagen.

Giselbert, der Herzog von Lothringen, hatte, in der Unordnung der Zeiten des h. Servatius Abtei oder Stift, als eine Commende gleichsam, sich angeeignet. Einstens, da seine Gemahlin den Schatz der Kirche durchmusterte, fiel ihr auf ein seidenes Gewand von dem kostbarsten Gewebe; das nahm sie zu sich, und ließ es durch den Hofschneider zu einer eleganten Robe nach den Anforderungen der neuesten Mode verarbeiten. Mit der Robe, mit Perlen und Demant geschmückt, in dem Vorgenusse der hehren Bewunderung, welche die zur Feier des St. Servatiusfestes in der Stiftskirche versammelten Gläubigen ihr zollen würden, trat sie zum Altar, um alsbald, wie sehr sie auch schwelgte in der Eitelkeit Genüssen, in tiefe Betäubung zu versinken. Plötzlich fuhr sie aus dem Schlafe auf, zu dreimalen mit lauter Stimme rufend: „verschone, verschone deiner Magd, verschone meiner, Servatius, du erhabener Vater." Von seinem Thron herab sprang Herzog Giselbert, der Träumerin beizustehen, und in zärtlicher Besorgniß sie um die Veranlassung solchen Auftrittes zu befragen. „Ach", sprach Frau Gerbergis, die nachmalige Königin von Frankreich, „ach, wie ist mir geschehen. Kaum hatte ich Platz genommen, und centnerschwer fiel der Schlaf auf meine Augen; ich sah den h. Servatius, auf goldnem Throne vor diesem Altar sitzend, umgeben von einer Schar der ehrwürdigsten Männer. Zu seinen Füßen wollte ich mich niederwerfen, aber eine schreckliche Gestalt erfaßte mich bei den Haaren, schleifte mich zur Seite, und Geiselhiebe trafen als ein Hagel auf meinen Rücken, auf meine Schultern, unter der Geisel würde ich das Leben gelassen haben, hätte nicht der Heilige, von Mitleiden ergriffen, eine Hand des Friedens gegen mich ausgestreckt. Und, was mir viel schrecklicher noch, als die Todesnoth, das Ungethüm hatte schon angefangen, mir die Kleider vom Leibe zu reißen, und wollte mich gänzlich entblößen, zur Strafe sicherlich, daß ich diesen Seidenstoff aus dem Kirchenschatze entnahm. O welche Verrücktheit, Hand zu legen an Christi Eigenthum." Die Anwesenden alle staunten, und lob-

ten den Herren, der auch das Verborgenste durchschauet, Giselbert aber, die Schuld des putzsüchtigen Weibes zu büßen, brachte reiche Geschenke dem h. Servatius dar.

Des Heiligen Erbgut, Güls, war durch seinen letzten Willen der Kirche von Maastricht Eigenthum geworden, ein Umstand, dem die Weintrinker der vorigen Zeit manchen Genuß verdanken sollten. Der Ort erhielt nämlich, durch eine Gunst der niederländischen Herrschaft, den Vorzug des Bönnischen Hofmaases, einen Schoppen demnach, der den landüblichen beinahe um die Hälfte übertrifft. In Güls besaß seitdem besagte Kirche die herrlichsten Weingärten, mit ihren goldenen Früchten häufig der Gegenstand fremder Begehrlichkeit. Die Dorfjugend insbesondere scharte sich einstens zu einem regelmäßigen Angriff auf das lockende Eigenthum; mit Winzermessern bewaffneten sich die einen, Körbe, darin den Raub zu bergen, schleppten zur Stelle die andern, und die ganze Thätigkeit einer Plünderung entfalteten sie alle zusammen, wie urplötzlich ein Greis, leuchtender, denn die Sonne, unter sie trat: „Wer heißt Euch Jungen," sprach die Erscheinung, „in meinen Weinberg einbrechen? Schwer sollte ich dergleichen Verwegenheit züchtigen, so ich nicht eure Jugend berücksichtigte. Doch mögt Ihr, zur heilsamen Erinnerung, hier warten, bis dahin die Eltern Euch suchen kommen." Damit war die Gestalt verschwunden, die Buben erstarrten aber augenblicklich, jeder in der eben eingenommenen Stellung, daß sie alle zusammen dem Weibe Loths oder steinernen Bildern vergleichbar. Längst schon war der Abendstern aufgegangen, und in vielen Hütten vermißte man die Knaben: sie aufzusuchen, begaben die bekümmerten Eltern sich auf den Weg, aber nicht sobald gelangten sie zu dem Schauplatz des Entsetzens. Aus der Stellung, in welcher ein jeder der einzelnen Näscher betroffen wurde, ließ der erste Theil der Tragödie sich erkennen, den Schlußact berichteten die Büßer. Wer vermöchte es, den Ausdruck des staunenden Entsetzens, das Klagegeschrei der Mütter wiederzugeben! Bis in die Nacht wurde das Besprechen des unerhörten Falles, das Deliberiren fortgesetzt, dann endlich das einzige Mittel der Abhülfe gefunden. Zu andächtigem Gebet vereinigten sich Näscher, Eltern und Nach-

baren, zugleich eine Wallfahrt nach Maastricht zum Grabe des beleidigten Heiligen gelobend, und wunderbar gebunden, wurden wunderbar die Sünder gelöset. Es haben diese hierauf ohne Säumen die gelobte Wallfahrt angetreten, zwei und zwei an einander gekoppelt, und vor der Grabstätte des versöhnten Schutzheiligen dem Höchsten ihr Dankopfer dargebracht. „Zu der gleichen Hut," so schließet der Berichterstatter, „wollest du, o getreuer Wächter bei Nacht, gütiger Servatius, deine Diener in allen Stunden und Augenblicken dir anbefohlen sein lassen!"

Während auf Ableben K. Heinrichs III. verschiedene Große, die Erzbischöfe Anno von Cöln und Eberhard von Trier, Herzog Gottfried von Lothringen und Pfalzgraf Heinrich in Andernach die Angelegenheiten des verwaiseten Reiches beriethen, trat vor sie eine Deputation aus Güls, Klage zu führen gegen des Ortes Vogt, der nicht nur des Eigenthumes der Maastrichter Herren sich angemaßt hatte, sondern auch den härtesten Druck gegen die armen Leute übte. Tröstlichen Bescheid empfingen die Sachwalter der mishandelten Gemeinde, aber in harten Worten verwies in der nächsten Stunde der Vogt ihnen das verwegene Beginnen, unter der Bedrohung, viel ärger denn zuvor ihnen mitzuspielen, sobald die Fürsten den Rücken gewendet haben würden. Dazu sollte es aber nicht kommen. Der Fürsten einer führte in seinem Gefolge einen Bären, der, obgleich gezähmt, nie von der Kette kam. Viel wurde das Thier bewundert, von dem übermüthigen Vogt namentlich, dem aber schlecht die Bewunderung bekommen ist. Denn der Bär, Ketten und Riemen als Glasfäden brechend, warf sich auf ihn, riß ihm die Eingeweide aus dem Leibe, und kehrte dann, schmeichelnd und unterwürfig zu seinem Wärter zurück. Es vernahmen die Fürsten das Ereigniß, es staunten die Völker, es kehrten getröstet und erfreuet, ob ihrer Erlösung aus des Tyrannen Gewalt, des h. Servatius Leute nach Hause zurück. Ein neuer Vogt wurde ihnen von dem Pfalzgrafen gesetzt, ein Jüngling, vornehmem Geschlechte angehörig, der aber, ein Lamm in den ersten Zeiten, allmälig schlimm, endlich der schlimmste geworden ist. Ob des erneuerten Leides erhob sich erneuertes Jammergeschrei, und als nach Verlauf von drei Jahren abermals

in Andernach die Fürsten tagten, entsendeten dahin die Gülser ihre Abgeordnete, beladen mit den Klagen der trauernden Gemeinde. Aber indem Wichtigeres durch jene Großen zu verhandeln, haben sie das Gehör den armen Bauern versagt. Getäuscht in ihren Hoffnungen, traurigen Sinnes, trieb sich des h. Servatius Familie an dem Rheinufer herum. Da erblickte sie der Vogt, und in frevelhaften Worten sprach der Uebermüthige seinen Unwillen gegen die Betrübten aus: „Sehet doch diese Thoren, diese Müssiggänger, die sich beigehen lassen, dem Hoflager der Magnaten einzudringen, um der Fürsten Ohren mit Klagen, die gegen mich gerichtet, zu belästigen; ich weiß jedoch worauf sie bauen, in ihren Servatius setzen sie ein läppisches Vertrauen. War dieser Servatius nicht ein Mensch, wie andere auch!" Und damit bestieg er sein Roß, das schnaubend, schäumend, sich bäumend gar wohl zu seines Herren Art zu passen schien. Sporn und Hand gab der Vogt dem unbändigen Gaul zu fühlen, der aber in gesteigerter Wuth sich überschlug und also einen plötzlichen, doch qualvollen Tod dem Reiter bereitete. In seiner Vögte Fußtapfen tretend, hat auch Heinrich, der Pfalzgraf, den Zorn des h. Patrons von Güls herausgefordert. Der Wahnsinn, der plötzlich über ihn kam, und in dessen Anfalle er die auf der Burg zu Cochem an seiner Seite ruhende, liebende und geliebte Gemahlin erschlug, 4. Mai 1061, soll die Strafe eines an der Familie des h. Servatius begangenen Unrechtes gewesen sein.

Sattsam ergibt sich aus dem Gesagten die Veranlassung der ungewöhnlichen Verehrung, so St. Servatius von jeher in allen Gauen des großen Lotharingens empfangen hat; dazu fällt auf seinen Ehrentag, 13. Mai, der große Sieg, von Karl Martel in den Gefilden von Tours über die Saracenen erfochten. Schwerlich wird, wenn die Bevölkerung von Coblenz ausziehet, der Kirmeß oder vielmehr dem Patrocinium in Güls beizuwohnen, unter den Vielen einer sich finden, dem es gewärtig, daß er zugleich das Jahrgedächtniß des großen Tages feiere, durch welchen Europa der Schmach, dem Unglück, die Beute der Agarener, der Maranen zu werden, entging. Von den Ufern der Mosel und der Maas hat sich über das ganze nördliche Deutschland der Dienst des h. Serva-

tius verbreitet. Die Königin Mathilde (14. März), die Gemahlin Heinrichs I. weilte gern in Coblenz, wie sie denn ungezweifelt eine Person mit jener Mechthilde, der angeblichen Freundin der Mutter Constantins, der Kaiserin Helena, als welcher Mechthilde die Legende die Stiftung der dasigen Florinskirche zuschreibt. Aber nicht nur in Coblenz hat die Königin Mathilde dem Herren gedient, durch eine fromme Stiftung ihr Andenken verewigt; Quedlinburg, das jungfräuliche Stift verdankt ihr seinen Ursprung, und zu dieses Hauses Patron hat sie den h. Servatius erwählt. Von Quedlinburg ist nachmalen des besagten Heiligen Verehrung nach Berlin gekommen: er ist sogar, wenn ich nicht irre, der Schutzheilige von Berlin geworden, ein Umstand, der sattsam die Correction erklärt, so einstens K. Friedrich II. in seiner Orangerie empfing, als er den Einfluß des Heiligen auf die drei verhängnißvollen Maitage verkennen wollte. Sonderbarer Weise trifft in hiesiger Gegend jedesmal die Blühte des Weißdorns mit jenen kalten Tagen zusammen.

Die Holenburg; das Schwarze Bildchen.

Unweit der Stelle, wo der Burgweg, ein steiler Hohlweg, nicht zu verwechseln mit der Moselweißer Hohl, hinabführt nach Moselweiß und zur Mosel, stand in alten Zeiten, bestimmt, den Eingang dieses Pfades zu bewahren, eine Burg, deren Geschichte leider vollständig unterging. Lediglich Vermuthung ist es, daß von ihr das ritterliche Geschlecht der Hole von Weiß seinen Namen entlehnt haben könnte. Walter genannt Hole, Wepeling von Weiß, reversirte sich am 23. Dec. 1350 um ein Burglehen zu Coblenz, Christian Hole, Wepeling, des Ritters Hermann des Holen Sohn, überließ 1360, uff St. Peter und Pauls Tag, seinen Hof, gelegen auf dem Berge bei Weiß, tauschweise an die Karthause. Von dem an wird die Holenburg vollends zu Verfall gerathen sein. Von ihrem Mauerwerk ist auch die letzte Spur verschwunden, doch könnten einige Vertiefungen um die in der neuesten Zeit zu einem Belvedere eingerichtete Rabenlei Reste

des Burggrabens sein, gleichwie auch die Beschaffenheit der Oberfläche der Rabenlei deutlich zu erkennen gibt, daß sie einst Gebäude, einen Thurm vielleicht trug. Unvergleichlich ist die Aussicht, welche dieser Punkt beherrscht.

Einige hundert Schritte von der Rabenlei und von des Berges Rande abgelegen, unfern einer den Uebungen der Pioniere dienenden Schanze, in dem Umfange des vormaligen Burgfriedens, stand das sogenannte Schwarze Bildchen, ein Kirchlein zu Ehren unserer lieben Frauen gewidmet; das Antlitz von der Gebenedeiten Bild über dem Altar war schwarz gefärbt, nach dem Styl der griechischen und russischen Kirche. Fleißig wurde das Gnadenbild von Betern besucht, alljährlich, um Marien-Heimsuchung ging auch dahin, durch das Laubachthal von den Franciscanern aus Coblenz geführt, eine Procession, der Sage nach zur Erinnerung an die wundersame Errettung einer vornehmen Familie, die in den tobenden Sturm eines zügellosen Heeres verschlagen, innerhalb der schwachen Mauern des Kirchleins einen Port des Heils gefunden hatte.

Es begab sich, so berichtet ein Zeitgenosse, daß am Mittwoch 28. Juni 1632 die Frau von Roben, geborne von Botzheim, in Begleitung von drei Töchtern, dem Hausgeistlichen, P. Marianus, den Kammerfrauen und zweien Dienern, von Claussen, als woselbsten sie eine Wallfahrt verrichtet hatte, zu Wasser heimkehrte, und weil der Abend ungemein schön, hat die Gesellschaft für gut gefunden, vor Ley den gedeckten Nachen anlegen zu lassen, in der Absicht, den übrigen Weg bis Coblenz zu Fuß zurückzulegen. Der Berg war erstiegen, und den Wald hatten die Bittfahrer hinter sich, als von der andern Seite des Berges her ein Schäferjunge gelaufen kam, was er laufen konnte, das Bild des Schreckens in allen seinen Zügen. Wie groß aber die Eile, welcher bis dahin der Junge beflissen gewesen, einen kleinen Aufenthalt zu machen, als die Gesellschaft erreicht, hat er sich nicht verdrießen lassen. „Seid Ihr dann vom bösen Feind besessen?“ sprach der Junge, „oder wollt Ihr, daß sie Euch thun, wie meinen Schafen?“ — „Was ist deinen Schafen geschehen, und von wem redest du?“ -- „Von den Schweden, von denen

der ganze Berg voll ist, sie kommen von Waldesch her.“ So verhielt es sich in der That, des General Horn Armee befand sich im Anzug. „Was anfangen?“ fragte im Ausdruck der bittersten Verzweiflung die Mutter. „Umkehren“, meinte der Pater, „nach Weiß hinab“, rieth die Zofe. „Da kommt Ihr eben recht“, sprach der Schäfer, „die mir die Hämmel abnahmen, müssen schon in der Hohl sein.“ Gleich unthunlich ergab sich das Umkehren, denn gerade in dem Augenblick erhob sich in jener Richtung ein Höllenlärm. „Fort, fort!“ rief der Schäfer, und auf das Neue lief er, und die Gesellschaft hinter ihm her, dem Schwarzen Bildchen zu.

Nur angelehnt fanden sie glücklicherweise die Thüre, in dem Kirchlein drängten sich die Flüchtlinge zusammen, nachdem sie, so gut das mittels herangezogener Bänke und eines Beichtstuhles gehen wollte, den Eingang verrammelt hatten. Darüber ist näher und näher jener Lärm gekommen, ein unübersehbarer Zug von Fuhrwerk an der Spitze. Geraume Zeit hielt er vor dem Kirchlein, dann setzte er sich wiederum in Bewegung, und es folgte abwechselnd Infanterie und Cavalerie, bald in langen ununterbrochenen Zügen, bald in kürzern Abtheilungen. Es erstarb in der Ferne der Trommeln oder Trompeten Lärm, und es trat für einige Minuten unheimliche Stille ein, bis die fürchterliche Trommel oder die kreischende Trompete die Annäherung frischer Banden verkündigte. Es schien auch all den vorüberbrausenden Scharen das Kirchlein eine Zielscheibe, Schüsse ohne Zahl schlugen in die Fenster ein, ohne doch Jemanden zu treffen, denn betend oder verzweifelnd lag die ganze Gesellschaft ausgestreckt auf dem Boden. Und so währte es den größten Theil der Nacht hindurch, mehre Fenster wurden auch von Außen eingeschlagen, einzusteigen fiel aber keinem der Unholde ein und ganz unangefochten blieb die Thüre.

Wie namenlos aller in dem Kirchlein Geborgenen, und zumal der Mutter Entsetzen, als für welche mit jedem Augenblick das Schrecklichste zu erwarten, so kam doch nach den vielen Stunden der Marter etwas wie Schlaf auf der Frau von Roben müde Glieder. „Ich war allein geblieben in der Kirche während mei-

ner Verzückung," so hat sie der Tochter Margaretha in das Gebetbuch geschrieben, „und betete mit einer Inbrunst, dergleichen ich nicht sobald wachend empfunden. Und eine Hand berührte meine Schulter, ich drehte den Kopf herum, und die heilige Mutter Gottes, des schönsten und freundlichsten, nicht aber schwarzen Angesichtes, stand vor mir. Du hast mich gerufen, sprach die Königin der Engel, hier bin ich. Darum sollst du dich nicht fürchten, nur paß auf, wenn der erste Sonnenstral in mein Haus fallet, draußen abermals die Trompete schmettert. Die ruft dich: tritt unverzagt vor die Reiter, und vor den finstern Rittersmann, der das Geschwader schließet, und sag ihm, wie daß seine Königin ihm aufgebe, dich und die deinigen in Sicherheit zu bringen." Mit diesen Worten verschwand das tröstliche Bild, aus dem Schlummer der Betäubung erwachte die Frau von Roben, und eben spielte ein Sonnenstral auf dem Altar, ertönte draußen die Weise von:

„Ein feste Burg ist unser Gott, Ein gute Wehr und Waffen."

Die Worte hatte die bedrängte Mutter in ihren Kinderjahren häufig gehört, unwillkürlich fügte sie in ihrem Innern den zweiten Vers hinzu:

„Er hilft uns frei aus aller Noth, Die uns jetzt hat betroffen;"

daß sie in diesem Vers absonderlich eine Zuversicht gefunden, hat sie häufig nachmalen als eine Sünde beklagt. „Fort, Platz, laßt mich heraus!" schrie für jetzt die Frau in der höchsten Aufregung, indessen ihre Begleiter vergeblich sich bemühten, sie zurückzuhalten, zum Schweigen sie zu bringen.

Riesenkraft in ihrem Glauben findend, riß das schwache Weib den Beichtstuhl von der Thüre, diese wich der Gewalt, aber ein drittes Hinderniß bot sich dar. Ein Pulverkarren, zur Seite und gegen die Thüre geworfen, von wegen des gebrochenen Vorderrades, hatte die ganze Nacht hindurch den Eingang der Kirche beschützt, und konnte auch jetzt, am lichten Tage, nur mit einiger Anstrengung von der Frau von Roben überstiegen werden. Auf sie nicht achtend, und von ihr nicht beachtet, zogen truppweise die schwarzen Reiter vorüber, zuletzt kam auch der finstere Rittersmann, und wie ihr befohlen, doch

zur Erde gebeugt die Kniee, hat ihn angesprochen die Seherin. Und als er seiner Königin Befehl vernommen, warf er in Hast sich vom Gaule, freundlich wurde die finstere Miene, und nach mehren Fragen und Antworten verlangte er auch die in der Kirche Zurückgelassenen zu sehen. Da kamen auf der Mutter Ruf, eine nach der andern, zitternd und zagend, die drei Töchter, es folgte die übrige Begleitung, zuletzt der Schäferjunge, denen allen Muth einzusprechen, der Schwede nicht unterließ. Wie schließlich die Frau von Roben den Wunsch äußerte, hinabzusteigen zum Moselthal, um in Ley die Fähre zu suchen, war der Rittersmann sogleich bereit, für eine gute Strecke ihr das Geleite zu geben. Alle zusammen begaben sich auf den Weg, als der Eingang des in die Tiefe führenden Pfades erreicht, stellte der Schwede daselbst die sechs Reiter auf, die er absitzen lassen, daß sie ihm *Ala* machten, er selbst führte die Frau von Roben bis zu dem Ausgange des Gebüsches, wo die Weinberge anheben; hier machte er einen beweglichen Abschied, ohne jedoch die Stelle zu verlassen, bis er seine Schützlinge wohlbehalten in der Tiefe ankommen sehen, worauf er seine beiden Pistolen gelöset und im Gebüsche verschwunden. Daß er Hans von Waldow heiße, des Herkommens aus Pommerland, Obrister in des großen Gustavus Diensten, hat unterwegs die Frau von Roben ihm abgefragt, und scheint auf diese einzige Frage ihr Interesse für den großmüthigen Beschützer sich beschränkt zu haben. Auch für den Schäferjungen, das andere Werkzeug ihrer Rettung, that sie das Mindeste nicht, wie ich Gelegenheit fand, dessen in dem Hausarchiv mich zu überzeugen. Dieses Archiv, einen reichen Schatz von Urkunden und Scripturen, hatte für längere Zeit der letzte Erbe, der königlich spanische Maréchal-de-camp, Marques de Roben mir anvertraut. Das Kirchlein hingegen hat Frau von Roben, zu frommer Gedächtniß des darin Erlebten von Grund auf neu erbauen lassen, und ist es von dem an ein sehr besuchter Wallfahrtort geblieben, so daß es, noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in der durch Paulus Spurz aus Moselweiß ihm gegebenen neuen Gestalt, nicht eben zu Unrecht den Namen Klein-Maria-Einsiedlen empfing.

Der Zudrang der Beter hatte noch keineswegs abgenommen, als im J. 1794 das Regiment Ansbach Quartier in Moselweiß bezog, theilweise auch bei den auf dem Berge errichteten Verschanzungen bivouaquirte. Der Feind wollte sich nicht blicken lassen, und einige Mannschaften, von Langeweile geplagt oder von Muthwillen geleitet, brachen dem Kirchlein ein, und übergaben das Gnadenbild den Flammen. Es folgten diesen Ikonoklasten andere, ungleich wildere Scharen, die Stelle blieb geraume Zeit dem Muthigsten unzugänglich, und das Schwarze Bildchen kam zu Vergessenheit, zu Verfall, der so vollständig, daß heute kein Stein mehr von Klein-Maria-Einsiedlen zu sehen.

Das Regiment Ansbach war 1792 der preussischen Armee einverleibt worden, nachdem der letzte Markgraf seine Staaten Ansbach und Baireuth an Preussen abgetreten, auch die als Allod von ihm besessene Grafschaft Sayn-Altenkirchen, von der das in unserer Nähe belegene Bendorf ein Pertinenzstück, für seine Lebzeit unter preussische Verwaltung gegeben hatte. Nach seinem Tode sollte Altenkirchen dem Hause Hannover zufallen. Einzig die Liebe hatte den Markgrafen Alexander bestimmen können, im kräftigsten Alter die Regierung niederzulegen. Wittwer seit 18. Febr. 1791 drängte es ihn, und wurde er gedrängt, die Lady Craven, geborne Berkeley, zu heurathen. Er hatte auf einer seiner Reisen durch Italien die Bekanntschaft der berühmten Touristin gemacht, und sie es nicht unter ihrer Würde gefunden, den Fürsten durch einen Besuch in Ansbach zu beglücken. Da herrschte seit 17 Jahren die Schauspielerin Clairon, aber wie fest auch ihre Herrschaft über den Hof und den Markgrafen begründet, sie mußte dem aufgehenden Gestirne weichen. Der bisher nur auf einen lebhaften Briefwechsel sich beschränkende Liebeshandel des Fürsten mit der Lady erwuchs zu einer gewaltigen, wenn auch, wie man versichert, von der einen Seite höchst unschuldigen Leidenschaft.

Mit dem Fürstenmantel sich zu bekleiden, wurde der Lady ernstliches Streben, und vorläufig das eine ihren Wünschen feindliche Hinderniß zu beseitigen, ließ sie ihrem Gemahl, dem Lord Craven, dem sie sieben Kinder geboren hatte, Vorschläge zu ei-

ner Trennung zukommen. Der Lord mochte vorlängst um die häufigen Abwesenheiten seiner Hälfte sich getröstet haben, zumal nachdem er in einem Wirthshause Gelegenheit gefunden, sich die verlassene Geliebte eines Officiers zuzulegen, aber den Anträgen seiner Lady setzte er unerwartete Zähigkeit entgegen, bis der Markgraf selbst, durch eigenhändiges Schreiben, ihm, der eben in Constantinopel weilte, 50,000 Pf. Sterl. bot, falls er die Auflösung seiner Ehe sich gefallen lasse. Das ließ Craven ihn nicht wiederholen, umgehend, aber keineswegs in der Weise, deren man in Ansbach sich versehen, erwiederte Se. Herrlichkeit: es gereiche ihm zu nicht geringem Erstaunen, daß Durchl. das viele Geld an den Besitz eines durchaus werthlosen Gegenstandes zu wenden geneigt seien. Von dergleichen Verkehrtheit Gebrauch zu machen, gezieme sich nicht für ihn; willig und ohne Entgeld gebe er hiermit seine Rechte zu dem fraglichen Gegenstande auf. Die Ehescheidung wurde sofort eingeleitet, vielleicht auch ausgesprochen, was jedoch ungezweifelt überflüssig, nachdem Craven am 26. Sept. 1791 sein Leben beschloß.

Einige Monate früher war ein zweites Hinderniß durch das größte Opfer, so der Markgraf zu bringen vermögend, beseitigt worden. Für die projectirte Misheurath mußte er die Einwilligung des Königs von Preussen, als des Regierers des brandenburgschen Hauses haben. Ihrer sich zu versichern, verzichtete er in dem Vertrage vom 1. Juni 1791 seinen sämtlichen Landen, lediglich eine Pension von 300,000 fl., darunter 33,510 fl. 51¾ Kr. wegen Sayn-Altenkirchen, sich vorbehaltend. Zu Lissabon, 30. Oct. 1791 wurde ihm hierauf die Wittwe Craven angetrauet, und nahm er seinen bleibenden Sitz in England, wo er der Familie Craven Landhaus zu Hammersmith, bei London, von ihm zu dem Feensitze Brandebourg-house umgeschaffen, erkauft hatte. Er starb zu Benham in Berkshire, 5. Januar 1806, seine Wittwe zu Neapel, 13. Januar 1828. Man nannte sie die Prinzessin Berkeley, nachdem sie im Juli 1801 in den Fürstenstand erhoben worden. Geboren im Dec. 1750, Mutter von sieben Kindern, schlampicht und schmutzig, hatte sie vornehmlich durch ihren angenehmen Verkehr, durch geistreiche Unter-

haltung, durch ihre Meisterschaft in mimischen Darstellungen den Markgrafen bezaubert. Sie schrieb englisch, französisch, deutsch mit Leichtigkeit und Eleganz, wie sich aus ihren Gedichten, Romanen und Schauspielen darthun läßt. Ihre dramatischen Schöpfungen finden sich vereinigt in dem *Nouveau théâtre d'Anspach et de Triesdorf, Anspach* 1789, 2 Bde., in Ansbach oder Triesdorf sind auch alle ihre Dichtstücke zur Aufführung gekommen. Das gesamte Hofpersonal mußte sich dabei betheiligen, und wehe dem ungeschickten oder vergeßlichen Schauspieler: *„vous êtes une bête“* war der mildeste Ausdruck, dessen die hohe Directrice in solchen Fällen gegen die alten Cavaliere sich zu bedienen pflegte, und der vielleicht nicht ganz unangemessen der genuinen Nachkommenschaft jener von der Prinzessin Sophie Wilhelmine so meisterhaft gezeichneten Geschlechter.

Der Frau von Roben, nochmals auf sie zurückzukommen, vollständige Unwissenheit um das Ungewitter, so über ihre Vaterstadt heraufgezogen, darf bei der Schwierigkeit der Communicationen, bei dem Mangel an Zeitungen nicht befremden, erinnere ich mich doch aus meinen Jugendjahren einer vollkommen ähnlichen Naivetät von Seiten eines ganzen Collegiums, worin die berühmtesten Legisten des damaligen Coblenz vereinigt. Der Bürger Peter Bourbotte, unlängst noch der Schrecken der Vendée, hätte eigentlich zwar, wie die Schuld, so die Strafe des Dictators Robespierre theilen sollen, es beliebte aber seinen Collegen vom Convent ihm eine bannale Redensart jener Zeit, *„que le casque du guerrier avait couvert chez lui la turpitude du bonnet rouge,“* zu appliciren, und des Mannes Antecedentien wurden nicht weiter beleuchtet, vielmehr die unter den Umständen hochwichtige Mission bei der Moselarmee ihm anvertraut. Guillotiniren und füsilliren war freilich nicht mehr an der Tagesordnung, aber reichlichen Ersatz für die ihm untersagte Lieblingsbeschäftigung wußte er in der unsinnigsten, in der drückendsten Behandlung der von den Armeen der Republik überschwemmten Lande zu finden.

Der Stadt Coblenz namentlich legte Bourbotte die anderweitig besprochene unermeßliche, ihre Kräfte durchaus übersteigende

Brandschatzung auf, der zwar zu genügen, die zitternde Bevölkerung das Unglaubliche, das Unmögliche leistete. Gleichwohl blieb, als der Proconsul die Armee verließ, wohl die volle Hälfte rückständig, und davon den Nachlaß zu suchen, sollte eine Deputation der Bürgerschaft dem Herde aller Uebel zuwandern. Diese Deputirten zu ermitteln, wurde eine Art von Volkswahl beliebt. Es sind dergleichen Wahlen die Momente, in welchen das Volk in vollendeter Mündigkeit, in seiner ganzen Größe sich zu entwickeln pflegt. Oft wird der Scharfsinn, in welchem moderne Regierungen für jeden Zweig der öffentlichen Angelegenheiten gerade den Unpassendsten, den Unfähigsten herauszufinden wissen, ein Gegenstand der Bewunderung, aber weit, sehr weit überragen in dieser einen Beziehung Volkswahlen die Misgriffe der Regierungen. In den größten, wie in den kleinsten Wahlvereinen werden die Theilnehmer zuverläßig für denjenigen oder diejenigen sich entscheiden, unter deren Händen das ihnen aufgetragene Geschäft nothwendig verunglücken muß.

Den vier oder fünf Auserkiesenen, gründliche Ulpianer, ging auch die letzte Ahnung der Mittel und Weise, mit Franzosen zu verhandeln, ab, es fehlte ihnen sogar an der hierzu unerläßlichen Sprachkenntniß, und sie beschränkten ihre Thätigkeit auf alltägliche Aufwartung in Bourbottes Vorzimmer, hoffend, durch unübersehbare schriftliche Vorstellungen, durch die Trübsal ihres Mienenspiels, und die demüthige Cadenz ihrer Verbeugungen in einer günstigen Stunde auf den Fürchterlichen wirken zu können. Dem wurde jedoch die tägliche Wiederholung der Anfangs gnädig aufgenommenen Ceremonie zeitig eine Last, und in dem Maase, nach welchem er mehr und mehr in die Genüsse der Flasche sich vertiefte, bezeigte er den beschwerlichen Supplicanten mehr und mehr verletzende Gleichgültigkeit, die letzlich in abstoßende Härte, in empörende Grobheit überging. Seltener machten sich daher die Besuche, es erkannten auch die Deputirten, früher der eine, später der andere, wie all ihr Sollicitiren, ihr Treiben bare nutzlose Verschwendung sei; nach Hause zu gehen, um die schweren Kosten ihres Aufenthaltes den Committenten zu ersparen, fiel aber keinem der Herren ein. Den an seinen Diäten

hängt vor allem, und von Rechtswegen, der Volksvertreter, wie wir das jüngst noch in Frankfurt, Berlin und Erfurt gewahren konnten. Bis zur Hefe den Leidenskelch zu leeren, beschlossen die Coblenzer, zugleich aber auch, so viel wie möglich, ihn vorübergehen zu lassen, das heißt, sie machten nur mehr in seltenen Fällen, mit langen Zwischenräumen dem Manne, der für sie das Schicksal repräsentirte, die Aufwartung. Dazu sollte es wieder einmal am 13. Juni 1795 (4. Messidor III.) kommen. Der Supplicanten Weg führte über den Greveplatz: den hatten dichte Scharen von Neugierigen eingenommen. „Was gilts," hob einer der Coblenzer an, „da wird wieder guillotinirt." — „Ist das nicht gar der Bourbotte?" fragte in furchtsamem Erstaunen der andere. Es war Bourbotte, dessen Erbarmen anzurufen, eben jene Herren in Bewegung: vernichtet, kehrten sie nach ihrer Wohnung zurück. Alle die in den Lauf des jüngst vergangenen Monates zusammengedrängten Ereignisse waren von ihnen unbemerkt geblieben: die Schreckensscenen vom 1. Prairial, des Repräsentanten Féraud Heldentod, eines Boissy d'Anglas bewundernswürdige Fassung, die von den Vorstädtern, im Verein mit den Ueberbleibseln der terroristischen Partei im Convent improvisirte Regierungscommission von vier Mitgliedern, darunter Bourbotte, die gegen die Leiter jenes Aufruhrs erhobene Anklage, Bourbottes und seiner Genossen Translation nach einem Gefängnisse in der Bretagne, ihre Wiederkehr nach Paris, wo sie dem Kriegsgericht verfallen, und selbst der letzte, erschütternde Act dieser tragischen Episode in dem großen Drama, 36 Stunden lang für Paris das Tagesgespräch, waren jenen Coblenzern ein Geheimniß geblieben. Zugleich mit Bourbotte standen vor dem Kriegsgericht Romme, Duquesnoy, Duroy, Soubrany und Goujon, und trugen zwei der Gesellschaft Messer unter den Kleidern verborgen. Die zogen sie während der Verlesung des Urtheils hervor, und tödtlich verwundet, reichte der eine wie der andere dem Nachbarn sein Mordwerkzeug. Die Runde in der Gesellschaft machten die Messer, es starben auf der Stelle Romme, Duquesnoy, Goujon, die drei andern überlebten dem Versuche, um auf der Guillotine ihr Leben auszuhauchen. Bour-

botte kam als der letzte an die Reihe, und wurde seine Agonie durch ein Versehen des Scharfrichters verlängert. Es hatte dieser vergessen, das blutige Beil wiederum in die Höhe zu richten: die hierdurch veranlaßte Zögerung benutzte, angeschnallt dem Hackbrette, der arme Sünder, um zu dem umstehenden Volke mit fester Stimme, in wohl geordneten Phrasen zu sprechen. Lächelnd wurde er von dem Beil getroffen.

Indem unter den Kindern der Menschen die Undankbarkeit die seltenste der Erscheinungen, sehe ich mich, der Sorglosigkeit um die Ereignisse des Tages, wie der vergeßlichen Undankbarkeit der Frau von Roben einen Pendant zu erbringen, genöthigt, bis auf Johann von Joinville, den Seneschalk der Champagne und Geschichtschreiber des h. Ludwigs, zurückzugehen. Dem Moselthal, wo sein Bruder die Herrschaft Montclar bei Saarburg besaß, ist der Mann ohnehin nicht fremd. Die zweite Schlacht am Aschmum Thenah, dem Nilarm, war gewonnen worden, den ersten Freitag in der Fasten des J. 1250; Joinville zwar hatte dem Siege ein theueres Opfer bringen müssen. Sein Oheim, Josserand III. von Brancion starb den Heldentod. In 36 Zweikämpfen hatte er den Preis davon getragen. „An einem Charfreitag", so berichtet der Neffe, „rief er mich und meinen Bruder an. Führt mir doch", sprach er, „euer Volk zu, die Allemannen stürmen zu Chalon den Dom. Wir waren gleich hinter ihm her, griffen mit blanker Waffe die Feinde an, und verjagten sie mit harter Mühe, nach scharfem Gefecht, aus der Kirche. Als die Arbeit vollbracht, warf Herr Josserand sich vor dem Hochaltar nieder, und betete mit lauter Stimme: Herr, erbarme dich meiner, erlöse mich aus den immerwährenden Fehden mit christlichen Brüdern, und laß mich sterben in deinem Dienst, auf daß ich deinem Reiche, dem Paradies eingehen möge. — Diese seine Worte", also fügt Joinville hinzu, „habe ich aufgezeichnet, in der Zuversicht, daß Gott seine Bitte ihm gewährte."

Auch in der ersten Schlacht, durch welche der Uebergang des Flusses erstritten worden, hatte Joinville schweren Verlust zu beklagen. Tags vorher wurde einer seiner Ritter, Hugo von Landricourt zur Erde bestattet. „Der Sarg war in meinem Ca-

pellenzelt ausgesetzt, rückwärts saßen auf Säcken, die mit Gerste gefüllt, sechs meiner Ritter; und weil sie durch lautes Reden den Officianten störten, trat ich zu ihnen, hieß sie schweigen, mit dem Zusatz, daß es Rittern und Edelleuten unanständig, während der Messe zu plaudern. Und sie lachten abermals, und erzählten mir lachenden Mundes, sie hätten für die Wittwe Landricourt einen Mann gesucht. Ich verwies ihnen auch das, angesehen dergleichen Reden weder schön noch gut, und es fast scheinen sollte, als hätten sie bereits ihren Waffenbruder vergessen. Und Gott strafte die Schwätzer, denn alle sechs sind sie in der Schlacht am folgenden Tage gefallen, daß andere sechs Wittwen zu verheurathen."

Durch die zwei Schlachten war die Ehre der christlichen Waffen gerettet, materielle Vortheile haben die Kreuzfahrer nicht erlangt, noch weniger dem nachtheiligen Einflusse des Climas oder den Folgen ihrer eigenen Sorglosigkeit zu wehren gewußt. Die in den beiden Schlachten Gefallenen wurden in den Fluß geworfen, verstopften aber, durch die Schiffbrücke festgehalten, sein ganzes Bett. Pestilenzialische Dünste entwickelten sich aus dieser Anhäufung von Leichen. Dem Uebel zu steuern, ließ der König hundert Bursche werben, und als Todtengräber sie anstellen. Doch erhielten nur die Christen die Ehre des Begräbnisses, die Leichen der Saracenen, die nicht zu verkennen, wurden in den Fluß zurückgeworfen. „Alles zusammen eine schreckliche Arbeit, und habe ich nicht gehört, daß von denen, so dazu verwendet worden, einer ihr überlebt hätte. Den Kammerherren des Grafen von Artois, Deguile sah ich, wie er unbeweglich, Tag und Nacht am Ufer saß, Leiche um Leiche beschaute, in der Hoffnung, die des geliebten Herren zu finden." Nicht wenig wurde die Verheerung der Pestilenz, der sich bald Ruhr und bösartige Fieber gesellten, durch dergleichen Manipulation gesteigert. Auch Joinville, noch nicht geheilt von den in der ersten Schlacht empfangenen Wunden, erkrankte: Scorbut und Elephantiasis scheinen zugleich ihn heimgesucht zu haben. „Ich wurde bettlägerig um Halbfasten und blieb das lange. Und war ich krank, so war es nicht minder derjenige meiner Capläne, der vor

meinem Bette Messe laß. Als es zur Wandlung ging, wurde er schwach bis zur Ohnmacht. Zu Boden schier ließ er sich sinken, da entsprang ich dem Lager, einzig mit dem Kittel bedeckt; rückwärts umfaßte ich den Priester, sprechend, er solle gemächlich thun, nach seinem Vermögen, auch dem vertrauen, den mit Händen er berühren werde. Er erholte sich in etwas, doch ließ ich ihn nicht, bis das Opfer vollbracht, zu Ende die Messe gelesen, *ne oncques puis ne chanta, et mourut. Dieu en ait l'ame*", Schlußworte, die zu übersetzen, ich mich nicht getraue. Auch nur eine einzige Stelle weiß ich ihnen zu vergleichen, in der Romanze, worin der Heldentod des Don Alonso de Cordova, des Bruders des Groß-Capitains, erzählt, und wie der Graf von Ureña, nachdem er gestritten als ein Mann, mit dem Mitteltreffen des christlichen Heeres sich zurückzog.

? Decid, conde de Ureña,
Don Alonso donde queda?

Sagt, Graf von Ureña, wo bleibt Don Alonso? so fragt die Romanze.

Der Franzosen Fahrlässigkeit, sich der Schifffahrt auf dem Nil, der ungehinderten Communication mit Damiata, woher allein sie Lebensmittel bezogen, zu versichern, wurde ihnen vollends verderblich, und nachdem die mit dem Sultan angeknüpfte Unterhandlung fruchtlos abgelaufen, eine rückgängige Bewegung, die bis Damiata sich erstrecken sollte, unvermeidlich. Der 5. April war zu ihrer Ausführung bestimmt. Joinville mit den einzigen zwei Rittern, die ihm geblieben, ging zu seinem Schifflein, und befahl mit der eintretenden Nacht die Anker zu lichten, und das Fahrzeug treiben zu lassen; des weigerten sich die Schiffer, „denn", hieß es, „die Saracenen, deren Galeeren das Flußbett bis nach Damiata hin beherrschen, werden uns auffangen und abschlachten. Am Ufer brannten große Feuer, um den Kranken den Weg zu den Schiffen, die zu ihrer Aufnahme bestimmt, zu zeigen, und von Kranken wimmelte das Ufer. „Während ich mit dem Schiffspatron verhandelte, daß er unser Schifflein in Bewegung setze, fielen die Saracenen dem Lager ein, und bei der Flammen Schein sah ich, wie sie die Kranken nie-

dermetzelten.“ Die Furcht bewirkte jetzt, was durch keine Vorstellungen zu erhalten gewesen. Die Equipagen der Galeeren, ohne sich weiter mit der Aufnahme der Kranken zu beschäftigen, waren nur bedacht, eiligst die Taue, durch welche sie dem Lande verbunden, zu lösen, und es ergab sich ein solches Drängen gegen Joinvilles Schifflein, daß dieses kaum der Gefahr, in Grund gesegelt zu werden, entging. Dem Knäuel mühsam sich entwindend, mogte es endlich die Thalfahrt antreten. Bald wurde es angerufen von dem König selbst, der, schwer erkrankt, gleichwohl nicht von dem Heere weichen wollte, und deshalb sehr ungnädig aufnahm, daß nicht wenigstens die Herren seines unmittelbaren Gefolges an diesem Beispiel sich spiegelten. „Er schrie uns zu, wir sollten halten, ließ uns auch mit Bolzen begrüßen, daß wir halten blieben und abwarteten, bis er uns beurlauben würde.“ Mit einem heftigen Nordwind kämpfend, erreichte Joinville gegen Tagesanbruch das Fahrwasser, wo des Sultans Saiken vor Anker lagen. Er entging dem Feuerregen, der ihm zugedacht, aber der Sturm trieb ihn dem Ufer zu, wo eine Wolke von Schützen in Bewegung; einen Hagel von Pfeilen richten diese gegen das gebrechliche Fahrzeug, indessen eine lange Reihe von christlichen Schiffen, den Saracenen, dem Mord und Raub zur Beute wird. Von den Geschossen weniger zu leiden, legt Joinville sein Panzerhemd an, und es schreiet einer seiner Diener vorn auf dem Schiff: „Herr, der Steuermann, aus Furcht um der Saracenen Drohungen, will anlegen, da ermorden sie uns gleich.“ Immer noch siechend, ließ der Seneschalk sich vom Lager aufheben, und das blanke Schwert in der Hand, verhieß er den Schiffern augenblicklichen Tod, so sie ferner dem Ufer und den Saracenen zusteuern sollten. Weiter zu fahren, erklärten die Furchtsamen, sei unmöglich, entweder müßten sie anlegen, oder mitten im Strom ankern. In Betracht der fortwährenden Mordscenen am Ufer wählte Joinville das Letzte. Aber es näherten sich die Saiken oder Halbgaleeren des Sultans, vier an der Zahl. Da befragte er seine Ritter, was ihnen räthlicher scheine, den Saiken sich zu überliefern, oder dem Volk am Lande: die Befragten entschieden sich für die Saiken, wo sie alle zusammen bleiben könnten. „Die-

sen Rath misbilligte ein Einziger, einer meiner Geistlichen, er meinte, wir sollten uns alle abschlachten lassen, um dem Himmelreich einzugehen. Aber wir glaubten ihm nicht, denn allzu schwer lastete auf uns die Furcht des Todes.“ In der Aussicht auf Gefangenschaft warf Joinville ein Kästchen mit Reliquien und Juwelen über Bord. Ein Schiffer bezweifelte jedoch, daß die Saracenen mit Gefangenen sich beschweren würden, sicherer Tod erwarte ihrer vielmehr insgesamt, so Joinville nicht erlaube, daß man ihn für des Königs Vetter ausgebe. „Ich erwiderte, er möge sagen, was ihm beliebe.“

Eine der Saiken legte unweit des Schiffleins an, „und Gott schickte mir einen Saracenen zu, der als des Kaisers Unterthan (in Apulien demnach) geboren. Einzig mit der Hose bekleidet, schwamm dieser Mensch meinem Schifflein zu, umfaßte mich von der Seite, und sprach: „Verloren seid Ihr, Herr, so Ihr mir nicht glaubet. Nur Eines kann Euch retten: verlasset das Schiff und stürzet Euch ins Wasser. Mit dem Schiffe beschäftigt, werden die Andern das nicht gewahren. Und er ließ von der Saike aus ein Tau nach dem Maste meines Schiffleins werfen, und ich sprang ins Wasser, mir nach der Saracene; er hielt mich aufrecht und half mir die Saike erreichen: in meiner Schwachheit, denn die Beine wollten kaum mich tragen, würde ich ohne seine Hülfe gesunken sein. Zur Saike wurde ich hinaufgezogen, und fest hielt der arme Saracene mich umschlungen, auch nachdem man uns an das Ufer gesetzt hatte. Denn da kamen die Spitzbuben von allen Seiten zugelaufen, und wollten mir die Gurgel abschneiden, anderes erwartete ich auch nicht. Schon fühlte ich an der Kehle das Messer, schon hatte ich mich auf die Kniee geworfen. Aber der Saracene ließ mich nicht loß, schrie: des Königs Vetter, des Königs Vetter! und errettete mich also. Dann führte er mich in das Castell, wo der Saracenen viele versammelt. Die nahmen mir mein Panzerhemd, erbarmten sich aber meines Siechthums, und warfen mir zu die scharlachne, mit Grauwerk besetzte Decke, so meine Frau Mutter mir verehret hatte. Einer reichte mir einen Rock, ein anderer, ein Rittersmann, gab mir eine

Mütze. Die Zähne klapperten mir, von Furcht und in des Fiebers Anfall. Ich verlangte zu trinken, und wie ich schluckte, drang das Wasser mir zu den Nasenlöchern heraus. Gott weiß, wie kläglich mein Zustand gewesen, wie nahe ich mich dem Tode fühlte, denn ich hatte ein Geschwür im Halse. Und meine Leute fingen an zu weinen, und stimmten die Trauerklage an. Der Saracene, mein Retter, befragte sie um die Veranlassung zu solchem Leid, und sie gaben ihm zu verstehen, daß ich ungezweifelt des Todes, daß ich an dem Geschwür ersticken müsse. Das berichtete der gute Saracene einem von den Rittern seines Glaubens, und der vermaß sich einen Trank zu bereiten, der binnen zwei Tagen mich herstellen solle: er hat Wort gehalten. Gleich nach meiner Genesung ließ der Admiral, dem des Sultans Galeeren untergeben, mich befragen, ob ich in Wahrheit ein Vetter des Königs sei, wie man versichere. Ich verneinte das, und erzählte, wie und warum das Gerede aufgebracht worden. Da meinte der Admiral, der Schiffer habe mich sehr wohl berathen, außerdem würden wir ohne Fehl kalt gemacht und in den Fluß versenkt worden sein. Er fragte, ob ich den Kaiser Friedrich kenne, und etwa zu dessen Verwandtschaft gehöre. Mit Wahrheit antwortete ich, daß meine Frau Mutter des Kaisers Muhme sei, von ihrem Großvater her. Dafür habe er mich um so lieber, versetzte der Admiral. Mit ihm aß und trank ich, darüber betraf uns ein Bürger aus Paris, der auf des Admirals Geheiß herbeigerufen worden. Was beginnt Ihr? fragte mich der Bürgersmann. — Ich esse. — Daß ich am Freitag esse, verwieß mir Jener. Gleich schob ich die Schüssel zurück, wenn auch der Legat, des Königs Begleiter, mich oft gestraft hatte, daß ich, der Kranke faste. Die ganze Gefangenschaft hindurch habe ich jeden Freitag bei Wasser und Brod gefastet."

Den nächsten Sonntag wurden die Gefangenen alle, Joinville darunter, an dem Nilufer gemustert, die Kranken ohne Gnade gemordet. Dieses Schicksal traf namentlich des Seneschalks Caplan, den in dem Heere seit der ersten Schlacht so berühmt gewordenen Johann von Wassy. „Wie endlich die Saracenen zum Wei-

chen gebracht, ließen sie noch ein starkes Reitergeschwader zurück, um die Christen zu beobachten, und von jedem Angriff auf das Lager abzuschrecken. Gewahrend, daß niemand an eine Verfolgung denke, machten jene Reiter sich es bequem auf ihrem Posten, und acht von ihren Officieren errichteten eine Batterie von Hausteinen, hinter welcher sie vor unseren Bogenschützen sicher, und in aller Ruhe auf unsere Leute schossen, mehre, auch Pferde, verwundeten. Ich ging mit meinen Rittern zu Rath, und wir beschlossen, mit der einbrechenden Nacht jene Steine wegzuräumen. Aber einer meiner Priester, Herr Johann von Wassy, ging allein mit sich zu Rathe, und wollte schlechterdings nicht die Nacht abwarten, machte sich vielmehr zur Stunde auf den Weg, den Saracenen zu, den Eisenhut auf dem Kopf, das Schwert, so er unter der Achsel hielt, hinter sich schleifend, um keine feindliche Absicht zu verrathen. Bei den Saracenen, die des einzelnen Menschen nicht achteten, angelangt, zog er unversehens von Leder, und wollte keiner der Feinde seine Streiche abwarten, sie warfen alle acht sich in die Flucht. Das gewahrend, setzten ihre Leute, die rückwärts aufgestellt, sich in Bewegung, den Officieren beizuspringen, aber aus unserm Lager stürmten Sergeanten, ihrer an die 50, vor, den Caplan zu unterstützen. Die saracenischen Reiter, gewahrend jener Infanteristen feste Haltung, fingen an sich zu schwenken und zu caracoliren. Das thaten sie zu dreienmalen: einer der Sergeanten traf mit seinem Wurfspieß den nächsten der Reiter in die Seite, die übrigen verschwanden, die Sergeanten schleppten die Steine fort. Von dem an wurde mein Caplan wohl bekannt im Heere, einer zeigte ihn dem andern mit Fingern, dazu sprechend: *Vezci le prestre monseigneur de Joinville, qui a les huit Sarrazins desconfiz.*" Gelegentlich der blutigen Musterung wurde Herr Johann sterbend aus dem Schiffe hervorgezogen, vollends zu Tode gebracht und in den Fluß geworfen. Seinem Meßner, der ebenfalls mit der Lagerkrankheit behaftet, drückten die Barbaren mit einem Mörser den Kopf ein, den Leichnam versenkten sie im Wasser.

Nach der Metzelei stiegen der Admiral und Joinville zu Pferde, und sie gelangten zu dem Orte, wo König Ludwig IX.

gefangen saß, mit ihm die ganze Schar derjenigen, die von dem traurigen Rückzug übrig. An dem Eingang des weiten Gebäudes, wo die Gefangenen untergebracht, hatte Joinville den Schreibern seinen Namen anzugeben, es schied auch auf dieser Stelle der Saracene, der sein Retter geworden. „Weiter, Herr, darf ich Euch nicht folgen, das verzeihet mir. Ich empfehle Euch den Knaben, den Ihr bei Euch habt, und bitte, Ihr wollet ihn stets bei der Hand halten, denn sonst werden die Saracenen ihn tödten, das weiß ich.“ Der Knabe, Bartholomäus von Montfaucon genannt, war ein natürlicher Sohn von Amadäus von Montfaucon-Mömpelgard, dem Herren von Berytus. „Wir traten ein dem Hause, wo Frankreichs Barone weilten, und 10,000 andere Männer. Sie erhoben, mich erblickend, ein donnerndes Freudengeschrei, denn sie hatten mich verloren gegeben.“ Ueber dem Freudendonner mag Joinville seinen Erretter, den armen Saracenen, vergessen haben, denn nie mehr kommt auf ihn die Rede.

Ley, Cond, der Kühkopf, Marienroth, Waldesch.

Am äußersten Rande der Hochfläche, wo sie in den nach Ley führenden Felsenpfad herabzusinken beginnt, steht St. Niclassen Kreuz, dem folgende Worte eingegraben: *O hilger S. Nicklas bit Gott fvr vns on vnderlas*, darunter ein zugespitzter, zweifeldiger Schild mit den Hausmerken von Mann und Frau. Das Zeichen zur Rechten ist von den Buchstaben **V. V. E.**, das zur Linken von den Buchstaben **C. K.** und der Jahrzahl 1604 umgeben. Die Aussicht auf das Moselthal, das hier in seiner vollen Eigenthümlichkeit erscheint, ist ungemein lohnend, und kann sie als eine Musterkarte von dem, was überhaupt die Mosel zu bieten hat, gelten. Kühn erheben sich zu beiden Seiten des Stromes die Felsen, aller Orten, wo ein Mensch fußen kann, mit Reben bedeckt; dichte Waldungen nehmen den Gipfel der Berge ein, und senken sich hin und wieder bis beinahe zum Flußbette hinab, den schönsten Gegensatz aber zu der pittoresken,

wilden Gruppirung bildet die fruchtbare Einsenkung, in der Winningen gelagert mit seinen reichen und gefeierten Weingärten. Durch das auf dem rechten Ufer einer steilen Wand angelehnte Ley wird die friedliche Lieblichkeit der Exposition von Winningen um so mehr gehoben. Oberhalb Ley geht der Conder Bach in die Mosel, bedeutend genug, um schon im grauen Alterthum eine den örtlichen Beziehungen entlehnte Benennung zu empfangen. Cond ist eine Derivation von *Condate, Confluentes,* rührt mithin von einem keltischen Stamme her, der noch vor den germanischen Trevirern das Moselthal bewohnte. Die Mühle Cond gehört nach Dieblich in die Gemeinde, in ihrer Nähe quillt ein Sauerbrunnen, der in den J. 1794—1799, als die beiden Rheinufer feindlich getrennt, der Bevölkerung von Coblenz das Lieblingsgetränk aus dem Thäler Born ersetzen mußte. In der gleichen Lage würde man heutzutage schwerlich nach einem Surrogat sich umsehen, da die Liebhaberei für den Born gar sehr abgenommen hat, eigentlich nur mehr bei den spärlichen Resten der Aborigenen von Coblenz besteht. Von der Quelle durch den Bach geschieden steht einsam und verödet Meffertshaus, der vormalige Sitz der Familie von Heddesdorff, in seiner Aermlichkeit ein treues Bild der Sitteneinfalt unserer Altvordern, keineswegs aber ihren Sinn für Naturschönheit bekundend. Höchst unvortheilhaft ist eine Lage, die kaum in den längsten Tagen durch einige Sonnenstralen beleuchtet wird. Des Hauses Namen, angeblich von Maifahrt herrührend, hat man mit einer frühern Frequenz des Sauerbrunnens in Verbindung setzen wollen, er entstammt aber ganz einfach dem Namen des Erbauers. Den wiedschen Namen Manfred, Meffert, haben gar häufig der Grafen von Wied Marschalke, die von Heddesdorff geführt.

Den steilen Pfad, der an St. Niclasenkreuz vorbei, den Leyer Berg hinunter in die Tiefe führt, für jetzt unbenutzt lassend, gelange ich auf der vormaligen Mainzer Straße, die theilweise Römerwerk, zu der Höhe, die hoch über das Plateau des Exercierplatzes, bis zu 1050 Fuß (975 über den Rhein) sich erhebend, die ganze Umgegend, eine der herrlichsten Aussichten beherrscht. Der Kühkopf überschaut des Rheines Lauf von Horcheim bis zu den Ruinen von Ham-

merstein, minder nicht das Maifeld, die Hochebene mit den wunderlichen Abwechslungen ihrer Bodenfläche, welcher die Nürburg, bereits dem Ahrthal angehörig, ein prächtiger Hintergrund. Die vortheilhafteste Stelle für die Auffassung dieses Panorama wird bezeichnet durch das Patriarchen- oder Ligistenkreuz in der Fronte des Kühkopfes; eine Hütte zur Seite gewährt Obdach und Schatten. Es ist auch in Vorschlag gebracht, weiter rückwärts einen Thurm von 80 Fuß Höhe zu bauen, mittels dessen die Aussicht Rheinaufwärts sich bis zum Dinkholderbrunnen oberhalb Braubach verlängern würde. Der ganze Kühkopf ist ein Bestandtheil des Coblenzer Waldes, von 4000 rheinischen oder 5550 magdeburgschen Morgen, ungerechnet 330 Morgen, die von dem ebenfalls städtischen, in dem Umfange des Waldes belegenen Hof Remstecken herrühren und meist zu Nadelholzpflanzungen verwendet worden sind. Außerdem herrscht im Walde beinahe ausschließlich die Buche.

Von dem Remstecken zu dem vormaligen Prämonstratenser-Frauenkloster Marienroth führt ein höchst anmuthiger Waldweg, den zu begehen, auch ohne die Ruine an seinem Ausgange, die Besucher des Kühkopfes sich nicht verdrießen lassen sollten. Wie romantisch aber Marienroth belegen, so unfruchtbar sind des Hauses Annalen. Man weiß nur, daß zu Anfang des 12. Jahrhunderts daselbst ein Nonnenkloster bestand, so, wie man glaubt, derer von Schönecken Stiftung; besagten Klosters Vorsteher Bernhard wurde von dem Erzbischof Adelbero nach Floreffe bei Namur entsendet, um der Trierischen Diöcese einige Zöglinge des h. Norbert zu erbitten. Diese Zöglinge, Prämonstratenserordens, übernahmen hierauf das vormalige Benedictinerkloster Rommersdorf, und wurde zugleich dem zeitlichen Abte die Paternität des Frauenklosters zu Marienroth, so ebenfalls die Regel des h. Norbert annahm, übertragen. Im J. 1547 wurde das Kloster von den Völkern des Grafen von Buren, die aus dem Feldzuge gegen den Bund der Schmalkaldener nach den Niederlanden zurückkehrten, arg mishandelt. Wie Beaulieu zu Lambusart und mit demselben Erfolg hatte Buren am 4. Oct. 1546 den Kaiser bedrohet. Nachdem er unter vielen Schwierigkeiten

die Eger überschritten, mußte er, auf des allzu vorsichtigen Gebieters Befehl den gewissen Sieg fahren lassen. In wüthigem Zorn riß er vom Haupt den Helm, und zu Boden ihn schleudernd, richtete er grimmige Worte an die ihn umgebenden Spanier. „Ein Lutheraner bin ich nicht, aber der Teufel hole mich, wenn ich je wieder thue, was der Kaiser und der Herzog von Alba befehlen. Niemals werde ich sie, das schwöre ich, wiedersehen, und 14 Tage hinter einander saufen und faulenzen.“ Zorn und Schwur waren gleich bald vergessen. Die Meisterin — die eigenthümliche Benennung der Vorsteherinen von Frauenklöstern in dem Orden von Prämonstrat — die Meisterin Maria Antonia von Geyer, erwählt 1784, gest. 17. April 1793, wurde einstens, gelegentlich der Feier des Gedächtnisses einer heiligen Jungfrau, durch die eigenthümliche Wendung der von dem Pastor zu Capellen und Waldesch, von Johann Gerhard Reuter abgehaltenen Predigt, nicht eben erbauet, desto mehr aber überrascht. Das hohe Verdienst einer keuschen Jungfrau preisend, fragte der Prediger: „wo werde ich die aber finden? in Capellen? da sind Leute gewesen; in Waldesch? da nun gar nicht; bei in Marienroth?“ mit einem gellenden Pfiff hat er die Schlußfrage sich beantwortet. Jährlich, an St. Georgen Fest stellten die Gemeinden Dieblich und Waldesch einen Bittgang nach Marienroth an, in dankbarer Erinnerung, daß ihre Vorfahren, nachdem sie im Laufe des 14. Jahrhunderts viel von den Verheerungen der Wölfe zu leiden gehabt, auf Fürbitte des h. Ritters Georg ihrer Plage ledig geworden. Dann brachten die Flur- und Waldschützen der Nachbarschaft der Meisterin und dem Prior Geschenke dar, in Anerkenntniß der von dem Kloster den Gemeinden verliehenen Waldgerechtsame, wogegen ihnen eine Mahlzeit vorgesetzt werden mußte, genau entsprechend den Bestimmungen eines alten Küchenzettels. Vorher hatten die lutherischen Winninger eine Controverspredigt anzuhören, so gewöhnlich ein Franciscaner unter freiem Himmel vortrug. Der Magistrat, ich weiß nicht ob von Essen oder Mülheim, war ebenfalls verpflichtet, jährlich einmal in einer katholischen Stiftskirche einer Controverspredigt beizuwohnen. Der eindringlichste und

unbarmherzigste der geistlichen Redner wurde zu dem Ende aus Cöln verschrieben, dem leidenden Magistrat war aber durch das Herkommen das Recht erwachsen, mit wohlverstopften Ohren der Execution beizuwohnen. Aloysia von Geyer, der Maria Antonia Schwester, ist die letzte Meisterin geworden, das Kloster, dessen Bewohnerinen auf der Flucht begriffen, wurde nämlich im Oct. 1794 von den Nachbaren geplündert und ausgebrannt. Langwierige und kostspielige Processe, welche diese mit dem Convent gehabt, und verjährter Groll um die von den Klosterbeamten erlittenen Bedrückungen sollen hierzu Veranlassung gegeben haben. Die Dorfjugend brach die schöne Orgel und theilte sich in die Pfeifen, die Altäre wurden erhalten und späterhin nach Niederfell in die Kirche gegeben. Das Kloster selbst mit 300 Morgen wurde am 2. Nov. 1819 um 9325 Rthlr. verkauft; innerhalb seines Beringes hat eine kleine Gemeinde sich angebauet.

Seitwärts von Marienroth, dem Rheine näher, hat das Kirchdorf Waldesch sich gelagert, bekannt einstens wegen seiner Armseligkeit, als das Emporium für Besen und Schwefelhölzer, und als der Eingang zu dem, was die derbe Sprache der frühern Zeit den trierischen Laushundsrücken nannte. Dieser vordere Theil des Hundsrückens war nämlich unter der Herrschaft des Krumstabes nicht tribulirt, aufgeklärt, durch Abgaben erdrückt worden, wie die pfälzischen und sponheimschen Nachbaren, die Industrie war daher dieselbe geblieben, die sie im Mittelalter gewesen. Das hat aber mit der Zeiten Wechsel sich geändert, und ist unter den Händen einer arbeitsamen und wohlhabenden Bevölkerung der Flur Ansehen ganz und gar umgebildet worden. Wo vordem nur kümmerlich Hafer gedieh, wird jetzt der schönste Weizen geerndtet. Mit Capellen hat Waldesch einen gemeinsamen Pfarrer, und pflegt derselbe die Sonntage abwechselnd in beiden Orten zu celebriren. Die Kirche ist dem h. Einsiedler Antonius gewidmet, und pflegte man vordem an dessen Festtag, 17. Januar, auf dem Altar Schweinekübelchen zu opfern. Dieses untersagte die Visitation vom 27. Junius 1787, nicht zwar das Opfer, sondern die Opferstätte. Daß der h. Antonius der Kirche Patron, wird durch die Verbindung mit dem Collegiatstift zu St. Florin in

Coblenz erklärt, der Vicarius an dem dasigen St. Antoniusaltar war Grundherr zu Waldesch, die Vogtei besaßen, als bambergisches Lehen, die von Stein zu Stein, samt dem Bamberger Hofe zu Boppard und dem Dorfe Udenhausen. Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts war Waldesch eine Poststation.

Das linke Rheinufer; des Stromes Rand bis zum Stolzenfels.

Wieder befinden wir uns, nach der langen Excursion zu der Mosel Strand und zu den vom Rheine sie scheidenden Höhen, Pfaffendorf gegenüber, dem Orte, in welchem glücklicher beinahe, denn auf irgend einer andern Stelle, freundliche Landhäuser, Hütten, Weinberge, Baumpflanzungen sich gruppiren. Auf diesem Punkt ungefähr nahm seinen Anfang das Blumenbeet, so den Leinenpfad schützend und bis zum sogenannten Rundel reichend, dem Park Lezay gleichsam zur Einleitung diente. Besagtes Rundel, von Pappeln beschattet, ist eine Erweiterung der großen Heerstraße, die hier beinahe mit dem Leinenpfad zusammenfließt. Vom Rundel bis zur Laubach den schmalen Raum zwischen Heerstraße und Leinenpfad ausfüllend, war der Park Lezay geeignet, der Straße zugleich und dem Ufer auf die Länge einer halben Wegstunde erhöheten Reiz zu verleihen.

Der in dem vormaligen Rhein- und Mosel-Departement unvergeßliche Präfect Lezay-Marnesia, nachdem er die den Leinenpfad beschützende, höher belegene Rabatte mit Blumen und Ziergesträuch bepflanzt hatte, richtete seine Aufmerksamkeit der an die Laubach stoßenden, bis dahin gänzlich vernachlässigten Galgenwiese zu, des Willens diese der Stadt Coblenz zuständige Matte in eine Baumschule umzuwandeln. Indem er mit des Gedankens Ausführung beschäftigt, fiel ihm der lange, schmale Streifen, der von der Galgenwiese nach dem Rundel hinabführt, in seiner Verwilderung und Oede

unangenehm auf; seinen Schönheitsinn verletzten die verkrüppelten Weingärten, Ruinen, gleichwie das Kloster Oberwerth, des Eigenthum sie meist gewesen. In einem Rundschreiben hatte er den Bürgermeistern gesagt: „*Vous voudrez donc, ainsi que moi, que dès l'entrée du département de Rhin-et-Moselle chacun, en y mettant le pied, sache qu'il le met sur une terre hospitalière.*“ Diesen Satz beschloß er jetzt durch die That zu bewähren, dem Reisenden, der von der Südseite nach Coblenz gelangt, die Ansicht eines lieblichen Parks zu bieten, der Provinz ein neues Institut, von ausgezeichnetem öconomischen Interesse, der Botanik einen Schauplatz zu mancherlei Experimenten zu bereiten. Das dachte er zu bewerkstelligen, indem er in dem so mangelhaft benutzten Raum Jussieus botanisches System, in Bezug auf die Bäume und Gesträuche, die dem Obstbau oder der Forstwissenschaft dienstbar, und unserm Klima angemessen, aufstellte. Zu dem Ende ließ er die von dem Kloster Oberwerth herrührenden Parzellen, wie sie von der Domainenverwaltung der öffentlichen Versteigerung ausgesetzt wurden, unter fremdem Namen ankaufen, dann das also arrondirte Gelände bearbeiten. Schwieriger gestaltete sich die Aufgabe des Besamens oder Bepflanzens. Es ist ein Kriterion der heutigen Staatsklugheit, daß niemand recht zu befehlen, zu verfügen hat. Für die französischen Präfecten war hierin keine Ausnahme gemacht, daher einstens d'Argenson, der Präfect der beiden Netten, sehr bedeutsam klagte: „*Lorsqu'il s'agit de faire du bien, je me trouve pieds et poings liés par des milliers de chaînes, lorsque je veux faire le mal, toutes ces chaînes se brisent et je recouvre une agilité merveilleuse.*“ Lezay wußte sich zu helfen. Er richtete eindringliche Worte an alle Personen seines Verkehrs, und keiner derjenigen, denen etwas an der Freundschaft oder den Gesellschaften des Präfecten gelegen, durfte es wagen, der an ihn gestellten Zumuthung sich zu entziehen. Die Zumuthung lautete aber dahin, daß man sich verpflichte, eine oder mehre der Gruppen, in welche die Pflanzung eingetheilt werden sollte, anzubauen, sei es durch persönliche Leistung, sei es durch Geldbeiträge. Sofort, nachdem die Rollen vergeben, begann das Pflanzen, und

in kurzer Zeit stand der Park, wie Lezay sich ihn gedacht, in seinen Elementen ausgeführt. Jede Pflanzenfamilie war in ihren Varietäten dargestellt; die Familien, geordnet nach Maßgabe ihrer Verwandtschaft, zerfielen in Gruppen, die, immer nur einer Varietät gewidmet, regelmäßig 15 Subjecte enthielten. An dem Rundel hob die Pflanzung mit dem Cratägus an, um an der Laubach in den Magnolien aufzuhören. Unzählige Wege durchschlängelten den Grund, täuschten das Auge um dessen geringe Tiefe, bezeichneten die Grenzen der Familien und Varietäten, und in diesen Wegen begegnete sich Tag für Tag eine unzählige Menschenmenge, die, hingerissen durch den Enthusiasmus des Begründers, in seinem Dienste ausrückte, um das Schauspiel, so einst die Pariser mit ihrem Marsfelde gegeben, zu wiederholen. Ein gravitätischer Ictus schleuderte, den Karst auf dem Rücken, der Stätte zu, die er mit seinem Schweiße zu begießen hatte; ein in Schlacht und Sturm bewährter Officier erprobte an seinen Bäumen die mancherlei in der Feldzüge Lauf eingesammelten Erfahrungen, zarte Rosenfinger versuchten es, das störrische Wachsthum dieser oder jener Pflanze zum Guten zu lenken, und sie unwiderruflich an die Stütze zu heften.

Freudig erwachte, zu fernerm Gedeihen, aus dem langen Winterschlafe die viel versprechende Schöpfung, da ward Lezay abgefordert zu bedeutsamerer Stellung. Er mußte von dem Departement, von der Stadt, die ihm lieb geworden, die ihn liebten, scheiden, auch, wie das sich versteht, von seiner Laune jüngstem Kinde am Rundel. Aufrichtiges Bedauern, wohlgemeinte Wünsche folgten ihm zu dem neuen Wirkungskreise. Der Stadtrath von Coblenz fühlte sich verpflichtet, als Organ der öffentlichen Meinung aufzutreten. In einem Beschlusse vom 3. März 1810 verordnete er, daß die Anlage für alle Zeiten den Namen Park-Lezay trage. Diesen Beweis von Aufmerksamkeit wußte der Gefeierte auch in der Ferne zu würdigen. Aus Straßburg 13. März 1810, schrieb er an die Herren vom Stadtrathe: „*Attaché, comme je le suis, à la ville de Coblentz, vous jugerez facilement le prix que j'attache à son souvenir, et de la profonde reconnaissance, avec laquelle je vois les preuves touchan-*

tes que son conseil municipal daigne m'en donner. La promenade que j'avais commencée et que vous voulez finir, servira d'éternel monument de la bonté avec laquelle vos habitans savent reconnaître les intentions de l'administration et de la facilité, qu'elle a de faire le bien dans un pays, où il suffit, qu'elle le projette, pour que ses habitans l'exécutent. Quand ces arbres, que vous allez planter, répandront leur ombrage, et que vous irez vous y promener avec vos familles, rappelez vous, Messieurs, du Préfet, qui vous adopta tous comme sa famille, qui mit sa gloire en vous, et qui ne doit qu'aux infatigables efforts de ses coopérateurs, et à l'inépuisable bon esprit de ses administrés les faveurs et les distinctions, que S. M. s'est plue à répandre sur lui. Recevez etc."

Dieses Schreiben veranlaßte den Stadtrath zu einem zweiten Beschlusse, wonach dasselbe in dem städtischen Archiv niedergelegt, und in Abschrift dem Beschlusse vom 21. März 1810 beigefügt, auch die Inauguration des Parks Lezay, in einer des Monuments und seines Begründers würdigen Weise, vorgenommen werden sollte. Es unterblieb aber die Inauguration, und wie das Publikum wahrnahm, daß des vormaligen Präfecten Leidenschaft für Pflanzungen und Verschönerungen keineswegs von dem Nachfolger getheilt werde, da erlosch in überraschender Schnelligkeit die obligate Begeisterung der jüngstvergangenen Zeit. Die Geldzuflüsse stockten, die Arbeiter blieben zu Hause, die schwere Last der Unterhaltung und Fortsetzung ruhte einzig auf der städtischen Casse und wurde zumal drückend, als die Domainen-Verwaltung die in Rückstand gebliebenen Termine von den angesteigerten Parzellen einforderte. Der neue Präfect, dem das Schöne, Große, Fruchtbare der Anlage entgangen, gerieth auf den unglücklichen Einfall, das Besitzthum zu veräußern, und fand für seinen Entschluß bei der gänzlich veränderten städtischen Verwaltung willige Zustimmung. Dieser Verwaltung wurde die Veräußerung des Grundstückes aufgetragen, und ließ sie es vor Allem sich angelegen sein, die Galgenwiese im Namen der Gemeinde zurückzunehmen. Behufs dessen hielt sie sich genau an das alte Ruthenmaas,

ohne Berücksichtigung des Raumes, der bei der Anlegung der neuen Heerstraße verloren gegangen: ein Irrthum, welcher die zu veräußernde Länderei so sehr beschränkte, daß mit dem Erlöse nicht einmal die Forderung der Domainen-Verwaltung befriedigt werden konnte. Der Freund, unter dessen Namen Lezay die Grundstücke ankaufen müssen, indem dem Präfecten durch die Gesetze das Recht, Grundeigenthum zu erwerben oder auch nur eine Jagd zu pachten, untersagt, dieser Freund büßte seine Gefälligkeit mit mehren tausend Franken, welche von ihm eingetrieben worden sind (1815). Der Park wurde parzellenweise versteigert, und dient seitdem der Raum, welcher der reizenden Umgebung einen neuen Reiz verleihen konnte, nur als ein Stahlenbuch jener kläglichen Zersplitterung des Grundeigenthums, die früh oder spät zu der vollständigsten Gleichheit, im Bettelstande, führen muß. Indem die Antheile so gar klein, daß sie stellenweise nicht viel breiter, als anderwärts die Furchen, haben einige der Ansteigerer auf Kosten des Publicums Gebietsvergrößerung gesucht und sich dessen, was seit Jahrtausenden öffentliches Eigenthum gewesen, bemächtigt. Der Nonnenpfad, der von dem Rheine nach der Karthause ging, ist verschwunden, gleichwie des Fuhrwegs Mündung, bei welcher die der Verbindung mit dem Oberwerth dienende Fähre anlegte. Von der Anlage selbst ist nur mehr diese oder jene exotische Pflanze, die in ihr heimisch geworden, übrig, wie z. B. die Silber- und Graupappel, die nordamerikanische Aster, *Rhus Typhinum, Spiraea salicifolia, Cytisus capitatus, Rosa cinnamomea, Solidago canadensis, Cercis Siliquastrum, Colutea arborescens*, — Gewächse, die gar wohl ihren Platz behaupten neben dem in den anstoßenden Weidenpflanzungen wuchernden wilden Spargel, den bereits Kaiser Tiberius würdigte und seiner Tafel zur Zier nach Rom bringen ließ.

Ungleich dauerhafter hat sich bewährt jenes andere Monument, so Lezay sich errichtete in den Herzen seiner dankbaren Verwalteten. Die Erinnerung an das edle, menschenfreundliche, sinnige Streben des Mannes grünet freudig, trotz des Wechsels von Zeit und Herrschaft, in dem Rhein- und Mosellande; damit sie nicht untergehe in dem Wechsel der Geschlechter, damit

die Enkel wissen, warum ihre Ahnen jenen Fremdling liebten, unternehme ich es, das Bild wiederzugeben, so ich vor langen Jahren von ihm, von seinem Sein und Wirken, von seinen häuslichen Beziehungen aufgefaßt.

Die Familie Lezay hat ihre Stammsitze in dem romantischen Hochburgund oder in der Franche=Comté, dem Lande, das ganzer zwei Jahrhunderte lang dem übermächtigen Frankreich widerstehend, glänzender noch als das Elsaß durch die That widerlegte einer albernen Zeit alberne Erfindung, die Nationalität, d. i. das Geplauder, als der Reiche eigentliche Begrenzung. Da liegt, eine Stunde nördlich von Orgelet, nach Lons-le-Saunier zu, der Familie Hauptgut Marnesia, Kirchdorf und Marquisat; da liegt auch, unweit Lons=le=Saunier, ihr Lieblingssitz, St. Julien. Dunod glaubt in der Familie Lezay einen Zweig derer von Grandval zu erkennen, *„parce qu'elle a de tems immémorial la prévôté héreditaire du Granvaux, qu'elle porte le nom d'un canton desdits Granvaux, et y a un fief, appelé le Châtelet."* Matthäus von Lezay wurde 1625, Thomas 1651 und Claudius Humbert 1708 in die St. Georgenbruderschaft, eine der berühmtesten Gesellschaften dieser Art, aufgenommen. Marquis von Lezay, Herr von Marnesia, Courlaou, Presilli und St. Julien, Brigadier in der Armee und Commandant von Toulon, führte dieser Claudius Humbert 1733 um das durch Absterben des letzten Inhabers erledigte Erbschenkenamt des Erzstiftes Besançon Proceß, und ist derselbe zu seinen Gunsten entschieden worden. Von jeher zeichnete, vor andern des Landes, die Familie sich aus durch eine wissenschaftliche Richtung. Des Präfecten Großmutter, Tochter eines herzoglich lothringischen Kammerherrn, Charlotte Antonia von Bressey, war in Nancy, ihrem gewöhnlichen Wohnsitze, stets von Schöngeistern, wie Saint=Lambert, Boufflers, Cerutti, Leslie, umgeben, schrieb auch die *Lettres de Julie à Ovide*, Paris 1753 und 1774, die lange als Marmontels Arbeit galten. Sie starb 1785 zu Condé, dem Lustschlosse ihres Schwagers, des Bischofs von Evreux. Dieser Schwager, Ludwig Albert von Lezay=Marnesia, der zugleich Dechant des gräflichen Domcapitels von Lyon gewesen, starb den 4. Juni

1790. Einer von den Söhnen der Marquise, Claudius Caspar, Domgraf zu Lyon, gestorben 1818 in hohem Alter, spielte eine Rolle in den Provinzialversammlungen, welche dem Reichstage von 1789 vorhergingen, und schrieb: *Réflexions sur l'histoire de France*, Paris 1765, dann: *Oraison funèbre de Louis XV.*, Lyon 1774, in 4°. Sein älterer Bruder, Claudius Franz Adrian, Marquis von Lezay-Marnesia, geb. zu Metz 26. Aug. 1735, stand als Hauptmann bei dem Regiment *du Roi*, wurde aber durch ein neues Dienst-Regulativ veranlaßt, seinen Abschied zu fordern und hiermit den glänzendsten Aussichten für die Zukunft zu verzichten. Es waren nämlich die Officierstellen in besagtem Regiment einzig den Schoßkindern des Glückes vorbehalten. Ein Lieutenants-Patent bei demselben galt als ein Wechsel, der in kurzer Frist von dem Staat mit einer Obristen- oder Brigadierstelle zu lösen. Ein solcher Obrist war berufen, in der Kraft, nicht selten in der Blühte des Lebens, die höchsten Würden zu erreichen, während der Jüngling, der in einem andern Regiment debutirte, dem Turnus der Jahre verfiel und gemeiniglich nur an des Grabes Rande den Lohn seiner Dienste und langer Geduld empfing.

Der Marquis suchte sich eine Frau in dem großen lotharingischen Hause Nettancourt, und keines weitern Glückes begehrend, außer demjenigen, so in dem Familienkreise oder im Wohlthun zu finden, beschäftigte er sich zu St. Julien mit Gartenanlagen, mit öconomischen Versuchen, mit seiner Bauern Bedürfnissen. Lange vor der Revolution schaffte er ihnen zum Vortheil die Todtenfälligkeit, die Frohndienste ab; er besorgte das auf seiner Burg von Cerutti geschriebene *Mémoire pour le peuple français* 1788 zum Drucke, erhob sich auch in Gesellschaft einiger andern Edelleute der Provinz, um die gleiche Besteuerung, die Abschaffung der Feudalabgaben zu fordern. Mitglied der Versammlung der Generalstaaten in Paris, trat er sogleich zum dritten Stande über, um stets mit der linken Seite zu votiren. Als er jedoch die Revolution sich näher angesehen, da wurde ihm bange um den Bau, zu dem er geholfen; er verließ Ende 1790 sein Vaterland, um in Pennsylvanien, auf einem ausge-

dehnten, von der Scioto-Compagnie erkauften Gebiete eine Colonie zu begründen.

Die Compagnie hielt sich aber nicht für gebunden durch den eingegangenen Vertrag; die Künstler, Handwerker, Pflanzer, von denen Marnesia begleitet, wurden, nach der Amerikaner Gebrauch, zum Abfall verleitet, und um eine Erfahrung reicher, um vieles Geld ärmer, mußte er das Land der Unzuverlässigkeit aufgeben. Er brachte einige Monate in England zu, hielt sodann, Ende 1792, in St. Julien sich verborgen. Aber es wurde sein Zufluchtsort erkundschaftet, und er schmachtete, unter der Schreckensherrschaft, 11 Monate zu Besançon im Kerker, seinen Unterhalt verdankend einzig den milden Gaben von Freunden, deren Lage nicht minder armselig. Seiner Bande entledigt durch Robespierres Katastrophe, kehrte er zurück zu den friedlichen Genüssen seines frühern Lebens, bis die Achtung seines Sohnes, 1797, ihn nöthigte, abermal den Wanderstab zu ergreifen. Er lebte in den Tagen der wiedergekehrten Besorgniß zu Lausanne, und empfing während derselben manchen Freundschaftsbeweis abseiten der Familie Necker. Vor weiterer Beunruhigung sicher, kehrte er nach der Heimath zurück, um sich nur mehr mit der Herausgabe eines großen Werkes: *Accord des principes de la religion et de la vraie philosophie*, zu beschäftigen, als, in Mitte seiner Arbeit, der Tod ihn überraschte, zu Besançon, 9. Nov. 1800. Von seinen Schriften verdienen Erwähnung: *Essai sur la minéralogie du bailliage d'Orgelet, Besançon, 1778, 8vo; le Bonheur dans les campagnes, Neufchâtel, 1784, 1788, 1790; Plan de lecture pour une jeune dame, Paris, 1784, Lausanne, 1800; Essais sur la nature champêtre, Paris, 1787* und *1800*, auch in einer deutschen, von Grohmann gelieferten Uebersetzung, Leipzig, 1792: *Lettres écrites des rives de l'Ohio, Paris, 1792.* Von der Polizei verpönt, haben diese Briefe sich sehr selten gemacht. Anführen muß ich alle diese Titel, weil sie die Richtung, in welcher wir später dem Sohne begegnen, andeuten. In dem *bonheur dans les campagnes* eifert der Verfasser gegen die Frohndienste; er verlangt Provinzialstände und eine Theilung des Gemeinde-Eigenthums. Die *Essais sur*

la nature, ein Dichtstück in fünf Gesängen, ohne sich durch Schwung oder Begeisterung auszuzeichnen, können gleichwohl gefallen durch einen natürlichen, stellenweise zierlichen Vortrag. Es singt der Dichter:

Je veux, autour de moi, que tout vive et prospère,
Je veux, que sur ma tombe on puisse écrire un jour:
Il sema les bienfaits, et recueillit l'amour.

Sein ältester Sohn, Adrian Graf Lezay-Marnesia, war 1770 zu St. Julien geboren. Ein Knabe noch, verrieth Adrian Empfänglichkeit für Wissenschaft und Literatur, und eine auffallende Vorliebe für die Naturgeschichte, — Neigungen, die ihn nicht abhielten, nach zurückgelegten Studienjahren bei dem Regiment *du roi* einzutreten. Die Umstände hatten sich jedoch zu sehr verändert, als daß er in dieser Laufbahn die herkömmliche Beförderung sich hätte versprechen dürfen; er fühlte die Nothwendigkeit, der militairischen Befähigung eine zweite, zeitgemäßere Fertigkeit hinzuzufügen, und entschied sich für Diplomatie, als welche er nach des Vaters Willen in Deutschland erlernen sollte. Vielleicht hatte der alte Herr den Reiz berechnet, welchen ein übrigens nicht verwahrlosetes Individuum von einem erotischen Anstrich empfangen könnte. In Braunschweig bestand damals, die einzige in Europa, eine diplomatische Schule; auf derselben wurde Lezay untergebracht, und eben hatte er seinen Cursus vollendet, als die Einführung des Schreckensystems ihm jeden Gedanken der Heimkehr nach Frankreich untersagte. In Erwartung, daß der Sturm sich lege, widmete er einige Semester dem Besuche der Hochschule in Göttingen, wo er Bürgers Haus- und Tischgenosse gewesen ist; dann bereisete er Deutschland und England. Nach der Katastrophe vom 9. Thermidor trat er in Paris auf mit verschiedenen Schriften, gerichtet gegen den, in Fortsetzung seiner revolutionairen Gewalt unersättlichen Convent. Zuerst erschienen: *Les ruines, ou voyage en France, pour servir de suite à celui de la Grèce, Paris, 1794, 8vo.* Mit lebhafter Theilnahme wurde diese Schrift, das ergreifende Gemälde von den Folgen der verübten Greuel, aufgenommen, so daß in weniger als Jahresfrist, die vierte Auflage, auch eine deutsche und englische Ueber-

setzung geliefert werden mußten. Ermuthigt durch solchen Beifall, ging Lezay zu directen Angriffen gegen die Machthaber über. Er schrieb: *Qu'est-ce-que la constitution de 1793, Paris, 1795, 8vo,* und weil diese Abhandlung sofort von der Polizei unterdrückt worden, veranstaltete er von ihr eine neue Ausgabe, unter dem veränderten Titel: *Considérations sur les états de Massachuset et de Pensylvanie, ou parallèle de deux constitutions, dont l'une est fondée sur la division, et l'autre sur l'unité de la législature.* Er lieferte auch den Débats, unter deren Eigenthümern damal Röderer zählte, viele Artikel, und veröffentlichte endlich sein Pamphlet *de la constitution de 1795*, womit er zwar die Geduld der herrschenden Partei erschöpfte. Einer der Aechter vom Vendémiaire J. IV. (1795) hielt er sich längere Zeit zu Brettéville in der Normandie verborgen. Daselbst bearbeitete er seine Uebersetzung von Schillers Don Carlos; daselbst trat er auch gegen Benj. Constants Schrift: *de la force d'un gouvernement qui commence,* in die Schranken, mit seiner Abhandlung: *de la faiblesse d'un gouvernement qui commence, et de la nécessité où il est de se rallier à la majorité nationale, 1796,* wovon die Klio eine deutsche Uebersetzung gegeben hat. Es war die Jugendzeit des Directoriums, und die Jugend zeigt sich meist nachsichtig und versöhnlich. Man ließ den unbärtigen Censor schreiben, beunruhigte ihn auch nicht um eine zweite Abhandlung: *des causes de la révolution et de ses résultats, 1797.* Aber den Dichter Chénier ermüdeten Lezays wiederholte Prophezeihungen von einer bevorstehenden Auflösung der Directorialherrschaft, und den Seher zu züchtigen, schrieb jener die bekannte Satyre, worin Lezay und der *docteur Pancrace* (Röderer) als Hauptpersonen eingeführt. Da heißt es:

Et ce Lezay, ce pédant jouvenceau,
Qui n'est qu'un Röderer et se croit un Rousseau.

Auch das Directorium, vor der Zeit gealtert und mürrisch geworden, überließ sich seiner Empfindlichkeit, und mit den vielen, die seine Gesinnung theilten, wurde Lezay abermals, am 18. Fructidor (4. Septbr. 1797), geächtet. Die Sache war zu ernsthaft, um in ihren Ergebnissen von einem Versteck aus abgewartet zu werden, und

Vater und Sohn wendeten sich nach der Waadt. In Neufchâtel, 1797, ließ Adrian drucken: *Lettres à un Suisse, sur la nouvelle constitution helvétique;* kurz vorher hatte er herausgegeben: *Pensées choisies du cardinal de Retz, Paris, 1797, 8vo.* Mit Einsicht sind diese *(119) Pensées* gewählt, und gilt die ihnen beigegebene Vorrede als eine von des Sammlers gelungensten Arbeiten.

Es kam des Directoriums Stündlein, und Lezay eilte nach Paris, um zunächst mit der Herausgabe des Don Carlos, 1799, 8., S. 392, sich zu beschäftigen. Des Uebersetzers kritische Anmerkungen und seine Abhandlung über die französische Sprache und das französische Theater fanden bei einzelnen Kennern die verdiente Anerkennung; über den Werth der Uebersetzung konnte keiner richten, da keinem das Original bekannt. Was am stärksten hätte auffallen sollen, des Uebersetzers entschiedene Vorliebe für die romantische Richtung, blieb vollkommen unbemerkt. In so weiter Ferne lag noch den Franzosen der Romantismus, daß selbst des alten Mercier blasphematorische Aeußerung, in seiner, einige Jahre später veröffentlichten Uebersetzung der Jungfrau von Orleans: „*la misérable Melpomène française*", kaum einer Rüge begegnete.

Schmerzlich empfand Lezay die Gleichgültigkeit des größern Publicums; nicht einzig literarische Triumphe hatte er sich versprochen, der Fußschemel sollten sie zugleich werden, der ihn zu dem öffentlichen Leben, als zu welchem er seines Berufes sich bewußt, erhebe. Schmollend verließ er die Hauptstadt; immer noch schmollend übermachte er, von seinem ländlichen Aufenthalte aus, ein Exemplar seines Don Carlos an den Staatsrath Réal. Selbst ein Literat von Bedeutung, verschlang der Staatsrath das Buch, und in einem dankenden und belobenden Schreiben befragte er den Verfasser, ob er seine Arbeit dem ersten Consul vorgelegt zu sehen wünsche. In einer sorgfältig bedachten und bearbeiteten Antwort erhob sich der Geschmeichelte zu den höchsten Regionen des Staatslebens und der Politik, und Réal unterließ nicht, zusamt dem Trauerspiel auch diesen Brief dem Gebieter zu Füßen zu legen. Auf den Gewaltigen übten unwiderstehliche Gewalt die Auseinandersetzungen des jungen Publicisten; mehr-

mals und in steigender Aufmerksamkeit durchlas Bonaparte die lange Epistel; dann forderte er das auf dem Pult stehende Buch, Ciceros Briefe in der Uebersetzung. Darin blätterte er, bis die Epistel gefunden, die ihm stets als die schönste gegolten hat. Ihr wurde der von Réal empfangene Brief verglichen, und mit den Worten: *„ma foi, c'est plus beau que Cicéron“*, ging der Imperator in sein Cabinet. Daß demnächst auch Don Carlos zu der Ehre gelangte, gelesen zu werden, bezweifelt wohl keiner; daß er aber gänzlich und zumal misfiel, dürfte manchen überraschen. Dem Manne der practischen Richtung und des historischen Takts widerten die unwahre Auffassung des Königs, die gemeine Haltung der Eboli, das Fratzenhafte in der Person des Infanten, und vornehmlich Posas lange, nichtige Tiraden; was ihn aber über alles entrüstete, das war die Entdeckung, die er, das Dichtwerk und das Schreiben an Réal vergleichend, gemacht zu haben glaubte, daß der Briefsteller ihm selbst ein Posa zu werden begehre. Verworfen wurden Buch und Mann.

Heil ihm, der Vettern hat, also heißt es bei einem unofficiellen Dichter. Lezay hatte der Vettern mehre und zumal in seiner Schwester Gemahl, Claude Beauharnais, einen Beschützer von bedeutendem Einflusse; Claude war Geschwisterkind mit Alexander Beauharnais, dem Vorgänger Napoleons im Ehebette. Er verwendete sich mit Beharrlichkeit für seinen in Ungnade gefallenen Schwager, und Napoleon hat es niemals vermocht, in solchen Fällen den anhaltenden Bemühungen seiner unmittelbaren Umgebung zu widerstehen. Doch war es nicht zu eigenem Nutzen, daß Lezay den ersten Gebrauch machte von der allmälig ihm wieder zugewendeten kaiserlichen Gunst. Der Freundschaft brachte er von ihr die Erstlinge zum Opfer dar, und hat er in den damals der Frau von Stael erwiesenen Diensten reichlich vergolten die einst in Lausanne und Coppet empfangene Gastfreundschaft. Es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß die berühmte Frau dieser Dienstbeflissenheit sehr unwürdig lohnte, und daß sie, nicht allein durch Klatschereien, ihrem enthusiastischen Verehrer und seiner Hausfrau in unverantwortlicher Weise Gefahren von

der ernstesten Natur bereitete. Darum hat auch später, in den Jahren der Enttäuschung, Lezay immer nur mit Widerwillen und Verachtung den Namen Stael ausgesprochen.

Mühsam entwand er sich den neuen Verwicklungen, und es wurde ihm der Gesandtschaftposten bei dem Hofe zu Salzburg aufgetragen. Mit Creditiv und Instructionen versehen, erschien er, den letzten Abschied zu nehmen, bei einer der Soirées in den Tuilerien. Ein Cidevant, und gebildet in einer bereits der Vergangenheit angehörenden, diplomatischen Schule, trat er auf in der gemessenen förmlichen Haltung, die seinem Hofe Napoleon wiederzugeben bedacht, und ergriffen von dem seinen Entwürfen so sehr zusagenden Anblick, brach der Monarch aus in den leidenschaftlichen Ausruf: „*Ah que vous étes beau, Monsieur l'Ambassadeur!*“ In der That war der Gesandte ein prächtiger Mann, unendlich reicher von der Natur ausgestattet, als jener kalbsaugige Lord Whitwort mit den hölzernen Armen und Beinen, von welchem man gleichwohl erzählt, daß er durch sein athletisches Ansehen und seine Schönheit den kleinen gelben Bonaparte dergestalt erbittert habe, daß dieser jeder dem Gesandten einer großen Macht schuldigen Rücksicht vergaß, und hiermit theilweise den Bruch des Friedens von Amiens erzwang. Daß Napoleon körperliche Schönheit nicht beneidete, scheint jener Ausruf sattsam anzudeuten.

In Salzburg hätte der Gesandte der Musestunden viele gehabt, wäre ihm nicht zugleich die Aufsicht der mit dem Wiener Hofe schwebenden Unterhandlungen anbefohlen gewesen. Denn der in Wien accreditirte Ambassadeur, „*le duc de la Rochefoucauld n'était qu'une botte,*“ sagte ihm Lezay nach, der zu lügen oder zu prahlen unfähig, muß ich hinzusetzen, weil in allen Relationen jener Zeit der Herzog von la Rochefoucauld als das Ideal eines vollendeten Staatsmannes gepriesen wird. Nach der Masse von Personen aus allen Ständen, die in Lezays damaliger Stellung in Berührung zu ihm traten, oder in seine Abhängigkeit geriethen, muß er in Salzburg eine unglaubliche Thätigkeit entwickelt haben, eine für Deutschland fürchterliche Thätigkeit, wenn ich sie vergleiche der Isolirung, in welcher in

Frankreich unsere nur mit der vornehmen Welt verkehrenden Gesandten leben.

Den Salzburgern hat Lezay sich sehr werth gemacht, zumal durch seinen unerschrockenen Widerspruch gegen Neys Räubereien und Gewaltthätigkeiten, den er bis vor den Kaiser trug. Der Frevler wurde sofort abgerufen, aber sehr tief empfand Napoleon die Verwegenheit des *péquin* [1]), eines Marschalls Ankläger sein zu wollen, und in eigenthümlicher Weise gedachte er dafür Rache zu nehmen. Von Austerlitz heimkehrend, verweilte das kaiserliche Hauptquartier in München einige Tage, und Fürsten und Gesandte strömten aus Nähe und Ferne hinzu, ihre Huldigung darzubringen. Auch Lezay fand zur Aufwartung sich ein, und durfte einer der prachtvollen Soirées beiwohnen. Die Audienz bewegte sich innerhalb der von der Etikette gebotenen Förmlichkeiten, die lange Reihe der Geladenen durchlief der Kaiser, ein freundliches Wort diesem, ein huldreiches Lächeln jenem spendend. Aber es blieb sein Auge, wie einnehmend, wie verführerisch bei solcher Gelegenheit seine Physionomie zu sein pflegte, von Moment zu Moment drohender, zürnender, vernichtender blickend, stets dem einen Punkt zugerichtet. Ein Ungewitter schien sich entladen zu müssen über den unglücklichen Gesandten aus Salzburg, der eben noch von kosenden Freunden umgeben, jetzt ein-

---

[1]) ***Péquin***, der technische Ausdruck, mit welchem der französische Soldat jeden Mann, der nicht den Degen führt, bezeichnet. Innig verwandt mit unserm Pikel, und vermuthlich auch mit der Pikelhaube, d. i. der bäuerischen Blechhaube, im Gegensatze zu dem ritterlichen Helm, ist der ***péquin*** desselben Ursprungs, wie ***paganus***, das bald einen Bauern, bald einen Heiden bedeutet, und in dieser letzten Bedeutung sich zu dem französischen ***payen*** ausgebildet hat. Es ist aber der ***péquin*** eine schwere Beleidigung. Nicht so gar viele Jahre sind es, daß ein General über die ***péquins***, die von ihm Brückengeld erheben wollten, fluchte, dann plötzlich an den ihm zur Seite sitzenden Präfecten sich wendete, um seine Uebereilung, wie er es nannte, zu entschuldigen: „***Nous autres militaires, nous avons l'habitude de nommer péquin tout ce qui n'est pas militaire.***" Entgegnet der andere: „***cela ne vaut pas la peine d'en parler; nous, du civil, nous avons bien aussi nos manières de dire, nous appellons p. e. militaire tout ce qui n'est pas civil.***"

sam und scheu gemieden, unbeweglich stand, gleich Loths Weibe, unbeweglich und doch vernichtet.

Ein einziges Gegenstück zu der verzweifelten Lage weiß ich in der Höfe Jahrbüchern aufzufinden. Sigmund von Herberstein, der größte Diplomat aller Jahrhunderte, hatte, in Oestreichs tiefster Erniedrigung, das traurige Geschäft übernehmen müssen, die Barmherzigkeit eines unwiderstehlichen, übermüthigen Siegers anzurufen. Zuerst galt es, eine Reihe von Paschas zu begrüßen und zu gewinnen, darunter Mahomed Pascha, der eben, dem Würgengel gleich, in der Christen Heer gefallen war. Diesen Vorbereitungen folgte, im Lager vor Ofen, 8. Sept. 1541, die feierliche Audienz bei Sultan Soliman. Herberstein, der so vielen Königen gegenüber gestanden, fühlte, daß bei dem Anblick des „glückseligen Kaisers" der Muth ihn verlasse: als er in der demüthigsten Stellung die auf drei Welttheilen schwer lastende Hand zum Munde bringen sollte, nahm ein wüthiger Lendenschmerz ihm die Fähigkeit, sich zu rühren; in Verzweiflung flüsterte er in windischer Sprache zu Rustan Pascha: „hilf mir um Gotteswillen, ich kann nicht!" Rustan wollte nicht helfen; aber der Kaiser, den Sinn der Jammertöne errathend, erhob seine Hand beinahe einer Spannen hoch vom Knie, daß der Gesandte sie mit dem Munde erreichen konnte, „was ich ime stets für aine Güte und Barmhertzigkeit raitten und auslegen mueß."

„Nie werde ich Ihr das vergessen", sagte Lezay, in gleich dankbarem Sinne sich erinnernd, wie die Kaiserin allein in jenem Augenblicke seine Retterin geworden. Denn als er einsam stand und verlassen, erliegend jenen Basilisken-Blicken, viel Aergeres noch befürchtend, da kam, abgesendet von der Kaiserin, die, vom Nebenzimmer aus, den Hergang in dem goldenen Kaisersaal bemerkte, ein Kämmerer, ihn zur Herrin zu fordern. Josephine gestaltete sich für den Augenblick als Minerva, über ihren Zögling die schützende Aegide erhebend, und eine solche Aegide weiß jeder Ehemann zu ehren. Der persönlichen Unbild entgangen, konnte Lezay, dessen Sendung mit dem Hofe zu Salzburg erloschen, als eine Gnade ansehen die unbedeutende und unangenehme Mission, den bisherigen Freistaat Wallis zu der

beabsichtigten Einverleibung in das Kaiserreich vorzubereiten, und hatte er solchen Auftrag noch nicht vollständig erledigt, als er durch Ernennung vom 15. Mai 1806 zu der Präfectur des Rhein- und Mosel-Departements berufen wurde. Diese Ernennung, die immer noch als eine Folge der kaiserlichen Ungnade zu betrachten, sollte für Lezays wahren Ruhm die Werkstätte und der Schauplatz werden, sintemalen seiner Thätigkeit in dem weiten Reiche kaum ein ähnliches Feld zu erfinden gewesen wäre.

Denn es ist auf dem linken Rheinufer die Revolution ganz anders, wie in dem alten Frankreich, zu Werke gegangen. Hier war sie, einem Orkan gleich, strichweise verheerend, stellenweise verschonend vorüber gebrauset, dort wurde sie langsam, bedächtig, systematisch eingeführt, in der Absicht, alles Bestehende ohne Unterschied zu vernichten, und vollständig hatte man das erreicht in der Geschäftigkeit von 6 Jahren. Eine *tabula rasa* erschien das Rhein- und Mosel-Departement dem ersten Präfecten, dem Brabänter Boucqeau, seit 3. Messidor VIII. und war dieser so wenig, wie sein Nachfolger, der lebendige, wohlwollende, die Massen hinreißende Schwätzer, Mouchard-Chaban, befähigt, die allein von Dornen und Ruinen erfüllte Fläche anzubauen. Daß er zum Verwalter nicht geboren, scheint Boucqeau in Zeiten eingesehen, und darum willig die ihm angetragene Stelle eines Directors der vereinigten Gebüren angenommen zu haben. Nachdem er den einzigen Sohn verloren, nachdem die trauernde Mutter, die Züricherin Athanais Hirzel, Trost gesucht und ein willkommenes Grab gefunden in dem Orden der barmherzigen Schwestern, ließ auch der Vater zum Priester sich weihen. Der Abbé Boucqeau, Dombechant zu Lüttich und ein ungemein fleißiger Prediger, war einer der belgischen Repräsentanten, welche in der Revolution von 1830 das Haus Nassau des ihm von dem Wiener Congreß verliehenen Thronrechtes verlustig erklärten, ging auch in Gesellschaft anderer Deputirten nach Paris, um die jüngste Krone dem Herzog von Nemours anzubieten. Er ist zu Lüttich den 8. Novbr. 1834 verstorben, und hat dem dasigen Seminarium eine Million Franken, und darüber,

hinterlassen. Der Sage nach war ihm das Bisthum Tournay zugedacht. Mouchard de Chaban, Präfect durch Ernennung vom 16. Floréal XI., hat später Toscana und hierauf die hanseatischen Departements organisirt und regiert. Staatsrath in außerordentlicher Sendung zu Hamburg, übernahm er nach des Marschall Davoust Wunsch die Leitung der Münze und die Oberaufsicht der Hospitäler. Gleich unermüdlich und unvorsichtig in seiner Sorgfalt für die Kranken, kam er wesentlich verstimmt und angegriffen von einem Besuche im Lazareth zurück. Gegen den Secretair, der eine Anzahl von Expeditionen zur Unterschrift ihm vorlegte, klagte er über Kopfweh, das ihn nöthige, die Durchsicht der Papiere zu verschieben, vielleicht gar sie an Boisrichard, den Auditor im Staatsrath zu überlassen. Unmittelbar darauf kam das Nervenfieber bei ihm zum Ausbruch, und er starb, nachdem er nur acht Tage bettlägerig gewesen, im März 1814, in seinem Hôtel in der Abcstraße. Diese Umstände, von des Verewigten Haus-, Arbeit- und Tischgenossen mitgetheilt, mögen einer in der Biographie von Fried. Perthes misverstandenen Stelle, wonach Chaban der kaiserlichen Ungnade erliegend, einen Selbstmord begangen haben soll, zur Widerlegung dienen. Sein Nachfolger an Rhein und Mosel, Alexander Lameth (12. Pluviose XIII.), ist sattsam bekannt als einer der thätigsten Beförderer der französischen Revolution. Doch scheint man seine Thatkraft und Wirksamkeit gar sehr zu überschätzen; er hatte *les grands airs*, war *un beau parleur*, höchst liebenswürdig und fein in dem geselligen Verkehr, zeigte aber eine entschiedene Vorliebe für jede in anständiger Form auftretende Mittelmäßigkeit. Ein Mann dieses Gepräges mußte nothwendig und ohne Kampf den revolutionären Schauplatz verlassen, sobald entschiedenere Charaktere ihm entgegentraten. Politische Stürme und Geschäfte mögen gleich wenig sein Element gewesen sein.

Es ist hiernach augenfällig, daß Lezay, die Verwaltung des Rhein- und Mosel-Departements übernehmend, vor allem diese Verwaltung herzustellen hatte, und solche von ihm erfaßte Aufgabe zu lösen versäumte er keinen Augenblick. Die bedeutendern Personen in Coblenz lernte er in den ersten Tagen kennen,

dann durchreisete er, anderwärts dieselbe Kundschaft sich zu erwerben, das Departement wiederholt in allen seinen Richtungen. Bei der Mangelhaftigkeit der Communicationen auf den mehrsten Punkten war dieses eine sehr schwierige und kostspielige Arbeit, denn von Reisegeldern und Diäten, den fetten Milchkühen anderer Zeiten, wußte man damals nichts. Der Präfect sah nicht nur Beamte und Honoratioren, er beschäftigte sich vorzugsweise mit den untern Classen, mit ihren Bedürfnissen, Wünschen, Beschwerden und Vorurtheilen. Hauptsächlich um seine Erfahrungen in dieser Hinsicht zu vervollständigen, führte er die Audienzen ein, in welchen täglich zu bestimmter Stunde ein jeder zu ihm gelangen, sein Anliegen mündlich vorbringen konnte. Viele Gebrechen des öffentlichen Haushaltes wurden einzig in diesen Audienzen zur Sprache gebracht, und nicht selten auf der Stelle gehoben.

Zu einer allgemeinen Kenntniß von Personen und Zuständen gelangt, fühlte der Präfect, wie schwer die zeitherigen Machthaber sich an dem eroberten, von Keinem befürworteten Lande, in Ansehung der dahin verpflanzten Beamten absonderlich, versündigt hatten. Die Sünde zu tilgen, sparte er keines Fleißes, scheute er im mindesten nicht, den ihm vorgesetzten Behörden feindlich entgegenzutreten. Alles wurde in Paris aufgeboten, um die Geschöpfe von Gunst und Laune, die einmal auf die Aemter in der abgelegenen Provinz angewiesen, darin zu erhalten; allein den geradesten, wenn auch beschwerlichsten Weg verfolgend, gelangte Lezay zum Ziele, und ihm verdankte das Land die allmälige Ausweisung vieler unwürdigen oder unbrauchbaren Fremdlinge.

Hatte er gestritten, um die Regierung zur Erkenntniß ihrer Uebereilungen zu führen, so zeigte er nicht minder sich beflissen, in dem *renouvellement quinquennal* vom 1. Januar 1808 jede Uebereilung in der Vergebung der Mairien zu vermeiden. In wahrem Angstgefühl studirte er die Ansprüche, die Tugenden und die Mängel aller in Vorschlag gebrachten Individuen, und haben seine (90) Ernennungen den ungetheilten Beifall der Provinz gewonnen. Dieser Lohn gebürte ihm, in Betracht der Müh-

seligkeiten, die er, zu so erfreulichen Resultaten zu gelangen, überwinden müssen. Denn Menschenkenntniß, die Kenntniß, wie sie nicht durch Studien erworben, sondern von oben demjenigen verliehen wird, der große Dinge auszurichten erkoren, diese Himmelsgabe war ihm versagt, und erklärt sich dadurch, wie er, mit den lautersten Absichten, unter die große Zahl trefflicher Männer, die er begünstigte und beförderte, doch auch manche aufnahm, um welche die Urtheilskraft eines Kindes ihn hätte beschämen mögen. Dem zum Beispiel darf ich wohl mich selbst darstellen. Er hat mich angefeindet, obgleich ich auserſehen, der Nachwelt Urtheil um ihn zu formuliren, denn von seinen Freunden, von den vielen, denen er ein Wohlthäter gewesen, fand nicht einer den Willen oder die Fähigkeit, ihm eine Gedächtnißtafel zu setzen, wäre sie auch mangelhaft wie diese. Lächeln möchte ich um des klugen Mannes Verblendung, fühlte ich nicht in ihrer vollen Tiefe des heiligen Bischofs von Hippo Wehklage: „Wer vermag sie zu zählen, die Kümmernisse, von denen wir unsere Seele befreiet wünschten? Wem nur ist es gegeben sie in ihrem ganzen Umfange darzustellen? Welche traurige Nothwendigkeit z. B., mit denen leben zu müssen, deren Herz wir nicht ergründen, daher wir häufig ungünstige Gesinnungen hegen um einen treuen Freund, und günstig urtheilen von dem falschen Freunde."

Wie behutsam aber Lezay, seine Schwachheit einigermaßen erkennend, in Bezug auf Personen zu verfahren pflegte, in Bezug auf administrative Wirksamkeit erlaubte er sich, duldete er in seinen Beiständen keine Zögerung, und deshalb wird die rührigste Thätigkeit ihn schwerlich, so wenig in der Zahl, wie in der Wichtigkeit der Schöpfungen, durch welche ein Zeitraum von nicht völlig vier Jahren bezeichnet, erreichen können. Mit starker Hand erfaßte er die Zügel der Verwaltung, und scharf und unausgesetzt die ihm unmittelbar unterworfenen Beamten beaufsichtigend, erzwang er von ihnen die seinem allgemeinen System zusagenden Anstrengungen. Wer zurückblieb, wurde ohne Gnade abgeschafft, jeder Fehltritt unnachsichtlich bestraft. Das Schulwesen, absonderlich auf dem platten Lande, war zu tiefem Ver-

fall gerathen; der Beschluß vom 29. Nov. 1806 begründete in dem Hauptorte des Departements eine Normalschule für die Bildung tüchtiger Schulmänner, und wurden alle bereits im Amte stehenden Schullehrer angehalten, einen Cursus in dieser Anstalt durchzumachen. Unter den Lehrgegenständen stand oben an der den Candidaten in der Departemental-Baumschule zu ertheilende practische Unterricht; da sollten sie das Erziehen und Veredlen der Bäume, die allgemeinen Regeln des Ackerbaues, des Düngers zweckmäßigste Bereitung und Verwendung, den Bau der Futterkräuter, die rationelle Behandlung der Holzungen, die Wartung und Pflege der Hausthiere, die Geheimnisse der Wein- und Ciderbereitung erlernen. Der Historie, der unfruchtbaren Zahlen und Namen, war in dem Lehrplan nicht gedacht, der geographische Unterricht auf das Departement beschränkt. Mehr Geographie verbat sich der Präfect ausdrücklich und schrieb er in dem gleichen Sinne: „von dem Känguruh soll in den Schulen nicht gehandelt werden, wohl aber von Engerling und Maulwurfsgrille." Es fand in Paris diese Normalschule ungewöhnlichen Beifall, und äußerte darum der Großmeister der kaiserlichen Universität, Fontanes: „Mit lebhafter Theilnahme habe ich die von Ihnen eingesendeten Berichte über die Unterrichtsanstalten Ihres Verwaltungsbezirkes geprüft. Alle Ihre in dem Interesse des öffentlichen Unterrichts gegebene Vorschriften verdienen Lob, und muß ich Sie besonders um die Aufstellung einer Normalschule, zur Bildung von Elementarlehrern, beglückwünschen."

Als nicht minder vorzüglich in ihrer Einrichtung und wohlthätig in ihren Resultaten bewährte sich die 1807 bei dem Hospital zu Coblenz eröffnete Hebammenschule, welcher ein sehr vollständiges Cabinet von anatomischen Präparaten beigegeben. Doch war diese Anstalt lediglich der Vorläufer eines umfassenden Plans für die Einführung eines Systems medizinischer Polizei, nachdem deren schwache Wirksamkeit seit dem Eintritt der Revolutionsperiode vollständig aufgehört hatte. Der Beschluß vom 18. Januar 1808 theilte das Departement in 18 ärztliche Districte, deren jedem ein Districtsarzt, unter genauer Bestimmung seiner Verrichtungen und Pflichten vorgesetzt. „Es fand

diese Einrichtung im In- und Ausland allgemeinsten Beifall, wurde in öffentlichen Blättern als musterhaft dargestellt, und trug solche Früchte, daß die Vortheile dieser Anstalt auch den kühnsten Wünschen entsprachen." Ihr namentlich ist das große, mit dem Beginn von 1810 verkündigte Resultat zuzuschreiben: „Alle Individuen des Departements sind geimpft, nur jene nicht, welche die Districtsärzte wegen Krankheit, Schwäche, oder um den Stoff immer frisch zu erhalten, zu künftigen Impfungen sich vorbehalten." Bereits hatten die in den früheren Jahren erlangten Ergebnisse die Aufmerksamkeit des Ministeriums geweckt, und schrieb namentlich, in Erwiderung einer am 1. Januar 1809 entworfenen Aufstellung, der Minister des Innern: „Sie haben mich in dem Glauben bestätigt, daß ein entschiedener Wille, in Dingen sogar, die größtentheils von der Meinung abhängig, vollständige Erfolge erzielen könne. Empfangen Sie meine Glückwünsche, daß Sie, einer der ersten unter den Präfecten, das Problem, ob die Ausrottung der natürlichen Blattern möglich, gelöset haben. Ich stelle zu Ihrer Verfügung 1800 Franken, die zum Ankauf von Büchern und chirurgischen Instrumenten zu verwenden, und wollen Sie diese Gegenstände unter diejenigen vertheilen, durch deren Beharrlichkeit und Hingebung im verflossenen Jahre das große Werk vollführt, die Bevölkerung Ihres Departements gegen die Angriffe der Blattern geschirmt worden ist." Auch in andern Zweigen der medizinischen Polizei haben sich Lezays Anstalten bewährt; unter ihrem Einflusse verschwand das vielleicht seit Jahrhunderten auf dem Ziffer Ländchen haftende syphilitische Uebel, es wurde das in Straßfeld ausgebrochene epidemische Fieber und endlich auch, unter des Präfecten persönlicher Aufsicht, der Typhus zu Ulmen gemeistert.

Einzig die in Palmersheim einheimische Viehseuche, da sie vermuthlich der Beschaffenheit des Wassers zuzuschreiben, widerstand allen Bemühungen der Kunst, dem Präfecten zu unsäglichem Leidwesen. „*Il est fou pour le bien*," hat mit Wahrheit Réal von ihm gesagt, aber stürmisch zumal war seine Leidenschaft für die Fortschritte des Ackerbaues, als worin die Interessen sei-

ner Verwalteten mit den Traditionen und Gewohnheiten des Vaterhauses zusammentrafen. Der Ackerbau, in allen seinen Zweigen, war die große Angelegenheit seines Lebens geworden. Von ihm gingen die ersten Versuche für die Einführung feinwolliger Schafe in das Departement aus. Im J. 1807 verschrieb er aus Brodelets Heerde einen ausgezeichnet schönen Merino-Widder mit 4 Mutterschafen von gleich reiner spanischer Abkunft, dann 34 Mestizen von der 4ten und 5ten Generation. Die kleine, zu Bell, unweit Laach untergebrachte Heerde veranlaßte durch ihr auffallendes Gedeihen die Anschaffung von weitern 20 Widdern und 100 Mutterschafen, aus den reinen Merinoheerden von Francastel und Delessert. Mancherlei Zufälligkeiten, vorzüglich zwei von diesen Thieren glücklich überstandene naßkalte Winter und die daraus erwachsene trügliche Sicherheit um der Fremdlinge Dauerhaftigkeit, haben die freudigen Hoffnungen von ihrem fernern Gedeihen in Leid verwandelt, und der Verwaltung manche Sorge bereitet, sintemalen das bedeutende, auf die Anschaffung der Thiere verwendete und verlorne Capital dem Leihhause ersetzt werden mußte. Um eine verbesserte Pferde- und Rindviehzucht hat dagegen Lezay dauerndes Verdienst sich erworben. Beschäler, dem Gestüte von Rozieres entnommen, wurden durch seine Fürsorge auf den gelegensten Punkten des Departements aufgestellt; doch bedurfte es seines ganzen Einflusses auf den Landmann, um diesen zu vermögen, daß er die gebotene Gelegenheit benutze. Dem Präfecten verdanken die mittlern und nördlichen Theile des Departements die Kenntniß der Birkenfelder Rindviehrace, und der ungemeinen Vortheile, welche sie für die Erhebung eines herabgekommenen Geschlechtes bietet. Darum mag er auch, mit seinen unermüdeten Anstrengungen um die Einführung der Esparsette, um die Erweiterung des Anbaues der Luzerne, als der Urheber der großen wohlthätigen Revolution gelten, welche für das wichtigste aller Hausthiere statt gefunden hat. Vorzüglich in dem Interesse der Vermehrung und Veredlung des Rindviehs erließ Lezay die verschiedenen, allerdings zu verwickelten Verordnungen, welche das gar frühe Schlachten der Kälber untersagen. Mit Recht mochte der Gesetzgeber annehmen, daß es

dem Eigenthümer um so schwerer fallen werde, sich des selbst gezogenen Viehes zu entäußern, je länger dasselbe bei ihm auf dem Stalle gestanden habe. Solchem ungezweifelten Verdienste gegenüber verschwindet, daß Lezay einstens, in dem Verdrusse, aller Orten die Klage hören zu müssen, die Branntweinerzeugung im Kleinen werde durch die Einführung der vereinigten Gebüren erdrückt, durch einen Beamten dieser Regie eine Berechnung aufstellen ließ, worin klar und deutlich nachgewiesen, daß jene Industrie keineswegs mit der Abgabe unverträglich sei, jedoch, die Berechnung allen Landwirthen zur Beherzigung empfehlend, übersah, daß in ihr, außer den jährlichen 10 pCt. für die Abnutzung der Geräthschaften, die ganze wichtige Rubrik des Brennstoffes vergessen worden. Was Lezay gethan hat für die Einführung neuer und zweckmäßiger Ackerbaugeräthschaften, die Proben, die er um den Bau und die Ergiebigkeit von manchen, bis dahin unbekannten Getreidearten und Futterkräutern veranstaltete, seine Bemühungen um Einführung einer zweckmäßigen Methode für die Behandlung des Düngers, will ich nur andeuten. Auf seinen Betrieb wurden im Herbst 1806 und Frühjahr 1807 an Obstbäumen, 182,336, und in derselben Epoche 1808 — 1809, wieder an Obstbäumen 211,236 Stück gepflanzt. Jede der 90 Mairien erhielt ihre Baumschule, als Departemental-Baumschule wurde der große, hierzu von der Regierung abgetretene Schloßgarten in Coblenz verwendet. Da sammelte Lezay Alles, was das Elsaß, Niederland, Dietz, Kronberg, die in ihren Trümmern damals noch vorhandene, einst weltberühmte *pépinière des chartreux* an vorzüglichen Früchten bieten mochten, und mit freigebiger Hand vertheilte er nach allen Richtungen die zusammengelesenen Schätze. Seine vornehme, wohlwollende und den Bedürfnissen des Volks zugewendete Freigebigkeit spiegelt sich lebendig in einem Gespräche mit seinem Portier. Von zwei Hortensien, damals der seltene Stolz eines Ziergartens, war das eine Exemplar gestohlen worden, das meldete der Portier, zugleich in heftige Drohungen ausbrechend gegen den Dieb, wenn dieser in seine Hände fallen sollte. „Lasset das,“ sprach der Bestohlne, „ich wünschte, die Pflanzen würden alle gestohlen, damit ich mich der allgemeinen

Verbreitung des Geschmackes für Gärtnerei freuen könnte.“ Oberhalb des Rundels stehen einige prächtige Kirschbäume, von Lezay eigenhändig gepflanzt; niemals werde ich ihrer Früchte — die köstliche, große Montmorency — ansichtig, ohne der Inschrift zu gedenken in dem Garten von Ragewitz, weiland der Schleinitze Besitzung unweit Oschatz: „Wer dieses Gartens Lust oder der Frucht wird genießen, der wolle aus christlicher Liebe sich befleißen, vor die Seele Gott treulich zu bitten Georgen von Schleinitz, Rittern, dieses Gartens Anfänger und Pflanzer.“ Auch die Einführung der Ostheimer Kirsche, dann vieler trefflicher Aepfelsorten, verschulden wir an Lezay.

Was die Normandie vorzügliches besitzt an Cider-Aepfeln, in allen Abstufungen, von der schwersten, aber geistreichsten Härte, bis zu den feinsten, dem Getränk ihr Bouquet mittheilenden Sorten, das hatte er angeschafft, und suchte er auf dem Lande auszubreiten, zusamt den zweckmäßigsten Methoden für die Bereitung des Mostes. Um seiner Lehre Fortgang zu befördern, ließ er regelmäßig den Gästen, die an seiner Tafel vereinigt, Proben des nach einer verbesserten Vorschrift behandelten Mostes vorsetzen. Es fanden diese Getränke stets die dem Range des Amphitryons gebürende Anerkennung, und mögen sogar die in solchen Banketten einem moussirenden Cider gespendeten Lobsprüche aufrichtig gewesen sein, aber den Wein zu verdrängen in einem Weinlande, das vermochte Niemand.

Vielleicht wäre das vorbehalten gewesen der außerordentlichen Verschlechterung unseres Climas, die wir seitdem erleben müssen, doch, er ist nicht mehr, der enthusiastische Pomolog, und scheint mit ihm in unserm Lande das Geschlecht der Pomologen ausgestorben zu sein. Denn, das ist nicht zu verkennen, große Rückschritte hat, vornehmlich in der Wahl der Sorten, unser Obstbau gemacht. Manche alte, treffliche Varietäten sind, wie es wohl auch andern Racen geschieht, ausgeartet, z. B. die einst mit Recht so gepriesenen, jetzt aber am Stein leidenden Colmar- und St. Germain-Birnen, andere passen nicht mehr in die Zeit. Wer wollte noch den Pepin von Borsdorf, der Gärten Stolz in der Väter Zeiten, bauen, da der Baum,

um vollständig tragbar zu werden, 20 Jahre braucht? Das alte Gut ist in unsern Händen zerronnen, die Schöpfungen der neuen Zeit, alle die berühmten Beurées, Beurée d'Aremberg, d'Argenson, Diel, Coloma, die östreichischen Rosenäpfel, gelangen nicht zu uns, und der Landmann beschränkt sich auf die Vermehrung des gemeinsten, aber reichlich tragenden Zeuges, wie der Kesselheimer, Kirchen=, Kernches=, Getches=, Büschapfel, Namen, von denen kein systematisches Verzeichniß weiß, Früchte, die jeder Feinschmecker verschmähet.

Dagegen ist eine von Lezays Institutionen unverkürzt dem Lande geblieben, ein ungeheures Netz von Feldwegen, die in der gleichen Vollkommenheit beinahe nirgendwo anzutreffen, verbunden mit der durch ihn dem Volke eingeimpften Leidenschaft für bequeme, sorgfältig unterhaltene Wege. Außerordentliche Opfer mußte die Provinz sich auflegen, um zu dem großartigen Resultate in ihrem Straßenbau zu gelangen, aber Gemeinden und Individuen haben freudig ihr Scherflein beigetragen, sintemalen dem Manne, welcher die Opfer verlangte, die Kunst eigen, zugleich jeden von ihrer Nützlichkeit zu überzeugen, den einzelnen Eigenthümer, wie die Masse der im *Conseil général* repräsentirten Eigenthümer. Wenn der Präfect die Dörfer besuchte auf seinen vielfältigen Umreisen, dann verkehrte er mit dem geringsten Hirten, er befragte, er belehrte, er berieth ihn, er belauschte die öffentliche Meinung, er besprach die Bedürfnisse der Gemeinde; einzig das ihm von allen Classen, und besonders von dem *Conseil général* geschenkte Zutrauen hat jene colossalen Straßenunternehmungen möglich gemacht.

Wenn der Präfect sich liebenswürdig zeigte in dem Verkehr mit den arbeitenden Classen, so verrieth er nicht minder in der schonenden Behandlung von politischen Dissidenzen, oder Verbrechen, wenn man will, daß er die Erfahrungen seiner Jugend sich zu Nutzen zu machen wisse. Während auf vielen Punkten des großen Reiches Unzufriedenheit durch unzeitige Strenge zu bitterer Feindschaft herausgefordert wurde, glich das öffentliche Leben in dem Rhein= und Mosel=Departement einer stillen, glücklichen Haushaltung, so daß ich, in Erwägung dieses Zustandes

und meiner Erlebnisse, unter dem folgenden Präfecten mich versucht finde, die vielen Geschichten von einer unwiderstehlichen, unerbittlichen, alles durchforschenden Staatspolizei für eitel Lüge und Einbildung, veranlaßt vielleicht durch die für die Sicherheit der Hauptstadt und bei den Heeren im Auslande getroffenen Anstalten, zu halten. In dieser Ansicht bestärkt mich die schmachvolle Unwissenheit der französischen Regierung um Alles, was 1812 — 1813 in Deutschland sich vorbereitete, zum Theile schon vorging, und ihre nicht minder bewundernswürdige Ruhe bei den Zeichen von Gleichgültigkeit oder Widerwillen, die in allen Theilen ihres Gebietes sich wiederholten; hinzufügen muß ich noch, daß ich niemals Kenntniß gewinnen können von Geldern für geheime Polizei, die irgend einem Präfecten bewilligt worden wären, außer in einem einzelnen Falle, wo zu diesem angeblichen Zwecke dem Polizeiminister, dem berühmten Savary, 2000 Franken abgestritten wurden. Abgestritten, sage ich mit Bedacht, denn der Mann vertheidigte seine Franken wie ein Löwe, und verrieth deutlich, daß längst schon er gewöhnt, die in dem Staatsbudget der geheimen Polizei bewilligten Fonds als sein Taschengeld zu betrachten. Zu allem Ueberflusse fällt mir die um dieselbe Zeit mit dem Staatsrathe Réal geführte Correspondenz ein. Der Mann, Savarys Geschäftsführer, wurde officiell befragt, was denn wohl die hohe Polizei, einer der bedeutendsten Zweige des ganzen Getriebes, sei. Da antwortete Réal in einem langen, reiflich überdachten und trefflich ausgearbeiteten Briefe ungefähr also: „Gewiß ist die hohe Polizei etwas, und etwas fürchterliches, sonst würden nicht so viele große Männer und arme Teufel vor ihr zittern, aber was sie eigentlich ist, das weiß keiner, ich auch nicht. Es muß daher der Weisheit des Herren Präfecten überlassen bleiben, in heilsamem Ansehen ein Wort zu erhalten, das in der Praxis der Anwendung entbehrt. Sehr zweckmäßig wird es sich ergeben, wenn die der hohen Polizei unterworfenen Individuen nach wie vor angehalten werden, sich monatlich der Behörde darzustellen."

Einmal hat Lezay doch eine Insurrection erlebt, gelegentlich der Recruten-Aushebung von 1809 zu Cuchenheim.

Sie wurde, Dank seinem energischen und raschen Einschreiten, sofort gedämpft, und ging spurlos vorüber, während ähnliche Bewegungen in den benachbarten Saar- und Wälder-Departementen blutige Opfer forderten, zu Brutalitäten und Grausamkeiten führten. Strenge zu üben gegen die Rebellen von Cuchenheim, das hätte für Lezay besonders peinlich sein müssen. Nach seiner Ansicht war die Form sogar, in welcher die Regierung den furchtbaren Hebel der Conscription handhabte, durchaus gesetzwidrig, und pflegte er deshalb jede Gelegenheit zu ergreifen, um die verletzende Strenge in dessen Anwendung zu mildern. Die Bestimmung des schwarzen Codex, durch welche das einzige Kind einer Wittwe vom Kriegsdienste befreiet, wagte er in mehren Conscriptionen auf das älteste Kind der Wittwe auszudehnen, bis der berüchtigte Lacuée, als Conscriptions-Director in Blindheit dem blindesten Despotismus dienend, die furchtbare Epistel schrieb, die anhebend mit den Worten: „*que deviendrait un grand empire, si toute autorité locale*", damit schließt, daß sie allen Gliedern des Recrutirungsrathes, folglich auch dem Präfecten, als Präsidenten, um der ungebürlich ausgedehnten Befreiung willen, einen Monat Hausarrest ankündigt.

Vielleicht führte die Empfindlichkeit um diese Behandlung kurz darauf den Präfecten zu dem leidenschaftlichen Ausrufe, der seines Herzens Gesinnung um den damaligen Beherrscher von Frankreich verräth. Die Brunnenkur in Godesberg gebrauchend, empfing er den Besuch von seiner Schwester Tochter, von der Großherzogin Stephanie von Baden; alle Pflichten eines aufmerksamen und devoten Wirthes hatte er wahrgenommen, aber nur bis zum Rheine gab er der Fürstin das Geleite. Des wunderte sich ein Freund, und daß er nicht hinüber, zum Drachenfels der Nichte gefolgt sei, wäre das auch nur zu Ehren des für den Botaniker und Mineralogen gleich interessanten Bergkegels geschehen. „Ja," erwiederte er, „das ging nicht. Gleich würde es in den Pariser Zeitungen geheißen haben, der Präfect von Rhein und Mosel war am Drachenfels, u. s. w. *Et je ne veux pas qu'il me nomme.*"

Daß Lezay Mineraloge war, habe ich noch nicht berührt.

Seine Kenntnisse in diesem Fache, genährt und bereichert in den Bergwerken des Harzes und in den salzburgschen Alpen, in den Zinngruben von Cornwall und an dem Bleisee von Guadalcanal, würden allein hinreichen, ihm eine bedeutende wissenschaftliche Stellung anzuweisen. Durch ihn angespornt, schrieb, dem Bergbau der Provinz zum Besten, Calmelet seine meisterhafte statistische Beschreibung der mineralogischen Reichthümer des Rhein- und Mosel-Departements, wovon der erste Theil, in möglichst stümperhafter Uebersetzung, in dem Handbuch von 1809, der andere in jenem von 1812 abgedruckt. Lezay hatte auch, als Eigenthum der Provinz, eine methodisch geordnete Sammlung ihrer Erzstufen, Krystallisationen, Steinarten angelegt, die doch nur eine Abtheilung seiner sehenswerthen Sammlung von allen natürlichen oder künstlichen Erzeugnissen des Departements, von den Baumwollengespinsten von Bonn und den Landtüchern von Adenau an bis zu den Leien von Peterswald. Daneben war eine Bibliothek für den Gebrauch der Nachfolger im Amte aufgestellt, unabhängig von einer zweiten, der Departementalbaumschule zugelegten Bibliothek.

Aus diesen Bibliotheken würde ein reisender Psychologe, das Haus besuchend, ohne irgend Kenntniß von dem Treiben des Hausherren zu besitzen, sofort zu dem Schlusse gelangt sein, daß er bei einem Doctrinaire einkehre, und als solcher hat Lezay durch einen leichten Anflug von Despotismus in einer Verhandlung mit der Geistlichkeit sich zu erkennen gegeben. Eine Freundin, die längere Zeit bei der Präfectin zu Besuche, brachte die Rede auf die fortwährende geheime Opposition der französischen Geistlichkeit zu der kaiserlichen Regierung. Mit dieser Opposition vermaß sich Lezay in Kurzem fertig zu werden. Ihm widersprach lebhafter die Dame, besonders darauf bestehend, daß es in den meisten Kirchen sich als unmöglich ergeben habe, das Gebet: *Domine, salvum fac imperatorem*, einzuführen. Diese Einführung wollte der Präfect nur für eine Kleinigkeit gelten lassen, machte sich auch durch eine Wette anheischig, seinen Satz durch die Erfahrung zu bethätigen. Sofort wurde in einem Rundschreiben der sämtlichen Geistlichkeit das *salvum fac* als

unerläßliche Pflicht eingeprägt, auch die gehässigste Inquisition angeordnet, um sich von der Wahrnehmung dieser Pflicht zu vergewissern. Viele Priester gehorchten der ersten Aufforderung, andere widerstrebten, und wurden darum beunruhigt, auch durch Zwangsmittel besiegt. Und diese kleinliche Verfolgung, durch eine Wette veranlaßt, erlaubte sich gegen Personen, die ihm wenigstens als des Volkes Lehrer wichtig sein mußten, derselbe Mann, dessen Rundschreiben, die Bittschriften betreffend, die so gemüthliche, väterliche Stelle enthält: „Wenn es für den Verwalteten schon ein Unglück, die Gerechtigkeit, welche die Verwaltung ihm schuldig ist, nachsuchen, und unglücklicher Weise mitunter abwarten zu müssen..." Wahrlich, in jeder Menschenbrust thronen zugleich und neben einander Ormuzd und Ahriman; nur demjenigen, der sich frei wüßte von solcher Doppelherrschaft, könnte es zustehen, dieses Sonnenfleckens wegen den Mann zu verdammen.

Eben war Lezay beschäftigt, die Brandstätten von Oberwesel aus ihren Ruinen zu erheben, und nochmals die magische Kraft zu üben, die er, ohne Brandcassen-Institute, einige Jahre früher bei dem Wiederaufbau von Ochtendung bewährt hatte; er bedachte ein gigantisches, dem Aufblühen von Eifel und Maifeld gleich wohlthätiges Vorhaben, die Schiffbarmachung der Nette, er hatte aber auch sich überzeugen müssen, daß er in der versuchten Urbarmachung einer der wildesten Strecken der Eifel, bei Barweiler, die zu einer Musterwirthschaft bestimmt, viele Tausende aus seinem Privatvermögen geopfert habe, ohne seinen Zweck erreichen zu können, da forderte ein Machtwort ihn ab aus den bisherigen Kreisen. Einmal schon hatte er dem Willen Napoleons widerstanden, als welcher versöhnt und geschmeichelt durch die Erfolge von Lezays Verwaltung, in den Staatsrath ihn aufzunehmen gedachte, aber zu gebieterisch, um abgewiesen zu werden, gestaltete sich der zweite Ruf. Als Diplomat und vortheilhaft in Oestreich bekannt, sollte Lezay den unbedeutenden und altersschwachen Präfecten Shee zu Straßburg ersetzen in dem, durch die Menge der zu beobachtenden Rücksichten ungemein schwierigen Geschäfte, bei ihrem Eintritte in Frankreich die Erz-

herzogin zu empfangen. Lezays Scheiden, 1. März 1810, wurde dem dankbaren Departement ein Trauer- und Bußtag.

Die hohen Erwartungen, in welchen die Straßburger ihn empfingen, hat er weit übertroffen. Alle Arbeiten und Erfahrungen der letzten vier Jahre kamen ihm hier zu Gute, und erscheint er im Niederrhein in dem vollen Glanze seiner administrativen Wirksamkeit, wenn gleich seine Gabe für nützliche und zeitgemäße Schöpfungen hier weniger auffallend, weil der Provinz das Glück geworden, aus einer bessern Zeit so manche Traditionen und Institutionen zu retten. Doch hat die Stadt Straßburg ihm wesentliche Verpflichtungen, namentlich in dieser letzten Hinsicht. Die Restauration konnte nicht umhin, einen Präfecten zu ehren, dem nicht nur die allgemeine Liebe der Insassen, sondern auch die Achtung und das Wohlwollen der benachbarten Höfe von Karlsruhe und Stuttgart geworden. In seinem Amte bestätigt, hatte er 1814 den Herzog von Berry zu empfangen. Wie anderwärts sah auch hier der Prinz alle Dinge nur im Fluge. Das misbilligte Lezay höchlich; zu einer Schnellfahrt gen Landau sich anschickend, sagte er, warnend dem Prinzen, prophetisch sich selbst: „*Vous traversez, Monseigneur, en courrier des pays, que vous gouvernerez un jour. Ce serait pour vous la plus importante des tâches, de vous faire connaître aux peuples.*“ Die Fahrt wurde, wie zu erwarten, darum nicht aufgegeben. Wie sie wiederum nach Straßburg zu sich richtete, wollte Lezay auf Seitenwegen dem Prinzen vorfahren, um ihn an der Grenze des Weichbildes zu complimentiren. Im raschesten Laufe begriffen, scheuten sich die seinem Wagen vorgespannten Bauernpferde über dem Abbrennen einiger Böller, sie stürzten nach des Weges Rand, und das leichte Fuhrwerk gerieth zu Fall über einen da aufgeschichteten Kieshaufen, über den Stoff, worauf zum Theil der Ruhm gegründet desjenigen, welcher den Unterricht über die Ausbesserung und Unterhaltung der Gemeindewege schrieb. Schwer verletzt wurde Lezay vom Boden erhoben; die Gewalt des Sturzes hatte ihm den Degen, den er an der Seite trug, mit samt der Scheide, in das Dickbein getrieben. Man brachte ihn nach Straßburg, und die Kunstverständigen glaubten, nach vorherge-

gangener Prüfung, eine baldige Wiederherstellung verheißen zu können. Die in den ersten Augenblicken tief bestürzte Bevölkerung ergab sich frohen Hoffnungen, ohne daß zwar der Leidende sie getheilt hätte. Er allein täuschte sich nicht um seinen Zustand, der ihm, nach einem Lager von acht Tagen, tödtlich geworden ist, am 9. Oct. 1814. In der Todesstunde äußerte er: „*je veux être jugé d'après mes intentions.*“ Eine tiefe Lehre, der Eitelkeit hinterlassen: der Mann, der so Vieles und Verdienstliches gethan, wagt es doch nur, auf seine Absichten sich zu berufen. Es liegt, wie nicht zu verkennen, in seinen Worten der Sinn jener Grabschrift, die Herzog Wilhelm V. von Baiern, nach einem einzig der Ausübung seiner Berufspflichten, den schönsten Tugenden oder dem Gebete gewidmeten Leben, auf sein ausdrückliches Begehren empfing: Ich zittere ob meiner Missethaten, und schäme mich vor dir; da du kommen wirst zu richten, wollest du mich nicht verdammen.

Lezays Ehe mit einer Tochter des großen Hauses Canisy war kinderlos geblieben. Es scheint auch, in seltenen Fällen, der häusliche Frieden durch den Umstand, daß die Frau bedeutend älter, wie der Mann, getrübt worden zu sein. Vermuthlich geschah es in Betracht des Unbestandes und der Unverläßlichkeit aller menschlichen Dinge, daß Franzisca von Canisy noch in Straßburg der Andacht, wie sie ihr von der berühmten Frau von Krüdener empfohlen, sich hingab. Für die Seelenlehre ist es gewißlich nicht ohne Bedeutung, daß der geistreichen Schülerin die Träume einer Närrin mehr galten, als die Wahrheiten der Religion in ihrer schmucklosen Größe. Das tragische Ende auch des zweiten Herren, — der erste, der Marquis von Bricqueville, war in den Metzeleien von Quiberon gefallen — verstärkte gar sehr den Eindruck der von der Krüdener empfangenen Lehren, und Franzisca schwang sich auf zu den äußersten Höhen der Andacht, welcher, nach dem Styl von Zeit und Land, die glühendste Begeisterung für Legitimität sich gesellte. Dergestalten übertrieb sie diese Begeisterung, daß sie, die Mutter, ihren einzigen Sohn, den nachmalen als liberaler Deputirter bekannt gewordenen Baron von Bricqueville, zu

sehen verweigerte, so flehentlich dieser, tödtlich und schrecklich verwundet in einem 1815 bei Versailles den Preussen gelieferten Reitergefechte, um die einzige Gunst bat, aus ihrem Munde das letzte Lebewohl vernehmen zu dürfen. Um Lezays administrative Wirksamkeit mag man die Handbücher für die Bewohner des Rhein- und Mosel-Departements, Jahrgang 1808, 1809 und 1810, dann die Zeitung, der Rhein- und Moselbote, befragen. Dem Handbuch für 1809 ist der von Lezay eigenhändig bearbeitete, auch in besonderm Druck erschienene Unterricht über die Ausbesserung und Unterhaltung der Gemeindewege beigefügt.

Das Oberwerth.

Zwischen dem Rundel und der Rheinau mitten inne geht die Fähre, durch welche das Oberwerth dem linken Rheinufer verbunden. Es hatte diese Fähre, weiland ein Dreiborder oder Seelenverkäufer, der vorige Besitzer der Insel, der Graf Pfaffenhoffen, in eine fliegende Brücke verwandelt, und deren Ankunft sah eine Anzahl Arbeiter, denen ihr Tagewerk auf dem Oberwerth zugemessen, entgegen, als ein Zufall mich da vorbeiführte. Der Färger ließ die Leute lange warten, und die Gesellschaft benutzte die Pause zu weitläuftigen Verhandlungen um des verstorbenen Grafen Verdienste, von denen nicht das geringste gewesen, daß er den Schiffer zu der pünktlichen Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten gewußt habe. Alsbald erhob sich in der Gesellschaft ein wahrer Sturm um den trägen Färger, jeder wußte von ihm eine Unthat zu erzählen, doch Alle überbot eine Frau, die bis dahin nur geringen Antheil an dem Gespräche genommen hatte. „Das Tollste," sprach die Frau, „ist vor wenigen Tagen geschehen. Kam eine ganze Gesellschaft aus der Stadt, und schrie, was gibst du, was hast du, Holüber. Lang mußte sie rufen, endlich setzte sich doch der faule Lümmel in Bewegung, kam ans Fahr, machte den Nachen los und schaute nach dem andern Ufer. Da sah er unter denen, die auf ihn warteten, einige preussische Herren,

sagt der Gaudieb: dat sein .... Preusse, die han nichts ze versäume, die könne warte, schließt seinen Nachen wieder an und geht an die andere Seite vom Werth. Wie gefällt Euch su en Labes?

Das Oberwerth, die Rheininsel, hat von der einen Seite das dem rechten Ufer zugerichtete Hauptfahrwasser, den Thalweg, von der andern Seite einen der Schifffahrt zu Berg dienenden Arm des Stromes, dessen Benennung, die Lach, sattsam seine zahme Natur andeutet. Im heißen Sommer trocknet die Lach wohl dermaßen aus, daß man an der äußersten Südspitze, ohne den Fuß zu benetzen, zu der Insel gelangen mag. Mit ihrer nördlichsten Spitze ist sie in gerader Linie 1042 Schritte von dem Mainzer Thor zu Coblenz entfernt. Durch ihre Lage dem linken Rheinufer und der Gemeinde Coblenz zugewiesen, hält sie in trierischem Maase 217 Morgen 56 Ruthen 95 Schuhe oder 294 Morgen 168 Ruthen magdeburgschen Maases; in dem Laufe der Jahrhunderte mag sie durch die Ueberschwemmungen bedeutend von ihrem ursprünglichen Umfange verloren haben. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts war das Oberwerth unter viele Eigenthümer, die meist in dem nahen Pfaffendorf seßhaft, vertheilt. Ein Grabstein, der in der neuesten Zeit in des Klosters Kreuzgang ausgegraben worden, trägt die einfache Inschrift: *Diethardus.* Das ist der Lieblingsnamen in dem von Pfaffendorf benannten Rittergeschlecht: sein Gedächtniß der Nachwelt zu überliefern, bedurfte Diethard nicht der pompösen Monumente der Pharaonen, der prahlerischen Prädicate der Imperatoren, ihm genügte es, seinen Namen zu nennen. Ist durch Bescheidenheit, ist durch eigene Ueberschätzung diese lapidarische Kürze veranlaßt, ich weiß es nicht, und, was mich noch mehr beschämt, von eines solchen Mannes Lebensumständen weiß ich kein Wörtchen zu berichten.

Fromme Frauen, Zeitgenossen vielleicht des einzigen Diethardus, hatten sich zu gemeinsamem christlichen Leben in der besagten Insel vereinigt, ohne doch in Ermanglung eines ihrer großen Anzahl angemessenen Einkommens auf die Dauer in Gesellschaft bestehen zu können. Viele verließen wiederum den unwirthlichen Aufenthalt, die Beständigern aber, in der Absicht, eine Bürgschaft für ihre Zukunft zu erwerben, unterwarfen sich

freiwillig der Regel des h. Benedict, und ersuchten 1143 den Erzbischof Adalbero um die Ernennung eines geistlichen Vaters, der sie leiten und stützen möge. Der Erzbischof untergab sie der Aufsicht des Abtes Bertulf von St. Matthias, verordnete, daß niemals der Schwestern mehr denn 40 sein dürften, und erlaubte ihnen, zu ihrem Schutze in weltlichen Dingen einen Vogt zu erkiesen, dessen Amt jedoch nicht erblich sein sollte. Der Vögte erster ist Wilhelm von Helfenstein geworden, und hat er in seiner wohlthätigen Wirksamkeit den Sohn Ludwig zum Nachfolger gehabt. Vollständig constituirt erwarb sich die Gesellschaft zeitig die Aufmerksamkeit, die Theilnahme der Nachbarn, und den Wohlgeruch der frommen Werke verspürend, suchten diese wetteifernd in die Gemeinschaft des Gebetes jener andächtigen Frauen aufgenommen zu werden.

In dergleichen verdienstlichem Streben entsagte H. der Dechant zu St. Florin, den weltlichen Beziehungen, *„et ad prefatam insulam duas filias et matrem earum quoad viverent Deo servituras transtulit,* wobei er zugleich aus seinem Erbgut vierthalb Morgen Ackerland an die Stiftung vergabte. Auf des Mannes Acker wurde das Kloster gebauet, und zu Ehren Gottes, seiner heiligen Mutter und des h. Apostels Matthias geweihet. Später fügte der Dechant seinem Geschenk einen Weinberg auf dem Beatusberg, den sogenannten Bergwingart hinzu. Seinem Beispiel folgte eine Matrone, geborne von Husen, als welche ihr ganzes Erbe verkaufte und das erlösete Geld dem Kloster zuwendete, das hiermit 12 Morgen Feld, so den Gebäulichkeiten zunächst gelegen, erwerben konnte. Andere 12, eben so vortheilhaft belegene Morgen hat Rudolf von Cöln angekauft und seiner Tochter, als sie in dem Kloster den Schleier nahm, zur Aussteuer mitgegeben. Der in Pfaffendorf wohnhafte Ritter Albert besaß in der Insel 11 Morgen. Einen halben Morgen davon schenkte nach seinem Ableben die Wittwe, Erkentrudis an das Kloster; ihr Sohn Witdichin schenkte dahin einen Morgen, und verkaufte zwei andere Morgen um 2 Mark an Clemens, den Klosterprior. Als Witdichin ermordet worden, gab seine Schwester Volkelindis dem Kloster 2 Morgen zu Pfande, von wegen eines Zinses von 15 Schil-

ling, andere 5½ der 11 Morgen wurden von der zweiten Schwester, von der an Embricho von Lahnstein verheuratheten Hedwig gegen zu Lahnstein belegene Weinberge eingetauscht. Diethard und Mathildis schenkten einen, der reiche Rudolf ebenfalls einen Morgen, u. s. w., doch vergingen noch viele Jahre, bis die ganze Insel erworben. Erzbischof Arnold von Trier (1169—1183) weihete am 25. April zu Ehren der h. Jungfrau und Mutter Gottes, dann des Apostels, des h. Matthias den Hochaltar der Klosterkirche, und verordnete zugleich, daß zu ewigen Tagen am Marcustage in besagter Kirche von der Geistlichkeit und der christlichen Gemeinde von Coblenz die große Litanei abgesungen werde, eine Bestimmung, welche zum letztenmal 1794 in Erfüllung gegangen ist. Im J. 1229 wurde die Kirche zum andernmal, in des Erzbischofs Theoderich Auftrag, von dem Bischof Hermann von Leal consecrirt. Allem Ansehen nach war das die von Wilhelm von Helfenstein erbaute Kirche, von deren Stiftung umständlich Bd. 1 S. 191 der II. Abth. des gegenwärtigen Werkes gehandelt.

Im 14. Jahrhundert geriethen Zucht und Oeconomie, die in Klöstern unzertrennlich, in großen Verfall, bis dahin die Aebtissin Adelheid Hilchen von Lorch der Bursfelder Congregation beitrat, und dadurch in den Stand gesetzt wurde, das herabgekommene Haus vollständig zu reformiren, ja in mancher Hinsicht neu zu begründen. Sie starb den 26. März 1505, nachdem sie 37 Jahre lang in der erbaulichsten und nützlichsten Weise der Abtei vorgestanden. Ihr folgten Jutta Hilchen von Lorch, Anna von Stein, Margaretha von der Leyen; diese, des Erzbischofs Johann VI. Schwester, starb den 12. Dec. 1565, und hatte zur Nachfolgerin jene Eva von Mudersbach (gest. 12. Dec. 1578), welcher Erzbischof Jakob von Trier am 28. Aug. 1573 die in dem Erzstift belegenen Güter des verlassenen Klosters Namedy zuwendete, „als wir in gnugsamer Erkundigung befunden, und bericht worden, was merklichen unwiederpringlichen Schadens von dem Rhein und Gewässer das Junkfrawen Closter uff dem Obern Werdt, nachtvergangene Jar erlidten.“ Die sämtlichen Gebäude waren durch die Flut von 1572 umgeworfen worden, was seitdem dem Rhein nicht mehr gelungen ist, wie nahe er auch

1770 dem Ziele gewesen. Hat doch einer der Anachoreten des Beatusberges aufgezeichnet: „Heute, den 28. Nov. 1770, wurden wir zum erstenmal durch den P. Prior, Hermann Bamberger nach dem von den Visitatoren gütigst uns bewilligten weitern Spaziergang, zum Affenwald geführt. Wir sahen mit Verwunderung des Wassers Gewalt, das Oberwerth ganz und gar, mit alleiniger Ausnahme des Klosters, überschwemmt. Die Christenheit war damals schwer heimgesucht durch die außerordentliche Theuerung der Brodfrüchte und den schlechten Ausfall des Herbstes; in dem Miswachs hat der Herr die Sünden des Volkes, besonders die Hinneigung zu der verdammten jansenistischen Secte, und den aller Orten einreißenden Deismus bestrafen wollen. Außerdem ist tiefschwarz dieses Jahr anzuzeichnen, weil der Heiligen Festtage bis auf gar wenige abgesetzt, und die ihnen einleitenden Fasttage auf den Samstag vorher verlegt worden. Des freuen sich die Ketzer."

Bald wurden auch in der Klostergemeinde auf dem Oberwerth die Richtungen der neuen Zeit bemerkbar. Viel hatte die Aebtissin, seit 1773, Maria Ludovica Leopoldina von Boyneburg zu Lengsfeld mit einer gewißen Unfügsamkeit zu kämpfen. Wie in den adelichen Nonnenklöstern beinahe ohne Ausnahme, war es auch hier der Damen fortwährendes Streben, des h. Benedicts unbequeme Regel abzuwerfen, und dagegen den Genüssen, der ungebundenen Lebensart der Stiftsdamen sich hinzugeben, einer Lebensart, die ausdrücklich von der Kirche verdammt. „*Quarum tamen institutionem non adprobamus*", ist die bedenkliche Clausel, von welcher alle, Damenstiften ertheilte päpstliche Bestätigungsbriefe begleitet. In dem Rhein- und Mosellande wurde der Aebtissinen Stand dadurch noch absonderlich erschwert, daß die adelichen Nonnen mehrentheils entferntern Provinzen, Franken, Hessen, Thüringen, Oberpfalz, Elsaß angehörten, daß sie demnach, nicht wie es in der Heimath der Fall gewesen sein würde, durch die Nähe ihrer Familien, durch die denselben schuldige Rücksichten gezügelt. Auf Oberwerth ist sogar der Versuch einer Vergiftung der allzu strengen Aebtissin vorgekommen, und hat der Kurfürst in Person die Untersuchung des unerhörten Delicts

vorgenommen, ohne doch zu wesentlichen Resultaten gelangen zu können. Der von Boyneburg Nachfolgerin, die letzte Aebtissin ist geworden Maria Anna Karolina L'Atre de Feignies, so bis dahin das Amt einer Priorin bekleidet hatte. „Am 26. Juni 1791 [1]) geruheten *Ser^mus^* in Gesellschaft Ihro Kön. Hoheit der Frau Fürstin von Thorn und Essen, mit einer kleinen Suite sich aufs Oberwerth zu begeben, und allda die neu erwählte Frau Aebtissin, eine geborne von Latre de Feignies zu benediciren, bei welcher Feierlichkeit der Minister von Duminique und der geheime Rath Ritterhauptmann von Kerpen die nächsten Verwandten in Beitragung der Kerzen bei dem Offertorio repräsentirten. Nach vollendetem Benedictions-Actu geruheten *Ser^mus^* und Ihro Königl. Hoheit in dem adlichen Kloster das Fruhstuck einzunehmen, und hierauf wieder nach Hof zuruckzukehren."

Eilf Fräuleins, Aebtissin und Priorin eingerechnet, machten damals den Convent aus. Die Einkünfte betrugen nicht über 2400 Rthlr., davon kamen 500 auf den Ertrag der in diesem Eiland vorzüglich gedeihenden Wallnußbäume. Im J. 1600 hatte das Kloster, nach einem Durchschnitt von 10 Jahren, sein jährliches Einkommen zu 106 Malter Korn, $10^7/_{10}$ Fuder Wein, dann in Geld 321 Gulden angegeben; spätere noch so reichliche Schenkungen, von einem Grafen Wolf v. Metternich 30,000, von einem Grafen von Metternich-Winnenburg 10,000 Rthlr., von dem letzten der Grafen Cratz von Scharfenstein das schöne Gut zu Kamp, u. s. w. haben dem Hause nicht zu Wohlstand verhelfen können. Zu Neujahr mußte die Aebtissin dem Oberamtmann ein Taschentuch mit 4 goldenen Quasten, dann 6 Pfeffer- oder Knappkuchen, dem Amtsverwalter ein Taschentuch ohne Quasten und 3 Pfefferkuchen verehren, jedenfalls eine anständigere Leistung, als diejenige, welche die Herren von Werl ihrer Stiftung, dem Frauenkloster Malchin auferlegt haben. Die Aebtissin war gehalten, ihnen zum Christgeschenk ein Paar lederne Hosen darzubringen.

---

[1]) Dieses Datum gestaltet sich zu schwerer Anklage gegen die Zuverlässigkeit des Staatskalenders, der noch 1794 die von Boyneburg als Aebtissin auf dem Oberwerth nennt.

In der Feindesgefahr 1794 wurde das Oberwerth von seinen Bewohnerinen verlassen, durch Convention der kaiserlichen und französischen Generale für neutral erklärt, endlich aber doch von den Franzosen besetzt. Ein Pächter übernahm die Bewirthschaftung der Insel, und sie wurde ein sehr besuchter Lustort. Im J. 1797 ließ der Pächter sich beigehen, nach altem Brauche das Kirchweihfest, Magdalenentag, begehen zu wollen. Das rügte die Municipalität in folgender Weise (Nr. 59 des Coblenzer Intelligenzblattes):

Dienstag am 25. Julius.

Von höheren Orten ist die in dem letztern Wochenblatt vom 21. dieses enthaltene und von dem auf dem Oberwerth wohnenden Hofmann, der zugleich Wirthschaft treibt, zum Einrücken eingeschaltete Ankündigung, als in gewisser Rucksicht höchstunanständig und anstößig befunden, und dieses zu Genugthuung des geärgerten Publici dahier einzurücken, eigends vorgeschrieben worden. Der Buchdrucker hatte hiebei lediglich die unschuldige Absicht, seine Dienstfertigkeit in Mittheilung der Angelegenheiten eines jeden zu bestättigen und überließ sowohl die religiöse Beurtheilung einer Kirchweyhfeyer durch Essen und Trinken, als die weitere Betrachtung dem Publikum anheim: ob man hier dann so stürmisch geneigt zu Vergnügen seye, daß man auch bei Ruinen die der Krieg erzeugte, sich noch freuen und belustigen könnte. — Denn Ruinen bleiben immer Ruinen — Verderb — was man auch über die Nützlichkeit dieses und ähnlicher Institute denken mag, welchen bereits eine sanfte schonende Hand eine fromme wohlthätige Richtung zu geben, angefangen hat. —

Um dieselbe Zeit gab Léry, der General von den Ingenieuren, meiner Schwester zu Ehren einen glänzenden Ball in des Klosters Räumen. An der Fähre wartete unser der General, und wurde während der Ueberfahrt einzig und allein von des Canonicus von Umbscheiden Gärtner gesprochen. Ein Kunstgärtner war das, und auch in anderer Beziehung ein durchaus anständiger Mann, aber ihm auf allen Bällen, ohne Unterschied ob sie dem Publicum oder der vornehmsten Gesellschaft gegeben, zu begegnen, schauen zu müssen, wie er in dem gelben kurz abgestutzten

Frack, *une affreuse veste* in der Kunstsprache genannt, als ein Besessener sprang und tanzte, das gereichte den ältern Damen, die noch immer nicht zu der brüderlichen Gleichheit sich erheben konnten, zu bitterer Demüthigung, und viel war schon versucht worden, immer vergebens, um den eindringlichen Gast in seine eigentlichen Kreise zurückzuweisen. „Diesmal," vermaß sich Léry, „soll der verwünschte Gärtner uns nichts anhaben; wo ein Hund nur zur Insel aufsteigen könnte, da habe ich einen bärtigen Sapeur hingestellt, und diese Postenkette, dafür bürge ich, wird er nicht durchbrechen." Höchlich wurde des Generals Aufmerksamkeit für seine vornehmen Gäste belobt, und in der freudigen Zuversicht, geborgen zu sein gegen des gelben Plebejers Anmaßung, legte die Gesellschaft dem Werthe an, erstieg sie die Haupttreppe; die Klinke der Saalthüre wollte der General erfassen, und von innen wurde sie geöffnet, und herausschlüpfte in der gemüthlichsten Freundlichkeit, unter tausend Verbeugungen und Bücklingen das Männchen, so eben noch der Gegenstand der mancherlei Vorsichtmaasregeln, der tiefen Indignation, des lebhaften Gespräches gewesen. Unwiderstehliche, kaum zu ersättigende Lachlust ergriff bei dem unerwarteten Anblick die ganze Gesellschaft, und ist in Folge der heitern über sie gekommenen Stimmung der ungebetene Gast nicht nur für diesen Abend, sondern auch für alle kommende Zeiten ballfähig befunden worden.

Nur der *dominus tractans*, der General nahm etwas ernsthafter die Sache. Alle seine unzuverläßig erkannte Sapeurs schickte er für die Nacht zur Wache, und am Morgen folgten Verhöre und Confrontationen ohne Ende. Da ergab sich dann, daß eine Gesellschaft Damen, die zu Nachen von Horcheim, von der Seite demnach, woher keine Gefahr zu besorgen, heruntergekommen, die Aufmerksamkeit des Postens beschäftigt habe, hauptsächlich von wegen einer Dame, deren Züge, Teint und Wachsthum in gleichem Grade befremdlich. Da aber nicht gegen Damen jene Soldaten ausgesendet, haben sie den Horcheimerinen den Eingang nicht verweigert, nur einige Witze, meistens von dem schlechten Geschmacke des Generals handelnd, ihnen nachgeschickt. Der *capitaine-rapporteur* war aber ein

Inquirent, scharfsinniger, wie sie gemeiniglich vorkommen, den Schiffmann, der die den Soldaten verwunderliche Gesellschaft von Horcheim herunter brachte, hat er ausgekundschaftet, ihm die Namen der Personen, die er geladen hatte, abgefragt. Nur die eine Dame, des verdächtigen Aussehens, kannte der Schiffer nicht, die andern alle waren des verzweifelten Gärtners gewöhnliche Tänzerinen. Nach solchen Prämissen fand sich ohne Schwierigkeit die Lösung des Räthsels. Der Möglichkeit einer Entdeckung auszuweichen, war jene Gesellschaft in Horcheim zusammengetreten, und den Gärtner hatten seine Freundinen mittels Damenhut, *chemise à courte taille* und Musselinshawl zu einem Mannweib umgestaltet. Einmal der Insel eingeführt, entledigte er sich in dem Gebüsch der unbequemen Hülle, um die den Damen seiner Begleitung unentbehrliche Thätigkeit entfalten zu können. Auf den einzigen Tänzer waren sie reducirt, daher die Hartnäckigkeit, allerwärts ihn zu produciren. Es ist das, wie man zugeben wird, ein Fortschritt, im Vergleich zu dem Brauche einiger Damen aus der vorhergehenden Generation. Diese hatten mit barem Gelde sich den Tänzer erkaufen müssen; ein englischer Tanz, Menuet oder Walzer kostete sechs Batzen. Der feile Tänzer war ein Procurator, keineswegs ein liebenswürdiger, feiner, adonisirter junger Mann, *fringant et parfumé*, wie die neueste Zeit uns der Procuratoren so viele vorführt, sondern eine trockene, steife Rechen- und Schreibmaschine, vergleichbar den walzenden, durch Aretins Feder gefeierten Kanzeln.

Mit der Einführung der französischen Douanengesetze schwand die Wichtigkeit des Oberwerthes als Belustigungsort; des Pächters Aufmerksamkeit wendete sich ausschließlich dem Schmugglergeschäfte zu. Viel ist darin auf der gelegenen Stelle, selbst zu den Zeiten des Kaiserreichs, gethan worden, bis dahin ein kaiserliches Decret die Insel, in Bezug auf Verkehr und Douane dem Auslande gleichstellte. Durch Senatsbeschluß vom 14. Nivôse **XI.**, der bestätigt durch der Regierung Beschluß vom 18. Fructidor n. J. ward das Eigenthum des Oberwerthes für den Senat erworben, auch davon durch Commissarius am 25. Vendémiaire **XII.** Besitz ergriffen. Es überließ jedoch der Senat

durch Urkunde vom 7. Floréal XIII. dieses und andere Güter an die Tilgungscasse, und säumte die Tilgungscasse nicht, das kaum erworbene Gut weiter zu vergeben. In dem Verkaufsinstrument vom 10. Prairial XIII. überließ sie eine ganze Masse von Gütern, darunter das Oberwerth, an die Lieferanten Ignaz Joseph Vanlerbergh, Johann Baptist Olry, Franz Delannoy, Johann Michel-Simons, Johann Baptist Marchal, Anton Karl Dominicus l'Huillier, Leman Mayer Marx und Joseph Mayer zu Paris, die sogenannte Compagnie Olry, die in der Entreprise des Armeefuhrwesens nicht minder prosperirt hatte, als bei den östreichischen Heeren Jacob Wimmer, der freilich nur kurze Jahre der in Böhmen angekauften Güter, zehn Millionen Gulden an Werth, sich erfreuen sollte. An demselben 10. Prairial XIII. nahmen die Interessenten eine Theilung der ihnen zugewiesenen Güter vor, und das Oberwerth fiel auf das Loos Nr. 6, an Leman Mayer Marx und Joseph Mayer. Gern hätten diese der entlegenen Besitzung in der möglichsten Geschwindigkeit sich entledigt, zweien meiner Bekannten ist sie, jedesmal um den Preis von 13,000 Franken angetragen worden, niemand aber wollte zuschlagen.

Als der Insel Besitzer galt in Coblenz Michel (Simons), und mit dem wollte niemand anbinden. Der bescheidene ihm gewordene Beinamen, *le coquin*, der in der Person eines andern Banquiers zu Paris, des Michel *le brave*, eine eigenthümliche Erläuterung gefunden hat, hielt auch die kühnsten Speculanten zurück. Michel ist derselbe Banquier, der in der Apogée seiner Herrlichkeit eine Einladung erhielt, in den Tuilerien zu erscheinen. „Was mag das bedeuten, der Kaiser mit mir vorhaben?" fragte er sich und seine vertrautern Freunde und Hausgenossen, und klar ist es ihm geworden, daß in irgend einer bevorstehenden Finanzcrisis der Monarch seines Rathes bedürfe, zum allerwenigsten das Finanzministerium ihm zugedacht habe. In dem süßen Traume wirft Michel sich in Glanz, und in seiner brillantesten Equipage, im Fluge gelangt er nach dem Palast, athemlos erreicht er das äußerste Vorzimmer. Lange, schmerzliche Stunden hat er darin verlebt, endlich scheint der Augenblick der Er-

lösung gekommen. Er betritt des Kaisers Cabinet: im Schreiben begriffen, sitzt der Fürchterliche vor dem Pult, keines Blickes, keines Wortes wird Michel gewürdigt. Wiederum gehen drei schreckliche Viertelstunden an dem Berufenen vorüber, da wagt dieser es doch, seine Gegenwart durch ein erstricktes Hüsteln zu bekunden. Die Feder legt Napoleon nieder, und mit dem halben Leibe der Thüre zugewendet, spricht er: *„j'apprends, Michel, que vous tripotez dans les fonds; que cela ne vous arrive plus.“* Wiederum vertieft sich der Kaiser in seine Scripturen, und bebend, nach längerm Bedenken, entschlüpft Michel der Stätte, wo seine Hoffnungen begraben. Wohl ist ihm auf seinem Rückweg manches eingefallen, so er zu seiner Rechtfertigung hätte vorbringen mögen, *„ma del senno di poi ne son piene le fosse.“* Deshalb blieb er, für die ganze Dauer des Kaiserthums, der Warnung eingedenk, und haben die wenigen Worte mehr gewirkt, als die Assentirung aller der subalternen Gauner, von denen jüngst noch die Börse zu Wien heimgesucht gewesen.

Durch Notarialinstrument vom 19. Messidor XIII. hatte das Oberwerth bereits einen andern Eigenthümer erhalten, wenn als ein solcher, und nicht vielmehr als Michels Strohmann, Karl Anton Franz Levavasseur, angeblich Gutsbesitzer zu Angers, zu betrachten. Von Levavasseur, von Michel eigentlich ging das Eigenthum über auf Albert von Mees, durch Kaufact vom 30. Aug. 1807. Diesem sind die Ereignisse des J. 1813 sehr zu Statten gekommen. Durch Czernitschefs Kosaken vertrieben, hatte der König von Westphalen am Morgen des 28. Sept. seine Residenz verlassen. Am 30. traf er zu Montabaur ein, entschlossen, wie es schien, daselbst den weitern Verlauf der Dinge abzuwarten: Behufs seiner bessern Einrichtung wurden aus Coblenz verschiedene Gegenstände dahin versendet. Allein schon am 3. Oct. langte er in Coblenz an, am 4. wurden ihm die Civil- und Militärbehörden in dem Präfecturgebäude, dem von ihm bezogenen Absteigequartier, vorgestellt. Gleichzeitig räumte seine Dienerschaft unter den geflüchteten Mobilien auf. Unter freiem Himmel, im Hofe, wurde das Silberwerk auf langen Tischen aus-

gebreitet: die Eile der Flucht ergab sich aus den meist noch gefüllten Salzkannen. Einen lebhaften Abstich gegen diese Unordnung machten des Königs Pferde, prachtvolle Thiere, für welche das Oberwerth, bis auf einen kleinen, dem Eigenthümer vorbehaltenen Raum, gemiethet worden. Dort bewegten sie sich, an die 70 Stück, denn die Hengste waren in dem Bassenheimer Hof untergebracht, in vollkommener Freiheit, und niemals wohl hat das Eiland einen zauberischen Anblick geboten, wie eben damals. Vorzüglich mußte er den Zeugen der vergangenen Herrlichkeit auffallen, ihnen, welche noch die schattichten Haine gesehen hatten, belebt durch die vielen Nönnchen im weißen Kleidchen, die einen von der ehrwürdigsten, die andern von der anmuthigsten Haltung. Am 13. Oct. verließ Hieronymus den einstweiligen Aufenthalt, um nach seiner Residenz, die schon am 3. von den Russen verlassen worden, zurückzukehren: hatte sein kaiserlicher Bruder die übereilte Flucht aus Cassel höchlich misbilligt, so misbilligte nicht minder die unzeitige Rückkehr des Königs Minister-Staatssecretair, der Graf von Fürstenstein, Camus nach seinem Familiennamen genannt. Er war seines Königs Begleiter in die Fahrt nach Baltimore, in dem Liebeshandel mit der schönen Paterson gewesen, hatte deshalb des Kaisers Ungnade empfinden müssen, folgte wiederum dem Prinzen, als dieser den neuerrichteten Königsthron bestieg, und fand nun endlich in Cassel die seinen Fähigkeiten angemessene Stellung. Denn, das muß ich bekennen, der Graf von Fürstenstein überragte als ein Adler die ganze Umgebung des Königs. Deshalb hat er auch die Rückkehr nach Cassel, drei Tage vor der Schlacht bei Leipzig, nicht billigen können, deswegen hat er, noch vor der Crise von 1812, das durch Aussterben der Familie von Diede der Krone heimgefallene und ihm verliehene Lehen Fürstenstein an den *Préfet-du-palais*, Baron Boucheporne verkauft. Denn daß der Kurfürst von Hessen alle Veräußerungen ohne Ausnahme für nichtig erklären würde, dieses hat er sich nicht als möglich gedacht, eben so wenig den Proceß auf Garantie seines Kaufes, den Boucheporne in Frankreich gegen ihn erheben würde. Der Proceß ging in erster Instanz verloren, aus dem schönen von dem Tribunal von

Paris aufgestellten Grunde, daß ein deutscher Fürst das Recht nicht habe, ein Lehen zu allodificiren. Den Appelhof zu Orléans von der Unhaltbarkeit dieses Grundes zu überzeugen, die mir gewordene Aufgabe, war nicht übermäßig schwierig: in Orléans wurde Boucheporne abgewiesen. Er trug die Sache vor den Cassationshof, und des unabhängigen Richterstandes Häupter entschieden, im Interesse der Legitimität, für den Kläger. Sechs Wochen später, nach den glorreichen Julitagen 1830, würde ungezweifelt der Sieg der Familie Fürstenstein geblieben sein. Den Ausgang des Processes hat der Graf nicht erlebt; an dem Tage der Verkündigung des Urtheils erster Instanz war er auf seinem Schlosse le Chenêt bei Versailles verschieden.

Keineswegs aber ist der Minister-Staatssecretair der einzige von den Großen des westphälischen Hofes, mit denen ich während dieser Emigration zu Berührung gekommen. Die Minister, Malchus der Graf von Marienrode, der Graf von la Ville-sur-Illon, der Gendarmeriegeneral Bongars, der von der Malsburg, *premier écuyer faisant les fonctions de grand-écuyer*, traten täglich in meinem Bureau zusammen und machten mir unendlich viel Spaß. Um meiner Unbedeutendheit willen, glaubten die Herren sich jeden Zwanges entbunden, vorzüglich in Bezug auf die dem Gebieter zu stellende Rechnungen. Wunderliche Posten kamen da zum Vorschein, und rührend wahrhaft darf ich die Uebereinstimmung nennen, wenn es darauf ankam, für ein X ein U zu malen. Die mindeste auf dem Antlitze eines Rechners erscheinende Verlegenheit veranlaßte sofort seine Collegen zu der lebhaftesten Theilnahme: sie errötheten, sie steckten die Köpfe zusammen, und in Strömen floß dem Zweifelhaften der gute Rath zu, etwan wie es in den Prüfungen der Coblenzer Rechtsschule *styli*. Diese Schule, gar neuer Fundation, sollte ihren Ruf begründen, deshalb war den Professoren nichts widerwärtiger, denn das Auftreten eines nicht gerade sattelfesten Examinanden, was, im Vorbeigehen sei das gesagt, nicht selten der Fall gewesen sein soll. Wenn der Unglückliche zögerte, stockte, von dem Verstummen nicht zu sprechen, dann gerieth das ganze Collegium der Examinatoren in Aufruhr, sie errötheten, sie zitter-

ten, sie scharrten mit den Füßen, damit das schadenfrohe Publicum von der unerwünschten Pause keine Kenntniß erlange, und durch Mienenspiel, durch Zeichen, durch halbe und ganze Worte wurde der strauchelnde Examinand auf den Weg Rechtens gebracht.

Unter den westphälischen Ministern, auf sie zurückzukommen, beschäftigte vorzüglich Malchus meine Aufmerksamkeit. In seinen langwierigen Streithändeln mit dem Fürstbischof, mit dem Domcapitel von Hildesheim, über der Hartnäckigkeit, in welcher er den einmal errungenen Posten zu behaupten wußte, hatte man sich gewöhnt, ihn als einen der größten Männer Deutschlands, als einen derjenigen, welchen die Zukunft des Vaterlandes angehören würde, als einen deutschen, folglich prosaischen Lamartine, zu verehren, und ich erkannte, zu meiner nicht geringen Beschämung, einen ganz gewöhnlichen Philister, dem die Proceßformen allerdings geläufig, der aber den Abgang aller einem Minister wesentlichen Eigenschaften durch sein mürrisches Schweigen, durch affectirten Ernst zu ersetzen genöthigt. Den Mann hatte König Hieronymus, dem es an Scharfsinn nicht gebrach, sicherlich allein durch die künstlich ihm verschaffte Reputation sich aufdringen lassen. Der General Bongars mit den ihm zugeschriebenen Argusaugen und Schlangenlisten, mit seinen Sbirren und Gendarmen der Schrecken, der Popanz für das ganze nördliche Deutschland, war der That nach ein unfähiger, von Altersschwäche beinahe kindisch gewordener Mann, ein wahrer *Toomtabard* (leerer Kriegsrock). Den Grafen de la Ville-sur-Illon zu zeichnen, darf ich nur erinnern, daß er der wahre Sohn jenes Mannes, der zu Zeiten des Fürsten Friedrich Karl die hohe Wichtigkeit für Neuwied erlangte; dem Sohne hatte eine Schicksalslaune die Tochter des tapfern Vertheidigers von Gaeta, des Prinzen von Hessen-Philippsthal zur Frau gegeben, und befand auch diese sich in des Königs Gefolge, unendlich verdunkelt freilich durch ein anderes weibliches Wesen, die Prinzessin von Löwenstein-Wertheim, geborne Gräfin Pückler. Diese Fee kannte ich seit dem J. 1806, bewundert hatte ich sie damals, und der Anbetung des ganzen Erdkreises würdig gefunden, durch ihre Be-

ziehungen zu jenem König schien das Ideal der höchsten Weiblichkeit mir doch in etwas beeinträchtigt. Der wenigen Tage Verkehr mit den westphälischen Ministern übte nämlich auf mich einen Einfluß, dessen nachtheilige Folgen ich Zeitlebens fühlen werde: eine herzliche Verachtung für alle, denen Gott die hohen Aemter gibt, und denen dazu er den Verstand geben sollte, hatte mich ergriffen, und verstieg sich bis zu des Königs Person. Hat doch Napoleon selbst dem Bruder seine Verachtung bezeigt, indem er, so heißt es, nach der Schlacht von Leipzig decretirte: der König von Westphalen hat aufgehört zu regieren, das vacante Königreich ist dem französischen Kaiserreich einverleibt. Es freuet mich, hinzufügen zu können, daß Hieronymus zu Waterloo bewies, daß er die eine wie die andere Verachtung nicht verdiene; der letzte beinahe schied er von dem Blutgefilde. Anders hatte er 1813 in Coblenz sich gezeigt; sein Hof, seine Person boten die auffallendsten Aehnlichkeiten mit der Emigration von 1792, mit den Zeiten einer Balbi, einer Polastron.

Für kurze Augenblicke nach Cassel zurückkehrend, fand Hieronymus doch Bedenken, die Pferde aus dem sichern Aufenthalt abzurufen. Sie blieben noch ein vierzehn Tage auf dem Oberwerth, und wurden sodann nach dem Innern von Frankreich abgeführt, um zeitig in fremdes Eigenthum überzugehen. Auch mit dem Oberwerth trug sich eine Veränderung zu; am 23. Jul. 1814 verkaufte der von Mees das Gut um 40,000 Gulden an Karl Julius von Sparre-Wangenstein, und von diesem erwarb es, um den Preis von 35,000 Rthlr. durch Kaufact vom 5. Juni 1835, der Graf Franz Simon Pfaff von Pfaffenhoffen, der durch seine Rechtshändel mit König Karl X. von Frankreich, dann durch die schwere von General Danican gegen ihn erhobene Anklage eine der Celebritäten der jüngst vergangenen Zeit geworden ist. Danican, in dessen Hände einst das Geschick der Welt gegeben, der aber in keiner Weise der übernommenen Aufgabe gewachsen, lediglich seinem jugendlichen Ueberwinder die Pforten der Walhalla öffnete, Danican hat in einem Schreiben, gerichtet an den Präsidenten der Requetenkammer, 1837, sich erboten, durch eine im J. 1793 zu Paris aufgenommene Notarialurkunde zu beweisen, „daß der

angebliche Graf Pfaff von Pfaffenhoffen, der übrigens jetzt schon todt ist, ein schon von der famösen Halsbandsgeschichte von 1786 her bekannter Betrüger, Namens Jean George Pfaff, und Sohn eines Bildhauers zu Abbeville ist."

Ich denke, ich lebe demnach, hat Descartes ausgesprochen, ich trinke, ich lebe demnach, sagte Professor Schultes, indem er auf Burg Strödha den herrlichen Lütenberger der Herren von Admont schlürfte, ich lese, ich lebe demnach, konnte der Graf von Pfaffenhoffen sich sagen, als die gegen ihn erhobene Beschuldigung ihm zu Augen kam. Eine Erwiderung auf diesen einen Punkt konnte mithin füglich unterbleiben. Die Abstammung betreffend, hat sich ergeben, daß Franz Simon, geboren zu S. Riquier, den 13. Dec. 1753, der eheliche Sohn sei von Simon Georg Joseph Baron von Pfaff, gest. 1784, und von Maria Magdalena Victoria Bourdel von Bayard, gest. 13. Sept. 1773; ein Bildhauer nicht, wohl aber ein begabter Dilettant in der edeln Bildnerkunst soll der Vater gewesen sein; „hat doch die eine Tochter des Königs der Franzosen mit Liebhaberei den Meisel geführt, in der Vollendung ihrer Erzeugnisse mit den größten Künstlern gewetteifert." Ernsthafter, denn alles dieses, lautet jedoch der Vorwurf, daß der Graf ein von der famösen Halsbandsgeschichte von 1786 her bekannter Betrüger sei: er müßte demnach, so gehet aus jener Satzbildung hervor, in eine der denkwürdigsten und folgenreichsten Prellereien, von denen die Weltgeschichte zu berichten weiß, verwickelt gewesen sein. Das zu widerlegen, wird eine kurze Darstellung des Halsbandsprocesses erforderlich.

Marie Antoinette, die Erzherzogin von Oestreich und Königin von Frankreich, durch ihre Vermählung mit Ludwig XVI. 16. Mai 1770, war ganzer acht Jahre kinderlos geblieben in ihrem Ehestande, und der gewissen Aussicht, Ludwigs XVI. Nachfolger zu werden auf dem Throne, freuten sich seine Brüder. Diesen Hoffnungen trat vernichtend entgegen die Geburt des ersten und des zweiten Dauphin, 22. Oct. 1781 und 27. März 1785, und ihre Empfindlichkeit um die bittere Täuschung haben der Graf von Provence wie der Graf von Artois nicht zu ver-

bergen gewußt. Leute, die ihnen zu dienen wähnten, und zugleich die eigenen Interessen zu fördern suchten, brachten Gerüchte in Umlauf, die, angebliche körperliche Gebrechen des Königs besprechend, der Ehre der Königin mehr als nachtheilig, und willige Aufnahme fanden diese Gerüchte bei den Damen des Hofes, die sich ohne Ausnahme verdunkelt fühlten durch der Gebieterin blendende Schönheit, bei einem Volke, das gewohnt, einem witzigen Gedanken das Heiligste zu opfern, dem bei seiner Lebhaftigkeit und Geschwätzigkeit die Neigung zu bösem Leumund unüberwindlich, das zudem, bei aller äußerlichen Freundlichkeit, dem Ausländischen von Herzen feindlich. Schwer sind Katharina und Maria von Medici, Anna von Oestreich, schwer ist nicht minder Marie Antoinette verläumdet worden, sie, die in Neigungen ihren Brüdern so ähnlich, mit ihnen nach gleichen Grundsätzen erzogen, ihr größtes Glück in lebhaftem freundschaftlichen Verkehr, bis dahin durch eine wohlverstandene Etikette den Inhabern der Throne untersagt, zu finden wußte. Schwer haben sich Joseph II., Leopold II., Maximilian Franz durch ihre Zugänglichkeit an der Königswürde versündigt, schwer gesündigt hat auch Marie Antoinette in ihrer Schwachheit für pikante, anmuthige Unterhaltung oder für musikalisches Talent. Diese Schwachheit wurde ihr zeitig abgelauscht, und sie auszubeuten, das Streben von Tausenden. So verdankte z. B. der Vicomte von Marein seine damals jedem andern Künstler unerreichbare Virtuosität auf Violine und Harfe einzig dem brennenden Verlangen, den Cabinet-Concerten der Königin eingeführt zu werden. Ein ausgezeichnet schöner Mann, war er zugleich der ächte Typus französischer Fatuität, wie sich aus seiner Aeußerung, „*je fais quelquefois aimer, mais je n'aime jamais*,“ ergibt.

Bei aller Lebendigkeit, bei allem Leichtsinn der Königin ist jedoch im Laufe der Zeit, die über jeden unverdienten Ruf zu Gericht sitzt, das ungeheure Netz der Verläumdung, von dem einst Marie Antoinette umstrickt gewesen, in dem sie, die Märtyrin, den Tod finden sollte, zu einer einzigen Anklage eingeschrumpft. Lauzun hat sie erhoben, der Mann, der in die Intimität der Monarchin aufgenommen, allerdings Zeugniß geben könnte

von ganz anderer Bedeutung, denn Soulavie oder Restif de la Bretonne, die obscuren Pasquillanten, Widerhall des Straßengeschwätzes. Doch sind mir auch um Lauzuns Glaubwürdigkeit bedeutende Zweifel aufgestoßen. Seine Prinzessin Czartoryska will ich ihm nicht bestreiten.

Ich lasse dahin gestellt sein, was er aus Dresden schreibt: „*La ville et l'électeur sont aussi tristes que l'électrice est gaie. Je fus bientôt en grande faveur près d'elle; la circonspection avec laquelle je recevais les distinctions dont elle m'accablait, eut beaucoup de succès près de l'électeur. L'électrice crut devoir parler plus clairement. Un jour de cour, elle me prit dans une embrasure de fenêtre.* Pour un Français, *me dit-elle,* vous n'êtes ni galant ni pénétrant. *(Comme je ne répondais pas)*: Il faut donc vous faire des questions pour obtenir quelques mots de vous? Est-il possible, qu'il n'y ait pas dans cette cour de femme à qui vous rendiez des soins? — Rien n'est plus vrai, Madame. — Et pourquoi, je vous prie? — Les vieilles ne me tentent pas, et les jeunes ont toutes des amans. — Toutes? vous n'en savez rien: j'en connais qui n'en ont point, et qui désireraient peut-être vos hommages, si elles pouvaient les croire sincères. Devinez, *ajouta-t-elle, en me regardant avec beaucoup d'expression. L'électeur, en approchant, interrompit cette conversation, que l'on commençait à remarquer. Je ne crus pas devoir exposer l'électrice à une seconde, et je partis de Dresde pour Berlin.*"

Ich ergötze mich an der Erzählung desjenigen, so er in Herrnsheim erlebt haben will. „*Je fus obligé, pour quelques affaires rélatives à mon corps, d'aller dîner près de Sarreguemines, chez M. le comte de la L(eyen). On était dans cette maison poli, aimable à l'allemande; ce qui ne pouvait pas trop me convenir. M^me^ la baronne D . . . . . ., belle soeur de M^me^ de la Leyen, me parut cependant d'une gaîté franche et fort différente de toute la société. Au bout de quelques heures, nous fûmes aussi familièrement ensemble que nous eussions pu l'être après plusieurs années. Je la retrouvai quelques*

jours après aux Deux-Ponts. Elle me confia qu'elle avait eu un amant qu'elle avait beaucoup aimé; qu'il s'était mal conduit, que les circonstances les avaient séparés; qu'elle n'aimait plus rien; que c'était un état triste, mais qu'il fallait bien prendre son parti, et qu'elle s'occupait uniquement de l'éducation de ses enfans, et de donner de la considération à son mari, qui était une assez bonne béte, incapable de s'en donner par lui-méme. Je me proposai de bonne foi; je fus accepté de méme, et nous convînmes que, dans la semaine d'ensuite, j'irais prendre possession de mon nouvel emploi dans le vaste et lourd château de Hernsheim, au beau milieu du Palatinat, pendant que le baron ferait la semaine de service de chambellan chez l'électeur palatin. Je fus reçu à merveille, et dès le soir, je remplaçai le baron dans le lit où couchaient depuis tant de siècles les ainés de la maison de D . . . . . .

Le mari revint avec son père, et quelques amis de méme trempe. Je parlai politique avec les uns; je bus immensément avec les autres. Je me fis expliquer tous les arbres généalogiques de la famille; je donnai de l'excellencé à tout le monde; j'assurai le vieux bourgraff (de Friedberg) qu'il vivrait très-long-temps, le baron, qu'il serait quelque jour un grand ministre palatin, et le bailli, que les armées françaises ne viendraient plus dans le Palatinat. Enfin je réussis parfaitement, et j'eus la satisfaction de voir le choix de la baronne déclaré et généralement approuvé. On aime, dans les pays étrangers, à se faire honneur de ce qu'on a. La baronne me mena à une féte chez l'électrice palatine à Ockersheim, où elle ne fut pas fachée de me montrer, ainsi qu'un petit cheval isabelle à crins blancs qu'on lui avait envoyé de Mecklembourg et qui lui était arrivé en méme temps que moi. Nous fûmes tous deux examinés avec attention.

„Quatre jours après je fis mon entrée à Schwetzingen, où je fus inspecté comme à Ockersheim. Nous revînmes de là souper à Mannheim, chez M. Odune, ministre de France, et je pensai m'y bien mal conduire. M^lle^ Odune, jeune et

jolie personne, coquette et moqueuse, était à table vis-à-vis de moi, et étouffait de rire toutes les fois qu'elle me regardait. Nous nous promenâmes après souper, je lui demandai pourquoi elle s'était moquée de moi. **Je vous demande pardon,** *me dit-elle,* **vous connaissant aussi peu; mais c'est qu'il est par trop plaisant et par trop ridicule de vous voir devenu amant d'Allemagne. Savez-vous que c'est une charge au moins aussi importante que celle du bailli, et qu'il faut que vous paraissiez dans toutes les occasions de représentation.** *Nous plaisantâmes assez gaiment: je me proposai à elle comme amant extraordinaire, sans prétentions, sans titres et sans droits, mais non pas sans désirs. La promenade finie, je ramenai Mlle Odune chez elle; je montai dans sa chambre, où nous aurions sans doute continué longtemps à faire de la morale et peut-être pis, si un vieux valet ne m'avait officieusement proposé de m'éclairer pour m'en aller. Dieu sait ce qui serait arrivé si j'étais sorti sans lumière, car Mlle Odune paraissait de la meilleure volonté du monde.*

Nous partîmes le lendemain matin de bonne heure pour Hernsheim, et je retournai bientôt après à mon régiment. Mme la marquise de Chamboran, grosse femme fraîche et bête, dont le mari commandait à Sarreguemines, se mit dans la tête de jouer la tragédie en société, et de me la faire jouer. Dès qu'elle savait un rôle, je lui en faisais apprendre un autre, en lui persuadant qu'elle y serait infiniment mieux. Je trouvais tous les jours quelque nouvelle difficulté à fixer celui de la répresentation. Elle me fit entendre que, puisqu'elle ne pouvait jouer la comédie, elle jouerait volontiers avec moi à quelque autre jeu. C'était une fort bonne femme à qui son mari donnait souvent cent coups de bâton mal à propos, et à qui il en eût donné mille pour peu qu'il y eût eu une raison. Je crus devoir lui dire franchement que je ne lui convenais pas, et qu'il lui fallait, à tous égards, un amant plus solide que moi. Elle ne se fâcha pas, me remercia, m'embrassa, et nous continuâmes à vivre en fort bonne intelligence.“

Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn er von dem bei Saarlouis belegenen adelichen Stift Frau-Lautern, regulirte Canonissen vom Orden des h. Augustinus erzählt: „*Il y avait à une demi-lieue de Sarre-Louis un chapitre de chanoinesses appelé Loutre. L'abbesse était une fille de qualité d'Allemagne, et son chapitre était généralement bien composé. On y trouvait quelques jeunes et jolies personnes. Entre elles s'élevait une grande et belle Mlle de S...., que l'innocence la plus pleine de grâces rendait charmante. Il n'y avait point de société; j'allais souvent au chapitre, et Mlle de S.... me plaisait tous les jours davantage. Elle me marquait beaucoup de préférence, qu'avec toute autre j'aurais pris pour des agaceries; son genou à table rencontrait souvent le mien; elle me marchait sur le pied à tout moment, et, dès que nous étions seuls quelques instans, m'embrassait de la meilleure amitié du monde. J'eus de grandes tentations d'en profiter. Je fus arrêté par la manière, dont l'abbesse, Mme de Wartensleben, me parlait continuellement de l'innocence de Mlle de S.... et de la pureté de son coeur. Il me parut qu'il serait horrible à moi d'abuser de l'inexpérience d'une jeune fille de qualité, et de risquer de la perdre. Je continuai donc à être encore de la même circonspection; je me livrai sans scrupule aux agaceries d'une petite Mme Dupresle, mariée à Luxembourg, qui était laide, mais aimable et gaie. J'appris au mois d'octobre (1776), en partant de Sarre-Louis, que cinq ou six officiers de mon régiment avaient couché avec cette innocente Mlle de S...., et qu'elle n'avait pas craint d'en laisser la preuve dans leurs mains par des lettres très-claires.*“ Unglücklicher Weise hat niemals eine Wartensleben dem Stifte Frau-Lautern als Aebtissin vorgestanden; ist niemals dort eine Wartensleben recipirt gewesen. Von 1774—1794 stand Sophie von Neuenstein, der Marie Helena von Rathsamhausen unmittelbare Nachfolgerin, der Abtei vor, den Namen Wartensleben hat Lauzun vermuthlich in Berlin aufgegriffen, um damit einer Lüge Consistenz zu geben. Ob er in seinen anderweitigen Siegesberichten zuverlässiger, mag der Leser nach dieser

Probe beurtheilen, des Mannes Beziehungen zu der Königin zu würdigen, halte ich mich zunächst an seine Memoiren, nicht wie sie durch eine übermäßig ängstliche, oder gar treulose und giftige Censur verstümmelt, sondern wie sie nach ihrem vollen Wortlaute herzustellen. Da, Bd. 2, S. 48, erzählt Lauzun der Königin von den Gefahren, die ihn umgeben, und denen er kaum zu entgehen hoffen darf, wenn sie nicht fortan vorsichtiger sein, ihn nicht wie bisher, so auffallend auszeichnen wolle. Die Königin erwidert:

„Vous croyez donc que je ne vous défendrai pas? — J'ose supplier votre Majesté, j'ose même exiger, comme seul prix de mon dévouement absolu, qu'elle ne se compromette pas en me soutenant, je suffis pour me défendre. — Comment! vous voulez que j'aie la lâcheté... Non, M. de Lauzun. — Oh! Madame, l'intéret particulier d'un sujet peut-il être comparé aux grands intérèts de la reine? — D'un sujet tel que vous, Lauzun? (als mit welchen Worten die von der Censur unterdrückte Stelle anhebt) ne m'abandonnez pas, je vous en conjure, que deviendrai-je, si vous m'abandonniez? — *Ses yeux étaient remplis de larmes; touché moi-même jusqu'au fond du coeur, je me jetai à ses pieds.* — Que ma vie ne peut-elle payer tant de bontés, une si généreuse sensibilité! *Elle me tendit la main; je la baisai plusieurs fois avec ardeur, sans changer de posture. Elle se pencha vers moi avec beaucoup de tendresse; elle était dans mes bras lorsque je me levai. Je la serrai contre mon coeur qui était fortement ému. Elle rougit; mais je ne vis point de colère dans ses yeux.*

„Eh bien! *reprit-elle, en s'éloignant un peu,* n'obtiendrai-je rien? — Le croyez- vous, *répondis-je avec beaucoup de chaleur?* Suis-je à moi? n'ètes-vous pas tout pour moi? c'est vous seule que je veux servir, vous êtes mon unique souveraine. Oui, *continuai-je plus tranquillement,* vous êtes ma reine, vous êtes la reine de France. *Ses regards semblaient me demander encore un autre titre. Je fus tenté de jouir du bonheur qui paraissait s'offrir. Deux réflexions me retinrent; je n'ai jamais voulu devoir une femme à un instant*

dont elle pût se repentir, et je n'eusse pu supporter l'idée que madame Czartoriska se crut sacrifiée à l'ambition. Je me remis donc assez promptement (der Schluß der unterdrückten Stelle). **Je ne prendrai point de parti sans les ordres de votre Majesté; elle disposera de mon sort. Allez-vous-en, me dit-elle, cette conversation a duré assez, et n'a peut-être été que trop remarquée.** *Je fis une profonde révérence et me retirai.*"

In dieser Weise beschreibt Lauzun selbst eine Scene, in welcher er, der eigenen Versicherung nach, dem Ziele seiner verwegenen Wünsche am nächsten. Es blieb unerreicht, weil er, so will er uns glauben machen, die zur Reife gekommene Frucht zu pflücken verschmähte. Nach seinem Geständnisse, nach dem Geständnisse des eiteln Prahlers, des frechen Lügners bestand als eine Königin Marie Antoinette in der Prüfung, und findet dieses Geständniß seine volle Bestätigung, wenn es deren etwan bedürfen könnte, in dem Zeugnisse der Campan, das zu allem Ueberflusse unter einen durchaus veränderten Gesichtspunkt den Hergang bringt: „*Peu de temps,*" berichtet die Campan, „*peu de temps après le présent de la plume de héron, il sollicita une audience; la reine la lui accorda, comme elle l'eût fait pour tout autre courtisan d'un rang aussi élevé. J'étais dans la chambre voisine de celle où il fut reçu; peu d'instans après son arrivée, la reine rouvrit la porte, et dit d'une voix haute et courroucée:* **Sortez, Monsieur.** *M. de Lauzun s'inclina profondément et disparut. La reine était fort agitée. Elle me dit:* **Jamais cet homme ne rentrera chez moi.** *Peu d'années avant la révolution de 1789, le maréchal de Biron mourut. Le duc de Lauzun, héritier de son nom, prétendait au poste important de colonel du régiment des gardes-françaises. La reine en fit pourvoir le duc du Châtelet; voilà comme se forment les implacables haines. Le duc de Biron s'attacha aux intérêts du duc d'Orléans, et devint un des plus ardens ennemis de Marie-Antoinette.*"

Ich glaube kaum, daß künftig Jemand sich finden sollte, auf Lauzuns Zeugniß, das einzige Zeugniß, das man gegen seine

unglückliche Königin hat anrufen können, irgend Gewicht zu legen, hingegen muß ich zugeben, daß Marie Antoinettens Lage, in Gefolge des auf ihr lastenden Systems von Verleumdungen, bei den Eigenthümlichkeiten ihres Gemahls, die lästigste, die gefahrvollste geworden ist, in die ein Weib gerathen kann. Alle, die ihr naheten, wurden ergriffen von dem Zauber ihrer Persönlichkeit, alle wähnten in der unbeschützten, verleumdeten Frau einen Gegenstand für ihre Zudringlichkeit zu finden; selbst der Schweizer Besenval, mit seinen grauen Haaren, wagte eine Liebeserklärung, und zu der gleichen Vermessenheit erhoben sich die beiden Heroen der Sittenlosigkeit, der Herzog von Orléans und der Cardinal von Rohan. Keineswegs, wie der Abbé Georgel uns überreden möchte, des Cardinals unehrerbietige Aeußerung um die Kaiserin Marie Teresa, sondern die freche Leidenschaft für ihre Tochter, so der Cardinal zu affichiren wagte, ist die Veranlassung der Ungnade geworden, welche die Königin unwandelbar ihn empfinden ließ. Gleich sehr erliegend dem Drucke dieser Ungnade und dem Einflusse einer blinden Leidenschaft, verfiel der Cardinal den Schlingen, durch ein verschmitztes Weib seiner Einfalt gelegt, denn albern war er in allen Dingen, die nicht gerade einer Intrigue oder der Befriedigung seiner Begierden galten.

Dieses Weib ist die la Motte, oder, nach ihrem vollen Titel, Johanna de Luz de Saint-Remy de Valois Gräfin von la Motte gewesen. Geboren zu Fontette, bei Bar-sur-Aube in der Champagne, den 22. Jul. 1756, hatte der nichtswürdige Vater, dessen letzte Zuflucht das Hôtel-Dieu zu Paris geworden, sie samt ihren beiden Geschwistern dem bittersten Elend überlassen. Mit ihrer jüngern Schwester Marianne gelangte sie bettelnd nach Auteuil bei Paris, dort scheint zuerst der Pfarrer ihrer sich erbarmt zu haben, und wie er einstens auf einem Spaziergang mit der Marquise von Boulainvilliers zusammentraf, nahm er den Augenblick wahr, die beiden Mädchen, die unter einer schweren Last gebeugt, ihr zu empfehlen, mit dem Zusatze, daß diese Kinder im Besitze von merkwürdigen ihre Herkunft betreffenden Urkunden sich befänden. Der guten Frau Theilnahme war hier-

mit den beiden hübschen Mädchen gesichert, die Urkunden wurden bei einem Gläubiger des Vaters eingelöset und dem *Juge d'armes*, dem Präsidenten Hozier vorgelegt. „*Je n'ai point de mal à dire de lui, mais il n'avait pas la réputation d'être inflexible autant que Chérin*," heißt es in den *Souvenirs de la marquise de Créquy*. Ich habe mehre von Hozier auf Verlangen gefertigte Stammbäume gesehen und nicht weniger die Dreistigkeit, denn die Unwissenheit des Fälschers bewundert. In dem vorliegenden Falle stellte er eine ungemein glänzende Genealogie auf, anhebend mit Heinrich von Saint-Remy, *cru fils naturel du roi Henri II. et de Nicole de Savigny, damoiselle de Saint-Remy*", drückt vorsichtig der P. Anselme sich aus, dem es auch bekannt, daß einer von dieser Saint-Remy muthmaßlichen Nachkommen seine Adelsproben 1677 dem Intendanten der Provinz vorlegte, „*qui par considération ne voulut point donner de jugement*." Hozier fand minder schwierig den Fall, und fabricirte einen Stammbaum, worin der beiden Dorfnymphen Herstammung aus dem Königshause der Valesen als eine ungezweifelte Wahrheit aufgestellt, und hiermit das allgemeinste Interesse ihnen gesichert.

Die Boulainvilliers übernahm die Sorge für der Kinder Erziehung, gewann ihnen auch in der Person der Gräfin von Provence eine Beschützerin vom höchsten Range. Auf deren Betrieb bewilligte der König am 9. Dec. 1776 den beiden Töchtern und dem Sohne des Jacob von Saint-Remy Valois Pensionen, und die älteste Tochter wurde 1780 an den Grafen von la Motte, der bis dahin in der Gendarmerie gedient hatte, der vornehmen Herkunft aber seiner Zukünftigen die Aufnahme unter die *Gardes-du-corps* des Grafen von Artois verdankte, verheurathet. Das Ehepaar, für seinen Unterhalt einzig auf die Pension angewiesen, gerieth zeitig in bedrängte Umstände, fernere Unterstützung für ihr Pflegekind zu suchen, führte die Marquise von Boulainvilliers im September 1781 die junge Frau dem Cardinal von Rohan zu, ein Ereigniß, dem sie selbst nur kurze Zeit überlebte. Eingeführt war die Gräfin von la Motte; „*la naissance et les malheurs d'une*

descendante des Valois firent, sur l'âme noble et compatissante du cardinal de Rohan, la plus profonde sensation," berichtet der Abbé Georgel, mir scheint es, als hätten die Reize der Supplicantin mehr vermocht, als Urkunden und Stammbaum. „*La comtesse de la Motte, sans avoir l'éclat de la beauté se trouvoit parée de toutes les grâces de la jeunesse; sa physionomie étoit spirituelle et attrayante; elle s'énonçoit avec facilité; un air de bonne foi dans ses récits mettoit la persuasion sur ses lèvres.*" Des Cardinals Vermittlung verschaffte ihr wiederholte Unterstützungen. „*La reconnoissance et des besoins renaissans renouveloient souvent ses visites et ses entretiens: elle s'apperçut que sa présence inspiroit un grand intérêt au cardinal qui suivoit l'impulsion de sa sensibilité.*" Der Verkehr wurde innig genug, um zu einer Besprechung von des Cardinals Beziehungen zu der Königin zu führen: deren Unterstützung unmittelbar anzurufen, hatte er der Freundin bereits früher gerathen, in des Rathes Erwiederung soll sie eines Tages ihm eröffnet haben: „*Que d'actions de grâces, mon prince, j'ai à vous rendre de m'avoir donné le conseil de présenter directement à la reine le tableau de mes malheurs! j'étois allée d'abord chez Madame pour intéresser sa bienfaisance et sa protection; m'y étant trouvée mal, la reine, survenue dans ce moment, répandit sur mes maux le baume de la générosité la plus sensible: sa majesté m'ordonna de l'aller voir; une seconde visite en a fait naître une troisième, une quatrième; et introduite ensuite sans étiquette par les petits appartemens, j'ai eu le bonheur de mériter ses bontés; et l'accueil que m'a fait cette princesse me fait présumer qu'elle m'a trouvée digne de sa confiance.*"

Auf diesen Bericht baute sofort der Cardinal die kühnsten Hoffnungen, eine *tercera* war gefunden, es kam nur noch darauf an, ihr die Rolle vorzuzeichnen. Das drückt der Abbé Georgel in ungemein vorsichtiger und anständiger Weise aus. „*Il lui indiqua les biais à employer avec adresse et avec prudence pour jeter d'abord son nom dans ses entretiens avec la reine, ensuite pour saisir les momens favorables de parler des tourmens que lui causoit une si longue disgrâce, et surtout des*

persévérans refus de sa majesté à ne vouloir pas lui accorder la faveur de se justifier." Des Unterrichtes hätte die la Motte keineswegs bedurft, mit einem seltenen Talent für die Intrigue begabt, hatte sie bereits die Weise, von der Leidenschaft und Leichtgläubigkeit ihres Protectors Vortheil zu ziehen, bedacht. „*J'ai heureusement,*" sagte sie wiederum dem Cardinal, dem sie sogar den Glauben, daß sie tagtäglich zur Königin gelange, beigebracht hatte, „*j'ai heureusement saisi l'occasion de placer votre nom dans mon dernier entretien. La reine m'interrogeant avec bonté sur la vie que j'avois menée, j'ai parlé du voyage que j'ai fait à Saverne avec M. et Mme de Boulainvilliers, de la sensibilité que vous avez marquée pour mon infortune, de vos démarches et de votre générosité pour diminuer mes besoins; mais surtout je me suis étendue avec complaisance sur le bien que vous faites dans votre diocèse, sur les bénédictions prodiguées par la reconnoissance dont j'avois oui tous les jours les accens. Voyant que j'étois écoutée sans ennui, j'ai hasardé quelques mots sur le chagrin que vous causoit votre disgrâce; que vous en étiez affecté au point que votre santé s'en altéroit visiblement; que ce qui vous peinoit le plus étoit d'avoir inutilement épuisé tous les moyens de vous justifier dans l'esprit d'une souveraine devenue l'idole des Français. Eh! comment, s'écria ici la reine, pourroit-il se laver d'une tache qui déshonore sa naissance et son état?* (Etwas anderes demnach muß vorgekommen sein, denn ein schlechter, gegen die Kaiserin gerichteter Witz.) *Plus l'inculpation est grave, repliquai-je, plus il seroit digne de la justice de votre majesté de permettre qu'on mît sous ses yeux une justification qu'on assure devoir être pleine et entière .... Mes instances ont eu leur effet: je suis autorisée à vous demander cette justification par écrit pour la présenter à la reine.*"

Mehr konnte für den Augenblick der Cardinal nicht wünschen; die Rechtfertigung wurde versucht, zu Papier gebracht, der Aufsatz der Gräfin zugestellt. Nach Verlauf weniger Tage überbrachte sie ein Brieflein, worin Marie Antoinette schrieb: „*J'ai lu votre lettre; je suis charmée de ne plus vous trou-*

ver coupable. Je ne puis encore vous accorder l'audience que vous désirez. Quand les circonstances le permettront, je vous en ferai prévenir. Soyez discret." Auf den Rath seiner Vertrauten richtete der Prinz ein zweites Schreiben, Gefühle der Freude und des Dankes ausdrückend, an die Königin, und es entspann sich eine Correspondenz, deren alleinige Mitwisserin und Zwischenträgerin die la Motte. „*Cette correspondance,*" bemerkt Georgel, „*dont* heureusement *on n'a plus trouvé de vestiges, étoit graduée et nuancée dans les prétendues lettres de la reine, de manière à faire croire au cardinal qu'il étoit parvenu à inspirer à cette princesse la plus intime confiance et* le plus grand intérêt." Das Vertrauen sprach sich am deutlichsten aus in einem Schreiben, worin die Königin den Cardinal ersuchte, für sie eine Summe von 60,000 Livres, mittels welcher den Nöthen einer bedrängten Familie gesteuert werden sollte, zu entlehnen. Sofort rief der Cardinal den Juden Cerf-Ber zu Hülfe, der verschaffte die Gelder, sie wurden der la Motte überantwortet, und besorgte diese dagegen ein Danksagungschreiben ab Seiten der Königin. Von dem an hat man in der Wohnung der Eheleute la Motte zu Versailles, à la Belle-Image (des Hôtel-garni Schild) einen gewissen Luxus bemerkt, auf den jedoch der Cardinal im mindesten nicht achtete. Ihn beschäftigten ausschließlich mancherlei, auf die ihm wieder zugewendete Gunst der Königin gebaute Entwürfe, dann die Verbindungen mit dem Abenteurer Cagliostro, der, aus Gründen, welche schwerlich zu ermitteln, bei jeder Gelegenheit als der Gräfin Helfer einschritt, und den Prinzen in dem Vertrauen zu ihr bestärkte. Ein Schreiben, worin die Königin diesem zu einer Reise nach dem Elsaß rieth, indem seine Rückkehr ihr Gelegenheit geben würde, seine Wiederaufnahme zu Gnaden zu veröffentlichen, fand willige Befolgung, in einem weiteren Schreiben wurde um ein ferneres Darlehen von 60,000 Livres gebeten, zugleich aber Termin für die Wiederbezahlung der ganzen Schuld angesetzt. Auch diesmal öffnete Cerf-Ber seine Casse, die verlangten 60,000 Livres wurden der la Motte ausgeliefert, und großentheils von ihr in dem Dienste einer kindischen Eitelkeit verwendet. Die Tochter der Valesen wollte

in Bar-sur-Aube bewundert sein; in dem prächtigsten Aufzuge, umgeben von Dienern in glänzender Livrée zog sie daselbst ein, und die vornehmsten Familien der Stadt und der Umgebung rechneten es sich zur Ehre, ihre Besuche zu empfangen. Selbst bei dem Herzog von Penthièvre fuhr sie vor, und ausgezeichnete Freundlichkeit und Güte hat dieser der Cousine bezeigt. Den Glanz, von dem sie begleitet, verdanke sie der Freigebigkeit der Königin, so erzählte sie allerwärts.

Der Cardinal befand sich noch in Zabern, als ein Courier, entsendet durch seinen in Paris zurückgebliebenen Getreuen, den Graubündner Planta, ihm ein Billet der Königin zutrug, der Sage nach des folgenden Inhaltes: „*Le moment que je désire n'est pas encore venu; mais je hâte votre retour pour une négociation secrète qui m'intéresse personnellement et que je ne veux confier qu'à vous: la comtesse de la Motte vous dira de ma part le mot de l'énigme.*“ Flügel hätte der alte Geck sich zulegen mögen, in deren Ermanglung begab er sich in der strengsten Kälte des Monats Januar 1785 auf die Reise; Versailles war nicht sobald erreicht, und das Räthsel hat er der la Motte abgefragt. Es handelte sich um den Ankauf eines kostbaren Halsbandes, das unlängst aus der Werkstätte Böhmers, des Hofjuweliers hervorgegangen war. Jahrelang hatte Böhmer an den dazu verwendeten Diamanten sammeln müssen, und auf das Werk um so freudiger Sorge und Mühe verwendet, als von Anfang her dasselbe der Königin zugedacht. Marie Antoinette hatte sich aber geweigert, von der Hand ihres königlichen Gemahls einen Schmuck, für den nicht weniger denn 1,600,000 Livres gefordert wurden, anzunehmen, auch jede spätere Bemühung Böhmers, sie zu dem Ankaufe des Halsbandes zu vermögen, beharrlich zurückgewiesen; wie ein letzter Vorschlag des Künstlers, der theilweise statt der Bezahlung eine Leibrente anzunehmen sich erbot, von dem König debattirt, annehmlich befunden wurde, äußerte Marie Antoinette, wenn die Anschaffung nicht allzu drückend, möge der König wohl darauf eingehen, und den Schmuck für seiner Kinder Vermählung aufbewahren, sie selbst werde ihn niemals anlegen, damit ihr nicht der Vorwurf

gemacht werden könne, einer so bedeutenden Ausgabe Veranlassung gewesen zu sein. Die Unterhandlung wurde definitiv abgebrochen, dem Künstler zu schwerem Kummer. In seiner Verlegenheit wendete er sich an verschiedene Höfe, bei denen er seine Waare abzusetzen hoffte; allerwärts abgewiesen, sprach er sich gegen jedermann in bitteren Klagen aus über die allgemeine Gleichgültigkeit für seine Kunst und vorzüglich über die hohe Frau, der zu Ehren er die viele Arbeit und Kosten sich gemacht, seinen Credit gefährdet habe. Auch der la Motte theilte Böhmer seinen Kummer mit, sie sah und bewunderte das Meisterwerk, und gründete darauf das Räthsel, zu dessen Auflösung sie den Cardinal aus Zabern kommen ließ. Die Königin, so hat sie der Eminenz gesagt, wünsche das Halsband zu besitzen, beabsichtige aber, es ohne Vorwissen des Königs anzukaufen, und es aus den Ersparnissen ihrer Schatulle zu bezahlen. Das gebe ihr Gelegenheit, ihm, dem Cardinal unbegrenztes Vertrauen zu bezeigen. Sie ermächtige ihn, den Kauf in ihrem Namen abzuschließen, und werde ihm Behufs dessen eine von ihr geschriebene und unterzeichnete Vollmacht zukommen lassen. Die solle er nicht aus Händen geben, er sei denn vollständig bezahlt. Mit dem Juwelier möge er die Termine verabreden, dergestalten, daß sie, anhebend mit dem 30. Jul. 1785, von Vierteljahr zu Vierteljahr sich folgen könnten. In dem Vertrage dürfe aber schlechterdings die Königin nicht genannt werden, sondern einzig des Cardinals Namen erscheinen. Entzückt über die ihm zugedachte Rolle, konnte dieser kaum den Augenblick erwarten, der ihm die erforderliche Ermächtigung überliefere; sie kam ihm auf dem gewöhnlichen Wege zu, war von Petit-Trianon datirt und unterschrieben: *Marie-Antoinette de France.* Das Papier in der Tasche, im halben Januar 1785, fuhr der Cardinal dem Comptoir von Böhmer und Bassange vor; er verlangte das Halsband zu sehen, fand die Forderung von 1,800,000 Livres übertrieben, meinte aber, daß er vielleicht ermächtigt werden könnte, abzuschließen, so die Eigenthümer einen Abzug von 300,000 Livres und Termine für die Bezahlung sich gefallen lassen wollten. Abgesprochen wurde nichts, nur beschloß man gegenseitig, die

Sache in nähere Erwägung zu ziehen. Der Cardinal verfehlte nicht, an seine hohe Mandantin zu berichten, und auf den empfangenen genehmigenden Bescheid schloß er am 30. Januar mit den Juwelieren ab, nachdem er ihnen vorher die Ermächtigung der Königin vorgezeigt hatte. Ihm, der tief verschuldet, würden sie in keinem Falle anders, als gegen bare Bezahlung, verkauft haben. Der Preis wurde zu 1,600,000 Livres, in fünf Terminen zahlbar, festgesetzt, und verpflichteten sich die Verkäufer, den Schmuck am 1. Feb., den Tag vor Lichtmesse, in die Hände des Cardinals abzuliefern. Den Tag hatte die la Motte bestimmt, unter dem Vorwande, daß die Königin am andern Tage, als einem Hauptfest für den Hof, den Schmuck anzulegen wünsche.

Alles wurde hiernach geordnet, und den 1. Feb. gegen die Dämmerung begab sich der Cardinal nach der Wohnung der la Motte; ein vertrauter Kammerdiener trug das Kästchen mit den Diamanten. Zur Hausthüre gekommen, entließ er den Diener, er selbst wurde von der Freundin empfangen, und dem Cabinet, das durch eine Glasthüre von der Wohnstube geschieden, eingeführt. Von diesem Verstecke aus sah er die Außenthüre öffnen, hereintreten einen Menschen, in dem er den vorzugsweise für Trianon bestellten Kammerdiener der Königin zu erkennen glaubte, er vernahm auch die Worte: „*de la part de la reine,*" worauf denn die la Motte in ehrerbietiger Haltung das Kästchen hervorbrachte und dem Boten überreichte. Der Bote war ein gewisser de Villette, aus Bar-sur-Aube, des vormaligen Gendarmen la Motte Kamerad, der Frau la Motte innig befreundet: er schrieb die vielen Billette in der Königin Namen, hatte auch die la Motte, als diese von einem angeblichen nächtlichen Besuche bei der Königin, wissend, daß der Cardinal sie beobachte, nach Hause ging, begleitet, sie aber vor Versailles verlassen, um, wie es schien, nach Trianon zurückzukehren. Wie hierauf der Beobachter aus seinem Hinterhalt hervortrat, die la Motte um die Person ihres Begleiters befragte, hieß es, das sei der Königin vertrautester Kammerdiener für die Zeit ihres Aufenthaltes in Trianon.

Der Ablieferung des Halsschmuckes folgte ein verlängerter Austausch von Billeten, die an den Cardinal gerichtet, künstlich

berechnet, seine Leidenschaft zu steigern, seine Hoffnungen zu beleben, bis dahin die la Motte für gut fand, ihn abermals zu entfernen. „*Votre absence,*“ wurde in dem letzten dieser Billette ihm gesagt, „*votre absence devient nécessaire pour aviser aux mesures que je crois devoir prendre, afin de vous placer où vous devez être.*“ Folgsam, wie das vorigemal, besuchte der Cardinal seine bischöfliche Residenz, indessen la Motte, dessen Frau hierdurch einer lästigen Beaufsichtigung entzogen, nach England hinüber fuhr, um die werthvollsten der Brillanten, die dem Halsbande eingefügt gewesen, zu veräußern; andere hatte die la Motte zu Armbändern, Ohrgehängen und Ringen für ihren eigenen Gebrauch verwenden lassen, einige auch an Billette abgegeben. Die Veräußerung wurde ohne Schwierigkeit bewerkstelligt, das erlösete Geld angelegt, aber es näherte sich allgemach der 30. Jul., an welchem der erste Termin an den Juwelier zu entrichten, und die Gegenwart des Cardinals wurde erforderlich. Im Juni empfing er eines der bekannten Billete, worin gesagt: *que tout étoit disposé pour l'accomplissement de ses désirs; que dans peu il verroit l'effet des promesses de la souveraine . . . qu'on s'occupoit à rassembler les fonds pour le premier payement; que des évènemens imprévus mettoient de la gêne dans ce rassemblement; qu'on espéroit néanmoins qu'il n'y auroit aucun retard.*“ Das Wörtlein *gêne* mußte die Einleitung werden einer weitern mündlichen Auseinandersetzung, worin die la Motte dem auf den Flügeln des Verlangens herbeigeeilten Cardinal sagte: „*Je vois la reine dans l'embarras pour les cent mille écus du 30. juillet; elle ne vous l'écrit pas pour ne point vous inquiéter; mais j'ai imaginé un moyen de lui faire votre cour en la tranquillisant: adressez vous à Sainte-James; pour lui cent mille écus ne sont rien, quand il saura que c'est pour rendre service à la reine. Profitez de l'ivresse où le plongent les attentions que vous lui prodiguez, ainsi que le comte de Cagliostro. La reine ne vous désavouera pas; parlez en son nom; le succès de cette nouvelle négociation ne pourra qu'augmenter les sentimens que vous avez inspirés.*“

Den Rath ergreifend, vertraute der Cardinal dem Geldmann Sainte-James das Geheimniß des Halsbandes und die

augenblickliche Verlegenheit der Königin, er zeigte die von ihr empfangene Ermächtigung vor, und gab dem Freunde zu bedenken, welch mächtige Gönnerin er, ohne Gefahr für sein Geld, gewinnen könne. Sainte-James äußerte seine Bereitwilligkeit, der Monarchin einen Beweis unbegrenzter Anhänglichkeit zu geben, falls sie ihm Befehle zukommen lassen würde. Das berichtete der Cardinal in hergebrachter Weise, die Antwort verzögerte sich, weil Villette, das Instrument für die apocryphe Correspondenz, in des Grafen la Motte Gesellschaft nach Bar-sur-Aube verreiset war, und folgenreich ist diese Zögerung geworden. Sie beunruhigte den Cardinal, von wegen der Nähe des Zahlungtermins, und von wegen der mit Sainte-James eröffneten Unterhandlung, außerdem beklagte er das abstoßende Wesen der Königin im Oeffentlichen, während sie doch in ihrer Correspondenz das lebhafteste Interesse ihm bezeige. Dieses letzte Thema hatte die la Motte bisher durch mancherlei Gründe zu widerlegen gewußt, es gänzlich zu tilgen, erdachte sie eine Mystification, dergleichen schwerlich anderswo vorgekommen sein wird.

Sobald Villette von seiner Reise zurückgekehrt, empfing der Cardinal ein Schreiben, worin es hieß, „*que la reine n'avoit tant tardé a répondre que parce qu'elle espéroit n'être pas dans le cas de profiter des offres de M. de Sainte-James; qu'elle les acceptoit pour le premier payement seulement, avec promesse d'un prompt remboursement.*“ In einem zweiten Schreiben wurde gesagt, indem es der Königin noch nicht vergönnt, ihre Achtung für den Cardinal öffentlich zu bezeugen, wolle sie ihn zwischen 11 Uhr und Mitternacht in einem der Bosquets von Versailles sprechen, ihm sagen, was sie dem Papier nicht anvertrauen könne. Ein solches *rendez-vous* zu versäumen, war der Cardinal der Mann nicht. Darin sollte der Königin Rolle die Oliva übernehmen, ein Freudenmädchen, das hochgewachsen, auch in dem Profil Aehnlichkeit mit Marie Antoinette hatte. Die Person wurde dem Schloßgarten von Versailles, dem ausersehenen Bosquet introducirt, und auf Ort und Stelle in ihrer Rolle überhört. Es wurde ihr gesagt, ein langer Mann im blauen Ueberrock, im großen Hute mit niedergeschlagenem Rande werde

zu ihr herantreten und ehrfurchtvoll ihre Hand küssen. Dem habe sie zuzuflüstern: „*Je n'ai qu'un moment à vous donner; je suis contente de vous; je vais bientôt vous élever à la plus haute faveur,*“ zugleich eine Büchse und eine Rose ihm reichend, dann aber, Fußtritte vernehmend, solle sie, immer noch flüsternd, hinzufügen: „*Voilà Madame et madame d'Artois, il faut s'éloigner.*“ Als es vollends dunkel geworden, begab sich der Cardinal, nur von dem Baron von Planta begleitet, nach der Schloßterrasse: da sollte die Gräfin la Motte, im schwarzen Domino, ihn anrufen, sobald die Königin das Bosquet betreten würde. Der Domino ließ lange sich erwarten; „*je sors de la reine*,“ das waren der heiß Ersehnten erste Worte, „*elle est très-contrariée; elle ne pourra point prolonger l'entretien comme elle l'avoit désiré; Madame et madame la comtesse d'Artois lui ont proposé de se promener avec elle: rendez-vous vite au bosquet, elle s'échappera, et, malgré le court intervalle, elle vous donnera des preuves non équivoques de sa protection et de sa bienveillance.*“ Genau wie sie eingeleitet, wurde die Scene durchgespielt; obgleich durch die Annäherung von la Motte und Villette, als welche die Rollen der beiden Schwägerinen der Königin übernahmen, in seinem Glücke gestört, entfloh der Cardinal in süßem Entzücken dem Schauplatz der groben Täuschung.

Scharfsinniger, wie der Prinz, in Bezug auf Geldangelegenheiten, hatte auch Sainte-James über dem Ausbleiben der von Seiten der Königin verheißenen Befehle Verdacht geschöpft. Er ließ die Königin wissen, „*qu'elle devait pour sa propre tranquillité chercher à savoir ce que Boehmer avait fait de son collier,*“ und wurde, in Gefolge dessen, die Campan beauftragt, bei dem Manne selbst gelegentlich Erkundigung einzuziehen. Den Auftrag will die Campan während des letzten Wochenbettes der Königin empfangen haben, leider aber kam die Prinzessin Sophie am 9. Jul. 1786 zur Welt, daß also das von der Campan angegebene Datum alle Bedeutung verliert, leider, denn ihr Zeugniß würde die boshafte Behauptung des Abbé Georgel, daß die Königin längst von dem strafbaren auf ihren Na-

men von der la Motte geleiteten Treiben unterrichtet gewesen, daß sie demselben aber nicht entgegengetreten sei, um desto sicherer den Cardinal zu verderben, widerlegen. Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß Georgel, indem er in seiner „*haine respectueuse*“ gegen Marie Antoinette die arge Beschuldigung erhebt, vorsichtig die Anführung eines Datums vermeidet. Von der Campan um sein Halsband befragt, erwiderte Böhmer, er habe es nach Constantinopel, an die Favorit-Sultanin verkauft. „*Je rendis cette réponse à la reine qui en fut charmée, mais qui ne concevait pas qu'on achetât à Paris des diamans pour le grand-seigneur.*“ Unmittelbar darauf kommt die Campan auf die Taufe des Herzogs von Angouleme, die allerdings dem J. 1785 angehören wird. Die dem Neffen von dem König zugedachten Geschenke überbrachte Böhmer der Königin, ein Schreiben legte er ihnen bei, worin gesagt, „*qu'il était heureux de la voir en possession des plus beaux diamans connus en Europe, et qu'il la priait de ne point l'oublier.*“ Den räthselhaften Sinn der Zeilen wenig beachtend, äußerte Marie Antoinette: „*cela ne vaut pas la peine d'être gardé,*“ und damit vernichtete sie das Papier. Eine Antwort erwartete jedoch Böhmer mit Schmerzen, denn auf die für den 30. Jul. verheißene Zahlung hatte er erst 30,000 Livres empfangen, die von der la Motte dem Cardinal übergebene Summe, dem zugleich in einem angeblich wieder von der Königin herrührenden Schreiben gemeldet worden: „*qu'elle n'avoit pu, pour le moment rassembler que trente mille livres; mais qu'ayant la certitude de la somme entière pour la fin du mois d'août, il ne devoit pas être difficile d'obtenir des joailliers le délai d'un mois pour le surplus; que le cardinal devoit le leur demander au nom de la reine.*“ Die 30,000 Livres waren nach sehr lebhaften Discussionen von Böhmer angenommen worden, aber der geringe Betrag der Summe reichte an sich schon hin, seine Besorgnisse mehr und mehr zu steigern. Georgel will, daß er in wiederholten Conferenzen dem Baron von Breteuil das Sachverhältniß auseinandergesetzt, und dieser hierauf in der Stille die Mittel gesucht und bereitet habe, den Cardinal, dem er von Herzen gram, gänzlich und zumal zu verderben, die

Campan versichert, Böhmer habe am 3. Aug. sie aufgesucht, ohne Umschweif bekannt, daß das Halsband für Rechnung der Königin erkauft worden, und hierauf von ihr den Rath empfangen, dem Baron von Breteuil sein Geheimniß zu offenbaren. Der Juwelier habe es aber vorgezogen, direct an die Königin sich zu wenden, die habe ihn nicht vorgelassen, vielmehr geäußert: „*il est fou, je n'ai rien à lui dire, et ne veux pas le voir.*“ Darauf sei sie, die Campan, auf der Königin Befehl, nach Trianon gekommen, die habe mancherlei Kleinigkeiten mit ihr verhandelt, endlich von Böhmer gesprochen: „*Savez vous que cet imbécille est venu demander à me parler, en disant que vous le lui aviez conseillé? J'ai refusé de le recevoir, que me veut-il? Le savez-vous?*“ Da habe sie nun den Faden aufgefaßt, und buchstäblich wiederholt, was sie aus Böhmers Munde vernommen. „*La reine me fit répéter plusieurs fois la totalité de l'entretien que j'avais eu avec Böhmer, se recria vivement sur la peine infinie que lui faisait la circulation de faux billets signés de son nom, mais ne concevait pas comment le cardinal se trouvait mêlé dans cette affaire. Elle envoya à l'instant chercher l'abbé de Vermond et le baron de Breteuil. Pendant* plusieurs jours *la reine concerta avec le baron et l'abbé, ce qu'il convenait de faire dans cette circonstance.*“

Die unmittelbare Folge dieser Berathungen scheint die schriftliche, sehr umständliche Erzählung um den Hergang, so Breteuil am 9. Aug. — dieses Datum beruhet auf Georgels Zeugniß — aus Böhmers Händen empfing. Am 14. Aug. legte der Minister dem König Bericht ab um den Handel, und am folgenden Morgen um 10 Uhr wurde der Cardinal, der im Purpur und *in pontificalibus* in den königlichen Vorzimmern harrte, um bei der hohen Festlichkeit, Mariä Himmelfahrt, in der Schloßkirche sein Amt als *Grand-aumônier* zu üben, in des Königs Cabinet gefordert. „*Vous avez acheté des diamans à Böhmer,*“ hob der König an. „*Oui, Sire.*“ — „*Qu'en avez-vous fait?*“ — „*Je croyais qu'ils avaient été remis à la reine.*“ — „*Qui vous avait chargé de cette commission?*“ — „*Une dame, ap-*

pelée madame la comtesse de la Motte-Valois, qui m'avait présenté une lettre de la reine, et j'ai cru faire ma cour à S. M. en me chargeant de cette commission." Da fiel die Königin ein: „*Comment, Monsieur, avez-vous pu croire, vous à qui je n'ai pas adressé la parole depuis huit ans, que je vous choisissais pour conduire cette négociation, et par l'intremise d'une pareille femme?*" — „*Je vois bien,*" entgegnete der Befragte, „*que j'ai été cruellement trompé; je paierai le collier; l'envie que j'avais de plaire à V. M. m'a fasciné les yeux; je n'ai vu nulle supercherie, et j'en suis fâché,*" und mit diesen Worten, so erzählt die Campan weiter, habe er der Königin Schreiben, worin die la Motte angewiesen, den Ankauf des Halsbandes zu besorgen, hervorgezogen. Der König durchflog das Schreiben: „*comment un prince de la maison de Rohan,*" sagte er hierauf, „*et un grand-aumônier de France, a-t-il pu croire, que la reine signait Marie-Antoinette de France. Personne n'ignore que les reines ne signent que leur nom de baptême.*" Georgel hingegen will, der Cardinal habe sich lediglich auf die von der Königin ihm ertheilte Vollmacht bezogen. „*Où est cet écrit?*" fragte der König. „*Sire, je l'ai à Paris dans mon portefeuille.*" — „*Cet écrit,*" fiel wiederum Marie Antoinette ein, „*cet écrit est une imposture.*" Wie hierauf der König den von Böhmer empfangenen Bericht dem Cardinal zu lesen gab, erblaßte dieser und war er genöthigt, sich dem nahen Tische anzulehnen. „*Sire, je suis trop troublé pour répondre à V. M. d'une manière.*" — „*Remettez vous,*" sprach hierauf der gütige Monarch, „*et passez dans mon cabinet, vous y trouverez du papier, des plumes et de l'encre; écrivez ce que vous avez à me dire.*" Eine Viertelstunde brachte der Cardinal mit Schreiben zu, seine Aeußerungen auf dem Papier fielen nicht befriedigender aus, denn sein Reden. „*Retirez vous,*" sprach der König. Der Cardinal zog sich zurück, Breteuil, der ihm auf dem Fuße folgte, ließ ihn durch einen Unter-Lieutenant von den *Gardes-du-corps* arretiren, der, ein junger Mann, kaum noch dem Arrest, den er sich durch Schuldenmachen zugezogen, entlassen. Ueber der Verhaftung eines *Grand-aumô-*

nier, eines Cardinals verlor er ganz und gar die wenige Besinnung, deren er fähig.

Von dem Arrestanten um ein Bleistift ersucht, reichte er willig das seine hin, und gelassen schaute er, wie der Cardinal in Eile seinem Vertrauten, dem Abbé Georgel den schriftlichen Auftrag ertheilte, die ganze, von der la Motte herrührende Correspondenz, überhaupt alle seine Briefe zu verbrennen. Den Zettel empfing des Cardinals verläßlichster Diener, um im Fluge ihn nach Paris zu tragen. „*Bientôt le petit portefeuille rouge fut à l'abri des recherches; il renfermoit toutes les petites lettres de la correspondance.*“ Von Versailles wurde der Cardinal nach Paris gebracht, bevor er noch mit Georgel zusammentraf, hatte der Kammerdiener ihn um die kleine rothe Brieftasche beruhigt; „*c'étoit sa plus grande inquiétude.*“ Des Nachmittags um 4 Uhr ließen der Baron von Breteuil und der *Lieutenant de police* sich melden, sie kamen, um die Versiegelung der Papiere vorzunehmen. „*Le ministre lui demanda d'abord,*“ schreibt Georgel, „*par ordre du roi, l'écrit qu'il avoit annoncé lui avoir été remis de la part de la reine pour l'acquisition du collier: le cardinal le lui remit contre un récépissé d'une pièce qu'il regardoit comme sa justification, pièce néanmoins qui auroit consommé sa ruine si la Providence n'avoit permis qu'on découvrît le faussaire et le fil de cette infernale intrigue.*“ Der Minister und sein Begleiter entfernten sich nach vorgenommener Versiegelung, der Cardinal speisete zu Nacht, dann eröffnete ihm der *sous aide-major des gardes-du-corps*, Graf von Agoult, dem er zur Bewachung übergeben, daß er ihn nach der Bastille zu begleiten habe. „*Avant de partir pour la Bastille, le cardinal eut la certitude que les petites lettres du portefeuille rouge étoient brûlées, à deux ou trois près, qui me furent confiées en cas de besoin.*“ Ebenfalls nach der Bastille wurden gebracht die Gräfin la Motte, die am 18. Aug. zu Bar-sur-Aube verhaftet worden, Cagliostro und Planta. La Motte, der Ehemann, und Villette waren bei Zeiten über die Grenze gekommen. Den 18. begab sich die von dem König ernannte Commission, der Seeminister,

Marschall von Castries, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Vergennes, und der Minister des königlichen Hauses, Breteuil, nach dem Palast des Cardinals, um in dessen Gegenwart die Siegel zu lösen und den Inhalt seiner Papiere zu untersuchen. „*Soixante heures écoulées entre la scène du 15. août à Versailles, et l'arrivée du baron de Breteuil au palais du cardinal, avoient donné le temps de soustraire tout ce qui auroit pu devenir entre des mains ennemies un instrument ou un prétexte de persécution. On ne découvrit rien. Le prince, captif, rassuré par la certitude qu'aucun de ses papiers ne pouvoit faire charge contre lui, montra le reste du jour beaucoup de calme et de tranquillité.*“ Nach der Bastille zurückgebracht, wurde der Cardinal von der Minister-Commission vernommen. Er brachte den ganzen Hergang zu Papier: „*il crut ne devoir pas faire mention de la correspondance et des lettres qui avaient successivement décidé sa conduite et ses démarches; ce point lui parut trop délicat, et il voulut éviter tout ce qui pourroit compromettre la reine sans nécessité; mais il déclara que la comtesse de la Motte étoit l'intermédiaire par où il recevoit les ordres de cette souveraine.*“

Seine Erklärung wurde der la Motte mitgetheilt, sie läugnete Alles, gab lediglich zu, daß sie um den Ankauf des Halsbandes wisse, unbedeutend fielen auch die Aussagen von Cagliostro und Planta aus, und der König, zu hohen Werth auf den Widerspruch in den Aussagen der la Motte und denen des Cardinals legend, ließ diesen bedeuten, daß er sich erklären möge, ob er der königlichen Gnade sich unterwerfen, oder die richterliche Entscheidung anrufen wolle. Der Gefangene entschied sich für die Justiz, denn es war ihm nicht unbekannt geblieben, welche große Bewegung der Gemüther durch seine Verhaftung hervorgerufen. Das Gesamthaus Rohan, der Prinz von Condé, der mit einer Rohan vermählt, fanden sich höchlich beleidigt durch die dem Namen angethane Schmach, und sprachen laut und energisch ihr Misvergnügen aus; der Clerus, von den Cardinälen bis zu dem jüngsten Seminaristen, beklagte, verwünschte die Vermessenheit, welche sich erlaubte, einen Fürsten

der Kirche gleich einem Missethäter zu behandeln, in dem Parlament, vor welches der König den Handel verwiesen hatte, glimmte immer noch der revolutionaire Geist, Vermächtniß der Reformation, der unter der Maske des Jansenismus versteckt, und gewaltsam bestritten durch den Hof, zu desto giftigerer Feindschaft die in ihrer Gewissensfreiheit sich beeinträchtigt glaubenden Schwachköpfe gereizt hatte, in der gesamten Nation tobte bereits der Geist der Neuerung und der Opposition gegen alle Handlungen der Regierung, Vorbote der nahenden Stürme. Dieser Bewegung mußte erwünscht kommen der ungeheure Misgriff des Königs, in einer die Ehre seiner Königin unmittelbar berührenden Angelegenheit vor einem Gerichtshofe klagend aufzutreten, wie wenn es um eine Injurienklage unter Privaten sich handelte. Von allen Seiten wurde Partei genommen für die Inculpaten, und in dem Cabinet des Monarchen sogar müssen sie mächtige Fürsprecher gefunden haben. Die Juweliere, welche das Halsband geliefert hatten, abzufinden, damit sie nicht weiter in dem Prozeß erschienen, wäre für den Cardinal ein eben so wünschenswerther, als, bei einer Schuldenlast von zwei Millionen Livres, schwierig zu erreichender Vortheil gewesen. Er ließ ihnen den ganzen Ertrag seiner Abtei St. Vaast zu Arras, jährlich 300,000 Livres bieten, um dessen bis zu gänzlicher Bezahlung des Halsbandes zu genießen. Darauf sich einzulassen, fand Böhmer bedenklich, da mit dem Tode des Cardinals sein Recht zur Abtei erlöschen mußte. Man bestimmte den König, dem wichtigsten unter seinen Gegnern eine helfende Hand zu reichen, und Ludwig verordnete, daß der Ertrag der Abtei den Juwelieren verbleibe, selbst wenn der Cardinal vor der gänzlichen Tilgung der 1,570,000 Livres mit Tod abgehen sollte.

Ungleich wichtiger noch waren die Revelationen eines P. Loth, der Procurator bei den Paulanern der Place-royale, als Nachbar zu großer Intimität mit der la Motte gelangt war. Nachdem ihm die Besorgniß, daß er als Mitschuldiger in den Handel verwickelt werden könnte, benommen worden, sprach er sich deutlich und umständlich über alle Betrügereien dieser Frau aus, er bezeichnete den irländischen Capuziner Mac-Dermod

als denjenigen, der die genauesten Nachweisungen über den in England bewerkstelligten Verkauf der Diamanten geben könne, und verschaffte die Gewißheit, daß die sämtlichen, der Königin bestimmten Briefe des Cardinals verbrannt worden seien. *„Le P. Loth ayant assuré que les lettres de ce prince avoient été brulées en sa présence, c'etoit un poids énorme dont on déchargeoit son âme inquiète et oppressée. Celles écrites soi-disant par la reine ayant été également livrées aux flammes, on étoit donc autorisé à en supprimer le souvenir, qui ne pouvoit que fournir matière a la calomnie, ou devenir plus nuisible qu'avantageux à la cause de M. le cardinal."* Die Oliva hatte sich nach Brüssel geflüchtet, sie wurde aber auf Requisition ausgeliefert, der Bastille eingeschlossen, und bekannte ohne allen Rückhalt die Rolle, die sie in jener nächtlichen Mystification zu spielen gehabt. Cagliostro nicht minder gab jetzt die wichtigsten Aufschlüsse um manche, von der la Motte ihm gemachte, und sie bedeutend gravirende Mittheilungen. Es gelang, den Capuziner, P. Mac-Dermod zu bestimmen, daß er das bisher beobachtete Schweigen breche, und die vollständigste Auskunft über den Verkauf der Diamanten gebe, es wurde auch seine Aussage bestätigt durch die Erklärungen der Juweliere in London, bei welchen die Steine versilbert worden. Endlich wurde Villette in Genf, wo er in Sicherheit sich glaubte, aufgegriffen, und nach der Bastille gebracht; er läugnete anfangs jede Theilnahme bei der Prellerei, schärfer befragt, bekannte er jedoch, daß er die, *Marie-Antoinette de France* unterfertigte Schrift nach dem von der la Motte ihm vorgelegten Original copirt habe, ohne in irgend einer Weise zu ahnen, zu welchem Gebrauche die Abschrift bestimmt. Er, der P. Loth, Planta, Cagliostro, die Oliva, der Cardinal wurden mit der la Motte confrontirt; *„elle parut dans ses confrontations le front armé d'insolence et d'impudeur; son regard, bravant toute honte, osoit montrer la confiance d'une âme innocente; sa langue, vouée aux expressions de l'injure, ne connoissoit plus le frein de l'honnêteté."*

Die Untersuchung war beendigt, und es nahmen ihren Anfang die dem Spruche einleitenden Verhandlungen. Wer immer

zu Sitz und Stimme in der *Grand' chambre* berechtigt, hatte nicht verfehlt, sich da einzufinden, daß in Allem der Votanten 50. Auf diese zu wirken, benutzten die Angehörigen des Hauses Rohan eine Ueberlieferung aus alter Zeit. „*On vit les princes et les princesses de la maison de Condé, les maisons de Rohan, de Soubise et Guémenée, prendre le deuil et se mettre en haie sur le passage de Messieurs de la Grand' Chambre, pour les saluer lorsqu'ils re rendaient au Palais, les jours des séances relatives au procès du cardinal, et des princes du sang se déclarèrent en sollicitation ostensible contre la reine de France.*“ Auf den Bericht der beiden Rapporteurs begründete der General-Procurator Joly de Fleury Conclusionen, „*flétrissantes pour le cardinal,*“ schreibt Besenval. „*Il lui imposait des réparations auxqu'elles il n'aurait jamais pu se soumettre, refus qui vraisemblablement l'aurait laissé détenu le reste de ses jours. A ces conclusions M. de Barillon s'écria que ce n'étaient point celles d'un procureur-général, mais bien celles d'un ministre, qu'il n'était pas difficile de reconnaître. M. Séguier, avocat-général, apostropha personnellement M. de Fleury. Cette scène scandaleuse rappela celle des deux procureurs du* Mercure galant. *Il faut convenir qu'ils avaient mutuellement donné matière à des reproches fondés.*“ Mit einer Majorität von 3 oder 5 Stimmen erfolgte die Freisprechung des Cardinals, 31. Mai 1786. Die la Motte wurde zur *amende honorable,* zur Brandmarkung und auf Lebenszeit zur Einsperrung in die Salpetrière verurtheilt, die gleiche Strafe *par contumace* über ihren Mann verhängt. Villette wurde des Landes verwiesen, Cagliostro über die Grenze gebracht, die Oliva *hors de cour* gesetzt. „*Le palais regorgeait de monde, et la joie fut universelle quand on sut le cardinal déclaré innocent. Les juges furent applaudis et tellement accueillis, qu'ils eurent peine à passer au travers de la foule, tant la haine contre le parti opposé était forte, tant les dispositions contre la reine et la cour étaient enracinées! car on ne se cachait point de l'opinion personnelle qu'on avait du cardinal.*“ (Besenval.) Gleichwohl mußte der Cardinal noch für einige Augenblicke nach der Bastille zurückkehren, bis dahin Breteuil ihm

seine Freiheit ankündigte. Einige Stunden später fand sich der nämliche Minister nochmals bei dem Cardinal, der bereits wieder den Palast von Straßburg bezogen hatte, ein, um ihn zu bedeuten, daß er seiner Würde als *Grand-aumônier* zu verzichten, und nach seiner Abtei la Chaise-Dieu, dem ihm angewiesenen Exil, sich zu begeben habe. „*La prévention contre la cour était si forte qu'on cria à la tyrannie, en apprenant qu'il perdait sa charge et qu'il était exilé. En général une multitude est toujours outrée, mais une multitude française l'est plus qu'une autre. Je sais qu'il était peu régulier que le roi, qui avait laissé un libre cours à la justice, après qu'elle eut lavé le cardinal de toute accusation criminelle, reprit ses droits de souverain, et semblât punir le cardinal et le parlement l'un d'avoir absous, l'autre de l'avoir été; mais pourtant il était impossible qu'il gardât sa place, et quant à l'exil il l'avait bien mérité.*“

Ueber der Verlesung des Urtheils steigerte sich der la Motte Aufregung zu einem förmlichen Anfall von Wuth: sie schmähete vorzüglich die Königin und den Minister Breteuil, daß der Richter genöthigt, ihr den Mund mit einem Knebel stopfen zu lassen. Bei der Execution benahm sie sich noch ungeberdiger. Solchen Widerstand hat sie dem Scharfrichter entgegengesetzt, daß nur die eine Schulter mit dem Buchstaben *V(oleuse)* bezeichnet werden konnte, die andere Schulter hat das glühende Eisen nur gestreift. In ihrem Wuthgeheul vernahm man doch deutlich die Worte: „*c'est ma faute, si j'éprouve cette ignominie: je n'avais qu'à dire un mot, et j'étais pendue.*“ Ein Lohnwagen sollte sie nach der Salpetrière bringen, durch Zufall öffnete sich der Schlag, und in Blitzesschnelle wollte sie herausspringen, zweifelsohn in der Hoffnung, unter den Rädern zu verenden. Der einsamen Zelle, der Casematte vielmehr, welche ihr angewiesen, eingeführt, warf sie sich auf das Bett, und den Zipfel der Decke in den Mund nehmend, suchte sie damit sich zu ersticken. Nur wenige Tage hat sie jedoch in dem Hospital zugebracht, sie entwischte und erreichte glücklich London. „*Une pareille évasion, pour laquelle personne ne fut puni, ne pouvoit s'être faite que par une connivence ministérielle.*“ So Georgel, während

die Campan unumwunden erklärt: „*Par suite des fausses vues qui dirigeaient les demarches de la cour, on y trouva que le cardinal et la femme Lamotte étaient également coupables et inégalement jugés, et on voulut établir la balance en exilant le cardinal, et en laissant évader madame Lamotte peu de jours après son entrée à l'hôpital. Cette nouvelle faute confirma les Parisiens dans l'idée que cette vile créature, qui jamais n'avait pu pénétrer même jusqu'au cabinet des femmes de la reine, avait réellement intéressé cette infortunée princesse.*" Ludwig **XVI.** hingegen hat niemals die Ueberzeugung aufgegeben, daß der Cardinal der eigentliche Verbrecher, und daß der Ankauf des Halsbandes ihm ein Mittel gewesen, sich Gelder zu verschaffen; wahr ist es, daß des Cardinals Verwaltung der berühmten Stiftung der *quinze-vingts*, die ihm, dem *Grand-aumônier* unmittelbar untergeben, schweren Verdacht um seine Delicatesse rechtfertigen konnte. Ungezweifelt ergaben sich aus dem Ereigniß die traurigsten Folgen, ganz anders bedeutend, denn diejenigen, von welchen des Herzogs von Praslin That, die Revelationen um den Sieur Palaprat und Consorten begleitet gewesen. Das Volk gewöhnte sich, den Thron zu verachten, die Führer der sich vorbereitenden Bewegung fanden einen Maasstab für die Berechnung des Widerstandes, der zu besiegen sein möchte. Also ist die Haltung der Großmächte in der Frage um die Existenz des schweizerischen Sonderbundes, 1848, den Völkern ein Maasstab geworden von der Thatkraft dieser Mächte. „*A cette époque*," in diesen Worten beschließt die Campan ihre nachträgliche Abhandlung über die Halsbands-Angelegenheit, „*à cette époque finirent les jours fortunés de la reine; adieu pour jamais aux paisibles et modestes voyages de Trianon, aux fêtes où brillaient à la fois la magnificence, l'esprit et le bon goût de la cour de France; adieu surtout à cette considération, à ce respect dont les formes accompagnent le trône, mais dont la réalité seule est la base solide.*"

In England gegen den Zorn des Hofes sicher, hatte la Motte, der Mann, gedrohet, falls seine Frau ihm nicht zurückgegeben würde, eine Denkschrift zu veröffentlichen, so unendlich verkleinerlich der

Königin und dem Minister Breteuil ausfallen sollte. Der Hof ließ sich durch die Drohung einschüchtern, und um schweres Geld die Urschrift dem angeblichen Verfasser abkaufen. Gleichwohl wurde späterhin das Machwerk abgedruckt, und die ganze Auflage nach Paris, an den Buchhändler Gueffier geschickt. Mit diesem handelte der Intendant der Civilliste, worauf die Mehrzahl der Exemplare am 30. Mai 1792 in den Oefen der Porcellanfabrik von Sèvres verbrannt wurde, in so ungeschickter Weise, daß noch an demselben Tage das Verfahren der Nationalversammlung denuncirt werden konnte. Eine Anzahl Exemplare erbeuteten die Marseiller in den Tuilerien, am 10. Aug. 1792, und diente ein solches der zweiten Auflage, betitelt: *Vie de Jeanne de Saint-Remy de Valois comtesse de la Motte, écrite par elle-même. Paris, Garnery, l'an premier de la république française*, 2 Bde. 8°. Der Versicherung des Titelblattes zu Trotz ist Louvet de Couvray, der tugendhafte Autor des Faublas und einer der an den Herzog von Orléans verkauften Scribenten, der Verfasser des von den gröbsten Lügen und der eckelhaftesten Pöbelhaftigkeit erfüllten Werkes. Die la Motte selbst hat in England noch mancherlei Abenteuer bestanden, bis sie, in einer nächtlichen Orgie figurirend, von den Genossen ihrer Lüderlichkeit zum Fenster hinausgeworfen wurde. Sie starb an den Folgen der erlittenen Verletzungen den 23. Aug. 1791. Ihre jüngere Schwester, Marie Anne de Valois de Saint-Remy de Luze, wurde in die Folgen des Processes verwickelt, insofern, daß man die früher bewilligte Pension ihr entzog.

Marie Anne fand aber in dem Grafen von Pfaffenhoffen einen thätigen und glücklichen Fürsprecher, und auf dessen Verwendung empfing sie aus der Schatulle der Königin Marie Antoinette eine bare Abfindung von 60,000 Livres. Die hat sie, gegen eine Leibrente, deren nach ihrem Tode ihr Wohlthäter, der Graf von Pfaffenhoffen genießen sollte, an den Fürsten Friedrich von Salm-Kyrburg ausgethan, und sind es ungezweifelt diese Beziehungen zu der Schwester, so den General Danican verleitet haben, den Grafen von Pfaffenhoffen als einen der Theilnehmer der von der la Motte ausgehenden Prellerei

darzustellen. Das Rentengeschäft ist nicht glücklich ausgefallen. In der unsinnigsten Verschwendung war der Fürst dermaßen heruntergekommen, daß die Lieferanten der ersten Lebensbedürfnisse ihm den Dienst versagten, was ihn jedoch nicht abhielt, unwandelbar auf der für seinen Hof eingeführten Ordnung zu bestehen. Täglich mußten ihm zur Mittagstafel 80 Gerichte vorgesetzt werden, und die hat auch jedesmal sein Koch, ein Künstler ohne Gleichen, hervorgezaubert. Wehe aber den Gästen, die nach wie vor zu diesen Tafeln gezogen wurden: fremd dem Geheimniß der Schüsseln, das nur dem Fürsten und seinen Vertrauten geoffenbart, wußten sie nicht, daß unter den 80 höchstens 3 mit eßbaren Gegenständen gefüllt, und schreckliche Dinge mögen sie in ihrer Unwissenheit, in ihrer Ehrfurcht für den Gastgeber verschluckt haben. Fürst Friedrich starb auf der Guillotine, 25. Juli 1794, dem Mordbeil aber ist durch ein Wunder Marie Anne de Saint-Remy entgangen, nachdem sie seit dem 27. Januar 1794 eingekerkert gewesen. Sie beschloß ihre Tage in ihrem Domicil zu Chamant bei Senlis, den 28. April 1836.

Der Graf von Pfaffenhoffen hatte, wie sich aus seiner erfolgreichen Verwendung für die Saint-Remy ergibt, an dem französischen Hofe Verbindungen unterhalten. Er blieb ihnen getreu auch in den Stunden der Prüfung. Domherr zu Lüttich seit 1792, Prior zu S. Robert d'Authie, letzlich auch als Coadjutor des Fürst-Abtes von Stablo und Malmedy postulirt, hat er der Sache des gefährdeten Königthums, der Emigration die wesentlichsten Dienste geleistet. „*Déjà en* **1791**," sagt er in einer seiner Denkschriften, „*déjà en* **1791**, *j'avais établi, à mes frais, sur la frontière entremélée du Pays de Liège et de la France, des guides, qui placés par échelons, recueillaient les Emigrans, se les transmettaient de l'un à l'autre, et les préservaient des dangers qu'ils couraient à s'échapper de la France, à travers les routes inconnues d'un Pays entrecoupé; et par cette mesure j'ai eu le bonheur de sauver une foule de Français, qui autrement auraient pu difficilement éviter les embûches qui leur étaient dressés dans ces chemins tortueux, et se soustraire aux peines révolutionnaires prononcées contre les Emigrans.*

„Mon zèle était connu: chacun s'adressait à moi; et quand, en **1792**, *les Princes virent l'impuissance de leurs efforts pour procurer, dans la Belgique, des quartiers aux Français qu'ils cherchaient à réunir sous leurs drapeaux, et qui, forcés d'en partir, se trouvaient sans asile — c'est à moi que LL. AA. RR. daignèrent avoir recours, pour leur procurer des établissemens dans le Pays de Liège, où mon rang, mon caractère et l'amitié du Prince me donnaient quelque crédit. Je n'ai pas manqué à cet honorable appel. Seul, ayant à lutter contre la politique des Puissances environnantes, mais aidé de la bienveillance du Prince, mon chef et mon ami, j'ai procuré à l'Emigration des établissemens où elle s'est formée en compagnies sous la dénomination d'armée de Bourbon.“* Ein Schreiben, so damals, 1. Sept. 1792, Pfaffenhoffen von dem Chef dieser Armee, von dem Herzog von Bourbon empfing, wird noch deutlicher seine Beziehungen zu dem auswärtigen Frankreich charakterisiren. *„La compagnie de Normandie à cheval,“* heißt es darin, *„se trouve, surtout dans ce moment-ci, dans une position très-embarrassante. MM. d'Ecrameville et le Doulcet m'en ont fait part: un emprunt de* **15,000** *Livres pourrait les en tirer, à ce qu'ils m'ont assuré; et votre caution suffirait pour lever toutes les difficultés. Je n'en dirai pas d'avantage, Monsieur, parce que je sais que c'est un moyen de vous plaire que de vous présenter une occasion de faire quelque chose d'utile et d'agréable à la noblesse française.“* Im Ganzen hat der Graf 392,000 Livres dem Königthum dargebracht. Aber während die Armee von Bourbon auf dem Marsch, um sich vor Thionville mit der Prinzen Armee, *l'armée du centre*, zu vereinigen, trat ein höchst widerwärtiges Ereigniß ein, *„sur lequel je me suis fait un devoir de garder la plus respectueuse discrétion,“* eine Discretion, die den Grafen jedoch nicht abhält, auf der nächsten Seite zu erzählen, wie eine Abtheilung von der Bagage der Armee mit Arrest belegt, und gleichzeitig eine Klage auf Fabrication und Emission falscher Assignaten erhoben worden. *„Déjà quelques émeutes avaient eu lieu de la part des fournisseurs payés en fausse monnaie.“* Wiederum in Anspruch genommen durch des Herzogs von Bourbon Schreiben

vom 16. Sept., worin es u. a. heißt: „*c'est encore un tour de nos amis les patriotes,*“ verpflichtete sich Pfaffenhoffen gegen den Mayeur von Colson, als von dem Klage und Arrest ausgegangen, zur Bezahlung von 160,000 Livres, dem Belauf der falsch befundenen Assignaten, wobei jedoch stipulirt, daß Capital und Zinsen nicht eingefordert werden könnten „*qu'après la rentrée des Princes en France*“. Der Verhandlung vom 20. Sept. 1792 folgte unmittelbar die Zurücknahme der Klage und die Vernichtung des *corpus delicti*, „*que mes mains ont eu le bonheur de livrer aux flammes.*“ Auf einer andern Stelle, S. 67, erklärt der Graf von Pfaffenhoffen ohne Umschweif: „*le Conseil de leurs Altesses royales à Coblentz avait cependant établi des fabriques d'assignats destinés à être introduits dans la France, pour y opérer la dépréciation de cette monnaie.*“

Daß man zu Lüttich wie zu Coblenz, und an so vielen andern Orten, in dem Zuge nach Frankreich nur eine Gendarmenexpedition sich dachte, gehet aus der Clausel um die Bezahlung der Schuld hervor. Aber der Mensch denkts, Gott lenkts, die Expedition verunglückte, und zwei Jahre später wurden die Niederlande und das linke Rheinufer von den Heeren der Republik überschwemmt. Bis dahin hatte Pfaffenhoffen ihnen nur seine Rathschläge, sein Geld und seinen Credit entgegengesetzt, jetzt, 5. Mai 1795, unternahm er, für Rechnung der englischen Regierung ein Corps von 2700 Mann Infanterie und 900 Husaren aufzustellen, und sollten die drei aus diesen Mannschaften zu bildenden Regimenter seinen Namen führen. Zu Werbquartieren waren ihm die hannöverschen Staaten angewiesen, und hätte er wohl in König Georgs III. Erbland von Seiten der Behörden den thätigsten Vorschub für sein Geschäft erwarten mögen, statt dessen aber wurden alle erdenkliche Hindernisse ihm entgegengestellt, die nothwendige Folge der in dem nördlichen Deutschland waltenden Sympathien für die französische Revolution. Viel von den drei Regimentern wird noch nicht im Felde erschienen sein, als das Aufstellen der Demarcationslinie allen weitern Rüstungen ein Ende machte. Pfaffenhoffen, der nach Möglichkeit die übernommenen Verbindlichkeiten erfüllt hatte, forderte

nun auch von der englischen Regierung die Erfüllung des Vertrages, und sein Anspruch erwuchs zu einem weitläuftigen Rechtsverfahren. In Processen hat er stets Glück gehabt, sogar den Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaiern genöthigt, sich mit ihm, um einen Anspruch auf die Herrschaft Pfaffenhofen abzufinden, ein Ergebniß, das sich doch lediglich durch die Annahme erklärt, Karl Theodor sei in diesem Prozeß eben so jammervoll berathen gewesen, als es in der Sponheimschen Erbfolge- und Surrogatfrage der König von Baiern und der Großherzog von Baden sind, deren Beiständen, ich muß dieses namentlich auf Zachariä und Klüber ausdehnen, alle Wissenschaft um das eigentliche Sachverhältniß abzugehen scheint.

Zu London wie zu München glücklich, erhielt der Graf eine bare Abfindungsumme von 70,000 Pf. St., aber vergleichbar dem Karthager Hannibal, hat er nur zu siegen, nicht den Sieg zu benutzen verstanden, möglichst schlecht im Gegentheil das viele Geld angelegt. Einer polnischen Gräfin Rzewuska, ungezweifelt diejenige, die nachmalen den Grafen Ferdinand von Waldstein heurathete, hat er 23,000, 40,000 Gulden dem Fürsten von Starhemberg, dem durch seine Fatalitäten so berühmt gewordenen k. k. Gesandten zu London geborgt. Noch größere, als die genannten und verlorenen Summen mag von ihm empfangen haben der Graf Ferdinand von Waldstein, den nicht, wie den Grafen von Pfaffenhoffen, romantische Anhänglichkeit zu dem Hause der Bourbonen, sondern einzig die Liebe auf das Schlachtfeld, oder wenigstens an die Spitze eines in englischem Sold stehenden Regiments geführt hat. In frühern Tagen war Graf Waldstein in Coblenz ungemein beliebt, auch als des Kurfürsten von Cöln Günstling eine allgemein bekannte Person gewesen. Nur denke man sich unter dieses Kurfürsten Günstlingen keinen Luynes, Lerma, Olivarez, Buckingham, Eggenberg, Brühl, nichts hat er von dem hohen Gönner empfangen, als die Anwartschaft auf die Deutschordens-Comthurei Virnsberg, und ein vermanntes Lehen zu Godesberg, das als Emigrantengut von der französischen Domainenverwaltung um 2650 Franken verkauft wurde; 2 Morgen Land und ein verfallenes Burghaus bildeten

das ganze Gut. Auch in England hat der Graf kein Glück gemacht; ob das Regiment, ob der Roman mit der Gräfin de Lostanges ihn zu viel kostete, das weiß ich nicht, aber den Gläubigern zu entwischen, hat er seine Zuflucht zu einem Reisewagen des Fürsten von Starhemberg nehmen, in der unbequemsten Stellung, niedergekauert auf den Boden des Wagens, aushalten müssen, bis das rettende Schiff erreicht. Demnächst hat er sich die Gräfin Isabella Rzewuska antrauen lassen, in großer Eile die mit ihr erheurathete Million Gulden verbracht, endlich seinen Bruder, den Majoratsherren auf Dux in Böhmen beerbt, dem Grafen von Pfaffenhoffen, als welcher jetzt endlich zu seinem bedeutenden Guthaben zu gelangen hoffen konnte, zu wesentlichem Trost. Aber kaum eingeführt war Graf Ferdinand in das Majorat, und es kam sein Stündlein, den 26. Mai 1823. *R. i. p.* „*Gustans gustavi, et ecce morior,*“ hat der mit ihm in dem gleichen Falle sich befindende Fürst Joseph Anton Leopold Eszterhazy sterbend ausgerufen. Der Forderung des Grafen Pfaffenhoffen wurde nicht weiter gedacht.

An Widerwärtigkeiten hat es diesem überhaupt zu keiner Zeit gefehlt. Zweimal wurde er auf Befehl des damaligen Machthabers in Frankreich eingesperrt. Einmal, 1804, „*comme suspect de complicité avec le duc d'Enghien,*“ dann von 1812 —1813, „*comme partisan connu des princes français. J'avais été arrêté, non sur le territoire de France, mais en Danemarck, traîné à Hambourg, transféré à Paris, enfin, confiné au donjon de Vincennes. J'avais perdu, dans ces translations, plus de 240,000 fr., par l'enlèvement que la police Savary-Rovigo m'avait fait de papiers concernant ma fortune, parmi lesquels se trouvaient des actions au porteur d'un emprunt des princes d'Angleterre, qui ne m'ont jamais été rendues, et dont les spoliateurs auront pu profiter.*“ Aber der härteste Schlag sollte ihn treffen, als endlich, nach eines Vierteljahrhunderts Verlauf der in der Convention vom 20. Sept. 1792 vorgesehene Fall sich ergab, die französischen Prinzen nach Frankreich zurückkehrten. Jetzt verlangten die Gläubiger in Lüttich die in jenem Vertrage ihnen verheißene Befriedigung,

und traten, als sie nicht erfolgte, am 7. Oct. 1816 klagbar vor den niederöstreichischen Landrechten auf. Der Ausgang des Rechtsstreites konnte nicht zweifelhaft sein, durch Spruch vom 19. Juni 1818 wurde der Graf verurtheilt, an jene Gläubiger 160,000 Livres, dann die Zinsen zu 6 pCt. vom 20. Sept. 1792 ab, zu bezahlen. Er hatte in Oestreich, als der von ihm erwählten neuen Heimath mehre Güter angekauft, den Rothenhof namentlich und den Cobenzlberg, oder, wie er auch nach dem Erwerber genannt worden, den Pfaffenberg; das zierliche Schlößchen, so die herrlichsten Prospecte über das steierische, Leitha- und Preßburger Gebirg, und über einen Theil der Stadt Wien beherrscht. Ohne jene Besitzungen zu veräußern, konnte er die erforderliche Summe, in Capital und Zinsen 409,093 Franken aufbringen. Der Graf von Pfaffenhoffen hatte indessen nicht verfehlt, an die eigentlichen Schuldner, den König von Frankreich und den Grafen von Artois zu recuriren. Statt der Bezahlung wurde ihm 1819 eine Pension von 6000 Livres, auf das Doppelte erhöhet 1821, bewilligt, deren sollte er genießen, bis dahin die Liquidation seiner Forderung erfolgen würde. Außerdem wurden ihm zu drei verschiedenen Malen vorschußweise, jedesmal 50,000 Franken ausgezahlt. Die Pension blieb ihm auch unter Karls X. Herrschaft, Vorschüsse wurden aber nicht mehr geleistet, und die Liquidation stockte. Nach allen den Zögerungen glaubte Pfaffenhoffen sich jeder fernern Rücksicht entbunden, er erhob Klage vor dem Civilgericht zu Paris, den 23. Jul. 1830, um die 160,000 an die Lütticher bezahlten Livres, verfolgte gleichzeitig mit Supplicationen und Lamentationen den nach England geflüchteten König. Es wurde ihm keine Antwort. „*Craignant alors de céder à un mouvement d'irritation, en présence des lois anglaises, à la sévérité desquelles j'aurai pu recourir; et me fuyant, pour ainsi dire, moi-même, que l'aspect du plus déplorable avenir aurait pu entraîner à un Affidavit devant le Shérif . . . je me hâtai de quitter Wareham et l'Angleterre, et de revenir en France.*“

Auch Karl X. hat zeitig England verlassen, um in Holyrood-Palast zu Edinburg seine Residenz aufzuschlagen. Eine letzte Vorstellung ließ Pfaffenhoffen am 28. Oct. dem König

vorlegen, sie wurde abgewiesen, und nun erfolgte ein *Summon* in Form Rechtens, so am 6. Nov. 1830 seine Vollstreckung erhielt, nachdem vorher, in der Absicht, „*fundare iurisdictionem intra duos extraneos in Scotia litigantes*," die königlichen Equipagen bei dem Wagner, dem sie zur Ausbesserung übergeben, mit Beschlag belegt worden. Es waren dieselben Wagen, in welchen der König die Reise von St. Cloud nach Cherbourg gemacht hatte, mit dem königlichen Wappen oder mit des Monarchen Chiffre bezeichnet, gleichwohl ergriffen seine Anwalte das unwürdige Mittel, das Eigenthum der Fuhrwerke zu leugnen, aufzustellen, daß „*none of the carriages arrested, belonged to the respondant. All the respondant's carriages were left at Saint-Cloud: in coming to this country, He made use of a carriage belonging to one of his suite.*" Das Vorgeben zu rechtfertigen, wurden des Königs Wappen und Chiffre an den Außen-Wänden der Wagen abgekratzt, oder wenn sie an den Griffen der Portieren angebracht, eingestampft. Es haben aber des Grafen Sachwalter bei Zeiten von der Operation Kenntniß erlangt, und in Form Rechtens constatiren lassen: „*that although the arms pointed on the pannels of these carriages have been defacced, the French Royal Crown is embossed in one of these, and the Royal Arms embossed on another.*" Die schmähliche Einrede wurde auch letzlich aufgegeben. Zu Paris vernahm mittlerweile Pfaffenhoffen, daß Karl X. nach dem Continent zu übersiedeln beabsichte. Das veranlaßte ihn zu einem Affidavit vor dem großbritannischen Consul zu Paris, der Sachwalter bestätigte dasselbe durch ein zu Edinburgh eingelegtes Affidavit, und erhielt hierauf von dem Baillif von Holyroodhouse einen Warrant um die Person des königlichen Schuldners. Dieser Warrant wurde durch den Sachwalter insinuirt, und in folgender Weise (5. Aug. 1831) beantwortet: „*I am ordered by his Majesty Charles-Philippe de France, Comte de Ponthieu, to assure you, that He has no intention, at present, of leaving Scotland, or of seeking an azilum elsewhere. — Baron Bourlet. — Approuvé, Charles.*"

Diese deplorable Angelegenheit widerhallte, wie groß und allgemein auch der Geister Bewegung, durch ganz Europa, und selbst Louis-Philippe, der König der Franzosen, diesmal glücklicher inspirirt, denn mit der Herzogin von Berry, empfand die dem Königthum angethane, noch weiter angedrohte Schmach. „*En 1831*,“ schreibt Montalivet in seiner Abhandlung *le roi Louis-Philippe et sa liste civile*, „*en 1831, presque une année, jour pour jour, après la première preuve de la sollicitude empressée du roi Louis-Philippe pour les intérêts du roi Charles X., sa sympathie fut éveillée de nouveau par la lecture d'un journal anglais. Ce journal annonçait qu'un* warrant *avait été rendu en Ecosse contre le roi Charles X.: une portion de ses effets était déjà saisie, et sa liberté même était mise en péril. Un de ses créanciers de la première émigration, M. de Pfaffenhoffen, après avoir vainement fatigué de ses réclamations les chambres françaises pendant longues années, poursuivait maintenant son royal débiteur jusque sur le sol étranger. Il s'armait à la fois de toute la rigueur des lois de France et d'Angleterre. Profondément ému de ces poursuites qu'il avait ignorées et des conséquences qui en pouvaient résulter, Louis-Philippe manda immédiatement son trésorier, M. Jamet. Il lui donna l'ordre de rechercher, sans perdre un seul instant, M. de Pfaffenhoffen, et de traiter à tout prix avec lui. Deux conditions étaient imposées au négociateur: une promptitude qui ne ménageát rien pour le succès et le secret le plus absolu. Peu de jours après, grace aux soins du trésorier de la couronne et par les bons offices de M. Casimir Périer, dont l'intervention se cacha sous le nom d'un ami, M. Edouard Arnold, la volonté du roi était accomplie. Au moyen du paiement immédiat d'une somme de 100,000 francs, et de la constitution d'une rente annuelle et viagère de 10,000 francs payable de trois mois en trois mois et par avance, le comte de Pfaffenhoffen renonça au bénéfice du jugement qu'il avait obtenu en Ecosse contre le roi Charles X. Nous croyons devoir citer textuellement les termes mêmes de l'article 1er de la transaction: M. le comte de Pfaffenhoffen*

renonce de la manière la plus expresse au bénéfice du warrant, *et par suite à exercer actuellement et à l'avenir toute contrainte par corps qu'il pourrait avoir obtenue contre la personne de Charles X., soit toute saisie et autres actions généralement quelconques sur tous les biens et effets mobiliers de Charles X. hors de France, sous la réserve de ses droits pour les exercer en France. En conséquence, il se désiste sans réserve de la saisie de ses voitures et autres effets mobiliers, et de l'action intentée à Edimbourg contre Charles X., et il renonce à donner à ces saisie et action aucune espèce de suite. — Ainsi le créancier impitoyable fut désintéressé, sans même que l'auguste débiteur pût connaître la main qui écartait l'inquiétude de sa retraite et les périls de sa personne.*"

Ich darf jedoch nicht verschweigen, daß auch in diesem Geschäfte Ludwig Philipp in seiner vollen Eigenthümlichkeit erschien. Ueber dem fortwährenden Mäckeln konnte einstens gegen Kasimir Périer Pfaffenhoffen äußern:

Jamais rançon de roi ne fut à si bas prix,
Ni si mesquinement au rabais marchandée.

Dann setzt er hinzu, „*je crois devoir répéter que les différentes rédactions de cet acte, devenu un véritable salmigondis, par les incohérences des termes qu'il a conservés de sa première rédaction, avec la dernière, ont duré depuis le 10 de septembre jusqu'au 26 octobre: et y ajouter, que M. Cas. Noel y a employé dix à douze journées entières, arrachées à son étude, passées au ministère, à écrire ces quatre actes de sa main, à quoi je lui servis de second, pour les doubles: et que la générosité Royale lui a fait payer ses honoraires, par un billet de 1000 francs, auquel j'ai cru devoir modestement ajouter une promesse du double, lorsque l'obligation du Roi, de me faire payer, serait accomplie !*"

Von der andern Seite ist, der ausdrücklichen Bestimmung des Vertrages entgegen, wie zu Paris, so auch zu Edinburgh die Klage verfolgt worden. Des ersten Instanzgerichtes zu Paris Spruch vom 9. März 1832 verurtheilte den König zur Bezahlung von 404,042 Franken 46 Cent. samt Zinsen vom 4. Sept.

1818 an, und wurde dieser Spruch am 15. Dec. 1832 von dem Appelhofe bestätigt. Die Appellation einlegend, hatten des Königs Sachwalter sich nicht entblödet, die Behauptung aufzustellen, daß die Verpflichtung von dem Grafen gegen der französischen Prinzen Gläubiger zu Lüttich übernommen, „*était un prêt qui lui aurait été fait par moi pour une cause politique, prohibée par les lois de cette époque* (die Gesetze nämlich des revolutionairen Frankreichs). Um die endliche Befriedigung des Grafen vermag ich jedoch nichts anzugeben, vermuthlich hat er einem Collationsverfahren über das von Karl X. in Frankreich zurückgelassene Eigenthum beitreten müssen. Die letzten Lebensjahre brachte er auf dem Oberwerth zu: bedeutend hat er an den zu Verfall gerathenen Klostergebäuden gebessert, und zu einem ansehnlichen Wohnhause sie umgeschaffen. Von dem Wiederaufbau der vollständig Ruine gewordenen, einst sehr schönen Kirche konnte freilich nicht die Rede sein, und dienen ihre Grundmauern für jetzt öconomischen Zwecken. Die weiter südlich belegene St. Oswaldscapelle hingegen, von der nur mehr weniges Gemauer übrig, hat der Graf vollends wegräumen lassen. Er starb den 8. April 1840, und wurde in dem Wäldchen, so die äußerste Südspitze der Insel einnimmt, beerdigt, neben zwei andern ihm werthen Leichen, die er aus Wien mitgebracht hatte. Ein Mann ohne gerade ausgezeichnete Gaben, hat er wunderliche Schicksale erlebt, mitunter Bedeutendes erreicht, niemalen aber durch List oder Trug; ihm war es gegeben, die einmal aufgefaßte Idee dergestalten sich anzueignen, daß ihm kein Zweifel an der Wahrheit übrig blieb, und in solchen Fällen wußte er häufig denjenigen, mit denen er zusammentraf, seine Ueberzeugung aufzubringen. Einen Zug von seiner Virtuosität, zu einer Ueberzeugung zu gelangen, hat er gelegentlich der Zufälligkeit, die seiner geliebten Adoptivtochter tödtlich werden konnte, geliefert. Die Jungfrau, indem sie bei sehr hohem Wasserstande an der Insel Rand lustwandelte, gleitete aus, und fiel hinab zur Tiefe, wo sie ohne ihre Geistesgegenwart, und ohne den Beistand des in der Nähe sich befindenden Färgers ungezweifelt verloren. Triefend, erstarrt, wurde sie aus

dem nassen Element erhoben, und auf Umwegen, denn man befürchtete des alten Herren Entsetzen, in das Haus getragen. Als sie außer Gefahr, nach 36 Stunden, wurde das Ereigniß dem Grafen mitgetheilt, er erschrak heftig, fand aber bald ein Mittel, des unangenehmen Eindruckes ledig zu werden, indem er sich überredete, daß man ihm ein Mährchen aufgeheftet habe, ersonnen sicherlich um die Heldin interessanter zu machen. In alten Zeiten hätte auch der Unvorsichtigste nicht auf jener Stelle verunglücken können, so dicht war sie, war die ganze Insel mit Pappeln und Nußbäumen besetzt, daß kaum das Wasser zu erblicken, geschweige zu erreichen. Der zauberische Anblick, den von der Karthause aus gesehen, der reiche Baumschlag bot, ist ganz und gar von dem Eiland, in seiner heutigen Kahlheit gewichen. Von dem Grafen hat seine Adoptivtochter, Ida Cramer von Pfaffenhoffen, nachmalen verehelichte von Chlendowska, geerbt.

Die Rheinau, das Dreifaltigkeitkirchlein, die Laubach.

Die Rheinau, eine besuchte Kaffeewirthschaft, rechts der Heerstraße, hat zur Seite die Schießbahn der Coblenzer Schützengesellschaft, ihr folgt die Zimmersche Anlage, großentheils die Stauberswiese einnehmend. Auf dieser eigentlichen Staubers-wiese, nicht zu verwechseln mit derjenigen, von welcher gelegentlich des Gottesackers gehandelt, wurde alljährlich im October, zum letztenmal 1794, der Tag zur Eröffnung der Traubenlese festgesetzt, nachdem vorher die zu dem Ende ernannten Commissarien, zwei Chorherrn von St. Castor und zwei Herren des Rathes, unter Beistand sämtlicher Schützen, eine reichliche Mahlzeit auf besagter Wiese, unter freiem Himmel eingenommen hatten. Der Stauberswiese gegenüber erhebt sich die Beatushütte, wo für jetzt die Laibachersche Kaffee- und Weinwirthschaft waltet. Weiterhin mündet der Engelsweg in die Heerstraße, dem folgt das Dreifaltigkeitkirchlein, so seine Entstehung dem frommen Sinne des vormaligen Eigenthümers der Beatushütte

verdankend, am Dreifaltigkeitsonntag, 18. Junius 1848, eingeweiht worden, noch wenige Schritte, und die Laubach ist erreicht.

„Es war im Jahr 1791 oder 92, 1793, 94 oder 95, 1796, 97, 98 oder 99, der Corporal hieß damals Müller," in dieser genauen Begründung von Zeit und Zeitgenossen pflegte ein in hiesiger Stadt wohlbekannter Mann regelmäßig seinen Erzählungen einzuleiten, und daß seine Methode, mit einigen Verbesserungen vielleicht, sich auf mich vererbt hat, will, kann ich nicht in Abrede stellen; vor allem demnach ein Datum. Nicht zwar 1791, sondern 50 Jahre später, 1841, lebte in dem der Laubach anstoßenden Wirthshause zum Weinberg ein Corporal nicht, sondern ein Schraut, Puter, Kalkhuhn, Truthahn, wälscher Hahn, oder „ene Wälsche", wie, mit dem seinen Fingerspitzen aufgedrückten Kuß das Wort bekräftigend, zu sagen pflegte jener Feinschmecker, dessen leidenschaftlichem Ausruf wir den tiefen Blick in die Geheimnisse der Freimaurerei verdanken. „Sein dat", stöhnte er in dem Entsetzen um den Angesichts seiner, in der Feier des Johannisfestes verübten Frevel, „sein dat Maurer, sein dat Freimaurer! esse de Crème vor der Salat!"

Der Wälsche von der Laubach, um doch endlich zu ihm zu gelangen, rabenschwarz, breitgebrustet, hochbeinigt, gab sich auf den ersten Blick als letzter Sprößling eines erlöschenden Helden- oder Hünengeschlechtes zu erkennen. Gestaltet und gefiedert, wie er, rüstig und streitbar, sind vor Zeiten alle unsere Puter gewesen, kaum aber hatten die Heere der französischen Republik über das linke Rheinufer sich verbreitet, so strömte uns herdenweise die in Lothringen heimische, weiße und zwergichte Race von Putern, mit ihnen das Verderben zu. Diese armseligen Fremdlinge haben unser schwarzes Vollblut angegriffen, wie der Neid das Verdienst, der Rost den Stahl anzugreifen pflegt, und ein verkrüppeltes Bastardgeschlecht uns hinterlassen, das schneeweiß ist oder schmutzigweiß, roth oder schwarzweiß guillochirt, das in alle Farben beinahe sich kleidet, nur nicht in die wurzelächte Prachtfarbe. Ein Glück ist es wahrlich zu nennen, daß der französische Zwergtrappe nicht den Weg zu uns gefunden hat, und daß ein anderes, aus dem mittlern Frankreich in die

Gehege um Bassenheim verpflanztes Federwild, das rothe Feldhuhn, jede Annäherung zu seinem grauen Namensbruder meidet. Wie schlecht würde in dem reducirten Maasstab, Folge einer unebenbürtigen Vermählung, der großdeutsche Trappe, wie schlecht ein Feldhuhn sich ausnehmen, so statt der regelmäßigen Zeichnung nur mehr eine trübe, schmutzige Mischung von Roth und Grau zur Schau trüge. Ohne Zweifel müßte in solchem Falle die reine Feldhenne der Wehklage einstimmen, die ich einst in dem nahen Arzheim zu belauschen, Gelegenheit fand. Dem Geliebten vermuthlich galten die Strophen, von der nußbraunen Schönen vorgebracht und buchstäblich hier wiedergegeben:

Halb deutsch, halb pohlisch,
Halb lutherisch, halb katholisch,
Halb weiß, halb schwarz,
Ganz falsch is mein Schatz.

Nicht halb, ganz schwarz, wie gesagt, war der Truthahn von der Laubach, und wie das Kleid schwarz, mag auch das Herz gewesen sein, denn ein Zänker ohne Gleichen erzeigte sich das Thier, im absoluten Gegensatz demnach zu dem welthistorischen Esel von Jacob Féron, dem am 19. Sept. 1750 der Pastor und fünf der angesehensten Bürger von Vanvres das Zeugniß ausstellen konnten, „*qu'aucun ne s'en est jamais plaint, ni a été entendu qu'il ait fait des malices dans le pays*“, von dem deshalb auch in öffentlicher Sitzung der Vertheidiger triumphirend rühmen konnte: „*des moeurs irréprochables, une vie exemplaire, un caractère de douceur, de modestie, telles sont les qualités que chacun reconnait depuis douze ans dans l'âne de Féron.*“ Der Held meiner Geschichte war ein übermüthiger Krakehler, der keines Menschen Bein und keines Thieres Schweif ungerupft lassen konnte. Gewißlich wird mancher der Kurgäste aus jener Epoche der Schrecknisse sich erinnern, so dreimal im Tage das unbändige Thier ihm zu bereiten pflegte, und zweifle ich im mindesten nicht, daß die bei jedem Schritte dem arglosen Wanderer drohende Gefahr wesentlich zu dem Fall der kurzen Hosen, in der nächsten Umgebung wenigstens, beigetragen habe.

Wie abstoßend, wie menschenfeindlich besonders der Truthahn im weitern Kreise sich benahm, in seinem Familiencirkel

konnte er als der zärtlichste Ehemann, der liebreichste Vater gelten. Hahn und Henne mit ihren 12 Kleinen im Grase sich herumtreibend, boten, von einem ungefährdeten Standpunkte aus gesehen, das Bild des heitersten, des reinsten Lebensglückes. Aber, hat vor Jahren ein Reis-Effendi gesagt, „hienieden ist alles provisorisch, dort oben allein wird es beständig", und das hat sich an der glücklichen Familie bewährt; in dunkler, stürmischer Nacht kam vom Tumelberg herunter der böse Feind, ein listiger Fuchs nämlich, und ohne Umstände hat er die arme Truthenne gepackt und davon getragen. Nie hat man mehr von ihr gehört, wohl aber Gelegenheit gefunden, zuerst des Wittwers lange und tiefe Trauer, dann seine unermüdliche Sorgfalt für die Pflege der verwaiseten Kindlein zu bewundern. Denen brachte er seine übermüthigen Neigungen, seine Raufsucht, alle die Untugenden seines frühern Lebens zum Opfer, und nicht selten habe ich, der Sorge um meine Extremitäten ledig, der väterlichen Zärtlichkeit des Thieres mich gefreuet. Aber theuer ist sie ihm zu stehen gekommen. Als ich das letztemal den alten Puter sah, war er nur mehr eine Schmerzengestalt, bewegliches Pergament, das eben noch den Knochen anklebte, aller Federn bar, ein im Erlöschen begriffenes Bild des alten Spruches: Ehestand, Wehestand.

Das Truthühnergeschlecht ist aber nicht die einzige Race, welcher die Vereinigung mit der großen Republik nachtheilig geworden wäre, auch der Mensch hat sich sothaner Vereinigung nicht allerdings zu beloben gehabt. Ich will nicht sprechen von den Drangsalen des Krieges, von den mancherlei und schweren Misgriffen der auf ihn folgenden Verwaltung, von den Myriaden unwissender Beamten, die uns zugeschickt wurden, um ein Land zu regieren, dessen Sprache sogar ihnen unverständlich, eine Klage von ganz anderer Beschaffenheit habe ich für jetzt zu führen. Jenen Republikanern, den bewaffneten nämlich, schien es die dringlichste ihrer Aufgaben, alle die schönen Mädchen, von denen das damalige Coblenz wimmelte, zu entführen, und indem die seit 1789 auf die Geister gekommene Bewegung jeden Gedanken an einen Unterschied der Stände oder der Bildung, die

Leichtigkeit, im Kriege sein Glück zu machen, die ängstlichen Rücksichten für Vermögen weggespült hatten, wurde jedes schöne Mädchen, arm oder reich, vornehm oder nicht vornehm, zum Altar geführt. Eine goldene Zeit für Jungfrauen, so was kommt nicht wieder, aber, und darum muß ich mich grämen, alle die Schönheiten würden, ohne die Invasion, fein im Lande geblieben sein, und eine Nachkommenschaft, ihrer würdig, wandelte noch heute unter uns. So hat sich im Kleinen wiederholt, was die Völkerwanderung im größten Maasstabe bewirkte: die kühnsten, die streitbarsten, die unternehmendsten Stämme der Germanen zogen aus, um Italien, Afrika, Spanien, Frankreich, England zu erobern, die Bärenhäuter blieben daheim.

Hymen ist doch fürwahr ein Tausendkünstler, bald muß der verheerendste aller Kriege ihm ein Mittel werden, sein Reich auszubreiten, tausenden von harrenden Bräuten die Erlöser zuzuführen; bald bietet ihm ein Gelag, ein Schauspiel, ein Ball die Gelegenheit zu minder heroischer Freierei, und eine reiche Erndte hält er aller Orten. „In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts", so erzählt ein ernsthafter, glaubwürdiger Mann, „sollte in einem Städtchen zu der Pyrenäen Fuß die unsern Nachbarn abgesehene Lustbarkeit, ein Stiergefecht aufgeführt werden. Als Amphitheater diente eine sorgfältig eingehegte Wiese: hinter dem Geländer sicher, hatten die Zuschauer, Männer, Weiber, Kinder sich aufgestellt. Für die vornehme Damenwelt, so aus der ganzen weiten Provinz zusammengeströmt, war ein Gerüst erbaut, und eine wunderliebliche Auswahl von Schönen aller Farben und in der glänzendsten Toilette hatte da hoch in den Wolken sich niedergelassen. Eben schmetterten die Trompeten das Zeichen zum Vorführen der Stiere, und ein furchtbares Gekrach, begleitet von heftigem Schwanken des Gerüstes und von dem gellenden Angstgekreisch des Oberhauses, erfüllte mit namenlosem Schrecken die in der Tiefe sich drängende Menschenmenge, als welche nichts anderes, denn das Einstürzen des ganzen Baues, samt seiner kostbaren Zugabe erwartete. Krak, krak! ertönte es abermals

unter dem fortwährenden Angstruf der sichtlich dem Tode verfallenen Damen, doch nicht die das Bauwerk tragenden und haltenden Balken und Posten kamen zu Fall, sondern es brachen lediglich die Dielen, auf welchen die reizende Gesellschaft fußte.

Gleichwohl sollten, auch mit dem Amendement, jene Schönen ungezweifelt verloren gewesen sein, wenn gekleidet in der einfachen Leichtigkeit, so gegen des Jahrhunderts Ende die berühmte Tallien der Toilette eingeführt hat, verloren sollten sie nicht minder gewesen sein in dem Costume unserer Zeit, anders gestalteten sich die Dinge an jenem Schreckenstage. Eingebrochen freilich waren die Dielen, welche die süße Last zu tragen zu schwach, ihrer Basis beraubt alle die schönen Füßchen, aber die Mode mit ihrem Gefolge von *Poches*, *Vertugadins*, *Bétises*, *culs-de-Paris*, hielt ihre schützende Aegide über Lieblingstöchter, und die Gefährdeten samt und sonders blieben, in Folge des weiten Umfanges ihrer Bekleidung, zwischen den Balken stecken. Gewahrend, daß hierauf das Unglück sich beschränke, kamen die Zuschauer auf dem Boden zur Besinnung, Leitern wurden beschafft und angelegt, erstiegen in stürmischer Hast, befreit die zappelnden Schönen und herabgetragen zum rettenden Erdboden. Vorbei war es mit dem Stiergefecht, aber in dem Laufe der nächsten 6 Monate ergab sich in dem ausgedehnten Landstriche zwischen Pyrenäen und Garonne eine Masse von Heurathen, dergleichen nie vorgekommen, und schien bei diesen Verbindungen, was ungezweifelt das Auffallendste, die Schönheit des Antlitzes von ferne nicht in Betracht gekommen zu sein."

Billig sollte wohl auch die Wasserheilanstalt, deren Gebäude jetzt auf der andern Seite der Laubach, zwar in einigem Abstand von der Straße sichtbar werden, als ein Eheprocuratorium sich gestalten, nachdem so häufig junge Leute dort zusammentreffen, es ist dieses aber keineswegs der Fall. Wohl wurden hier, unter der Hygiäa mildem Einflusse, Jahr für Jahr an die 15 Verlöbnisse abgeschlossen, was für die 9 Jahre seit 1841 in Summa 135 Verlöbnisse betragt, aber es ist bis jetzt aus allen 135 nur eine einzige Ehe erwachsen. Man möchte

glauben, es sei den wankelmüthigen Männern, denn nicht leicht wird eine Braut das gegebene Wort brechen, die folgenschwere Entdeckung eines Coblenzers zu Ohren gekommen. Dem Manne, in seinem Laden beschäftigt, fiel der schwermüthige Ausdruck in der Physionomie eines Kunden auf. Was ihm fehle, begehrt der theilnehmende Ladenbesitzer zu wissen. „Ihr könnt mir nicht helfen", entgegnet der Andere, „was soll es Euch frommen, meinen Kummer zu wissen!" Damit will aber der Verkäufer sich nicht abfinden lassen, und die goldnen Früchte, die Freundes Rath tragen kann, preisend, drückt er in dergestalten eindringlichen Worten sich aus, bezeugt er so lebhaften Antheil dem Geschäftsfreunde, daß dieser zu beichten sich entschließet. Er hatte, so erzählt er, in seiner Frauen Krankheit eine Wallfahrt nach Rom gelobt, die Frau war genesen, die Bittfahrt aber noch nicht angetreten. „Gehe ich nach Rom, so ist meine Wirthschaft für die Katz, gehe ich nicht, so bin ich verdammt ewiglich. Was soll, was kann ich da machen?" „Nichts weiter", entgegnet der weltkluge Kaufmann, „verlobt Euch zurück."

Wenn aber auch nur die eine Heurath auf 134 Zurück-Verlobungen kommt, das bleibt nach diesen Zahlen ausgemacht, daß viel geliebt werden muß in der Heilanstalt, wie es aller unbeschäftigten Gesellschaften Brauch. Und daß vorzugsweise diese Gesellschaft unbeschäftigt, alsolches wird sich noch anderweitig aus ihrer Chronik ergeben. Bald ist es ein Aufruhr gegen den Inspector, der dem Institut den Untergang droht, bald gilt es der Köchin, die, in Westphalen zu Hause, die Gewohnheiten der Heimath, den vielleicht von dem Cheruskerfürsten Arminius, oder seiner Durchlauchtigsten Thusnelda herstammenden Küchenzettel mitgebracht hat, und der festen unwandelbaren Ueberzeugung lebt, daß Quetschen, mit dem Rindfleisch gekocht, die schmackhaftesten, die nahrhaftesten, die gesundesten Suppen geben.

Ein andermal figurirt als *agent provocateur* für Hader und Zank eine große Dogge, die ihre Verwunderung ob der excentrischen Gestalt eines Kurgastes durch Knurren und lautes Anschlagen ausdrückt, und damit, dem Gefährdeten nicht allein, tödt-

lichen Schrecken einjagt. Unter dieses Schreckens Einfluß vereinigen sich die sämtlichen Kurgäste, die Damen nicht ausgenommen, wie sie denn überhaupt hier zu dem Vollgenuß ihrer politischen Rechte gelangt sind, zu außerordentlicher Sitzung in der Halle, und ängstlich und eifrig wird da um die durch den Hund gefährdete öffentliche Sicherheit berathschlagt und debattirt. Eine Rechte und eine Linke machten sich sofort in der Versammlung bemerklich. Zur Rechten saßen die Aristokraten, denn des Thieres Eigenthümer war ein junger Graf aus Niederland, und eine Dogge hat jederzeit als aristokratisches Spielwerk gegolten, wo hingegen der Coblenzer Hund ein Liebling der Demokratie geworden zu sein scheint. Man muß nämlich wissen, daß in Cöln und Bonn, in Mainz und Frankfurt, Coblenzer Hund ein zwergichter, unflätiger, boshafter Köter heißt, der in einem Individuum alle Häßlichkeit, alle Untugenden von zehn verschiedenen Racen vereinigt, ohne eine einzige von ihren empfehlenden Eigenschaften zu besitzen. Indem aber in jener Sitzung die Linke bedeutend in Zahl der Gegenpartei überlegen, wurde durch absolute Majorität beschlossen, den Hund in den Pferdestall des Wirthshauses zum Weinberg zu interniren, da sollte er zu Ketten und Banden begnadigt sein, während der Herr sich der Kur gebrauchen würde. Seufzend ergab dieser sich in den Willen der Majorität, und der Verbrecher wurde abgeführt.

Aber schon am nächsten Morgen hatte er auf einem Spaziergang, der nur eben die Anlage berührte, den Grafen zu begleiten. „Nehmt Euch in Acht, der Teufel ist los!" schrieb König Philipp August von Frankreich, vernehmend, daß Richard Löwenherz seiner Bande entledigt, und, „der Teufel ist los", widerhallte es vom Rhein zum Kadenthalsborn. Ohne Säumen trat, den Wort- und Landfriedenbruch zu ahnden, in der wohlbekannten Halle der Witen Agemod zusammen, und es sprachen nacheinander der Gesellschaft begabteste Redner um des Störenfriedes exemplarische Bestrafung zu beantragen. Leichter ist es freilich, wie wir aus der Praxis unserer Kammern ersehen, einen Antrag zu stellen, denn einen Beschluß zur Ausführung zu bringen. Die Rechte, das Junkerthum, verfehlte nicht, zu Gun-

sten des Angeklagten auf den ihr geläufigen Schleichwegen zu interveniren, und gelang es ihr, zwei einander bestreitende Anträge in Curs zu setzen. In grenzenloser Verwirrung schwankte zwischen ihnen die Versammlung, als urplötzlich auf der Ministerbank der Hausarzt erschien, um die eine, wie die andere Partei zu bekämpfen. „Schämen Sie sich, meine Herren“, sagte er zu den einen, „ob der Zumuthung, daß der uns Allen wohl bekannte Actionair in sein Kelterhaus den Hund aufnehme. Sie, Männer, zittern vor dem Thiere, und wollen lieber, daß es die Kindlein in jenem Hause verspeise. Und Sie“, zu den Andern sich kehrend, „Sie verlangen, daß wir den Grafen exiliren, und bedenken nicht, daß wir hiermit jedem Einflusse auf seine Handlungen entsagen, wohl gar ihn auffordern, sich an den Memmen, die ihn von hier vertreiben, zu rächen, zunächst durch die von seinem Währwolf ausgehende Neckereien.“ Und die Herren, die eben noch so aufgeregt, sie schauten den Redner an, *„avec des figures bétes comme des juges“*, sagt Victor Hugo, und vertagten sich auf unbestimmte Zeit.

Auch eine durch das Tabakrauchen veranlaßte Agitation endigte, gleich den riesenhaften Demonstrationen zu Trier und Elberfeld, in der friedlichsten Weise. Eine junge Engländerin, nachdem sie geraume Zeit und sonder Widerspruch der Hausordnung sich gefügt, wollte urplötzlich das Rauchen in dem Speisesaal ihren Nerven verderblich finden, verbat sich also, von ihrer Mutter getreulich unterstützt, alles Ernstes jene Belästigung. Bildschön war sie, und ohne Bedenken nahmen sämtliche Engländer in der Anstalt, 11 an der Zahl, für sie Partei. Werde nicht von heute an der gerechten Forderung ihrer Landsmännin Folge geleistet, so würden sie, dieses erklärten die 11, heute noch und für immer das Haus verlassen, und wurde, die Erklärung zu bekräftigen, bereits in allen Zimmern gepackt. Eine harte Prüfung für die Direction. Wiederum rief sie den Hausarzt zu Beistand, wiederum kam er, der Helfer in allen Nöthen, und eindringliche Worte richtete er an die Mutter der wühlerischen Schönen. „Laut der Hausordnung“, so spricht er, „wird einzig eine Stunde vor, eine Stunde nach dem Mittagstisch in

dem Speisesaal geraucht. So will es das Gesetz, dem zu gehorchen unser Stolz, unsere Ehre. Unparlamentarisch, es ist dieses der mildeste Ausdruck, muß ich jedes Auflehnen gegen das Gesetz nennen. Dergleichen gestaltet sich aber unter den gegenwärtigen Umständen, bei unserer eigenthümlichen Lage, zu einer greuelhaften Ruchlosigkeit. Wir haben, um einen hohen Preis freilich, die Märzerrungenschaften erkauft, oder, genauer gesprochen, alle die Schranken gefället, welche bis dahin Despotenlaune, Beamtenwillkür, subalterne Ungerechtigkeit dem ersten und edelsten der Menschenrechte, der Befugniß, wo, wie und wann es dem Liebhaber gefällig, eine Pfeife oder Cigarre zu rauchen, gesetzt hatten. Wie der Bart der politischen Reife, der Heckeroder Schlapphut der Gesinnungtüchtigkeit Sinnbild, so ist die Pfeife das Symbol der Mannheit. Und dennoch lassen wir für das Rauchen in dem Speisesaal Beschränkungen, die nicht mehr zeitgemäß, bestehen! Erwägen Sie reiflich, ich bitte, das Gewicht der Verantwortlichkeit, die wir mit dieser starren Anhänglichkeit zu veralteten Formen übernehmen, das Gewicht der öffentlichen Meinung, der zu trotzen, wir uns unterfangen, bedenken Sie zugleich, wenn ich bitten darf, daß der Tabaksdampf, dieses entdeckte zuerst ein verlebter Lebküchler hiesiger Stadt, den Speisen eine eigenthümliche Würze, in der Kunstsprache *haut-goût* genannt, verleihet, während das Rauchen nach der Mahlzeit einen Gebrauch der Väter, der aufgehört hat, fashionable zu sein, das Gratias, ersetzen kann. Aller dieser Gründe Gewicht anzuerkennen, oder zu verschmähen, gebe ich Ihnen anheim, reisen Sie, wenn es gefällig ist, kehren Sie nach dem Nebellande zurück, aber unterlassen Sie nicht Ihren Landsleuten zu erzählen, daß Sie die Laubach verließen, weil daselbst das Gesetz waltet, und weil dem Deutschen die unbeschränkte Befugniß, zu rauchen, das wesentlichste seiner Grundrechte ist, von ihm eben so werth gehalten, wie von dem freien Briten seine Habeascorpusacte." Beschämt lauschte die Dame dem Vortrag, dem naseweisen Töchterlein wurde das ungeziemliche Gelüste verwiesen, und die eilf Anbeter sprachen nicht weiter von Packen und Reisen.

Eine traurigere Wendung sollte die Angelegenheit mit den

Tractätlein nehmen. Die Frau von Dietrich, Schwiegerenkelin ohne Zweifel des guillotinirten Maire von Straßburg, hatte in der Verbreitung von Tractätlein, Erzeugnisse vermuthlich irgend eines Lämmelbruders aus Jacob Speners Schule, hohe Thätigkeit entwickelt, nicht selten als einen befruchtenden Regen sie aus ihrem Wagen auf die Vorübergehenden niederfallen lassen, einstens auch von einer Bettlerin um eine Gabe angeflehet, der Supplicantin, statt eines Silbergroschens, zwei Tractätlein gereicht. Schwerlich mag sie es in dem gegenwärtigen Falle auf Proselytenmacherei abgesehen haben. Durchdrungen von der Wahrheit, daß Arbeit, Verdienst das einzige fruchtende Almosen sei, voll Ehrfurcht für die Erfindung der neuesten Zeit, für das Recht zur Arbeit, wird sie der unbeschäftigten Frau lediglich Gelegenheit geben haben wollen, sich zu beschäftigen, *Ouvrière de la pensée* zu werden über dem Studium der tiefen, in jenen Tractätlein niedergelegten Weisheit und Salbung. Viel Freude scheint aber ob des Geschenkes die Beschenkte nicht empfunden zu haben, und ein Kurgast, der auf ihrem Antlitz den Verdruß um getäuschte Hoffnung las, wurde begierig, zu wissen, was sie davon trage. Leicht war ein Gespräch angeknüpft, die Brochuren nahm der Neugierige zur Hand, und dermaßen pikant fand er die ersten Zeilen, daß er nicht mehr davon sich zu trennen vermochte. Er bot 10 Groschen für den Schatz, mit 10 Pfennigen würde die Frau sich haben abfinden lassen; abgeschlossen war der Handel. Indessen hatte Frau von Dietrich vom Fenster aus den Hergang beobachtet, das Aergste befürchtend für ihre Tractätlein von einem Manne, der unlängst von der protestantischen zu der katholischen Kirche übergetreten, ließ sie bei ihm ihr vormaliges Eigenthum zurückfordern. Der in Anspruch genommene machte seinen Erwerbstitel geltend, die Dame aber trug den Fall vor das Volkshaus, vor die Kurgäste, und von diesen, 43 an der Zahl, haben 40, Protestanten sämtlich, und Socialisten ungezweifelt, ausgesprochen, daß Kauf kein Eigenthumsrecht begründe, daß die fraglichen Schriften entweder der ursprünglichen Geberin oder der Beschenkten gehörten. Vielleicht hatten sie auch die Lehre vom Sacrileg ergriffen, und woll-

ten die symbolischen Schriften des neuen Liebesbundes nicht in unreinen Händen sehen. Nichts desto weniger vermeinte der Käufer sich in seinem Besitze behaupten zu können, die Gesellschaft sprach den Bannfluch über ihn aus, und die Sentenz zu vollstrecken, zugleich der Dame Ritter und der protestantischen Lehre Verfechter, trat ein Jude auf, dessen Belästigungen, dessen Angriffen auszuweichen, der Gegenstand der allgemeinen Animadversion sich genöthigt sah, die Anstalt zu verlassen, um jenseits des Meeres eine andere Heimath zu suchen. Namenloses, unübersehbares Unglück haben die Tractätlein ihm bereitet.

Wenden wir uns einem bedeutendern, einem welthistorischen Ereignisse zu. Hr. Hansemann besuchte zum andernmal 1846 die Laubach; noch hatte er nicht mit der Cigarre im Munde in den Straßen Berlins sich blicken lassen, damals hatte er nur erst ein Buch geschrieben, aber welch ein Buch! „Die Picten waren," so erzählt einer von Walt. Scotts Alterthümlern, „die Picten waren ein großes, ein reiches, ein kunstsinniges Volk. Sie erbauten einen Glockenthurm." Ein Buch hatte Hr. Hansemann geschrieben, und das Buch, wie unangenehm es der Regierung, wie reich sie in Ministern, Präsidenten, Directoren, geheimen und andern Räthen, das Buch zu widerlegen, hat nicht einer von allen diesen Vätern des Vaterlandes den Muth oder die Fähigkeit gefunden, obgleich es Leute gibt, nach deren Ansicht die Widerlegung ein wohlfeiles Stück Arbeit sein sollte, nach deren Dafürhalten das Buch, in seinem letzten Ergebnisse mit Mirabeaus bekanntem Werke, *de la monarchie prussienne*, zu vergleichen. Mit diesem Buche hat der große Agitator seinen Ruf als Staatsmann begründet, obgleich er eigentlich nur ein *testimonium paupertatis* sich damit ausstellte. Doch lassen wir das auf sich beruhen, um ausschließlich mit Hrn. Hansemann uns zu beschäftigen.

Er ist, wie es heißt, ein großer Liebhaber von Trauben, und folgte daher willig der Einladung zu einem der Heilanstalt benachbarten, von den schönsten Früchten strotzenden Weinberg. Zur Stelle gelangt, erinnerte sich der Eigenthümer eines in geringer Entfernung zu verrichtenden Geschäftes, er bat den Gast, für einen Augenblick ihn zu entschuldigen, und während seiner

Abwesenheit sich an den Trauben zu erholen. Die Abwesenheit verlängerte sich jedoch über alle Gebür, weshalb bei einigen der Verdacht aufgekommen ist, die Einladung habe eigentlich nur bezweckt, dem Näscher einen Schlimmstreich zu spielen. Hr. Hansemann dachte an keine Hinterlist, dachte nur an die Trauben, labte sich damit nach Herzenslust, und schnitt sich zum Beschlusse noch eine gute Portion ab, sie im Schnupftuche nach Hause zu tragen, *„afin d'avoir une poire pour la soif,“* wie der französische Kunstausdruck lautet. Sein Treiben — die Weinberge waren noch nicht geöffnet — sein Treiben hatte unbemerkt ein auf der Höhe stationirter Flurschütze beobachtet, und schon befand der Argus sich auf dem Wege, den in der That betroffenen Frevler zu fahnden. Leicht machte ihm das Hr. Hansemann, der pomadig der Laubach zuschleudernd, von dem Schützen ereilt und ergriffen wurde. „Ich heiße Hansemann,“ sprach der Fremdling, „und wenn Sie Friedrich Wilhelm hießen, ich würde Sie nicht lassen.“ Nach der Laubach gebracht zu werden, verlangt der Arrestant, auf daß er sich legitimiren könne, auch das verweigert der Schütze Wagner, vielmehr, samt seiner Captur, die Richtung gen Coblenz einschlagend. Glücklicherweise kreuzt sich auf halbem Wege mit dem seltenen Paare ein Officier, ein Adjutant, der mit Hrn. Hansemann persönlich bekannt, für ihn sich verwendet, ohne doch sofort die Freigebung des Gefangenen erwirken zu können. Den Beistand eines Vorübergehenden, eines Civilisten, ruft der Officier an, und der Civilist wendet sich mit verächtlicher Miene ab, der Gesticulation hinzufügend: „niemals werde ich einem Traubendieb behülflich werden.“ Auf seine eignen Mittel beschränkt, gelingt es endlich dem Adjutanten, den Gefangnen loszubitten, nur hat der Flurschütze den Namen sich aufgezeichnet, um den begangenen Frevel gerichtlich zu verfolgen. Dazu ist es aber nicht gekommen, vielmehr wurde dem allzu dienstbeflissenen Mann von einer hohen Behörde scharfer Verweis.

Den Vorfall scheint Hr. Hansemann sich schwer zu Herzen genommen zu haben, wie ich das nicht nur aus seinen lauten Klagen um den Versuch, in ihm die Gleichheit vor dem Gesetze zu bekunden, sondern auch aus eigener Beobachtung schließe. Wenige

Tage nach der mir unbekannt gebliebenen Catastrophe traf ich ihn mit mehren jungen Damen, vermuthlich seine Töchter, und einigen jungen Herren in höchst schlüpfriger Lage. Die Gesellschaft kam den Tumelberg herab, hatte aber, so schien es, den Pfad verloren, und bewegte sich in dem Bette des eben ziemlich wasserreichen Königsbaches, wo jeder Schritt über die glatten Kieselsteine einer wahrhaft halsbrechenden Gefahr ausgesetzt. Ich verfehlte nicht, den Verirrten in ihrer Noth meine Dienste, vordersamst guten Rath zu bieten. „Beugen Sie doch rechts aus," rief ich dem Nächsten, und das war Hr. Hansemann, zu, „dann kommen Sie sicher und bequem durch die Weinberge zur Tiefe." — „Nein, nein", versetzte er, in einer mir unbegreiflichen Heftigkeit, und mit einer Bewegung, die den Weinberg und den Rathgeber zugleich der Hölle zuzuweisen schienen, „hier muß ich durch." Im Augenblicke war es mir, als müßte ich das Gelübde, einst von jenem Castillaner zu Barcelona gesprochen, wiederholen: *„la enhoramala sea para mi y para todos mis descendientes, si de hoy mas, aunque viviese mas años que Matusalen, diere consejo á nadie aunque me lo pida,"* aber ein Blick auf die Damen und ihre Verlegenheit erinnerte mich, daß hier das Dringlichste eine helfende Hand. Sie wurde nicht verschmäht, und verschaffte mir sogar die Ehre, den Vater zu stützen.

Hrn. Hansemanns Selbstvertrauen, es ist dieses unverkennbar aus seiner Haltung bei dieser Gelegenheit, muß wesentlich erschüttert worden sein durch die in dem Zusammenstoß mit dem Flurschützen erlittene Niederlage, und hätte man, nach der Erfahrung aller Zeiten und aller Länder annehmen mögen, daß in dem gleichen Verhältniß des Volkes Gunst ihm abfallen werde. König Franz I., der angebliche Beschützer der Wissenschaften, hat niemalen, wie groß auch seine Meisterschaft in der Prahlerei, weder in der eigenen Brust, noch in der Meinung der Völker den Eindruck der bei Pavia empfangenen Scharte, des gezwungenen Aufenthaltes zu Madrid tilgen können. Nimmer haben der Prinz von Condé, der Cardinal von Retz, der Cardinal von Fürstenberg, der Gefangenschaft entlassen, die freudige Zuversicht der Vergangenheit, noch der Völker blinden Glauben an ihre Un-

fehlbarkeit wiederzufinden vermocht. Der Marschall von Belleisle, nachdem er Jahre hindurch Europa beunruhigt, wurde durch einen hannöverschen Posthalter verhaftet, und zur Stunde schwand der auf dem Störenfried ruhende Zauber. Pétion, der gewaltige Denker, *„vertueux et incorruptible“* [1]) sollte, weil als Maire von Paris der Partei der Bewegung unschätzbar, gegen jede mögliche Folge des für den 10. August 1792 beschlossenen Attentats geschützt werden, und erhielt deshalb Hausarrest, der durch eine starke Wache beaufsichtigt. Alsbald nach dem Siege wurde die über ihn verhängte Consignation zurückgenommen; „aber das Volk hatte einmal seinen Liebling in der Gefangenschaft gesehen, und ein solcher Eindruck, tödtlich jeder Macht, bleibt unvergänglich." Robespierre, auf Befehl des Convents verhaftet, wurde durch den unerschrockenen Coffinhal gewaltsam befreiet, die Thatkraft dem gebeugten Führer wiederzugeben, vermochte der Befreier nicht, und theilnahmlos lassen die Pariser zur Guillotine schleppen das Idol, dem vor wenigen Stunden nur alle ihre Huldigungen zugewendet. Daniels, des Königs von Irland Scepter bricht in dem Augenblicke, daß ein Gefängniß ihn aufnimmt. Auch Hr. Hansemann wird verhaftet, und sollte es ihm, nach dem Vorgange der vielen großen Männer, keineswegs zur Schande gereichen, wenn des Schicksals Tücke auch an ihm ihre Macht bekundet hätte, statt dessen aber, für einen Augenblick zwar in der eigenen Meinung gesunken, erhebt er sich in verjüngter Kraft zu den Wundern des vereinigten Landtages, denen nach kurzer Frist ein Ministerium, und schließlich der Bank sicherer Hafen folgen. Wer sollte hierbei sich nicht jenes Prätendenten um eine Domherrenstelle zu Lyon erinnern, der, wegen mangelhafter Ahnenprobe abgewiesen, bald darauf von dem König zu dem dasigen Erzbisthum ernannt wurde, und, im Gedächtniß der erlittenen Unbild, bei der feierlichen Besitznahme die Worte des Psalmisten intonirte: *Lapidem quem reprobaverunt*

---

[1]) *„Pétion a fait le voyage de Londres dans une dormeuse avec madame Sillery et mesdemoiselles d'Orléans, Paméla, Sercey, qu'on pouvait appeler les trois Graces et qui pressaient son genou vertueux et heureusement incorruptible.“*

aedificantes, hic factus est in caput anguli, dafür aber alsbald aus des Dechants Munde den folgenden Vers des Psalms vernehmen mußte: *a Domino factum est istud, et est mirabile in oculis nostris.*

Die Gebäude der Heilanstalt stehen theilweise auf der Grundlage der ehemaligen Laubachmühle, die gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts von den Karthäusern angelegt, bis zur Aufhebung des Klosters in dessen Besitz verblieb. Das Institut selbst, nachdem von 1840 an, der Anbau auf Kosten einer Actiengesellschaft betrieben worden, konnte im März 1841 eröffnet werden. Die heitere und doch so heimliche Lage, welche durch bewaldete Höhen und Rebhügel gegen rauhe Winde geschützt, die unmittelbare Berührung mit der Heerstraße und dem Rhein, die Nähe der Stadt, die Aufmerksamkeit für die Wünsche der Gäste, die musterhafte Ordnung, die Persönlichkeit des wissenschaftlich gebildeten, über einen reichen Schatz von Erfahrungen gebietenden Arztes, verschafften ihr alsbald eine bedeutende Frequenz, Jahr aus Jahr ein 130—150 Kurgäste, so daß deren im Ganzen in 9 Jahren, bis zum Frühjahr 1850, an 1300—1400 eingekehrt sein mögen. Die Gebäulichkeiten können jedoch nur 65 Personen zugleich beherbergen, für die Aufnahme von weitern 20 sind mit den Besitzern einiger benachbarten Häuser Contracte abgeschlossen. Das Wohnhaus, dann das ihm zur Seite liegende Kurhaus enthalten 50 größere und kleinere Zimmer; deren 11, alle vorzüglich belegen, bietet das dritte, im J. 1843 neu aufgeführte Gebäude, dessen Erdgeschoß, die Halle, bei ungünstiger Witterung als Promenade zu dienen hat. Die Person bezahlt, je nach dem Unterschied der Wohnungen, Alles in Allem 10 bis 11½ Rthlr. wöchentlich; den Tisch betreffend, findet kein Unterschied statt, wohl aber wird Bedürftigen ganz freie Station gewährt. Gerichtet ist die Anstalt auf der ersten Seite des neuen Beschwerdebuches. Da wird, als erste Beschwerde, gefragt: „Warum hat man ein neues Buch machen lassen, bevor das alte raumlos ist?" und es antwortet ein Ungenannter: „Damit es an Raum zu Beschwerde nicht fehlt, da es an Gelegenheit dazu mangelt".

Das Laubachthal in seiner kurzen Ausdehnung, denn von der Brücke bis zum Kadalochs- oder Kadenthalsbrunnen zählt man nur 1483 Schritte, das Laubachthal ist mit Schönheiten und Merkwürdigkeiten reichlich ausgestattet. Die vordere Abtheilung, bis zur Heilanstalt, würde aller Orten eine lachende Landschaft, selbst ohne den grandiosen Prospect auf Coblenz und den Ehrenbreitstein darstellen. Zur Linken wird sie durch die Galgenhell (Halde, nicht Hölle, wie es seit Kurzem sogar in amtlichen Ausschreiben heißt), die von den Vorhölzern des Coblenzer Waldes und von einem Gloriet gekrönte Anhöhe beschützt, der Halde gegenüber erhebt sich, als der Clause anderer Eckposten, der Affenberg, in herrlicher sonniger Lage, weshalb er, bis zu seinem Gipfel, mit Reben bepflanzt erscheint.

Diesem eigentlichen oder alten Affenberg, die Laubach hinauf, schließt sich der neue Affen- oder Makelsberg an, in dem einen Namen das Gedächtniß eines um die Cultur des Thales hochverdienten Mannes bewahrend. Bruder Remaclus hatte viele Jahre hindurch der Karthäuser Weinbau im Affenberg beaufsichtigt, und darüber Gelegenheit gefunden, das Gestein der anstoßenden wilden Abhänge zu untersuchen, auch dahin allgemach die Pflanzung auszudehnen. Niemand achtete seines Treibens, bis nach langer Zeit die Rechnungen über der Anlage Kosten eingereicht wurden, nicht durch ihn selbst, sondern durch diejenigen, welche in Darlehen sein Unternehmen gefördert hatten. Schweres Gericht traf den armen Bruder, die Gläubiger aber erhielten Befriedigung, und am Ende fand das Kloster bei dem kostspieligen Experiment seine Rechnung, denn Makelsberg und Affenberg produciren einen ausgezeichnet feinen, durch Geist, Spiel und Gähr sich empfehlenden weißen Wein. Daß er keines Rufes genießt, dieses verschulden, außer der geringen Quantität, 50 Fuder in den reichsten Jahren, eben jene Vorzüge: den leckersten Saarweinen oder dem Throner, auch in der Färbung vergleichbar, wird des Affenbergs Gewächs sonder Zweifel unter falschem Taufschein in die Welt geschickt.

Gleich jenseits der Heilanstalt verengt sich das Thal merklich; pittoresk tritt zur Linken das Geisenköpfchen mit seinem

Gloriet hervor, von Alters her um der weiten Aussicht wegen von Spaziergängern besucht. Auch eine zahlreiche Gesellschaft junger Damen, nachdem sie in der Laubachmühle den Kaffee eingenommen, hatte einstens die Anhöhe erstiegen, und belustigte sich da in kindlichen Spielen. Junge Damen, habe ich gesagt, damit nicht die Bosheit, die allerwärts ihr Spiel zu treiben gewohnt, das Ereigniß nach ihrer Weise auszubeuten versuche, etwan wiederhole, was von Verläumdern nicht selten vorgebracht worden, die Behauptung, daß Damen, je vollständiger sie den Kinderjahren entwachsen sind, um so angelegentlicher suchen, in den Spielen der Kindheit, in der süßen naiven Lust der Unschuld gesehen zu werden. Auf Geisenköpfchen wurde Haschemännchen, oder, wie wir es nennen, Blinde-Kuh gespielt.

Von allen Zeiten her steht bei uns zu Lande das Blinde-Kuhspiel in Ansehen, wie es dann in heiligen Mauern sogar Verehrer und Verehrerinen gefunden hat. Manches könnte ich, dem zum Belege, von meinen Nachbarinen zu St. Georgen erzählen, das verschlucke ich sämtlich, um für jetzt auf das bei Andernach belegene herrliche Gotteshaus zu St. Thomas, adeliche Damen Augustinerordens, mich zu beschränken. Da hatte, etwan 1792, zahlreiche Gesellschaft sich eingefunden, und waltete bei Tische anständige Fröhlichkeit, so äußerte sie sich etwas lauter, als gesprochen das *gratias*, und in einem Seitengemach den ältern Damen und Herren der Kaffee serviret wurde. Ihre Entfernung benutzte die im Saal zurückgebliebene Jugend, um Tische und Stühle zu beseitigen, und als vollbracht solches Geschäft, wurden zwei Fräuleins, die jüngsten und schönsten aus der Sammlung, delegirt, von der Frau Aebtissin die Licenz für das projectirte Tänzchen zu erbitten. Hoch schaute auf ob der Zumuthung Sophia von Boyneburg, doch abschlägig zu bescheiden die schönen Supplicantinen vermochte sie nicht; ich hätte es gleich wenig vermocht. Eine Laienschwester setzte sich zum Clavier, getanzt wurde Englisch, Quadrille, Menuet, bis dem König unter den Tänzern des Tages Hitze und Last doch alzu drückend werden wollten. „Genug getanzt," sprach der junge Mann, „man verbrennt beinahe, laßt uns lieber Blinde-Kuh spielen!"

„Blinde-Kuh!" widerhallte es im Chor, und ohne hierzu der Aebtissin Einwilligung zu suchen, ließ einer von den Gästen die Augen sich verbinden, nahm seinen Anfang das Spiel. Geraume Zeit ward es fortgesetzt in seinen mancherlei Wechselfällen, da öffnet sich unversehens die Saalthüre, und neuer Besuch schlüpft herein, von dem zwar keine Notiz nimmt die Blinde-Kuh. Der Zufall nur führt ihr den Eintretenden entgegen, sie faßt ihn am Kragen, ruft triumphirend, „gefangen, gefangen!" reißt das Tuch ab, und gewahret zu ihrem Entsetzen, daß sie ergriffen hat Seine Kurfürstliche Durchlaucht, den Hochwürdigsten Durchlauchtigsten Fürsten und Herren, Herren Clemens Wenceslaus, Erzbischof zu Trier, des Heil. Röm. Reichs durch Gallien und das Königreich Arelaten Erzkanzlar und Kurfürst, Bischof zu Augsburg, gefürsteter Propst zu Ellwangen, Administrator der gefürsteten Abtei Prüm, Königlicher Prinz in Polen und Lithauen, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg ꝛc. ꝛc. Schier wäre in die Kniee gesunken die Häscherin, versteinert standen ihre Gespielinen, davongelaufen waren die jungen Herren, und es sprach lächelnd der Fürst: „ich bin dabei!" Sprachs, warf den grauen Rock von sich, und wiederum begann, in gesteigerter Lust, wenn auch in geziemender Rücksicht für den hohen Theilnehmer, das nur einen Augenblick unterbrochene Spiel. Jedesmal ist, wie durch ein Wunder, der Kurfürst dem Netze entronnen. Eben hatte er in einem mächtigen Satze die Freude ob einer glücklich vermiedenen Gefahr ausgedrückt, und zum andernmal öffnete sich die Thüre, herein trat des Kurfürsten Schwester, die Prinzessin Kunegunde. Die tolle Gruppe überschauend, *d'un air tant-soit-peu rébarbatif*, wie sie denn, gleich der Herzogin Margaretha von Parma genöthigt, von Zeit zu Zeit gegen der Lippen und des Kinnes unbequeme Zier des Schermessers sich zu gebrauchen, *d'un air tant-soit-peu rébarbatif* erfaßte sie des Kurfürsten Hand, Clemens! sprach sie dazu. Und das einzige Wort vernehmend, griff der Clemens nach seinem Rock, warf ihn um in Eile, die Zeit nahm er sich nicht, ihn zuzuknöpfen: kein Wort weiter wurde gesprochen, kein Abschied ge-

macht, keine Begleitung abgewartet, lautlos, die Hände in einander gelegt, verschwanden Bruder und Schwester.

Lustig tummelten sich auf dem Geisenköpfchen die Schönen, niemals hatte wie heute das Spiel sie ergötzt, und eine lange Fortsetzung stand in Aussicht, da wurde es lebendig in dem anstoßenden Gebüsch, als wenn durch dicht verwachsene Zweige Mensch oder Thier Bahn sich breche. Scheu ziehen einige der muntern Jungfrauen sich zurück, denn sie haben wohl von Wölfen gehört, die den Kühkopf umlagern, gleich aber wird ihnen die Besorgniß um den Vierfüßler benommen. Es thut das Gebüsch sich auf, und heraustritt, mit einer ehrerbietigen Verbeugung, eines der Häupter der Bewegung in Coblenz, will sagen, einer der unermüdlichsten, weil müssigsten Spaziergänger. Statt den Gruß zu erwidern, wenden, mit dem Gekreische des Entsetzens und des Abscheues, die Damen alle sich in die Flucht, welche die hinterste gewesen, sucht die vorderste zu werden, verfehlt in der blinden Eile des Pfades, und beschädigt sich dermaßen in dem Sturze, daß sie drei Wochen lang das Bett zu hüten genöthigt. Ihr war geschehen, wie dem guten Sancho, als er in der Sierra morena, Abschied nahm von seinem in der Nachahmung des rasenden Roland begriffenen Herren: *„descubriendo cosas, que por no verlas otra vez, volvió Sancho la rienda á Rocinante.“* Der Spaziergänger, im Dienste seiner Gesundheit ungemein wachsam und thätig, hatte nämlich das Geisenköpfchen, einen der einsamsten Punkte der ganzen Umgebung zu einem Luftbade benutzt, und befand sich, als er, ein Spielbrecher, vor jene Damen trat, bis auf den breitrandigen grünen Strohhut und die kurz abgeschnittenen Stiefel, *en cueros.*

In der neuesten Zeit hat man wohl angefangen, statt des Geisenköpfchens von einem Ziegenhaupt zu sprechen, ungezweifelt in der löblichen Absicht, die mehr und mehr in die Sprache des gemeinen Lebens einreißende Ziererei, das Einschwärzen verwerflicher, dem nördlichen Deutschland entstammenden Redensarten lächerlich zu machen. Nicht mehr Geis, Ziege soll des Bockes Weibchen heißen, und doch ist uralt die Benennung Geis, nicht nur in unserer fränkischen Mundart, sondern auch, mit geringer Ab-

weichung, im Dänischen, Schwedischen, Englischen; Geis ist daneben eine bestimmte, nur der einen Race zukommende Benennung, während als Ziegen, und mit dem gleichen Rechte, Stuten, Kühe, Hündinen, Mucken, gemeint sein können. Gleich abgeschmackt ist es, wenn der Schreiner, Leiendecker, Weißpinter, Faßbinder dem Tischler, Schieferdecker, Tüncher, Kiefer oder Böttcher weichen soll. Des Meisters Meisterwerk wird ewiglich, wie besonders die vielen Reste alter Kunst darthun, der Schrein bleiben, seiner Arbeiten geringfügigste ist der Tisch. Nicht ohne Ursache heißt Schweden und Dänen Bord, Engländern *board* der Tisch: er ist ganz einfach ein Bord. Der vielen Schieferarten sind einige nur zur Bedachung anwendbar: unsere Leien, so vorzüglich durch ihre Leichtigkeit, Schönheit und Haltbarkeit, dienen ausschließlich diesem letzten Gebrauche, und ist darum der Leiendecker ganz anders bezeichnend, als der vage Ausdruck Schieferdecker. Weißpinter verzieren wenigstens seit einem halben Jahrtausend das Innere und Aeußere unserer Häuser: freilich ist die Benennung den Franzosen entlehnt, das gilt aber nicht minder von dem Tüncher, der von *teindre* abgeleitet. Das Wort Faßbinder drückt sehr genau des Gewerbes wesentlichste Aufgabe aus: in dem vornehmer sein sollenden Kiefer liegt ein arger Verstoß gegen die Orthographie, es müßte Küfer heißen, denn nicht von dem Kienbaum ist die Benennung herzuleiten, sondern es haben die Norddeutschen aus dem Lateinisch-slavischen Cuba, Kaupe, den Namen, der uns, gleich dem Böttcher, wildfremd, geformt. Die in die Schriftsprache eingeschwärzte Scheune beruhet ebenfalls auf einer in dem Sorbenlande eingerissenen Corruption, oder gar auf einer rein sorbischen Wurzel: zu ächtem Deutsch heißt es Scheuer, dän. Skuur, und darf hier um so weniger der Schnurlaut ausfallen, da derselbe in allen verwandten Ausdrücken, Schere, Schar, Schirm vorherrscht. Daß der Nachen dem Kahn nicht weichen sollte, dieses läßt sich schon aus der in unserer Schiffersprache wohl bekannten Keine demonstriren, sieh da der Kahn, der aber hierlands etwas ganz anderes, als einen Fährnachen bedeutet. Ebenso ist allerlei Verwechslungen und Misdeutungen die Formel Rothwein, statt rother Wein aus-

gesetzt, indem sie von Rothland hergeleitet sein könnte. Um consequent zu sein, müßte man auch Weißwein schreiben, nach des Nordländers Styl schönen Wein essen und mit Wein die Lauben überziehen.

Jenseits des Geisenköpfchens wird die Laubach verstärkt durch die Dirbach, Dürrbach, die am Fuße des Kühkopfes entsprungen, in bedeutender Länge ein gar enges, wildes, romantisches, von der Hand der Kunst noch unberührtes Thal durchschneidet. Bevor die Dürrbach erreicht, zur Rechten, denn die linke, südliche Seite des Laubachthales ist in ihrer ganzen Länge von den Vorhölzern des Coblenzer Waldes eingenommen, zur Rechten lagern ungeheuere Massen von Steingerölle, Ergüsse der auf der Höhe des Berges belegenen Steinbrüche, und bis auf diesen Tag für jegliche Art von Anbau unempfänglich. Es wird aber auch dieses Gestein dereinst der Witterung erliegen, es werden theilweise wenigstens die festen Stoffe in fruchtbare Erde sich auflösen müssen, und dann mag ein anderer Bruder Remaclus auch längs dieser Wände ein weites Feld zu Rebenpflanzungen finden. Sie werden seiner Mühe reichlich lohnen, wie sich nach den verschiedenen Straucharten aus dem südlichen Europa, die hier in bedeutender Anzahl gedeihen, vorhersagen läßt. Auf dieser Stelle wuchert z. B. der französische Ahorn, *Acer monpesulanum*, als welcher hier seine nördlichste Grenze erreicht. Auch die St. Lucienkirsche, ***Prunus Mahaleb***, und die Felsenmispel, *Aronia rotundifolia*, zeigen in einzelnen Lagen das erfreulichste Wachsthum.

Dem Paläontologen besonders bieten diese Gerölle ein reiches Feld zu Beobachtungen und Entdeckungen. Des Berges Gestein gehört, wie meist aller rheinische Grauwackenschiefer, den untersten Bildungen des devonischen Systems an, welches von der Landschaft Devonshire in England, wo es zuerst genau untersucht worden, seinen Namen entlehnt, und ihn auch in unsern Gegenden, wo es später beobachtet worden, beibehält. Die hier darin vorkommenden Versteinerungen bieten aber manche Abweichungen von dem devonischen System, daher mehre Naturforscher die Aufstellung eines eigenen Systems, des rheinischen

beantragen, so die Mitte haltend zwischen dem ältern silurischen und dem jüngern devonischen System, den ältesten neptunischen Gebirgsbildungen angehören würde. Jedenfalls sind unsere Schichten durch die ungeheuere Menge von Spiriferen ausgezeichnet, weshalb auch der Namen Spiriferen-Sandstein für unsere rheinische Grauwacken-Schichten vorgeschlagen wurde. Diese Spiriferen sind zweischalige Muscheln, der Ordnung der Brachiopoden oder Armfüßer angehörig, von welchen stets zwei Thiere, denen mehre Organe gemeinschaftlich, ein Gehäuse bewohnten. Drei Species der Gattung Spirifer, *Sp. striatulus*, *Schloth.*, welcher seiner sonderbaren Form halber früher den Namen *Hysterolites vulvarius* erhielt, *Sp. cultrijugatus*, *F. Römer*, und *Sp. macropterus*, *Goldfus*, sind in dem Laubachthal in ganz besonderer Menge vorhanden; es kommen aber außer ihnen noch 3 andere Spirifer, 6 Terebratula, 3 Produktus, 3 Orthis, 7 Leptaena und 1 Orbicula vor, so daß der Brachiopoden überhaupt 26 Arten gezählt werden. An Pelecypoden oder Keilfüßern mögen sich eben so viele, oder gar noch mehr Arten vorfinden, der Individuen sind aber weit weniger, und diese weniger vollkommen erhalten, doch finden sich sehr schöne Arten aus den Gattungen *Pterinea*, *Nucula*, *Cardium*, *Isocardia*, *Grammysia* u. s. w.

Geringer ist die Zahl der einschaligen Weichthiere, es finden sich davon nur einzelne Arten aus den Gattungen *Pileopsis*, *Loxonema*, *Pleurotomaria*, *Euomphalus* und *Bellerophon*, und sind diese zum Theil sehr schwer bestimmbar, da bei den wenigsten die Mündungen deutlich zu erkennen. Von Pteropoden kommen nur selten Reste aus den Gattungen *Coleoprion* und *Conularia* vor; sparsamer noch sind die Orthoceratiten vertreten, so wie die Röhrenwürmer, *Serpula* und *Spirorbis*. Aus der höchsten Ordnung der hier vorkommenden Thiere, den Trilobiten, der Classe der Crustaceen angehörig, finden sich Reste von *Pleuracanthus laciniatus*, *F. R.*, und *Phacops latifrons*, *Burm.*, vor, ungeheuere Kopfränder einer *Homalonotus*-Art, 2 bis 3″ im Durchmesser, und einzelne Rippenglieder desselben Thieres. In den tiefern Classen des Thierreiches werden zahlreiche, unter dem Namen Schraubensteine bekannte Stielglieder, und noch

häufigere Gelenkflächen-Abdrücke eines Encriniten, des *Ctenocrinus Typus, Br.*, gefunden, seltener der *Rhodocrinus verus, Gdf.*, der *Ctenocrinus decadactylus, F. R.*, und ein *Pentacrinus*. Sehr merkwürdig ist die ebenfalls hier gefundene, wohlerhaltene Krone eines *Taxocrinus*, wohl die einzige für Deutschland, wenn nicht für ganz Europa, in diesen Tagen von F. Römer *Cyathocrinus rhenanus* benannt. Auch Reste von Korallen oder Zoophyten, zum Theil jedoch schlecht erhalten, sind nicht selten, und zeichnen sich darunter verschiedene Arten von *Calamopora, Cyatophyllum* und *Fenestella* aus; besonders merkwürdig aber ist das hier in großer Menge vorkommende *Pleurodyctium problematicum, Gdf.*, ein bisher sehr zweifelhafter Körper, dessen genauere Kenntniß wir den gründlichen Untersuchungen des Hrn. Regierungsrathes Zeiler verdanken. Bis jetzt sind in dem Laubachthal an die 100 Arten von Petrefacten entdeckt worden, und steht zu erwarten, daß fernere Forschungen noch manche neue Art liefern werden, hingegen hat das Pflanzenreich nur sehr wenige Reste hinterlassen. Sie beschränken sich auf zwei Species aus der Abtheilung der Tange oder Meeresalgen. [1])

Dem Gerölle folget, immer auf der Sonnenseite, Buschwerk, das von einigem Ackerland begleitet, bis zu dem Kabenthals-, richtiger Kabalochsborn reicht. Es macht derselbe den Schluß der Anlagen, und kann er, von einem Grottenwerk von Mendiger Stein umgeben, als ein geschmackvolles Grenzzeichen gelten. Der Quelle gesundes, köstliches Wasser wird manch durstigem oder müden Wanderer eine Einladung, auf den nahen Bänken sich niederzulassen, und zumalen Kurgäste benutzen häufig das heimliche Plätzchen als das Ziel eines Spazierganges, oder auch zu andern Zwecken. So habe ich z. B. nicht selten da gefunden, belauscht, kann ich nicht sagen, denn es wurde wenig oder gar nicht gesprochen, ein glückliches Pärchen, bestehend aus einem Sohn der Berge, mit zwei linken Armen, und, um des sinesischen Kanzleistyls mich zu befleißigen, aus einer rothhaarigen, aber schönen Barbarin. Die Rothe sprach nur sehr unvollkommen

---

[1]) Der Güte eines ausgezeichneten Naturforschers, des Hrn. Phil. Wirtgen verdanke ich diese Abhandlung von den Petrefacten der Laubach.

französisch, der Linke hatte es nicht viel weiter gebracht in einem Idiom, das, so wird von glaubwürdigen Personen versichert, in der Hölle den Dienern wie den Schlachtopfern Beelzebuts als Conversationssprache dient. Und weil darauf die Engländerin und der Deutsche angewiesen, fiel so auffallend dürftig und mangelhaft die Unterhaltung aus, der jedoch der Austausch zärtlicher Blicke und tiefe Seufzer als Surrogat dienen konnten. Der Herbst kam, und wie leerer sich machte das Haus, davon zogen die Gäste, schürzte sich enger und enger der stummen Liebenden Bund. Den Kadalochsbrunnen verleideten ihnen die herbstlichen Stürme, aber Ersatz für die Quelle wurde an dem Billardtisch gefunden, und in Kurzem hatte zur Meisterschaft im Billard die Liebe den zweimal Linken befördert. Trunken ob der Siege, so er von dem an tagtäglich über seiner schönen Gegnerin minder sichere Hand errang, begann er nach höhern Triumphen sich zu sehnen, und in dem Verlaufe einer lebhaften, lange bestrittenen Partie des Herzens und der Zungen Blödigkeit überwindend, hat er einen Liebesantrag, dem eine Werbung um die schöne Hand eingeflochten, gewagt.

Du sollst aber wissen, geneigter Leser, daß ein Liebesantrag, schriftlich oder mündlich zu stellen, und zugleich die Volubilität in der Kunst zu schimpfen oder zu fluchen, die Kriterien sind, woraus der Liebende oder Zürnende entnehmen mag, ob er der seiner Leidenschaft zu Dienst angerufenen, künstlich erlernten Sprache mächtig ist, oder nicht. Im Billardspiel hatte wohl in seinem zärtlichen Verkehr der Liebhaber sich vervollkommnen mögen, im Französischen aber war es beim Alten geblieben, und der Antrag, zitternd und zagend, unter dem unaufhörlichen Geklapper der beiden *queues* vorgebracht, ging ganz und gar verloren. Von vorne herein mag wohl die Engländerin der Ansicht gewesen sein, daß die an sie gerichteten Worte nicht gerade von sonderlicher Bedeutung; wie mühselig sie vorgebracht worden, konnte ihr ebenfalls nicht entgangen sein, und lieber, als die verwickelten Redensarten noch einmal aufsagen zu lassen, wollte sie durch einige nichtssagende Floskeln, von Wetter oder Spiel, den Redner beschwichtigen. Ihre *gerigonza* hat aber gleich wenig der Freiersmann verstanden, vielmehr die seinen Wünschen zusagende Entgegnung herausbuchstabirt.

Ein Anderer sollte wohl in dem Entzücken um das vermeintliche Jawort der Angebeteten zu Füßen, oder wenigstens um den Hals gefallen sein, bedächtig jedoch ist der Sohn der Berge, und bedächtig hat auch dieser, nach abgemachter Partie seine *queue* gehörigen Ortes untergebracht, und für den Augenblick sich empfohlen. Es drängte ihn, seinem Herzen Luft zu machen, und einigen nähern Bekannten, die das Haus noch nicht verlassen hatten, sein Glück mitzutheilen. Die schüttelten den Kopf, mögen wohl im Stillen gedacht haben, was Sancho seinem Herren vor die Stirne sagte: „*Pero no puedo pensar qué es lo que vió esta doncella en vuesa merced que así la rindiese y avasallase? Qué gala, qué brio, qué donaire, qué rostro, qué cada cosa por sí destas ó todas juntas le enamoraron? Que en verdad, en verdad que muchas veces me paro á mirar á vuesa merced desde la punta del pié hasta el último cabello de la cabeza, y que veo mas cosas para espantar que para enamorar; y habiendo yo tambien oido decir que la hermosura es la primera y principal parte que enamora, no teniendo vuesa merced ninguna, no sé yo de qué se enamoró la pobre,*“ aber den wiederholten Betheuerungen mußten doch endlich die Zweifler Glauben schenken. Und da bekanntlich der Mensch am freigebigsten zu sein pflegt mit gutem Rath, so verfehlten auch die Freunde nicht, ihre Dankbarkeit für das ihnen bezeigte Vertrauen in gutem Rath zu spenden. Wie sie es für zweckmäßig erachteten, suchte der Glückliche zunächst den Bruder seiner Schönen, der viel älter denn sie, ihren *ayo* vorstellte, auf, und gelang es diesmal besser mit dem Aufsagen der Lection, von der Werbung und dem empfangenen Jawort handelnd. Der Bruder, ein Advocat oder Höllenpawaier, wie wir es nennen, wußte ebenfalls nicht recht, wie ihm geschehen, „mir ist das durchaus unerwartet, eigentlich nur meiner Schwester Sache,“ sprach er, „die will ich citiren.“ Die Schwester wurde gerufen, vernahm mit einiger Verwunderung, um was es sich handele, „denn“, betheuerte sie, „ich habe nichts von dem verstanden, so der Herr zu mir sprach, folglich auch keine Antwort geben können. Indessen, wenn er glaubt, aus meinem Munde das Ja-

wort vernommen zu haben, so will ich ihn nicht enttäuschen. Ich ratificire." Die Verlobung erfolgte, sollte aber dem gewöhnlichen Schicksal der Kaltwasser-Heilanstalten-Verlöbnisse nicht entgehen. Es mußte die in England zurückgebliebene Mutter um ihre Einwilligung begrüßt werden: gegen die Verbindung selbst hatte sie nichts einzuwenden, sie bestand aber darauf, daß ihr künftiger Eidam nach England verziehe. Solches Opfer konnte der Freiersmann, von wegen seines Handelsgeschäftes, nicht bringen, und das Verlöbniß wurde zu den übrigen, *ad acta* gelegt.

Bei dem Kadalochsborn nimmt auch der Bach, wenigstens dem Namen nach, seinen Anfang; denn das aus der Nähe der alten Waldescher Straße herabkommende Wässerlein, dessen Fortsetzung allerdings die Laubach, hat keinen Namen und wird nur misbräuchlich im gemeinen Leben die Brückbach genannt. Die von der Direction der Heilanstalt beliebte Schreibart Laubbach beruhet nicht minder auf einem Misbrauch, oder auf der ungegründeten Besorgniß, daß irgend ein Grübler sich veranlaßt finden könnte, von lau, halbwarm, den Namen des Baches herzuleiten. So reichlich fällt von den anliegenden Höhen das Laub auf dieses frische, kühle Wasser hernieder, daß um die wahre Herleitung seiner Benennung kein Zweifel aufkommen sollte, namentlich da die Endigung Ach mit Bach vollkommen identisch. Man wolle deshalb künftig wiederum, nach altem löblichen Brauche, Laubach schreiben, nicht aber in Laubbach Unaussprechliches construiren, unaussprechlich, wie einer prüden Engländerin das bekannte, nicht mehr ausschließlich männliche Kleidungsstück, um dessen Misbrauch unwillig ein Franzose ausruft: „Astarte, entstiege sie noch einmal dem Schaume des Meeres, würde die flanellne *inexprimable* anzulegen, nicht verfehlet haben." Auch den Namen Rebecca-Brunnen muß ich für die Kadalochsquelle verbitten; Kurgäste, ohne Zweifel dem Wupperthale entstammend, vielleicht, dem Bekenntniß nach, Freß- oder Schmachtfeine haben ihn aufgebracht, werden aber im Volke niemalen mit ihrer Erfindung Glück machen, und das von Rechts wegen. Denn Herzog Kadaloch, dessen Gedächtniß die Quelle bewahrt, ist nicht nur der Schwiegersohn des deutschen Großkönigs Markomir, sondern auch

ein tugendhafter, höchst achtbarer Cavalier gewesen, wie gelegentlich von Markomirs Lustschloß auf dem Kratzkopf umständlich erzählt werden soll. Von der Quelle aufwärts, zur Linken, führt ein höchst anmuthiger Pfad durch den Wald dem Kühkopf zu. Rechts, durch Getreidefelder, steigt man zu der Karthäuserfläche, zu dem Exercierplatz hinan; da liegt an der Bergfläche, hoch über dem Kurhause, die Fronte dem Rhein zugekehrt, Trapps Landhaus, oder des vormaligen Karthäuser-Berghofes Facsimile, mit seinem wunderschönen Prospect.

Die Königsbach.

Der Heilanstalt zunächst erscheint ein der Bierbrauerei von Laupus dienender Felsenkeller, in der Provinz wohl die erste Anlage der Art. Ihr schließt sich des Hrn. Hubalek Landhaus an, ebenfalls von einem Felsenkeller, dessen Gewölbe theilweise silberhaltiges Gestein, begleitet. In besagtem Keller sind besonders die beiden gemauerten und sorgfältig vertraßten Stückfässer, jedes zu 11 Fuder Gehalt, dann eine gemauerte Traubenbütte merkwürdig, als der erste Versuch, hierlandes eine anderwärts häufig vorkommende Erfindung einzuführen. Der junge Wein bleibt in den Lagerfässern bis zum ersten Abstich, und macht sich wenigstens so gut, wie in gewöhnlichen Fässern. Es folgen bis zum Ende oder Anfang der Lach, — so heißt der Rheinarm, durch welchen das Oberwerth von dem linken Ufer geschieden, — mehre Steinbrüche, welche zum Theil unter der Werkleute Händen höchst pittoreske Formen angenommen haben, dann der große Weinberg, vormals der Dominicaner Gut, den jetzt Hr. Oppenheim in Cöln besitzt, auch durch mancherlei Anlagen gebessert hat. So sind z. B. des Verwalters Wohnung und daneben das Kelterhaus Schöpfungen der neuesten Zeit, gleichwie der Donjon im Hintergrunde, der in den edelsten gothischen Formen, mit vier stumpfen Zinnen zu jeder Seite, auch Schießscharten in Form eines Kreuzasses, bis zu der halben Höhe des Kelterhauses hinan sich erhebt. Es soll aber besagter Thurm weder zur Vertheidigung, noch als Zier dienen,

auch nicht das im Mittelalter unerläßliche Symbol eines adelichen Hauses vorstellen, er birgt in aller Bescheidenheit dasjenige, so der Holländer *de beste kamer* nennt, in Voraussicht ohne Zweifel des Heiles, so dereinst aus dem Ein- oder Zwei-Kammersystem der Welt erblühen sollte. Der Springbrunnen im halben Berge, der Stolz der vormaligen Besitzer, der Dominicaner, ist vorlängst eingegangen.

Weiterhin, etwan den letzten Häusern von Horchheim, oder der nassauschen Granitzsäulen gegenüber, geht die Königsbach in den Rhein. Entspringend in dem Coblenzer Walde, in dem sogenannten Tabaksloch, bietet sie in der engen, von ihr durchfurchten Schlucht bei trockenem Wetter einen anmuthigen Spaziergang. Ganz nahe ihrer Mündung durchschneidet sie die Heerstraße, und ist darum über das Wässerlein eine Brücke gelegt. Zierlich und fest gebauet, schien Jahrhunderten zu trotzen bestimmt und befähigt sothane Brücke, aber es wurde frühzeitig zur Ruine die Bekleidungsmauer der Wand, von welcher zu der Brücke Fuß die Königsbach sich herabstürzt. Dieses verschuldete eine der Wand angelehnte Fontaine, deren Stral in eine Krippe sich ergoß. *Viatoribus*, stand in großen Buchstaben auf der Krippe zu lesen. Aber wenn ihre Rosse die *Viatores* tränkten an der einladenden Stelle, dann haben sie nicht Labung, sondern arge Pein oder plötzlichen Tod den durstenden Thieren credenzt. Geraume Zeit wollte von solchen Trauerfällen die Verwaltung keine Notiz nehmen, als sie nicht länger zu bezweifeln, noch in Abrede zu stellen, wurde kleinlaut die unter Pomp und Jubel errichtete Fontaine, samt der Krippe abgebrochen, und nach Rolandseck versetzt, wo hoffentlich das Kunstwerk besser fruchten wird.

Dem Verdienste des Erbauers thut solcher Irrthum keinen Eintrag; sein Beruf war es nicht, die Eigenschaft des in Thonboden oder Eulenleim entspringenden Gewässers zu prüfen. Was seines Amtes, dieses hat er hier wie an der Laubachbrücke und an vielen andern Stellen meisterhaft geleistet, so daß ihm darüber Zeugniß auszustellen, ich wohl mich entübrigen könnte. Aber ein anderes Zeugniß bin ich ihm schuldig. Fournet, in französischer Zeit der Ober-Ingenieur des Brücken- und Straßenbaues, war

nicht nur ein vollendeter Techniker, sondern zugleich ein Mann von der höchsten Tugend, von der anspruchslosesten Bescheidenheit, von der liebenswürdigsten Sitteneinfalt; einzig seine Liebhaberei für den Fischfang ist mir, und mir nicht allein, zu Zeiten ein Gegenstand des Lächelns geworden. Ich wußte mir es nicht zu erklären, wie der ernste, tüchtige Mann zu der Leidenschaft der tiefen Denker jenseits des Canals komme, wie er, nach verrichteten Dienstgeschäften, ganze Stunden der langweiligsten aller Zeittödtungen, dem Angeln widmen könne. Er hatte jedoch dafür seine guten Gründe. So wichtig das Amt, so knapp war die Besoldung, wie dieses der Fall mit allen französischen Besoldungen; ein Präfecturrath, dem Regierungsrath gleichgestellt, hatte 1200 Franken, ausnahmweise in dem Rhein- und Moseldepartement, mittels des von der Provinz bewilligten Zuschusses, 2400 Franken oder 600 Rthlr. Der kärglichen Besoldung bester Theil ging für Fournet in der Erfüllung heiliger Pflichten auf, und der Mann, der jährlich viele hunderttausend verausgabte in des Staates Dienst, griff in den Musestunden zur Angel, um für sich und seine Familie das Abendbrod zu beschaffen.

Ueber dem Abbruch von Fontaine und Krippe war wesentlich die Brücke beschädigt worden, die ursprünglich kaum bemerkbaren Breschen erweiterten sich in dem Fortgang der Jahre, und in tiefem Kummer, an einem Sommerabend 1847, in einer Stunde der Betrachtung, in der Dämmerung nämlich, schaute ich die reißenden Fortschritte des Verfalles, dem sehr bald ein gänzlicher Ruin folgen mußte. „Möchte doch“, seufzte ich in meinem Herzen, „weil doch einmal der Orden der Pontifices mit seinen Wunderbauten erloschen ist, unter den Kindern der Welt irgend ein Wohlthäter sich finden, der hier eine heilende Hand anlege, und das Werk den kommenden Geschlechtern erhalte.“ Verstimmt ging ich nach Hause und geflissentlich mied ich am folgenden Tage die Straße, die Stelle, von der mir eine unangenehme Empfindung zurückgeblieben. Aber es vermag die Gewohnheit noch widerwärtigere Eindrücke zu überwinden; am zweiten Tage trieb es mich wiederum zur Königsbach, und, was ich im Traume nicht gehofft hätte, in verjüngter Jugendpracht stand die Brücke vor

mir, rectificirt waren alle die aus den Fugen gewichenen Quadersteine, ausgefüllt, verputzt die Spalten; wie es einst aus des Meisters Händen hervorgegangen, so hatte ein anderer Meister, der um jene Straße hochverdiente Wegbau-Inspector, Hr. Vormann das Werk hergestellt.

Zur Stunde erinnerte meines Wunsches schleunige Erfüllung mich an einen verwandten Fall aus längst vergangenen Zeiten. Durch den Tod der Montespan jeder Besorgniß um eine mögliche Rückkehr des Königs zu der verlassenen Geliebten entledigt, befand die Maintenon sich nicht weiter in der Lage, ihrer Zuneigung für den Herzog von Antin, den ehelichen Sohn der Montespan, den Halbbruder folglich der königlichen Bastarde, deren Erziehung die Sultanin letzter Hand geleitet hatte, und der gleich diesen nach wie vor der Gegenstand ihrer vollen Zärtlichkeit, Gewalt anthun zu müssen. Antin, „*qu'on tiendrait toujours par ses vices, de la bassesse desquels rien n'était à craindre, et tout au contraire à profiter*", Antin sollte in unmittelbare enge Berührung zu dem König kommen, und wurde zu dem Ende die etatsmäßige Reise nach Fontainebleau dergestalten disponirt, daß der König mit seinem Gefolge am 12. Sept. 1707 zu Petitbourg, dem Gute Antins, so ½ Stunde von Corbeil, an der Seine gelegen, zu übernachten hatte.

Zeitig von der ihm zugedachten Ehre unterrichtet, verlor Antin keinen Augenblick, um sich auf das würdigste für den großen Moment zu bereiten. Unabhängig der Vorkehrungen im Schlosse, gewann er mit schwerem Gelde der Maintenon Dienerschaft, und damit den Zugang in das Heiligthum ihrer Wohnung, während sie selbst in einem längern Abschiedsbesuche bei den geliebten Töchtern in St. Cyr begriffen. Also eingeführt, verschaffte er sich eine Zeichnung von der Herrin Cabinet, worin alle Geräthschaften, genau nach dem Standort angegeben; keines der vielen Bücher, wie sie auf dem Schreibtisch geordnet oder hingeworfen, durfte fehlen, alle den Büchern eingelegte Zeichen waren sorgfältig angemerkt. Ein vollständiges Facsimile jenes Cabinets wurde, nach des Risses Anleitung, in Petitbourg hergestellt, und die Maintenon fand Alles wieder, was sie eben in Ver-

failles verlassen hatte. „*Ce raffinement fut fort remarqué*“. Damit fand aber der Hausherr seine Aufgabe keineswegs erledigt.

„*Ses attentions pour tout ce qui était considérable en crédit, maitres ou valets, et valets principaux de ceux-là, furent à proportion, et pareillement les soins, la politesse, la propreté pour tous les autres. Meubles, commodités de toutes les sortes, abondance et délicatesse dans un grand nombre de tables, profusion de toute espèce de rafraichissements, service prompt et à la main sitôt que quelqu'un tournait la tête, prévenance, prévoyance, magnificence en tout, singularités différentes, musique excellente, jeux, bidets et calèches nombreuses et galantes pour la promenade, en un mot tout ce que peut étaler la profusion la plus recherchée et la mieux entendue. Il trouva moyen de voir tout ce qui était dans Petitbourg, chacun dans sa chambre, souvent jusqu'aux valets, et de faire à tous les honneurs de chez lui, comme s'il n'y eût que la personne à qui il les faisait actuellement.*“

Der König war in der frühen Nachmittagsstunde eingetroffen, benutzte den Rest des Tages zu ausgedehnten Promenaden, belobte vieles. Den Abend brachte er, wie es sein Gebrauch, in der Maintenon Cabinet zu, und legte ihm bei dieser Gelegenheit Antin den Grundriß des Schlosses und der damit verbundenen Anlagen vor. Mit Kennerblick prüfte der Monarch die Zeichnung, und mit dem Gesehenen sie vergleichend, sprach er seine vollkommene Zufriedenheit mit der geschmackvollen Schöpfung aus. Einzig die prächtige Kastanien-Allee, des Gartens Stolz, wollte ihm nicht zusagen, weil sie der Aussicht von seinem Schlafgemach hinderlich. Am andern Morgen fand Antin sich bei dem Lever ein, der König führte ihn zum Fenster, warf einen Blick auf die Allee; seinen Gedanken errathend, sprach Antin: „*Sire, V. M. ne devrait pas retrouver le matin ce qu'elle a condamné la veille, je demande pardon, le plus humblement que faire se peut, de ma négligence. Cependant il ne tiendra qu'à V. M. de la réparer. Un coup de sifflet suffira, je la prie de l'accorder à mes supplications.*“ Der König lachte ob der Zumuthung, der Bittsteller beharrte bei seinem Antrag. Ludwig **XIV.** pfiff,

und im Augenblick lag am Boden die ganze Allee. Tausende von Werkleuten hatte in der Nacht Antin aufbieten lassen; sie durchsägten Baum für Baum, bis auf ein kleines Stück, das eben hinreichend, den Schaft aufrecht zu halten, legten schwere Taue um jeden einzelnen Stamm; der Pfiff wurde den im Hintergrund aufgestellten Scharen das Zeichen, durch einen herzhaften Ruck ihre Thätigkeit zu krönen, und es versank die Allee.

Dieses zu erreichen, mußte der Monarch sprechen, pfeifen, ich durfte nur wünschen: wahrlich ich weiß nicht, um was ich mehr mich brüsten soll, um die erprobte Wünschensgewalt, in der ich mächtiger erscheine, denn der mächtigste aller Könige von Frankreich; oder in der mir zugeschriebenen Aehnlichkeit mit einem andern ungleich größern König. „Du", zugleich mit dem Krückenstock drohend, schrie Friedrich II. dem Kroaten zu, der hinter dem Busch sicher, auf ihn anlegte, und der verblüffte Kroat präsentirte, statt zu schießen: dasselbe imperatorische Kunststück soll ich an drei bärtigen Männern geübt haben, so wird von mir in gedruckter Schrift berichtet; und habe ich nicht verfehlen wollen, auch dieses zweite, zweifelsohn letzte gedruckte Testimonium um meine Wenigkeit — das erste galt meiner Glaubwürdigkeit — dem wohl intentionirten Leser mitzutheilen.

Die Königsbach als die Pforte zu einem Feenland zu betrachten, hatte ich schon seit Jahren Veranlassung gefunden. Einstens, von einem weiten Spaziergang auszuruhen — es war meines Bedünkens 1827 — ließ ich auf der Brustmauer der dem Bache aufgelegten Brücke mich nieder. Parapet heißt eine solche Schutzmauer den Franzosen, und fällt mir darüber M. Dumoncel ein, „*habile ingénieur et gros mangeur, qui ne se retenait et ne se refusait à rien pour se procurer toute sorte de soulagement. Il avait fait grand bruit et s'était fait chasser du parterre de l'Opéra, parce qu'il était sourd, et tant il était malpropre. — **Mais, Monsieur,** fut lui dire le petit de **Bièvres**, ce drôle de garçon, à propos de ce qu'il venait d'entendre en marchant derrière lui sur le **Pont-Royal**, mais, **Monsieur** l'ingénieur des ponts etchaussées (c'était avec un ton de reproche), à quoi*

servent donc les parapets?“ Auf dem Parapet an der Königsbach saß ich, und es kamen, wie von der Laubach her, drei weibliche Wesen, 15 Jahre vielleicht die Jüngste, nicht über 17 die Aelteste zählend, alle drei in Zügen, in Wuchs und Haltung der Inbegriff alles ersinnlichen Reizes, und doch keine der andern von ferne ähnlich oder auch nur vergleichbar. Mit himmelblauen Augen lächelte die jüngste der drei, die goldgelockte, mich an, einen durchbohrenden Blick warf mir die älteste zu, einen Blitz vielmehr, geschleudert aus den prächtigen schwarzen Augen, die überschattet von gleich prächtigen Brauen, und den reichen dunkeln Locken, zu den Wolken richtete die mittlere ein Augenpaar von dem schönsten Berliner Blau, um das, wie um einen italienischen Himmel die Abendsonne, die Löckchen von dem schönsten Aschblond spielten. Denn gleich ihren Gespielinen, trug sie das runde Mützchen, so wie kein anderer Kopfputz zierlich und kokett, hinter jedem Ohr eine Locke, zur Seite das Kämmchen von Schildplatte, beides aristokratische Ansprüche anmeldend; rosenroth war von der beiden Blondinen Mützchen der Grund, Himmelblau trug die Brunette. Himmelblau waren auch die Schärpen, mit denen die weißen Kleider gegürtet. Wie ich das Alles mir merken konnte, weiß ich nicht, denn blitzschnell schwebten die Huldinen an mir vorüber, und im Augenblicke waren sie verschwunden. Ich habe es auch nicht gewagt, sie anzureden, denn etwas übermenschliches fiel mir in der Erscheinung auf; vielleicht daß es einige der verwünschten Nonnen vom Tummelberg gewesen, die etwan mit mir das an dem guten Andres von Capellen versuchte Experiment erneuern wollten. Meine Schweigsamkeit könnte allenfalls die gefährliche Probe mir erspart haben. Spätere Nachforschungen um die reizende Erscheinung angestellt, erbrachten den Beweis, daß ich körperliche Wesen nicht gesehen haben konnte. Das ganze Rheinufer, bis St. Goar hinauf, wurde erforscht, nirgendswo haben sich die Originale zu dem reizenden mir vorgeführten Bilde gefunden.

Oberhalb St. Goar wären sie in keinem Falle zu suchen gewesen, die drei Paar Füßchen waren zu einem weitern Gang weder geschaffen, noch bekleidet, dann ist auch des runden Mütz-

chen äußerste Südgrenze das vordem trierische, unterhalb St. Goarshausen auf dem rechten Rheinufer belegene Welmich. Denn nur unter katholischen Bevölkerungen hat eine Tracht sich erhalten, die von dem frühesten Mittelalter an bis tief in das 16. Jahrhundert der Fürstentöchter schönster Schmuck gewesen, und heute noch das Emblem der Jungfräulichkeit bleibt. Streng wird darauf gehalten, daß solches Emblem nicht misbraucht werde. Der runden Mützchen eigentliche Heimath ist das Maifeld, eine Erscheinung, die vielleicht, mit andern verbunden, im Widerspruch zu des Hrn. von Ledebur Ansicht, andeuten könnte, daß jene fruchtbare Hochfläche von einem unverfälschten, von einem gebietenden Stamme des Frankenvolkes bewohnt wird. Lange ist dort die Elz die westliche Grenze der besagten Mützchen geblieben, auf des Baches rechtem Ufer begannen die über dem Nacken geschlossenen sogenannten .....backenmützchen.[1]) Es hat aber in der neuesten Zeit dieser ungraciöse Kopfputz den runden Mützchen weichen müssen, und haben diese, während sie in Mayen gewissermaßen ihre Metropole verloren, ihren Siegeslauf bis über Kaiseresch hinaus verfolgt. Die Mosel aufwärts findet das geschlossene Reich der runden Mützchen seinen Endpunkt zu Hatzenport, sporadisch reichen sie bis Treiß, bis Cochem sogar. Rheinaufwärts sind sie auf die vormals trierischen Ortschaften, und auf des Stromes unmittelbaren Rand beschränkt; Welmich ist wie gesagt, ihre äußerste Südgrenze, und sind sie auf dem rechten Ufer in keinem der Binnenorte heimisch geworden. Boppard, Coblenz haben die Tracht, die bis zu Anfang des Jahrhunderts noch allgemein, vollständig abgeworfen: in Andernach, der äußersten Nordgrenze, ist sie im Absterben begriffen. Gleich unterhalb Andernach nehmen ihren Anfang die Cölnischen Mützchen, die sogenannten Kappesblättchen, die höchst kokett ebenfalls, doch insofern gegen die runden Mützchen im Nachtheil sich befinden, daß der weiße Stoff zu einem sonnenverbrannten Gesichtchen, und wäre

[1]) Das Maifeld, in seiner alterthümlichen Originalität, bewahrt manchen, unsern verwöhnten Ohren befremdlichen Ausdruck. So heißt z. B. eine Art Heiligenstock, die da sehr häufig vorkommt, Schöpflöffel, und dem sieht in der That das kleine Bauwerk ähnlich.

es noch so allerliebst, nicht recht paßt. Die Kappesblättchen reichen durch die ganze Breite des Jülicher Landes, durch das bergische, katholische Niederland, bis zu der holländischen Grenze. Aber auch sie werden gleich den runden Mützchen auf die Dauer dem nivellirenden Gang der Zeit nicht widerstehen können, sie werden verschwinden, und ist das Schade um die einen, wie um die andern. Die runden Mützchen mit ihrem Zubehör, mit der silbernen, häufig vergoldeten Haarnadel, die man, nicht zu Unrecht, einem Liebespfeil verglichen hat, sind eine sehr kostspielige, zugleich aber ungemein reinliche Tracht, weil sie das sorgfältigste Flechten und Ordnen der Haare erfordern, für die Küche eine unschätzbare Empfehlung. Simond, der Gallo-Americaner, der in den Straßen von Glasgow, am Sonntag, die Menge Frauenzimmer in ihrem höchsten Staate, in langen Kleidern von weißem Musselin, Shawls, schwarzen Sammtmützen, sogar mit Handschuhen und Regenschirmen, die aber, Schuhe und Strümpfe in der Hand, barfuß durch den Schmutz gingen, bewunderte, hörte diese Gewohnheit vertheidigen als reinlich, da man genöthigt, häufig die Füße zu waschen, als gesund, da man gegen feuchte Schuhe gesichert, und als offenbar wirthschaftlich. Simond würde hierlands an den seltenen Barfüßerinen die Reinlichkeit nicht eben bewundern, jedoch bei dem Anblicke des Kopfputzes eines schlichten Landmädchens vom Maifeld zugeben, daß darin Zierlichkeit und Reinlichkeit den eleganteſten Verein darstellen.

Des wallartigen Aufwurfes an der Brücke erwähne ich, weil er sogar von Männern vom Fache für das Ueberbleibsel einer vormaligen Verschanzung gehalten worden. Ein Blick auf der Straße obere Seite wird hinreichen, um diese Ansicht zu widerlegen. Auch diese Seite, in ihrer heutigen Gestalt an des Berges Füß, erhebt sich bedeutend über die Straße, daß demnach der vermeintliche Wall kaum etwas anderes sein kann, als ein isolirter Vorsprung des Berges, der bei der Durchführung der Straße von der Hauptmasse abgesondert worden. Doch sollte 1813 eine Ecke jenes Vorsprunges den Franzosen zur Vertheidigung des Rheinufers dienen: sie hatten da eine Schanze angelegt, eine andere gleich oberhalb der Rheinau und der Sauhohl,

eine dritte auf dem Oberwerth. Die wenigen, in diesen Werken aufgepflanzten Kanonen wurden aber noch vor dem 31. December abgeführt.

Die Brückbach.

Die von der Königsbach zu der Brückbach sich ausdehnende, meist mit Reben, zum Theil mit Gebüsch und Färberwaid bewachsene Wand heißt der Tummelberg, vielleicht nach den hin und wider auf seinem Scheitel ausgestreuten Grabhügeln, *Tumuli*. An seinem Fuße, der Brücke zunächst, nimmt den Raum eines vormaligen Weinberges ein die Krudewigsche Bierbrauerei, mit ihrem gedoppelten Felsenkeller. Ein sehr ernstes, sehr trauriges Zeichen der Zeit erblicke ich in diesem Auftauchen von Brauhäusern und Bierkellern inmitten der Rebenpflanzungen. Es mahnet dasselbe an eine allgemeine, an eine höchst verderbliche Richtung, an das unruhige, unablässige Bestreben, das Unterste, das Verwerflichste, die Hefe zu oberst zu kehren: im Weinlande sogar beginnt der Traubensaft, nicht dem Hopfen, sondern der *terra japonica* zu weichen, einem Stoffe, den unsere Väter vielleicht als einen Dünger für ihre Weinberge benutzt haben würden.

Weiter tritt ein mächtiger Felsen, kühn und pittoresk, gegen die Heerstraße, gegen den Rhein vor, es ist die Geierslei, deren Saum das sogenannte hohe Ufer darstellt. Hoch zu ihr hinauf zieht sich ein Gewinde von Schilf, der, gewöhnlich dem feuchten Uferrand vorbehalten, auf dem Felsengrunde nicht recht heimisch sich fühlt. Auch in die Geierslei ist bereits des Menschen räuberische Hand eingedrungen: Steinbrecher treiben da ihr Wesen, werden aber hoffentlich des Vorgebirgs verschonen, mit welchem diese Wand abgeschlossen, und seiner eisengrauen, scharfkantigen, senkrechten Klippen, die als eine kleine Martinswand, jedem um seine Hunde besorgten Jäger ein Gegenstand des Grauens. Den Namen empfing die Geierslei sonder Zweifel von einem Geschlecht von Raubvögeln, das einst an so bequemer Stelle hausete. Vielleicht, daß der gefürchtete Lämmergeier

hier seine Horste baute, wenigstens war dieses Ungethüm im Rheinthal heimisch: noch 1770 wurde ein Lämmergeier in dem St. Goarer Walde erlegt, und ließ dem zu dauerndem Andenken der glückliche Schütze des Thieres Schienbeine zu einem Paar Leuchter verarbeiten.

Das von den Geiern verlassene Revier wurde von einem andern Alpenvogel eingenommen, zum unverwerflichen Zeugniß, daß der Rhein der Alpen erstgeborner Sohn. Die Steindrossel, *Turdus saxatilis, le merle solitaire, Codirosso,* höchst selten in dem übrigen Deutschland vorkommend, hat der Umgebung von Coblenz eine besondere Vorliebe zugewendet, und nistete häufig in den Klüften der Geierslei, bevor auf diesem Punkt, durch die stete Nachstellung das Geschlecht bis auf wenige Paare ausgerottet worden. Häufiger hingegen findet sich heutzutage der Vogel an dem Affenberg und in dem Laubachthal, an dem Stolzenfels, der Marrburg und dem Rheinfels, an dem Ehrenbreitstein und dem Hammerstein, an der Marlei, oberhalb St. Goars Bett, auf dem linken Ufer, in dem Neuendorfer Steinbruch und in der Moselweißer Lei, das Lahnthal aufwärts bis wenigstens Arnstein, bei Covern in Menge, überhaupt die Mosel hinauf, so weit Klippen und Ruinen reichen. Denn nur im Gestein mag die Steindrossel hausen, in dieser Hinsicht die Sitten der Raub- und Nachtvögel theilend. Ich habe sogar erlebt, daß ein Pärchen aus dem Neuendorfer Steinbruch den Rhein herüberkam, um in einem Schalloch des Glockenthurms von U. L. Frauenkirche sein Nest zu bauen. Ein Nebenbuhler hatte vermuthlich zu dieser Wanderung die Familie veranlaßt, denn die Männchen halten genau ihren Stand ein, und bestreiten jeden Fremdling, der dessen Grenze zu überschreiten wagt. Dreimal, vom Anfang des Brachmonats bis zum halben September, hat das Weibchen Eier, gewöhnlich 5, und wird, sobald die letzte Brut genugsam erstarkt, die Wanderung nach Africa angetreten. Im März findet der Vogel sich wiederum ein. Er nährt sich meist von Insecten, Leckerbissen sind ihm Kirschen und Trauben; so er Junge zu füttern hat, verläßt er nicht leicht den Kirschbaum. In der Stube begehrt er Nachtigallenfutter, und macht er, jung aufgezogen,

durch seine Gelehrigkeit dem Liebhaber ungemein viel Vergnügen. Auch der wilde Gesang, die süße, schwermüthige, flötenartige Stimme stellt die Steindrossel, die zudem durch ein ausgezeichnet schönes Gefieder empfohlen, der Nachtigall gleich, der sie noch in einer zweiten Hinsicht überlegen. Unserm Alpensänger ist nämlich die Gabe geworden, auch in der Freiheit die Gesänge anderer Vögel sich aneignen zu können. So erinnere ich mich eines bei Ems stationirten Virtuosen, der in der gleichen Meisterschaft der Nachtigall, des Schwarzkopfes und der Lerche Lieder wiedergab, und, wenn er in der Lerche Rolle verfiel, gleich dieser in die Höhe stieg, und Viertelstunden lang über dem einen Fleckchen schwebend, die erlernten Noten flötete. Die in der Stube aufgezogenen Jungen gelangen niemals zu der vollständigen Farbenpracht, welche der Freiheit vorbehalten.

Die Abhandlung um die Steindrossel oder um den einsamen Spatz, wie sie uns heißt — Uebersetzung aus dem Französischen oder in das Französische übersetzt, wie das so häufig mit andern Redensarten der Rheinländer der Fall — die Abhandlung wird man mir verzeihen, in Betracht, daß die Coryphäen der Wissenschaft, Bechstein und Friedrich nur nach Hörensagen, nicht aus eigener Bekanntschaft von dem herrlichen Sänger, mit seinen schwermüthigen Accorden der wahrhaftige Barde für die Ruinen, in denen er sich gefällt, handeln, und kann ich dieses den berühmten Ornithologen, in Betracht ihres Wohnortes, nicht eben verargen, aber daß der Düsseldorfer Landtag, indem er, den Nachtigallen zu Schutz, ein nicht allerdings practicables Gesetz veranlaßte, und darin meines Lieblinges vergaß, dieses muß ich ihm verargen. Waren doch in Düsseldorf der Männer mehre vereinigt, welche den einsamen Spatz kennen mußten. Oder hat etwan von solchen Versammlungen des alten Kaunitz Wort: „unglaublich ist es, was ein Engländer alles nicht weiß“, zu gelten.

Die von der Geierslei zur Brückbach reichende Fortsetzung des Tummelberges empfängt auch den speciellen Namen der Wilde Berg, von wegen der steten Unruhe, die in ihm waltet, und die in den ältesten, wie in den neuesten Zeiten durch vielfältige Veränderungen in der Oberfläche, durch Erdbrüche und Spaltungen

sich kund gegeben hat. An seinem Fuße, seitwärts der Straße, trieb die Brückbach vordem eine Mühle, die sogenannte Siechhausmühle, von der doch nur mehr das Wohngebäude übrig. Eine gute Strecke oberhalb derselben, an der Sauerstränk vorüber, am Rande des engen Thales, in welchem das Wild, vielleicht durch warme Quellen angezogen, in strengen Wintern gern Zuflucht sucht, führt ein Pfad zu der Höhe des Tummelberges hinauf. Eine Lage Mauerwerk, die auf dieser Höhe sichtbar, und deren beide Enden durch ausgemauerte Vertiefungen angedeutet, könnte als der Rest einer vormaligen Befestigung oder Warte gelten; in deren Nähe hat man römische Mauerziegel, dann flache, runde, in der Mitte durchlöcherte Steine gefunden, von Art ganz gleich jenen Steinen, welche der Sehne einer Peitsche angeheftet, zur furchtbaren Waffe den Alten dienten, den berufenen Aethiopiern namentlich, die den beherztesten der Kreuzfahrer ein Schrecken. Von einer Befestigung auf dieser Stelle will aber die Sage nichts, nur von einem Nonnenkloster wissen, und habe ich dieser Sage wesentlichen Inhalt für den Epilog zu des Rheinischen Antiquarius 1stem Bande der zweiten Abtheilung gebraucht.

Von der Strafe, welcher Andres, jener Sage Held, in der andern Welt verfiel, weil er unbenutzt ließ die ihm verliehene Gewalt, eine arme Seele aus der Pein zu erlösen, von der wohl verdienten Strafe konnte an jener Stelle nicht füglich Rede sein, andern zur Warnung mag sie hier nachträglich berichtet werden. Meines festen Dafürhaltens wenigstens ist der kopflose, wunderlich vermummte Geselle, der schweigsam — man wird überhaupt finden, daß Kopflose noch eher zum Schreiben als zum Sprechen sich verstehen, denn es spricht der Mund, es schreibt die Hand — der schweigsam zu jeglicher Mitternacht, mit seinem Schiebekarren, aus der Schlucht, die Brückbach hinab, dem Rheine zu fährt, dann eine Stunde später in derselben Weise die Schlucht hinanzieht, kein anderer, denn jener Andres. Kopflos, ohne sich geprüft zu haben, wie er darin bestehen möge, begab er sich in die Gefahr, kopflos gelangte er zu des Berges Höhe. Jetzt kommt er kopflos zu des Berges Fuß, und kopflos versucht er es, mit seinem Karren den Rhein zu überschreiten, ohne doch jemalen das bewerk-

stelligen zu können. An ein vormaliges Kloster mahnet bis auf den heutigen Tag die dem Gemäuer anliegende Nonnenwiese. Hinter der Matte, in dem Teufelsloch, verschwand der Lindwurm.

Gleich über der Brückbach und der Heerstraße an des Berges Abhang erscheint anderes verfallenes Gemäuer, dem die neueste Zeit einen Aufsatz von wohl angestrichenem Gitterwerk hinzugefügt hat. Die Unterlage ist ein Ueberbleibsel von dem vormaligen städtischen Siechhause, einer der im Mittelalter so häufigen Anstalten für die Aufnahme von Aussätzigen. Der Coblenzer Siechhaus war ein klosterartiges Gebäude, der Länge nach durch einen schmalen Gang getheilt, dem Gange zu beiden Seiten hatten die Siechen ihre Zellchen. Das dem Wohngebäude sich anschließende höhere Gemäuer war die Capelle zu St. Alexius, gleich darüber hatte es eine in Mauerwerk gefaßte Quelle, den Lindenborn, Diminutiv von der ursprünglichen Formel: Reginlindenborn. Gleich Haus und Capelle, lag, bis auf die letzten Restaurationsversuche, in Schutt versunken diese Quelle, gebrochen war ihr Gewölbe, nur mehr in einem häßlichen Stutzen übrig die mächtige Linde, einst von des Namens Bedeutung ein Symbol, wiewohl ein Wurzelschößling in der Zeiten Verlauf wieder zu einem ansehnlichen Baum erwachsen, pittoresk über der Quelle verfallenes Gewölbe sich lagerte.

Des Siechenhauses gedenket Heinrich Schriwin, Bürger zu Coblenz, in seinem Testament, 1267; einen Zins von 3 Schilling hat er den Leprosen vermacht, mit dem Zusatze, daß, im Falle das Siechhaus abgeschafft und zerstört werden sollte, jener Zins an die Armen von U. L. Frauen Pfarre zu Coblenz zu verfallen habe. Für den ausgedehnten Bedarf jener Zeit wird die Anstalt schwerlich zugereicht haben; Henne genannt Colffgin, von Kettig, sah sich genöthigt, die Barmherzigkeit der Karthäuser anzurufen, um in ihrem neugebauten Häuschen unter St. Nicolaus am Rhein nur ein Unterkommen zu finden. In seiner Bittschrift, Samstag nach Fronleichnam 1399 heißt es: „*want mich Got mit siner genaden geplaget hayt, das Ich vysszetzich bin vnde noyctdorfftich bin zu diser zyt eyner Wonungen by ander guden luyden zu wonen.*“ Wiederum ist 1472 Rede von

„guden luden an der Bruckbach“. Samstag vor Simonis und Judae 1547 werden Peter Studeck und Johann Hofmann von einem wohlweisen Rath ersucht, „den Gottesarmen siechen Leuten auf der Bruckbach vorzustehen, damit, was ihnen Gott und gute Leute geben, nützlich angelegt werde. Neben den eigentlichen Pfründnern wurden auch andere Aussätzige gegen Zahlung aufgenommen, und sollte das Geld verwendet werden, um die „Hüßerchen, die sehr baufellig, aufs nothigste herstellen zu können“, um 1550. Einem Nachbarn aus Horcheim wurde gedroht, man werde ihm sein Weib zurücksenden, wenn er nicht wenigstens 20 Gulden erlege. Für den Karthäuser-Bruder Ulner, der aussätzig geworden, begehrte man, obgleich er eines Bürgers Sohn, von den Karthäusern eine Beisteuer, dagegen wurde „ein armes Maydlin von Waldesch, das Gott der allmechtig mit dem Ußsatz begabet,“ umsonst aufgenommen. In den drei Jahren, 1697—1699 betrug des Siechenhauses Einnahme 280 fl. 13 Alb., die Ausgabe 172 fl. 12 Alb., blieben 108 fl. 1 Alb. 6 Dr. Ueberschuß. Der Kurfürst Clemens Wenceslaus ließ die Anstalt eingehen, und widmete ihr Eigenthum dem neubegründeten Irrenhaus, zu dessen Vortheil die Gebäulichkeiten und Güter am 6. Mai 1785 um 252 Rthlr. versteigert wurden. Mit dem übrigen Vermögen des Irrenhauses ist die Dotation des Siechhauses an die Armenverwaltung von Coblenz gelangt, daß also Schriwins Testament nach Ablauf eines halben Jahrtausends noch wirksam gewesen zu sein scheint.

Die Capelle hat längere Zeit dem Siechhause überlebt; mehrmalen die Woche las dort Messe der Pastor zu St. Mennas, und das Patrocinium, St. Alexius, 17. Jul. pflegte er mit einem Hochamt zu begehen. Zu solchem fanden sich der Beter viele ein aus Coblenz, und sie lagerten sich, war das Amt gesungen, auf den grünen Rasenteppich, um sich mit des Lindenborns köstlichem Wasser zu erquicken, und hinauszustarren in die wunderliebliche Landschaft. Auch ich zog einstens hinaus; das Amt hielt Hr. Nicolaus Göbel, der Frühmesser zu Horcheim, der antiphotianische Eiferer, von dem bei Horcheim umständlicher zu handeln, und nachdem derselbe mit uns gefrühstückt, zu drei-

malen einen herzhaften Griff in die große Horndose gethan, die in ihrer Fröhlichkeit allzu laute Capellner Jugend verjagt, das in der Verfolgung verschobene, des *amparo* eines Hosenträgers entbehrende, blau sammetne Beinkleid rectificirt hatte, hub er an zu erzählen, etwan folgendermaßen:

„Vor vielen Jahren wohnte droben auf dem Geiersberg, ich weiß nicht recht, wo der gelegen ist, eine fromme und reiche Wittib, Nothburgis genannt, nach dem Namen der heiligen Königin, deren Leib auf der Karthause ruhet. Frau Nothburgis hatte da Haus und Hof, viel Feld und Wiesen drum herum; ihr gehörten der Faulenborner und der Siebenborner Hof, herrliche Weinberge zu Ober- und Niederlahnstein, der ganze Rölbert, sonst noch viele andere Güter; von ihrem Viehstand könnt Ihr Euch einen Begriff machen, wenn ich Euch sage, daß der Geisen allein 500 waren. Fünfhundert Geisen; mir frißt die eine, die ich letzt auf dem Bendorfer Markt gekauft hab, bald die Haar vom Kopf.“ Eine ängstliche Wahrheitliebe erlaubt mir nicht zu verschweigen, daß jenes gefräßige Thier Ehren-Göbel einen Haarschmuck gelassen, der mit allem Rechte des Signor Nardini, des berühmten Orgelspielers Neid erwecken konnte. Wer den reisenden Virtuosen nicht von Angesicht kennt, mag sich in der Illustrirten Zeitung sein Bild anschauen.

„Frau Nothburgen einzig Kind hätte der Schultheiß von Boppard gar gerne seinem Stammherren gefreiet. Aber in des Schultheißen Hause wurde, zugleich mit den Söhnen, ein armer Vetter erzogen, dessen Eltern, in Oberwesel ansässig, gar frühzeitig sterben müssen. Der Vetter, dem eine standesmäßige Erziehung zu geben, der Schultheiß, als ein wohlintentionirter und generöser Herr, keinerlei Sorge noch Ausgabe gescheut hatte, erwuchs mit den Jahren zu einem vollkommenen Cavalier, und fand an einem solchen der Frau Nothburgis Töchterlein mehr Behagen, als an dem ungeschlachten Stammherren. Seufzend ergab sich der Schultheiß in den Willen Gottes und der beiden Verliebten, die reiche Erbin sollte der arme Junker haben, doch vordersamst fünf Jahre an des Kaisers Hofe stehen, und mit solcher Aufwartung die Frau sich verdienen. So verlangte es der

alte Herr, und dem Oheim zu widersprechen, wie das in unsern Tagen der Kinder Brauch, war der Junker nicht gewohnt. Die kaum den Kinderschuhen entwachsene Reginlindis wurde nicht einmal um ihre Zustimmung befragt: eine Vernachlässigung, die ihr beinahe eben so empfindlich, als die bevorstehende Trennung von ihrem Schatz.

„Den schmerzlichen Abschied zu erleichtern und zu beaufsichtigen, hat der Schultheiß selbst den Neffen nach dem Geiersberg begleitet, und scheinen die beiden Leutchen die ihnen bewilligten Augenblicke zu einer Verabredung benutzt zu haben. Denn des anderen Tages, am frühen Morgen trieb Reginlindis ihre Geisenherde zur Brückbach, und gleich drauf trabte, von oben her kommend, ein stattlicher Reiter der Stelle zu. In stürmischer Eile saß der ab, um noch hastiger durch der Geisen dichtesten Haufen zu dem Born hinaufzuklimmen. Was er nun mit Reginlinden verhandelte, das kann man so eigentlich nicht wissen: sie weinte zumal bitterliche Thränen, als vor dem Born, der bis auf diesen Tag ihren Namen tragt, Junker Hermann zum letztenmal, unter tausend Schwüren, das Versprechen wiederholte, nach Ablauf der fünf Jahre zurückzukommen und sein Bräutchen zum Altar zu führen. Es hat auch, das Versprechen im Herzen tragend, Reginlindis in Geduld fünf lange Jahre gewartet, zumalen von Zeit zu Zeit Botschaft einlief, von dem Junker an die Mutter gerichtet und der Tochter bestimmt.

„Es machten sich aber unvermerkt die Mittheilungen seltener, es vergingen das sechste, das siebente Jahr: keine Nachrichten waren mehr zu vernehmen, kein Junker ließ sich blicken. Der Schultheiß von Boppard war gestorben, ihm folgte nach kurzem Zwischenraum Frau Nothburgis, aus Verdruß, sagen sie, daß die Tochter von den erneuerten Bewerbungen des nun ererbten Stammherren nichts wissen wollen, und aus Schrecken über ein Gerücht, wonach Junker Hermann, als Majestätsverbrecher, von dem Kaiser zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt worden. Wie es der verwaiseten Reginlindis hierbei um das Herz gewesen, ihre Trauer sich auszumalen, das überlasse ich Euch selber. Unerwartet dämmerte ein Hoffnungstral der mit der Welt und sich

selbst zerfallenen Unglücklichen. Es kam des Kaisers Majestät nach Boppard, in den ausgedehnten Forsten zu jagen, und daß er an einem sichern Tage auf dem Asurberg, oder Hasenberg, wie das unwissende Volk ihn nennet, hetzen, dann herunter reiten würde nach Coblenz, vernahm Reginlindis; ohne viel Bedenkens beschloß sie, Rechenschaft von dem Monarchen zu fordern um ihren Bräutigam.

„Wiederum trieb sie, an dem festgesetzten Tage, die Geisenherde nach Reginlindenborn, nicht lange, und vom Tabernakel her vernahm sie Butzen und Hufschlag; den steilen Pfad nach der Bruckbach herab ritt der Kaiser, der vermuthlich bügelfester gewesen ist wie ich und mein Freund, Hauptmann ..... Auf der Erscheinung Glanz, auf das prächtige Gefolge achtete Reginlindis nicht, sie drängte sich zum Kaiser, und rief, niedergesunken auf die Knie, seine Gnade an. „„Was ist dein Begehren?““ fragt der Monarch. „„Meinen Bräutigam gebt mir zurück, den haltet Ihr gefangen, daß er wortbrüchig mir werden mußte.““ — „„Wer ist dein Bräutigam, und wer bist du, mein Kind?““ — „„Des Reichsschultheißen von Boppard Neffe, Junker Hermann ist mein Verlobter, nimmermehr hätt der an Euch zu freveln vermocht, ich bin der reichen Frau Nothburgis vom Geisberg einzige Tochter.““ — „„Graf von Belmont““, und damit wendet der Kaiser sich zu dem dicht hinter ihm haltenden stattlichen Reiter, „„Graf von Belmont, Ihr seid hierlands zu Haus. Habt Ihr von Frau Nothburgen Wissen, oder von ihrem Töchterlein, kennt Ihr diesen Junker Hermann?““ — „„Aufzuwarten Euerer Majestät, darf ich nicht verschweigen, daß ich von dem alten Drachen viel, Gutes niemalen gehört habe. Die Tochter wurde für geckig gehalten, und erzählte man sich allerlei von ihren Buhlschaften, das ich hier zu wiederholen mir nicht erlaube.““ Unmuthig spornt der Kaiser, nicht weiter der knienden Jungfrau achtend, seinen Gaul, und rasch folgt ihm über Stock und Stein die ganze Jagd. Keine mitleidige Seele fand sich, zu trösten die verlassene Reginlindis, die in des Grafen von Belmont ersten Worten ihren Hermann wiedergefunden, und von ihm so grausamlich verläugnet und gelästert, auf der Stelle des Todes sein zu müssen geglaubt hatte.

„Die Sonne war längst untergegangen, als sie aus ihrer Betäubung erwachte, und langsam und sinnend die Herde nach Hause trieb. Es beschäftigte sie der Gedanken ihrer Zukunft, die sie in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, im Dienste der Nächstenliebe zuzubringen festiglich entschlossen, und dazu that sie schon am andern Tage. Aus ihrem Gute machte sie zwei Hälften, die eine gab sie den Priestern des h. Geistes, und die haben damit ein Hospital sich erbaut drüben im Lahnsteiner Berg; die Capelle, von jenem Gestift das einzige Ueberbleibsel, könnt Ihr von hier aus sehen. Die andere Hälfte und ihre eigene Person widmete Reginlindis dem Dienste der armseligsten unter den Armen, der Pflege der Aussätzigen. Zu deren Aufnahme hat sie dieses Haus erbaut, und daneben die Capelle in der Anrufung von St. Alexius, welcher Namen mahnen soll an Demuth und Selbstverläugnung. Jeder Kranke, ohne Unterschied der Person, wurde in dem Siechhause aufgenommen und verpflegt, und damit der Rhein den Hülfsbedürftigen, die von der andern Seite herkamen, kein Hinderniß werde, ließ Reginlindis vor der Johanniskirche, dann auf der Oberlahnsteiner Spitz Glöckchen, oder aber, denn darum bin ich in Zweifel, große hölzerne Klappern anbringen: die durfte der Reisende nur anziehen, und gleich fuhr vom Siechhaus ein Nachen hinüber, in Empfang ihn zu nehmen.

„Viele Jahre hatte Reginlindis dem Herren gedient, indem sie speisete die Hungernden, tränkte die Dürstenden, beherbergte die Fremdlinge, bekleidete die Nackten, pflegte der Kranken, und immer noch war sie rüstig und schön geblieben, denn die Kinder Gottes altern nicht so schnell, als die Kinder der Welt, da, am späten Abend, kurz vor oder nach Mariä Lichtmeß läutete es drüben in ungewöhnlicher Heftigkeit. „„Spät, und doch nicht zu spät,““ sagte Reginlindis, und es wurde der Färger gerufen, angewiesen, seines Amtes zu thun. „„Das werde ich wohl bleiben lassen,““ erwiderte der Mann, „„es ist stockdeustere Nacht und in Bewegung das Eis, ich wäre noch nicht im halben Rhein, und es käme völlig zu Gang; gute Nacht dann Färger und Nachen.““ Des Geläutes war kein Aufhören. Seine Feigheit, seine Gleichgültigkeit für einen Notbruf verwies die Herrin dem Kobes, der

aber ungerührt bei seinem Sinne verharrte und erklärte, lieber augenblicklich den Dienst aufgeben, als der augenscheinlichen Lebensgefahr sich aussetzen zu wollen. So will ich ihn denn herüberholen, sprach Reginlindis, und den Worten folgte ungesäumt die Einleitung zu der That. Raschen Schrittes erreichte die Jungfrau das Ufer, losgemacht war der Nachen, zur Hand genommen das Ruder, da fühlte sich ergriffen von eines Weibes Heldenmuth der träge Färger. Er hatte sich erwartet, Zeuge zu werden der Beschämung derjenigen, die Unmögliches ihm zumuthend, am Ende selbst vor der Unmöglichkeit zurückweichen müsse, und sollte statt dessen den Triumph der aufopfernden Nächstenliebe schauen. Bitterlich seine Schwachheit bereuend, sprang er in den Nachen, ihm gesellten sich die beiden Knechte, und den verzweifelten Anstrengungen der drei Männer, die von dem Steuerruder aus Reginlindis regierte, wurde es möglich, unter fortwährender Todesgefahr das andere Ufer, Lahneck zu erreichen.

„Da erhielt sich mit Mühe aufrecht, fest um seine Hände das Glockenseil geschlungen, ein armseliger Bettler: der wurde in Eile aufgegriffen, in den Nachen geschafft, wiederum auf Leben und Tod die Fahrt angetreten. Denn ihr verglichen, waren Kinderspiel alle die eben überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren. Jeder Bewegung der Ruder entgegnete ein verdoppeltes Anprallen der Eisschollen, die im nächsten Augenblick das gebrechliche Fahrzeug zerbröckeln konnten, dann stand es unbeweglich, ringsum von den sich häufenden Massen umschlossen, jetzt glitt es gleich einem Schlitten unter dem schauerlichsten Sausen über ein Eisfeld hin, dann öffnete sich wiederum, als wolle mit den ihm Verfallenen der Tod ein frevelhaftes Spiel treiben, auf wenige Schritte ein schmaler Canal. Der aber, noch nicht im halben Rhein, schien der Reise Ziel zu werden bestimmt. Nicht mehr Eisschollen, Blöcke umlagerten des Canals Ausgang, erwuchsen zu einer Mauer, die von allen Seiten zugleich das Schiffchen umgab, immer dichter sich herandrängte. Nur mehr ihres Unterganges gewärtig, ließen die Schiffer die Ruder sinken, um zu beten, auch Reginlindis betete, als sie inmitten der Finsterniß einen feurigen Strich gewahrte, der gleich neben an ausgehend, bis

zum Ufer reichte. „„Der ist unsere Straße,““ sprach sie zu den Schiffern, die, durch das Feuerzeichen belebt, ihre letzten Kräfte anstrengten, um die ihnen vorgezeichnete Bahn, und mittels ihrer vielleicht das Ufer zu erreichen. Da angekommen, warf Reginlindis sich auf die Knie, vor allem zu danken demjenigen, der in der Noth ihrer gedachte, dann ließ sie den Reisenden hinauf bringen nach dem Siechhause, und sie pflegte sein mit aller der Sorgfalt, zu welcher die christliche Liebe allein den Muth und die Ausdauer gibt, zu der sie aber noch anderweitig sich aufgefordert fühlte durch eine in den ersten Stunden gemachte Entdeckung. In dem Bilde des gräßlichsten Elendes, in einer Entwürdigung, die noch kläglicher anzuschauen neben den Spuren gebrochener Hoheit und Schönheit, fand sie das Traumgebild ihrer Jugend, den stolzen Grafen von Belmont wieder.

„Ein schnelles, ein glänzendes Glück hatte Junker Hermann an des Kaisers Hofe gefunden. Nicht nur, daß in den kürzlich eroberten Ländern, wo deutsche Treu und Redlichkeit ein Ende nimmt, nach Böhmen zu, die Grafschaft Belmont ihm geschenkt wurde, auch eines besiegten Königs einzige Erbtochter sollte er zur Frau, und all ihr Gut dazu haben, und war gerade der Hochzeittag vor der Thür, als Kaiser und Schäferin an Reginlindenborn sich trafen. Deshalb suchte der Graf die Unterhaltung abzubrechen. An Macht und Ansehen war schier keiner mehr am kaiserlichen Hofe ihm gleich, da starb der alte Kaiser, und zwei Söhne stritten sich um den erledigten Thron, mit abwechselndem Glück, in steigender Erbitterung. Am Ende unterlag des ältern Bruders besseres Recht, und schwer mußten seine Anhänger dem Grimme des Siegers büßen, schwer namentlich der Graf von Belmont. Die Grafschaft und alle Lehen wurden eingezogen, zu bürgerlichem Tode verurtheilt, sollte der ausgezogene Graf auch noch ganzer 10 Jahre gegen die Türken fechten. Er demüthigte sich, um seiner Frauen und Kinder Erbgut zu retten, ging nach dem Morgenland, that seine Schuldigkeit als ein braver Soldat, wurde aber nach mancherlei Schicksalen von den Türken gefangen. In der härtesten Sklaverei dauerte er viele Jahre aus, bis die Seuche, die ein Mitgefangener ihm anhängte,

seinen grausamen Herren nöthigte, ihn freizugeben. Er bettelte sich nach der Christenheit zurück, er erreichte das Schloß, wo seine Gemahlin Hof hielt: da wurde dem Aussätzigen der Eintritt verweigert, da wurden die Hunde auf ihn gehetzt, nachdem er versucht hatte, durch Uebersendung seines Trauringes sich der Königstochter kenntlich zu machen. Von Allen verläugnet, erinnerte er sich der Heimath und der einst so schmählich verläugneten Braut. Mühsam schleppte er sich dem Rheine zu, mühsam erreichte er die Stelle, wo so unerwartetes Wiedersehen und Erkennen ihm vorbehalten. Denn auch er fand in den Zügen seiner Wohlthäterin zeitig diejenige wieder, ohne die er einstens nicht leben zu können geglaubt hatte. Die vollständige Aussöhnung erfolgte zur Stunde, und es erzählte Hermann der bewährten Freundin, was ich Euch hier mitgetheilt habe, und noch viele andere Dinge, deren ich mich nicht mehr erinnere, und die Euch nicht dienlich sein werden.

„Wie sorgsam er aber gepflegt wurde, seine Tage waren gezählt; er starb mit sich und mit aller Welt versöhnt, nachdem er noch in den letzten Augenblicken von Reginlinden das Versprechen empfangen, daß sie dereinst, ihm zur Seite, in St. Alexien Capelle sich betten wolle. Das Versprechen hat sie aber nicht gehalten, und wurde ihr todter Leib von den Siechen nach St. Mennasen Kirchhof getragen. So hat sie es verlangt, und also eines Wortbruches sich schuldig gemacht, dem zur Strafe ihre Seele nicht ehender der ewigen Ruhe eingehen wird, bis aus Reginlindenborn ein Lindenbaum, groß wie der da drüben, herausgewachsen sein wird. Bis dahin könnt ihr sie Nacht für Nacht unter dem Kreuze, das da hart am Wasser steht, sitzen, oder auch betend auf- und abgehen sehen. Hol mir doch Einer den Abschiedstrunk vom Born."

Das Kreuz, dessen am Schlusse dieser langen Erzählung gedacht, hatte eine dreifache Bestimmung, zu verewigen das Andenken des Wunders mit dem Feuerzeichen, als Zuflucht zu dienen den Vorübergehenden in Anfechtungen, die bei der verdächtigen Nachbarschaft der Schlucht häufig vorkommen konnten, und das Malzeichen zu sein einer Fährgerechtigkeit, die vielfältig, am

auffallendsten durch die Natur privilegirt. Wie streng auch der Winter, wie vollständig zu einem Eisspiegel auch der Rhein erstarret sein mag, stets wird sich in der Richtung des Kreuzes ein offenes Fahrwasser ergeben. Unter dem Einflusse der französischen Mauthgesetze wurde jedoch die Fähre abgeschafft; der über Reginlindenborn sich wölbende Lindenbaum konnte als ein Zeichen der bevorstehenden Erlösung der Begründerin des Siechhauses gelten, erloschen waren das Andenken des ihr gewordenen Wunders, der Wunderglauben überhaupt, und aus allen diesen Gründen hat der letzte Siechhausmüller, Christian Dahlem sterbend (25. Oct. 1822) verordnet, daß jenes Kreuz abgebrochen, nach St. Mennasen Kirchhof gegeben werde. Sein Willen wurde erfüllet, nicht aber seine freudige Zuversicht, daß in Kurzem Reginlinden Seele eingehen würde der Freude des Herren. Denn es kamen wiederum zu Verkauf des Siechhauses Trümmer, und ließ der Käufer, derselbe, durch welchen das Gitterwerk der Mauer aufgesetzt, die Linde über dem Born fällen, die beinahe vollständig verschüttete Quelle ausgraben, reinigen, fassen. Aengstlich spähet das Nönnchen auf Tummelberg, ob bald die Eichel reife, aus deren Schaft zu zimmern die Wiege des Säuglings, der zum Manne erwachsen der ungeduldig Harrenden Erlöser werden könnte, den Vorübergehenden zum Entsetzen spiegelt wiederum Reginlindis das bleiche Angesicht in der Quelle, aus welcher dereinst ihr das Zeichen der Versöhnung, die Linde erwachsen soll, und gehet es zumal in der Schlucht der Brückbach toll zu, seitdem in Schutt und Graus verfallen sind die drei Heiligenhäuschen, die da, den Frommen zu Schutz, errichtet gewesen.

Der über das Siechhaus sich erhebende Bergrücken, der Tabernakel, stößt rückwärts an das Schüllerfeld, an dessen oberm, der Quelle der Brückbach zugekehrten Rande, unweit der alten Hundsrücker Straße, in einer Vertiefung, ein Rest von Mauerwerk sich erhalten hat. Der soll abermals von einem eingegangenen Nonnenkloster herrühren; so wenig aber die Geschichte von einem Kloster auf Schüllerfeld zu erzählen weiß, eben so wenig trägt die Ruine das Gepräge eines klösterlichen Baues. Einem länglichen, ungleichen Viereck steht ein zweites, kreisförmiges Ge-

bäude gegenüber; von dem Viereck gehen Spuren einer Mauer aus, die in der Richtung des Tummelberges fortgesetzt, auf einer, vielleicht auf mehren Stellen, ein kleines Quadrat von Mauerwerk vor sich hat. Vielleicht rührt das Ganze von einer zur Vertheidigung der Hochfläche bestimmten Befestigungslinie her. Dahinter liegen römische Gräber. Von der Umgebung des vermeintlichen Klosters berichtet die Sage wunderliche Dinge. Vornehmlich soll das Jägermännchen da butzen und sonstigen Spuk treiben, als Pönitenz für die im Leben gegen Jagdfrevler und Fröhner, auch gegen Holzdiebe begangenen Gewaltthätigkeiten. Wie herkömmlich erzeigt sich in guten Abenden und Nächten besagtes Jägermännchen in seiner vollen Thätigkeit; während dem Butzen angerufen, bleibt es stets die Antwort schuldig. An des Schüllerfeldes anderm Ende, nach Capellen zu, stand vor Zeiten der Schüllerhof.

Der Russen Rheinübergang, 1814.

In der Tiefe am Rhein und an der Heerstraße, in dem sogenannten Seifen, gleich bei dem ersten Hause von Capellen, hatten die Franzosen im Winter 1813—1814 ihr Hauptwerk, eine Redoute, welche zugleich mit der Schanze bei St. Mennasen Kirche bestimmt, die Lahnmündung zu hüten. Nicht viel geleistet haben diese Werke gegen den nach ängstlichen sechs Wochen in der Neujahrsnacht 1814 erfolgten Angriff. Mir scheint es, als sei den Russen ihr Tagewerk geflissentlich erleichtert worden. Das von Mainz bis Cöln zerstreute Armeecorps stand unter Marmonts Befehlen; wie dieser schließlich der Abdankung seines Herren und Meisters, nein, seines Freundes, vorzugreifen, sein Volk den Alliirten zu überliefern vermogte, lebt bei männiglichen im frischen Andenken. Daß er so viel möglich zu Divisionsgeneralen Männer seiner Gesinnung sich erbeten haben wird, ist nicht füglich zu bezweifeln. Als einen solchen muß ich den General Riccard auszeichnen. Mit unaussprechlichem Vergnügen erzählte mir Riccard einstens von seinem Vater, der durch die Revolu-

tion seines Amtes, der Präsidentschaft an dem Parlament oder der Rechnungskammer von Toulouse entsetzt, in den langen Jahren der unfreiwilligen Muse einen einzigen Gedanken verfolgte. Wie die revolutionaire Regierung um die dereinst von seinem Nachlasse zu fordernde Steuer gebracht werden könne, dieses wurde seiner Meditationen ausschließlicher Gegenstand, und als endlich, nach mühsamem Suchen, die einzige hierzu dienliche Methode gefunden, hat der alte Herr ohne Verweilen sein Haus bestellt, in Kurzem auch den Geist aufgegeben, in seinem Sterbstündlein erheitert durch den Gedanken, daß das Kaiserthum von ihm nichts erben werde.

Als seines Vaters wahrhaftigen Sohn hat der General sich zu erkennen gegeben, in seiner Weise, das Rheinufer zu vertheidigen, in den zweckwidrigen oder lächerlichen zu dem Ende getroffenen Anstalten. So fehlten z. B. der Redoute im Seifen die abwärts gerichteten Schießscharten. Aber es befehligte Riccard eine wohlbestellte, vollzählige Division, er selbst, General von Bedeutung, hatte um seines Rufes willen Rücksichten zu beobachten und von andern zu verlangen. Diesen in geziemender Betrachtung wurde er von den Machthabern zu Paris oder Mainz abgefordert, in denselben Tagen, daß der Angriff zu erwarten. An die Stelle seiner stromaufwärts ziehenden Division trat Durutte, oder, wie er hier im gemeinen Leben genannt wurde, General Deroute. Dessen Division ist die erste gewesen, bei Leipzig zu weichen, da mag sie auch begraben liegen, denn außer dem zahlreichen Generalstab habe ich von ihr nichts zu sehen bekommen. Mit dem General hatte ich aber vielfältig zu verkehren, selbst noch in der letzten Viertelstunde seines Aufenthaltes. Große Minister, die nicht lesen, nicht schreiben, nicht sprechen konnten, berühmte Rechtsgelehrte, die Orakel ihrer Collegien, die gleichwohl niemals die eigene rechte von der linken Hand unterscheiden lernten, unfähige Generale in reichlicher Anzahl sind mir aufgestoßen, aber ich meine nicht, daß mir je ein Gebietiger vorgekommen, unfähiger wie Durutte.

In der späten Nacht des 31. Decembers kam er zu der Entdeckung, daß von der Lahn der Hauptangriff ausgehen werde.

Ein flüchtiger Anblick der Landkarte hätte ihm das verrathen, der erste beste Spaziergänger oder Feldarbeiter ihm erzählen können, wie man vom frühen Morgen an von drüben das Knarren, den Tumult eines endlosen, der Lahnmündung zugerichteten Artilleriezuges gehört habe. Zu sehen war freilich nichts, denn seit drei Tagen lag auf dem Rhein der dichteste Nebel, von dem die ältesten Leute zu erzählen wissen. Durutte hatte nur um die Mündung der Mosel Besorgniß empfunden. Da ließen in der That die ersten Russen sich blicken. Zwölf Kosaken, die unter Zittern und Beben mit ihren Kleppern nach Mittag sich eingeschifft hatten, kamen von Vallendar herüber, recognoscirten in der Richtung von Neuendorf, drangen sogar in das Dorf ein, und griffen daselbst einen Cürassier-Officier samt einigen Reitern auf. Es war diesen Cürassieren in Neuendorf Quartier angewiesen, statt darin sich pflegen zu können, wurde der Anführer über Rhein gebracht, als ein Gefangner dem General-Lieutenant Grafen von St. Priest (sprich St. Pri) vorgestellt, und von diesem als sein nächster Vetter erkannt. Doch wollte es auch den Kosaken in Neuendorf nicht recht heimlich dünken, mit samt ihrer Beute kehrten sie nach dem andern Ufer zurück.

Indessen hatte die vorübergehende Erscheinung die Bevölkerung und die Besatzung von Coblenz allarmirt. Den Feind zu vertreiben, oder wenigstens seine ferneren Absichten zu ergründen, beliebte die hohe Generalität eine Demonstration gegen Neuendorf. Eine Vorhut von Reiterei eröffnete den Zug. Es waren nicht mehr des Heldenjünglings Marceau verwegene Chasseurs, „*mes démons*“, noch auch von Regensburg die Cürassiere, es waren berittene Douaniers, sogenannte Schwarze, geführt von ihrem Lieutenant, jenem Meguin, der in den ersten Zeiten der französischen Herrschaft zum Polizei-Commissair für Coblenz bestellt, gar bald eine schimpfliche Absetzung sich zugezogen hatte, und der, vergessen und verkommen seit beinahe 20 Jahren, jetzt, in den letzten Stunden dieser Herrschaft, noch einmal auftauchte. Das Commandowort erscholl, es rollten die Trommeln, in Bewegung setzten sich die Schwarzen, ergriffen von der Ahnung und Bedeutung des Augenblickes, wollte blank

ziehen ihr Anführer, aber unbeweglich klebte in der Scheide das eingerostete Schwert. Unbeweglich hat auch der tapfere Cameron sein Schwert gefunden, als er von König Jacob II. den Ritterschlag empfangen sollte, und zwar, so gefiel es dem König, von demselben Schwerte, mit welchem in des Bürgerkrieges Lauf der ritterliche Neophyt der Großthaten so viele vollbrachte. Denn nach der Väter Sitte hatte Cameron die lange Reise von dem schottischen Hochland bis nach London zu Gaul gemacht, und es war über dem anhaltenden, ihn begleitenden Regen so fest das Breitschwert der Scheide eingerostet, daß es zu ziehen, für den Augenblick keine menschliche Kraft vermogt hätte. Cameron sah und bedachte nur der Höflinge höhnische Mienen, und in Thränen brach aus der graue Held: „Achtet das nicht, mein Vielgetreuer", so tröstete ihn König Jacob, „von sich selbst würde Euer Schwert aus der Scheide fahren, wenn es dem Dienste Eueres Königs gelten sollte."

Nicht eben wie Cameron von Lochiel wurde um das unbewegliche Schwert Meguin getröstet. Ein donnerndes Hohngelächter erhob sich der Brücke Brustwehr entlang und widerhallte dröhnend von Kornpforte und Wolf, ein Unkenruf, verkündigend den Untergang des französischen Reiches. In blinder Wuth trieben die Schwarzen vorwärts ihre Rosse, verhängten Zügels sprengten sie die Brücke hinab, dann hinauf zur Höhe von Mariahülf, um in wenigen Augenblicken auf der trierischen Straße zu verschwinden. Nie mehr hat man von ihnen gehört. Die verlassene Infanterie, der noch einige Gendarmen beigegeben, setzte ihren Marsch fort, das von den Kosaken geräumte Neuendorf wurde occupirt, und jenseits des Dorfes, auf freiem Felde von den Anführern Kriegsrath gehalten um die Frage, ob weiter in die Bergpflege die Recognoscirung auszudehnen. Denn allerlei böse Dinge konnten hinter dem dichten Nebel verborgen sein. Da belebte sich urplötzlich die Straße, unzählige Jungen, mit Hin- und Herkrügen alle behängt, kamen herangezogen. Sie wurden angerufen: „Woher des Landes, wohin?" — „In die Stadt." — „Weswegen?" — „Brantwein kaufen, keinen Tropfen haben sie uns gelassen." — „Wer hat ihn denn getrunken?" —

„Ei die Russen." — „So, sind ihrer viel?" — „Wie Haar auf dem Hund." — „Haben sie Kanonen?" — „Das wollt ich meinen." — Alle Zweifel waren hiermit gelöset, links schwenkte sich die Colonne, um den Rückzug gen Coblenz anzutreten und zu fernerem Rückzuge sich zu bereiten.

Gleichzeitig mit den Kosaken waren nämlich zwei russische Infanterieregimenter bei Engers oder Neuwied über den Rhein gekommen, um auf dem linken Ufer Posten zu fassen, und endlich einen Befehl zu vollziehen, den mehre Tage vorher St. Priest ertheilt hatte. Die Russen im Allgemeinen empfanden eine gewisse Scheu vor dem Rhein, nicht sowohl wegen seines Wasserreichthums, als weil er die Grenze des jüngst noch so fürchterlichen Kaiserreichs ausmachte, und General Korff, der von seiner Station in Lahnstein nach Vallendar beordert worden, um den Uebergang zu leiten, ging zehnmal in einem Nachmittag mit seinen Officieren zu Rath, ob des Commandirenden Befehl ausführbar, der Rheinübergang zu bewerkstelligen sei. Zu solcher Berathung wurden auch Eingeborne, Civilisten gezogen, namentlich Graf Boos, der Stunden lang im Saal bei d'Ester, an Korffs Seite, vom Sopha aus, Rathschläge, wohl auch Befehle ertheilte. Als er scheidend nach der goldenen Tabatière griff, war sie im Gedränge der vielen, durch den Saal auf- und abwogenden Menschen verschwunden. Eine Consultation, von russischen Officieren unmittelbar vor einer bedeutenden Unternehmung, oder auch nach einem Misgeschick angestellt, bietet ein höchst anziehendes Schauspiel. Es waltet darin eine Unruhe, eine Ungebundenheit der Aeußerungen, eine Schärfe der Kritik, denen selbst des Kaisers Alexander Gegenwart nicht zu gebieten vermochte, und die alle unsere Vorstellungen von jenem Volke zu Schanden machen. In solchen Fällen pflegen wir in der Vollendung einer künstlichen Dressur, als gedanken- und willenlose Maschinen uns zu geben, als ein freier Mann tritt der Russe auf. Ihm allein gilt noch des Dichters Ausspruch: „frei ist das Wort, blind der Gehorsam, stumm die That." In der Frage um den Rheinübergang äußerte sich der Generale Ungewißheit noch ungleich lebhafter bei den Mannschaften; als nach allen Zweifeln, Befehlen und Gegenbe-

fehlen die Korffschen Regimenter sich einschiffen sollten, gab sich ein Geist des Zögerns und der Widersetzlichkeit kund, den die Officiere kaum zu bannen wußten. Besser gelang das den Schiffern, die in der Ungeduld, der seit sechs Wochen verpflegten beschwerlichen Gäste los zu werden, den hufenden Kriegsleuten entgegentraten und mit derben Riemenschlägen sie zum Nachen trieben. Allerdings ist ein Ruder die zuverlässigste Waffe, um sieben Rücken mit einem Streiche zu treffen.

Von der bedenklichen Stimmung seiner Truppen und Unterbefehlshaber wußte, hörte St. Priest nichts. Er, der Franzose, rechnete, so scheint es, blindlings auf die von andern Franzosen, seinen Gegnern, ihm gegebenen Zusagen. Außerdem würde sein Benehmen unerklärbar, unverantwortlich heißen müssen. Im J. 1796 hatte auf demselben Rheinufer, zu Leudesdorf der Prinz Ferdinand von Würtemberg die Nacht vertanzt, in welcher sein Armeecorps auf das Haupt geschlagen, von einer ganzen Division das Gewehr gestreckt wurde. Junge schöne Mädchen waren des jungen Prinzen Tänzerinen: in gleich ernster Stunde spielte mit alten Frauen Boston die alte Frau, um sodann, nachdem vertheilt der letzte Roque, friedlich zur Ruhe sich zu begeben.

In demselben Augenblick schier ging unter Segel die in der Lahn ausgerüstete Flotte. Auch ohne den Nebel hätten daselbst die nöthigen Vorbereitungen in vollkommener Sicherheit stattfinden können; von vier Batterien war umschlossen die Johanniskirche, die zwei Batterien auf dem linken Lahnufer, auf dem Lahneck, reichten allein aus, um die Redoute bei Capellen in Ehrfurcht zu halten. Dem Uebergang selbst ward mit Umsicht eingeleitet. Zuerst kam ein großer Lähner Nachen von Ober-Lahnstein herüber nach der Kripp. Ein Hauptmann wurde ausgeschifft mit seiner ganzen Compagnie, und gleich breitete die sich aus nach allen Seiten; bei dem zweifelhaften Lichte von Fackeln und Pechkränzen schien in dem Nebel ihre Anzahl sich zu verdreifachen. Eine Patrouille ging dem Kelterhause zu, erfaßte den im Lustwandeln begriffenen Eigenthümer und entführte ihn über Rhein nach Ober-Lahnstein. Im Schloßsaale wurde vor der versammelten Generalität, von den gepanzerten Schreibern

des Hauptquartiers befragt Christian Breidbach, zu Papier gebracht jede seiner Antworten. Denn es schreiben mit den gelehrtesten Hauptquartieren um die Wette die Russen, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie am Abend sorgfältig vernichten, was den Tag über expedirt oder gebucht worden. Einige Stunden wurden auf den Breidbach verwendet, dann brachte man ihn nach der Lahn und zu Schiffe, um als Wegweiser nach Coblenz ihn zu gebrauchen. Wiederum gab der wahre Wegweiser sich in demselben Augenblicke zu erkennen, daß die Flotte hervorkam aus der Lahn; gleich einem Hauche zertheilte sich der undurchdringliche Nebel, und mit Entsetzen schauten die in Capellen den Rhein, der nicht mehr grün, der schwarz von Schiffen geworden. Begünstigt durch den Umstand, daß die Redoute im Seifen der abwärts gerichteten Schießscharten entbehrte, erreichten die Russen ohne Verlust das Ufer. Eine einzige Salve gaben die in der Redoute aufgestellten 25 Mann, einmal wurden die Kanonen gelöset. Ihrer waren vier, den Mörser ungerechnet, alle von Eisen; *F. (ridericus) R. (ex)* stand darauf zu lesen. Mit Requisitionsfuhren waren diese Stücke von Danzig nach Mainz, und ferner zu Wasser nach Coblenz gebracht worden. Geraume Zeit lagen sie am Rheinkrahnen, dann dienten sie zu den 101 Schüssen, womit vorschriftsmäßig verkündigt wurde die Geburt des Königs von Rom. Sehr lebhaft erinnere ich mich des Unmuthes, der bei dem 22ten Schuß mich erfaßte (21 sollten einer Tochter gelten), und wie ich in meinem Bette durch die menschenfreundliche Betrachtung mich tröstete, daß Heinrich VI., in der Wiege als König von England und Frankreich gekrönt, Zeitlebens in seinem Erbreiche nur ein Gefangener gewesen sei. Die nämlichen Stücke waren jetzt zur Bewehrung der Redoute verwendet worden; der Laveten ermangelnd, lagen sie auf Böcken, und weil demnach ihre Bedienung unbequem und gefährlich, wurden sie alle zugleich durch Zündschnüre in Bewegung gesetzt; nach der Entladung zerstreute sich die Mannschaft in die Weinberge, in der Hoffnung, die alte Heerstraße und Waldesch zu erreichen.

Mit Flüchtlingen jeglichen Standes war bereits diese Straße bedeckt, auf ihr, dem einzigen noch übrigen Ausweg, drängte

sich, was von Beamten und Truppen in Coblenz übrig gewesen. Wie der stille Freitag still hatten zu solchem Rückzug die Franzosen sich geordnet, keine Trommel, keine Trompete ward vernehmbar, von Haus zu Haus gingen die Corporale, ihre Leute zusammenzurufen. Abgezogen waren die Truppenabtheilungen, von denen das Oberwerth, die Schanzen an Königsbach und Sauhohl besetzt gewesen, auch diejenige, so am Rundel ihr Bivouak gehabt. In besonders fester Haltung marschirten die von der Reservecompagnie aus, die Himmelblauen oder Himmelmeisen, wie man sie nannte, durchaus Landeskinder. Die Karthause stiegen sie hinan, bis zu der Stelle, wo nach Süden der Weg sich drehet, hier lösete der Tambour behend seine Trommel vom Halse, um sie den Berg hinabzurollen, und indem er scheinbar sich bemühte, das Instrument aufzufangen, gab er der Compagnie das Zeichen zu ihrer Auflösung. Von den Getreuen verlassen, erreichten der Hauptmann, der Lieutenant und der Sergeantmajor, Franzosen alle drei, des Berges Fläche; den in ihren Händen zu Holz gewordenen Säbel steckten sie in die Scheide, und schweigend und in großer Eile gingen sie weiter, wie mir das einige Monate später der Hauptmann erzählte.

Ich hatte nicht ausgezählt die 12 Schläge, mit welchen von dem sterbenden Jahre die Thurmuhr von Liebfrauen schied, und ich vernahm von der Lahn her ein gedehntes wüthiges Hurrah, mit Mistönen einer barbarischen Musik untermengt. Geschrei und türkische Trommel, uns die Lafoumme genannt, verkündigten der Russen Landung zu Capellen. Sie ordneten sich in großer Behendigkeit, und gegen Coblenz hinab führte sie General Bistram, dem eine zweite, von Karpenkow befehligte Brigade sich anschloß. An des Siechhauses Fuß vorbei defilirten die Grünen, da brach aus der Schlucht der Brückbach hervor ein einzelner Mensch; Feuer gab er auf den dichtesten Haufen, und in demselben Augenblicke wurde er von einem ihn ereilenden Kosaken mit der Lanze durchbohrt. Schwerlich am Nervenfieber erkrankt, war der Franzose mit seinen Cameraden aus Capellen entlaufen, aber in des Fiebers Paroxismus riefen Pflicht und Ehre ihn zurück, zur Wahlstatt und zum Tode. Er starb als ein Held, nicht

ungerächt. Fünfzig Männer, in Entschlossenheit dem Fieberkranken gleich, auf dieser Stelle vereinigt, würden für den Augenblick den Russen ein unüberwindliches Hinderniß geworden sein, sie fanden sich nicht, die fünfzig, und mochte Bistram ungehindert seinen Marsch fortsetzen; militairische Rücksichten sowohl, als der Wunsch, den isolirten Häusern der Neustadt jede Schreckniß zu ersparen, ließen ihn den obern, dem Lehrthor zuführenden Weg erwählen, eine Vorsicht, die zwar den säumigsten der französischen Flüchtlinge hinderlich wurde. Von den anziehenden Russen mit Gewehrfeuer empfangen, mußten sie in der schleunigsten Rückkehr zur Stadt Rettung suchen.

Von den auf dem Fuße ihnen folgenden Russen wurde in diesen ersten Augenblicken jeder Exceß gemieden, sie nahmen Besitz von der Hauptwache, in deren Nähe ihren General die städtische Behörde complimentirte; die türkische Musik eilte St. Castors Hofe zu, daselbst eine gar schöne Symphonia vorzutragen. St. Priest, der über Rhein auf Flaumen schlummerte, hatte die sich ausgebeten, als ein Zeichen der gewonnenen Stadt. Am späten Morgen des Neujahrstages kam er selbst herüber, und waren seine ersten Worte höchst ungnädig, denn das in Aussicht genommene Gabelfrühstück anzuordnen, hatte der Maire verabsäumt. Schmerzlich empfand solche Vernachlässigung der Feldherr, während in frommer Einfalt ich untröstlich, daß einer der Hauptanführer des Befreiungsheeres begehren könne, auf Kosten einer befreiten Stadt zu frühstücken. Viel mehr noch verletzten mich die im Lazareth, im Schloßgebäude, an wehrlosen, sterbenden Menschen verübten Frevel.

Andere Frevel, wenn sie des Commandirenden Ohr erreichten, entgingen der verdienten Züchtigung nicht. Ein Pope, in achtbarem Hause einquartiert, verfolgte die junge schöne Frau mit frecher Zudringlichkeit. Das wurde bei der Parade gemeldet. Der Pope, es war Sonntag, hatte eine Ermahnung an das Bataillon gerichtet, unmittelbar darauf ermahnte ihn der Platzmajor. Auf dessen Wink traten zwei stämmige Corporale vor die Fronte; sie küßten des Popen Hand, sie löseten seinen Pojasz, sie entkleideten ihn der Tyurdia und der Dolama, sie bet-

teten ihn auf einen Bauschen Stroh, und fünfzig Hiebe wurden von den getreuen, durch den Wetteifer beflügelten Händen der beiden Repräsentanten der ausübenden Gewalt dem liebenden Büßer aufgezählt. Darauf erhoben dieselben Männer den Patienten von seinem Schmerzenlager, sie reichten ihm die Kleider, sie verneigten sich tief vor ihm, küßten ihm die Hand, erbaten sich und empfingen seinen Segen.

Nicht ohne Einwirkung auf solche strenge Disciplin mag die Besorgniß um der Franzosen Nähe geblieben sein, eine Besorgniß, die sich deutlich in der ganzen Haltung der Russen verrieth. So verließen sie z. B., wie es anfing zu dunkeln, ihre Quartiere, um sich zu hunderten in den größern Gebäuden zusammenzudrängen. Und doch befehligte St. Priest 16,000 Mann, während Riccards Division, wie sie oberhalb Boppard aufgestellt, höchstens 6000 Combattanten zählte. Dazu hatten sich im Lande selbst, höchst unerwartet, den Russen Verbündete gefunden. In Coblenz war eine Verschwörung gereift, des Zweckes, die von einer Invasion unzertrennliche Verwirrung zu der Theilnehmer persönlichem Nutzen auszubeuten. Aus den abgelegensten Straßen der Stadt hervorgehend, zogen trupp- oder kopfweise die Freischärler hinaus in das Freie, in Kaftan oder Lumpen gehüllt, bewaffnet mit Wingertspfählen, denen ein spitziges Eisen angeheftet, bestiegen sie klapperdürre Rosse, und wie vor Zeiten die Gefilde der Philister und Edomiter, so durchzog jetzt der Löwe von Juda die Dörfer der Bergpflege, wo noch manche Verstärkung ihm zukam. Den Gaffern erging es, wie Hrn. Professor Lichtenstein mit den Buschmännern, d. i. mit den fünf Schneidern aus Paris, niemanden fiel es ein, die Aechtheit jener Kosaken zu bezweifeln, und ihrer Willkür waren Maifeld und Eifel bis über Virnenburg hinaus verfallen. Doch haben sie nur gegen öffentliche Cassen und gegen einzelne Beamten Gewaltthätigkeiten verübt, in Bell 870, zu Virnenburg 5000, zu Königsfeld 800 Franken den Steuerempfängern abgepresset, auch noch am 12. Januar ihre Industrie ausgeübt, bis das Eintreffen der wahren Kosaken sie weiterer Bemühungen enthob. Später wurden drei von ihnen, wegen der mit gewaffneter Hand bewerkstelligten Be-

trügerei durch Spruch des Assisenhofes in Coblenz vom 17. April 1820 zum Tode verurtheilt, es hat aber des Königs Majestät durch Cabinetsordre vom 16. Januar 1821 die Todesstrafe in lebenslängliche Kettenarbeit und Ausstellung am Pranger verwandelt, und durch eine spätere, nicht zu den Acten gekommene Cabinetsordre den am schwersten Gravirten, den Anführer des reisigen Zuges, und vermuthlich auch seine beiden Genossen in Freiheit setzen lassen.

Weniger unternehmend, denn die Hülfsvölker auf dem nördlichen Moselufer, betrachteten die russischen Patrouillen längere Zeit den Kühkopf als ihr äußerstes Ziel, und in entgegengesetzter Richtung näherten sie nur zögernd sich der Ahr. Denn auch dort schienen die Franzosen Stand halten zu wollen, und wurde an der Sinziger Brücke eine neue Häringsschlacht geliefert, in welcher die Russen Häringe und alte Röcke erbeuteten, die Franzosen eine Kanone nahmen. Im Triumph wurde das Geschütz zu Bonn eingeführt und der gesamten französischen Bevölkerung Veranlassung zu stürmischer Begeisterung. Greise, Männer, Frauen, Kinder stürzten sich auf die Trophäe, sie zu küssen; viele weinten, um einen Anblick, welcher des Sieges Rückkehr zu verheißen schien, die einen, in dem Andenken und der Vergleichung der Tage von Marengo, Hohenlinden, Ulm, Austerlitz, Jena, Friedland und Borodino die andern. Das Eintreffen des Corps von Jusefowitsch machte dem zwecklosen Kampf an der Ahr ein Ende, und auch Riccard trat allgemach über den Hundsrücken seinen Rückzug an.

Zwei Monate später bereisete ich die von ihm verfolgte Straße, und allerwärts hat man mir von diesem Rückzuge erzählt. In bewundernswürdiger, in beneidenswerther Ruhe wurde er vollbracht, die am Morgen von Riccard verlassenen Quartiere beherbergten am Abend die seine Truppen ablösenden Preussen oder Russen, nirgends fielen Störungen vor, und nur in Senderfold, St. Avold, wurden, Anstandes halber, einige Kugeln gewechselt, nachdem man vorher sich begrüßt hatte, wie etwan zu Fontenoy Franzosen und Engländer sich begrüßten. „*Tirez, Messieurs les Anglais,*“ hatten da unter großen Re-

verenzen die französischen Officiere gerufen, *„tirez, Messieurs les Français“*, erwiederten in gleich verbindlicher Weise die Engländer, bis dann endlich diese nach ihrer practischen Richtung sich bequemten, das Feuer zu eröffnen. Diese Höflichkeiten waren, gleich den wenigen uns verbliebenen Tugenden, lediglich Nachklänge aus dem Mittelalter, daher, im Vorbeigehen sei das gesagt, Völker, die kein Mittelalter durchlebten, so höchst widerwärtige, prosaische, lederne, nichtswürdige Erscheinungen sind und bleiben werden. Von verwandten Höflichkeiten einige beizubringen, kann ich mir nicht versagen. Des h. Ludwigs Gemahlin, die Königin Margaretha, war in Damiata zurückgeblieben, während das christliche Heer vor Cairo beschäftigt. Seltenes Un- und Misgeschick lieferten dieses ganze Heer und den König selbst in der Heiden Gewalt. Die Trauerbotschaft vernehmend, und die Unzulänglichkeit der Vertheidigungsmittel erwägend, ließ die Königin den achtzigjährigen Ritter, der als ihr Ehrenhüter zurückgeblieben, zu sich fordern. „Eine Gab," so sprach der h. Eleonora Schwester, „eine Gab hab ich von Euch zu begehren." — „Sie ist Euch gewährt." — „Bei Euerer Treue verlange ich, Ihr wollet, wenn die Heiden die Stadt nehmen, mich nicht lebend in ihre Hände fallen lassen, sondern vorher mir den Kopf abschlagen." Und es erwiederte in der verbindlichsten Weise der alte Herr: *„Très-volontiers le ferais-je, car, je l'avais bien pensé que je vous occirais avant qu'ils vous eussent prise.“*

Von einer andern Heidenfahrt, nach Preussen, heimkehrend, vernahm der Captal von Buch, wie die Königin von Frankreich, von der Dauphine und der Herzogin von Orléans und mehr denn 300 edeln Frauen und Jungfrauen begleitet, zu Meaux, gegenüber den rebellischen Bauern oder der Jacquerie in der dringendsten Gefahr sich befinde, und wiewohl er den Engländern zuhielt, auch sein Vetter und Reisegefährte, der Graf von Foix von dem Dauphin auf das Empfindlichste verletzt worden, zeigten der eine wie der andere sogleich sich bereit, den Damen in ihrer Noth beizuspringen. Damit hatte es in der That Eile. Denn als das nichtswürdige Gesindel von den vielen nach Meaux

geflüchteten Frauen und Jungfrauen, von den lieblichen Mägdelein hörte, strömte es von allen Enden zusammen. Aus Paris hatten sich 300 Taugenichtse, von Peter Gilles, dem Krämer, angeführt, auf den Weg begeben, und schloß sich ihnen ein zweiter Haufen von 1900 Mann an, unter dem Befehl von Johann Vaillant, dem *Prévôt des monnaies.* Wohl 9000 Galgenstricke, zu dem Schlimmsten alle aufgelegt, hatten vor Meaux kaum sich gezeigt, und willig wurden sie von den Bürgern eingelassen. Im Augenblick waren alle Straßen, bis auf den Markt, der von der Marne umflossen und einigermaßen fest, von dem Gesindel erfüllet, und während das in wilder Lust tobte und jubelte, hörte man auf dem Markte eitel Wehklage und der Verzweiflung Ausbruch, denn dahin hatten die Frauen sich geflüchtet. Wiederum bewährte sich der alte Spruch: Ist die Noth am höchsten, ist die Hülf am nächsten. Von den Rebellen nicht beachtet, hatten zugleich mit ihnen der Captal und sein Vetter den Markt erreicht, in Hast ordneten sie ihre Banderien, weit geöffnet wurde die Pforte, und hervorbrachen die Ritter, bei deren Anblick schon die Vilains zu weichen begannen. Mit den Hintermännern sich verwickelnd, fielen sie zu Haufen übereinander, daß Abschlachten der Sieger einzige Aufgabe wurde. In kurzen Augenblicken waren die Straßen gesäubert, die Flüchtlinge in die Marne gesprengt. Deren sind aber nur wenige, der Erschlagenen 7000 gewesen. Als endlich die Ritter, in der Verfolgung und dem Morden ermüdet, sich wendeten, gedachten sie des bösen Willens und der schlimmen Werke der Bürger von Meaux, und haben sie, das zu bestrafen, Feuer angelegt und die Stadt verbrannt mit allen den Vilains, die nicht bei Zeiten entlaufen waren. Das ereignete sich den 9. Juni 1358, und waren den Tag darauf der Captal und der Graf von Foix dem König von Frankreich feind, wie je zuvor.

Eine Höflichkeit allein verschuldete vielleicht das Mislingen von Eugens abenteuerlichem Anschlag auf Cremona. Vollständig beinahe war die Stadt gewonnen, gefangen und in einer Casine vor dem Margarethenthor bewacht der Marschall von Villeroy. Da seinem Gefangnen einen Condolenzbesuch abzustatten, ließ Eugen, ließ Commercy sich nicht abhalten, und während in

eiteln Förmlichkeiten eine unersetzliche Zeit verloren ging, fanden die beiden irländischen Regimenter in französischem Solde Gelegenheit, in dem Pothor sich festzusetzen. Wohl vereinigten Scherzer und Mercy, selbst ohne Befehl, gegen sie ihre Anstrengungen, aber wie grimmig auch die Anfälle, Mauern gleich standen die Irländer. Einmal nur sollen sie geschwankt, sogar schon, das versichern kaiserliche Berichte, Quartier angenommen und die Waffen niedergelegt, gleich aber wieder sie ergriffen haben, wenig bekümmert, daß hiermit die Parole gebrochen. Um so mehr bekümmert erzeigte sich der endlich zur Stadt zurückgekehrte Eugenius. Die Güte zu versuchen, entsendete er den Hauptmann Macdonald, eben denjenigen, an den Villeroy sich ergeben müssen, und freundliche Worte von Versöhnung und Accord richtete der an die Landsleute. „*Le Prince Eugène,*“ entgegnet O'Mahoni, der Major, „*le Prince Eugène, qui nous fait faire ces propositions, paraît plus nous craindre, qu'il ne nous estime.*“ Trotziger, aller Höflichkeit fern, ließ ein Lieutenant von den Grenadieren sich vernehmen: *que vôtre prince Eugène nous fasse charger par tous les cuirassiers de son empereur, et il ne nous fera pas bouger. Dites à cet homme qu'il aille se faire f.....*“, fügte er, zu O'Mahoni sich wendend, hinzu, der aber, anstatt den Rath zu befolgen, den Macdonald festnehmen ließ. Eugen, nachdem er lange der Rückkehr des Abgesandten gewartet, beorderte den Baron von Freyberg mit den Cürassieren von Taaffe auf die Irländer einzuhauen, und, wo sie in ihrer Halsstarrigkeit verharren würden, bis auf den letzten Mann sie niederzuhauen. „Allein die Iren empfingen sie mit starken Salven, und drang zwar der Baron von Freyberg durch die ersten Glieder in die Bataillone, wurde aber eingeschlossen.“ „*Rendez-vous,*“ rief O'Mahoni, bewundernd des Mannes kühnen Muth. Aber Freyberg, den gebrochenen Pallasch in der Faust, warf dem Nächsten erst die Pistolen an den Kopf, dann das eigene Leben; „*est-ce donc jour,*“ zürnte er, „*à recevoir quartier, faites vôtre métier,*“ und im Augenblick wurde er, dem zu überleben, seine Cürassiere sich nicht schämten, von zwanzig Bayonetten durchbohrt. Verfehlt war, über einer Condolenzbezeugung, das ganze Unternehmen.

Verhältnißmäßig viel theurer, denn in Cremona Eugenius, der edle Ritter, hat in Frankfurt mein leiblicher Oheim und Pathe eine militairische Höflichkeitbezeugung, in ihrer Art vielleicht die letzte, zu büßen gehabt. Emigrant in Gefolge der französischen Occupation des linken Rheinufers, traf er im Weidenhof mit seinem Bruder zusammen. Diesen, Lieutenant in einem sächsischen Chevaulegers-Regiment, führte ebenfalls der Krieg dahin, 1795, und war er, Quartier zu machen, dem Regiment vorausgeeilt. Seit Jahren hatten die Brüder einander nicht gesehen, groß war deshalb ihre Freude. Als vorübergebrauset der Strom der Begrüßungen, kam die Rede auf die Weise, diesen und den folgenden Ruhetag zu benutzen. „Für heute," so lautete meines Oheims Vorschlag, „für heute speisen wir *tête-à-tête* auf meiner Stube, und dazu trinken wir vom Besten, 83er Johannisberger mit schwarzem Stopfen." Dagegen hatte nichts zu erinnern der Lieutenant, trefflich ließen die Brüder die Schöpfungen der Frankfurter Küche und besser noch den Johannisberger sich schmecken. Eben wurde der dritte der schwarzen Stopfen gelüftet, und es klopfte der Thüre an, und auf den hergebrachten Gegenruf trat herein ein stattlicher Mann in sächsischer rother Uniform. Der eben einrückenden Chevaulegers Obrist, hatte er seinen Lieutenant aufgesucht, um für die Quartier-Bestellung ihm zu danken, und über dem Suchen war er zu des Bruders Stube gelangt. Wie sich das von selbst versteht, wurde dem Hrn. Obristen aus der schwarz gestöpselten Flasche credenzt, und konnte auch dieser Kenner dem Weine seinen Beifall nicht versagen. Bei dem einen Zuspruch ist es aber nicht geblieben, es folgten dem Obristen der Obrist-Lieutenant, die Majors, die Rittmeister, die Lieutenants, die Cornets, bis zum jüngsten des ganzen Officiercorps, geführt einzig und allein durch die Absicht, dem Cameraden die auf ihr Unterkommen verwendete Mühe zu verdanken, begabt aber auch Alle mit einem Durst ohne Gleichen. Achthundert Gulden, zu 8 Gulden die Flasche gerechnet, hat der Nachmittag meinen Oheim gekostet.

Von Riccards Nachfolger im Commando sei wiederum die Rede. In Metz blieb Durutte als Festungscommandant zurück,

und ließ er, an der Spitze von 12,000 Mann, geschehen, daß Jusefowitsch mit 3500 Mann, meist Milizen, die Stadt auf das engste einschloß, Feb. 1814; eingeschlossen blieb sie auch, wie Jusefowitsch gen Westen zog, wenige Hessen an seines Corps Stelle traten. Selbst nachdem Napoleon aus St. Dizier nach Metz die dringendsten Befehle ergehen lassen, daß sofort eine lebhafte Offensive ergriffen werde, verharrte Durutte in seinem Todesschlummer. Um seinetwillen verlor Napoleon ganze drei Tage, unersetzliche Tage, und erst nach dessen Abzug, der durch die Lage von Paris geboten, ging von Metz eine Bewegung aus, welche mit einem Zuge die Befreiung von Thionville, Saarlouis, Bitsch und Luxemburg bewirkte, und die Hessen bis nach Lutzerath, den zagenden General-Gouverneur von Trier nach Coblenz vertrieb. Der langen Unthätigkeit der Besatzung von Metz mehr oder weniger verwandte Dinge haben damals auf mehren Punkten sich ereignet. Ich weiß, daß der Präfecturrath zu Genf, durch welchen die Stadt und mit ihr der Schlüssel des Rhonethals den Alliirten überliefert worden, hierzu durch die mäßige Summe von 9000 Franken sich erkaufen ließ, und daß es den Oestreichern weitere 4000 Franken kostete, um das zur Bestrafung des Verräthers angeordnete Kriegsgericht zu bestechen, und ein lossprechendes Urtheil zu erkaufen; ich erinnere mich auch, in einer der letzten Nummern der unter französischem Einflusse, also in beiden Sprachen, erschienenen Coblenzer Zeitung von Vorschlägen, durch welche der Commandant von Neu-Breisach zu gleicher Ehrlosigkeit bewogen werden sollte, gelesen zu haben. „*Non, jamais je ne ferai chose indigne de mes épaulettes*“, soll der Mann gegen die Versucher geäußert haben, oder, wie jene Zeitung übersetzte, „nimmermehr werde ich thun, was meiner Schulterblätter unwürdig.“

Die Reise nach Senderfold hat mich nicht verhindert, in dem Verlaufe des J. 1814 einiger denkwürdigen Begebenheiten am Rhein Augenzeuge zu werden. Karpenkow veranstaltete einer Gesellschaft lüderlicher Dirnen zu Ehren einen Ball. Raum zu gewinnen für solche Festlichkeit, ließ er den von Blücher und Ribbentrop bestellten Intendanten *brevi manu* zur Thüre hinaus-

werfen. Der Mann, welcher bestimmt gewesen, den glänzenden Stuhl des Präfecten einzunehmen, dem Titel nach ein Kriegsrath, trug auf dem Haupte einen aus Oeconomie halbirten Tschako, an seinem schmächtigen Leibe eine Uniform, die für ihn sogar viel zu knapp. Diesem Uebelstande abzuhelfen, hatte er in die Knopflöcher Schlingen von Bindfaden eingelegt; trefflich nahmen sich auf blauem Grunde die hänfenen Brandebourgs. Wie von Karpenkow des Leyenschen Hofes, so wurde der von seinen Mandanten aufgegebene Intendant des Landes verwiesen durch Gruner, den von dem Minister von Stein ernannten General-Gouverneur des Mittel-Rheins, eine Härte, die um so auffallender, je lebhafter die Empfehlung, welche die Verwandtschaft der beiderseitigen Schicksale dem Intendanten zu verheißen schien. Unlängst nur hatte er, hierin dem General-Gouverneur gleichgestellt, die Festung verlassen.

Der Welt hat sich zuerst bekannt gemacht Justus Gruner durch Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung, oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des 18ten Jahrhunderts, Frankfurt, 1802—1803. Der einzig Ruhe suchende, beträchtlich alberne und nicht minder unwissende Waller, wie Fadenhagen fade, doch in endloser und unverfänglicher Allliebe, auch in Abscheu für die Rohheit vergangener Jahrhunderte und für die Greuel der Pfaffenherrschaft erglühend, hatte sich jedoch in der Zeiten Verlauf zu einem gewaltigen Staatsmanne herangebildet, der einzig in amtliche Wirksamkeit und unruhiges Streben seine Hoffnung setzte. Das Großherzogthum Berg hatte er zeither regiert, und von Düsseldorf kam er herüber, um auch das andere Ufer nach seiner Weise zu beglücken, „damit er dort Gutes pflanze und ein neues Leben wecke", sagt der Rheinische Merkur. In Bonn, wo Alles noch in Gährung ob der von Jusefowitsch erhobenen Brandschatzung von 100,000 Franken, wurde dem hohen Gast zu Ehren ein Ball veranstaltet. Von solchem Ball hat in des ersten Entzückens Rausch Boosfeld, der Unter-Präfect, an den neuen General-Gouverneur geschrieben:

§. 1. Frauen und Jungfrauen Bonns!

§. 2. Mit diesen sinnigen, mit diesen erhabenen Worten haben E. Exc. die um Höchstdieselben versammelten lauschenden Frauen und Jungfrauen angesprochen.

§. 3. Jahrtausende der Schmach und Erniedrigung, auf dem weiblichen Geschlechte lastend, wurden ausgeglichen einzig in der Betonung dieser Worte.

§. 4. Der von E. Exc. angeordnete Verein für die Pflege kranker und verwundeter Krieger ist alsbald in Wirksamkeit getreten; es bedurfte hierzu nur der belebenden Worte des begeisterten, hochherzigen Schöpfers.

§. 5. Ich aber rufe mit Simeon dem heiligen Alten: Jetzt entlassest du, o Herr, deinen Knecht in Frieden. Denn meine Augen haben dein Heil gesehen, den Völkern eine Leuchte, deinem Volke eine Glorie.

Es war eine Eigenthümlichkeit des trefflichen Boosfeld, alle seine Briefe in Paragraphen einzutheilen, und mußte sie Bekannten um so auffallender erscheinen, da seine Fenster regelmäßig mit grauem Packpapier bekleidet, weil, so erklärte er das, der Anblick der Bleistreifen, durch welche die Scheiben geschieden, den Zusammenhang seiner Gedanken unterbrach.

Eine gänzliche Umwandlung in dem Personal der Behörden schien dem General-Gouverneur die dringendste seiner Aufgaben. An Candidaten für die erledigten Stellen ergab sich Ueberfluß, zunächst in Gruners zahlreichem Gefolge, worin Männer beinahe aus allen Breiten und aller Zungen, der Ausbruch gleichsam der darin repräsentirten Stämme, vereinigt. Schreibt sich doch von jener ersten Einwanderung manche der Rheinprovinz zu Eigenthum verbliebene Illustration her. Eben so unartig, als unwahr lassen um dieses Gefolge die *Lettres confidentielles sur Mayence,* denen das bedenkliche Motto: „*Fouettons d'un mot sanglant ces grands hommes d'un jour,*" beigegeben, sich vernehmen. „*Son entourage suffit pour définir sa conduite; il est composé en grande partie d'hommes vagabonds, espèce de cosaques civils, qui glanent après sa récolte.*" Gruner selbst wird von dem reisenden und zürnenden Franzosen als ein politisches Chamäleon geschildert: durch ihn sei, bis auf die Finanzen, alles durchein-

andergeworfen, verwirrt und desorganisirt worden. In dem Laufe von sechs Monaten habe er im Departement des Donnersberges vierzehn Millionen erhoben, und seine väterliche Verwaltung verheiße noch viel schönere Dinge. Der von Otterstädt, einer von Gruners Generalgouvernements-Commissarien, wird einem Vulcan auf Lehmgrund verglichen, wie ein Pascha von vier Roßschweifen gebieterisch, wisse er nach Umständen geschmeidig zu sein wie ein französischer Abbé. Von den meisten Municipalräthen habe er sich schriftlich geben lassen, daß sie ihn zu ihrem Vorgesetzten wünschten, und mit diesem Zeugnisse in der Tasche sei er dem Kaiser Alexander spornstreichs nachgelaufen. Sein Galopin, der Advocat Werner mit dem cadavrosen Gewissen, habe die Intrigue so weit getrieben, daß er, um Einfluß zu gewinnen, sich einer Verrätherei zu Gunsten der Franzosen beschuldigen lassen. Der Bürgermeister Jungenfeld halte sich für einen Cincinnatus, weil er in schmutzigen Stiefeln und abgeschabter Pikesche auf dem Rathhause zu erscheinen pflege, doch habe ihn das nicht abgehalten, bei der Anwesenheit Alexanders eine höchst kostbare Toilette zu machen. Von Görres wird gesagt: „*cet homme doué d'une imagination incendiaire, mais privé du sens commun, s'est illustré par ses vociférations. Le gredin littéraire, excrément sorti du cul du jacobinisme, s'érige en censeur des rois et interprète des peuples: semblable aux héros de l'opéra, il trace la ligne des droits et des pouvoirs. Sans cesse il propose pour modèle le fameux Arminius, qui trahit ses alliés, oubliant que les forêts, où il trámait ses complots, sont tombés sous la hache, et que nous ne sommes plus des barbares. Comme malgré son insuffisance et son ton nasical, il a été chargé, pendant quelques momens, de l'instruction publique, il espérait sans doute faire retrograder les sciences et la civilisation.*“

Eingeborne, falls sie angestellt werden sollten, mußten den Tendenzen von 1797 angehören oder wenigstens anzugehören scheinen. Leute von solcher Gesinnung zu ermitteln, mögen einige Anleitung gegeben haben die harmlosen Spiele des Tugendbundes, jener geheimnißvollen Gesellschaft, die in Reputation und

auch in Wirksamkeit einzig der heiligen Vehme zu vergleichen. Dem Tugendbunde werden, wie der Vehme, der in Westphalen heimischen bäuerlichen Gerichtsbarkeit, in historischen Romanen die wunderbarsten Kräfte und Verrichtungen zugeschrieben. In der Auswahl zuverlässiger Diener zeigte sich die Oberbehörde des Mittelrheines so ängstlich, daß für das unter den waltenden Umständen zumal wichtige Amt eines Gendarmerie-Hauptmannes nur ein einziges, taugliches Subject, ein sterbender Blechschmied, aufgefunden werden konnte.

In jener Aemter-Lotterie fielen, von dem vormaligen Rhein- und Moseldepartement zu sprechen, der Gewinnste viele auf den Bezirk von Bonn. Bei jeder Vacanz konnte man schier die Schlagworte der Kaiserkrönung, „ist kein Bönner hier?" wiederholen. Seher, erwägend, daß durch den Rhein der Bezirk von Bonn von Westphalen geschieden, und daß hinter Westphalen auch noch Leute wohnen, ahnten bereits 1814 die Gefahren, von welchen der auf den Staatsdienst angewiesene Theil der Bevölkerung des rheinischen Frankenlandes bedroht, und verglichen dessen Lage dem Reiche Karls des Großen, so ebenfalls einer dreifachen Linie von Feinden ausgesetzt, zunächst den Sachsen, hinter welchen die Dänen, und im fernen Nebelgrunde Schweden und Normänner verborgen. In anderer Beziehung hatte der Bezirk von Bonn sich nicht minder des Wechsels der Dinge zu beloben. Er sollte über die Gebür in der Grundsteuer beschwert sein, und bestand in der That ein arges Misverhältniß zwischen dem fruchtbaren und ausgedehnten Ruhrdepartement und dem um ein volles Fünftel kleinern Rhein- und Moseldepartement, so viel weniger reich in Production jeglicher Art, kaum ein Drittel von der Bevölkerung des Ruhrdepartements enthielt. Allein es war dieses den Regenten des Mittelrheins nicht unterworfen, eine Ausgleichung für den Augenblick unmöglich; aus Noth Tugend machend, ließ die Behörde die ganze angebliche Ueberlast des Bezirkes von Bonn, eine Kleinigkeit von 100,000 Franken jährlich, der guten Stadt Coblenz zuschreiben. Ueber den vielen Kriegs-Exigenzen blieb solche neue Belästigung beinahe unbemerkt; daneben excellirte die provisorische Regierung

des Mittelrheins in der wesentlichen Kunst, herbere Zumuthungen unter anmuthigen Zugeständnissen zu verschleiern, die Pille zu vergolden. Mit meinen Ohren habe ich gehört, wie in einem Athem ein und derselbe Ausrufer verkündigte: 1) dreifache Einquartierung für den Tag, 2) dreifache Steuer, Behufs der Proviantirung von Mainz, 3) allgemeine Beleuchtung, deren Veranlassung mir entfallen, wenn sie nicht eine Gedächtnißfeier für der Schweden Sieg bei Lützen, 1632, gewesen ist.

Nicht nur der Bezirk von Bonn, auch Individuen, insofern sie durch ihre Stellung empfohlen, konnten leichtlich zu ihrem Recht gelangen. Des Freiherren von Stein in dem Umfang des Rhein- und Moseldepartements belegene Herrschaften Ehrenberg und Landskron waren, in Gefolge seiner Aechtung, für Rechnung des *domaine extraordinaire* oder der *grande armée* sequestrirt worden. Die Aufhebung des Sequesters ergab sich als eine nothwendige Folge des Abzuges der Franzosen. Es berechnete aber der von Stein den während der Sequestration erlittenen Verlust, Zinsen und Zinseszinsen eingerechnet, zu 5000 Rthlr., und die ließ dem mächtigen Quärulanten Gruner anweisen, nicht zwar auf den seinen Befehlen unzugänglichen *domaine extraordinaire*, sondern auf die Steuercasse des dem Hergange durchaus fremden, ohnehin auf das Aeußerste belästigten Rhein- und Moseldepartements.

Auf die Finanzen keineswegs seine Thätigkeit beschränkend, hat auch in die Gesetzgebung der Gouverneur wesentliche Verbesserungen eingeführt. Also mag ich seine Anordnungen in dieser Hinsicht nicht zu Unrecht nennen, immer aber bleibt es eine außerordentliche Erscheinung, daß die Gerichtshöfe und Rechtslehrer des Mittelrheins die launenhaften Eingebungen eines russischen provisorischen Staatsrathes als Gesetze aufnehmen, und ihren Gesetztafeln einverleiben konnten. Die sich dessen schuldig gemacht, haben kein Recht, um spätere Einschiebsel zu murren. Nur mit dem Kalender wollte es dem Gesetzgeber nicht recht glücken. Den republikanischen Kalender hatte er, als „von der übrigen gesunden Welt verworfen", geächtet, statt dessen beschenkte er uns, nicht mit dem Berliner Normalkalender, dem wenigstens

eine erfreuliche Fülle nicht abzusprechen, wie er denn auf Dreikönige, 6. Januar, am 7. Kaspar, am 8. Melchior, am 9. Balthasar folgen läßt, sondern mit der russischen oder julianischen Zeitrechnung, die seit drei Jahrhunderten beinahe abgeschafft, jetzt wiederum an Sauer und Nahe, in Eifel und Soon studirt werden mußte. Schade, daß sie uns nicht geblieben ist, unsere späten Nachkommen würden gewiß nicht wenig sich gefreuet haben, zu Allerheiligen z. B., wie es in „der übrigen gesunden Welt" heißen könnte, ihre Ostern zu feiern. Die Einführung des russischen Kalenders am Mittelrhein erscheint um so verdienstlicher, da der Provinz Verwaltungspersonale, einigermaßen eine Wiederholung von des Anacharsis Klootz Repräsentanten des Menschengeschlechtes, einzig und allein der russischen Deputirten entbehrte, während in andern, lediglich durch Russen verwalteten französischen Departements von ferne nicht des julianischen Kalenders gedacht wurde. Die Russen schämten sich des absurden Zeitmessers, des Justus Möser Pathe suchte Ehre und Vortheil in der Anwendung ausländischen Unsinnes.

Auch das Heer des Mittelrheins sollte einen ausländischen Zuschnitt empfangen, und muß auf dessen Wahl ein gründlicher Kenner schwedischer Geschichten Einfluß geübt haben. Es wurde beschlossen, von Gustav Adolfs Heereseinrichtungen die wesentlichste zu erneuern, dem Lande ein gelbes, schwarzes, veilchenblaues, pfirsichblüthenes, krapprothes Regiment zu geben. Zu sothanem Gebrauch waren die Tücher angeschafft, die Uniformen aber noch nicht angefertigt, wie laut der zwischen den verbündeten Mächten abgeschlossenen Uebereinkunft mit dem 4./16. Juni 1814 das Gouvernement aufgelöset, alles Land im Süden der Mosel an eine östreich-baierische Administration abgetreten, das übrige Gebiet, samt der Stadt Coblenz, dem Gouvernement vom Niederrhein einverleibt wurde. „Ich scheide zwar mit Wehmuth", sagte Gruner in seinem Abschiedsgruße, „da ich das Glück, zu welchem die Grundlagen bisher mit schweren Opfern gelegt worden, nicht bleibend befestigen helfen kann — mit Schmerz über das unglückliche Schicksal von Saarbrücken — aber auch mit der Zuversicht, daß Gott und die edlen Fürsten,

welche diese blühenden Provinzen dem teutschen Vaterlande zurückgegeben, ihren biedern Bewohnern Freiheit, Selbstständigkeit und Wohlfahrt ewig sichern werden."

Die Aufstellung einer eigenen Kriegsmacht hätte manchem Uebelstande mit den fremden Völkern abhelfen können. Ein preussischer Major, ein Graf Königsdorf fungirte längere Zeit als Commandant in Coblenz, und zwar so gut, wie ein anderer, empfing auch dafür, bei seinem Abgang, von dem Stadtrath eine schriftliche Anerkennung, gleichwie er, unter dem 6. Juni 1814, für die empfangene Achtung und Freundschaft, in dem Rheinischen Merkur der Bürgerschaft seinen Dank abstattete. Später ergab sich, daß er kein Major, kein Graf, kein Königsdorf, daß er ein herrenloser Bedienter sei. Von allen militairischen Einrichtungen des Gouvernements gelangte einzig die Gendarmerie, oder, wie sie in der officiellen Sprache mit einem wurzelächt deutschen Ausdruck genannt wurde, die Generalgouvernements-Miliz zur Vollkommenheit. Je mehr Gendarmen, je mehr Freiheit, so haben wir in der neuesten Zeit gehört. Auch in andern Uebersetzungen aus dem Französischen hat Gruner eine wahre Meisterschaft bekundet. Unmöglich wäre es z. B. gewesen, für Mairie einen passendern Ausdruck zu finden, als Bürgermeisterei, verwandt einzig und allein mit der Wasen- oder Fallmeisterei, die auch *par excellence* die Meisterei heißt. Das gleiche Schicksal war vielen andern welschthümlichen Ausdrücken angedroht, manche Bereicherung unseres Sprachhortes stand in Aussicht, als ein unvorhergesehenes Ereigniß der fernern Verfolgung alles Franzosenthums hemmend entgegentrat.

Die bergische Jugend hinaustreibend auf das Schlachtfeld, oder wenigstens auf die Landstraße, hatte Gruner eine letzte Ermahnung an sie gerichtet, glühende Worte, denen in burlesker Salbung vielleicht einzig seine welthistorische Charfreitags-Proclamation von 1815 zu vergleichen. Es wird darin, unter vielen andern schönen Dingen, den scheidenden Kriegern gesagt: „die Hand aber verdorre, die je vor dem Altar ein deutscher Jüngling einer Französin reiche." Als der General-Gouverneur nach Coblenz kam, that ihm eine Schicksalslaune, was ich seit-

dem häufig den in Worten eifrigsten Gegnern gemischter Ehen von einem Töchterlein anthun sah. Zu Mann nahm des Frommen Töchterlein den Akatholiken, zur Frau der Franzosenfresser eine Französin. Darauf mußten freilich andere Constellationen eintreten. Die noch nicht abgeschafften französischen Redensarten blieben in Würden, der Schwiegervater blieb im Amte, des Schwiegervaters Freunde und Verwandte erhielten die verlornen Aemter zurück, und hatten ihrerseits Freunde und Verwandte, der Gunst des General-Gouverneurs zu empfehlen und empfohlen. Wiederum erhob sich im Lande eine französische Partei.

Das wurde zu arg dem Generalgouvernements-Commissair in Coblenz, und er benutzte die zufällige Anwesenheit des Ministers von Stein, um solchen Unfugs halber Klage zu führen. Auf der Stelle verfügte der Minister die Entlassung aller französischen Beamten. Des freute sich nicht wenig der patriotische Commissair, er eilte nach Hause, in die Freude sich zu theilen mit einem Herzensfreunde; manche Flasche wurde geleert durch die beiden, mancher Toast ausgebracht, den Franzosen zu Schimpf, bis spät nach Mitternacht sich empfahl der Herzensfreund. Gern hätte der seinen Wein verschlafen mögen, aber Pflichtgefühl erhob ihn über des Körpers Ansprüche, und er entwarf ein Schreiben an den nach Düsseldorf verzogenen General-Gouverneur, worin berichtet der den Franzosen gespielte Schlimmstreich. Ein Courier trug den Brief nach Düsseldorf. Gruner hatte wiederum seine Wirksamkeit für das Großherzogthum Berg angetreten, doch blieben ihm 24 Stunden, am Mittelrhein zu befehlen. Die benutzte er, um den allzu geschäftigen Commissair abzusetzen. Nicht selten ereignet sich das Gleiche in dem Bataille-Spiel. Wunder thut ein König in des Gewinners Händen, bis dahin entscheiden soll den Sieg, nach der Karten Lage, derselbe König. Aber es hat nicht minder der Gegner in Händen behalten einen König, der, ungeschickt und müßig bisher, wie der *noir fairnéant* im Ivanhoe, unversehens zusammentrifft mit jenem Matador. Ob der Rencontre verfallen in Nichts die beiden Könige, wie die beiden auf einander treffenden Gegner, der General-Gouverneur und sein Commissair; denn daß der

Minister von Stein sich weiter bekümmert haben sollte um den Märtyrer der deutschen Sache, wird niemand erwarten, der die Großen oder auch nur die Kleinen kennt.

Glücklich, wäre zugleich alle Verkehrtheit jener Zeit in Nichts verfallen, aber sie ist eine Sat von Drachenzähnen geworden, die, fleißig mit Jauche begossen, noch eine reiche Folge von Erndten verheißt. Des Volkes Ansicht von dem kläglichen Provisorium hat sehr bündig und lebendig ein Steuerempfänger des Bezirkes von Simmern ausgesprochen. Er kam nach Kreuznach, den Herren von der östreich-baierischen Verwaltung seine Aufwartung zu machen, wie eben in dem Bezirke ein östreichisches Commando von Ort zu Ort, von Haus zu Haus gegangen, um Behufs der Anfertigung von Federbüschen aller Hahnen Schwänze in Requisition zu setzen. „Nun, was haben die Hahnen gesagt zu dem Rupfen?“ fragte ihn einer von den Räthen, der von Zwackh. „Was solltens viel Redens machen, Excellenz“, entgegnet der Befragte, „sie haben gekrähet, provisorisch, provisorisch, provisorisch!“

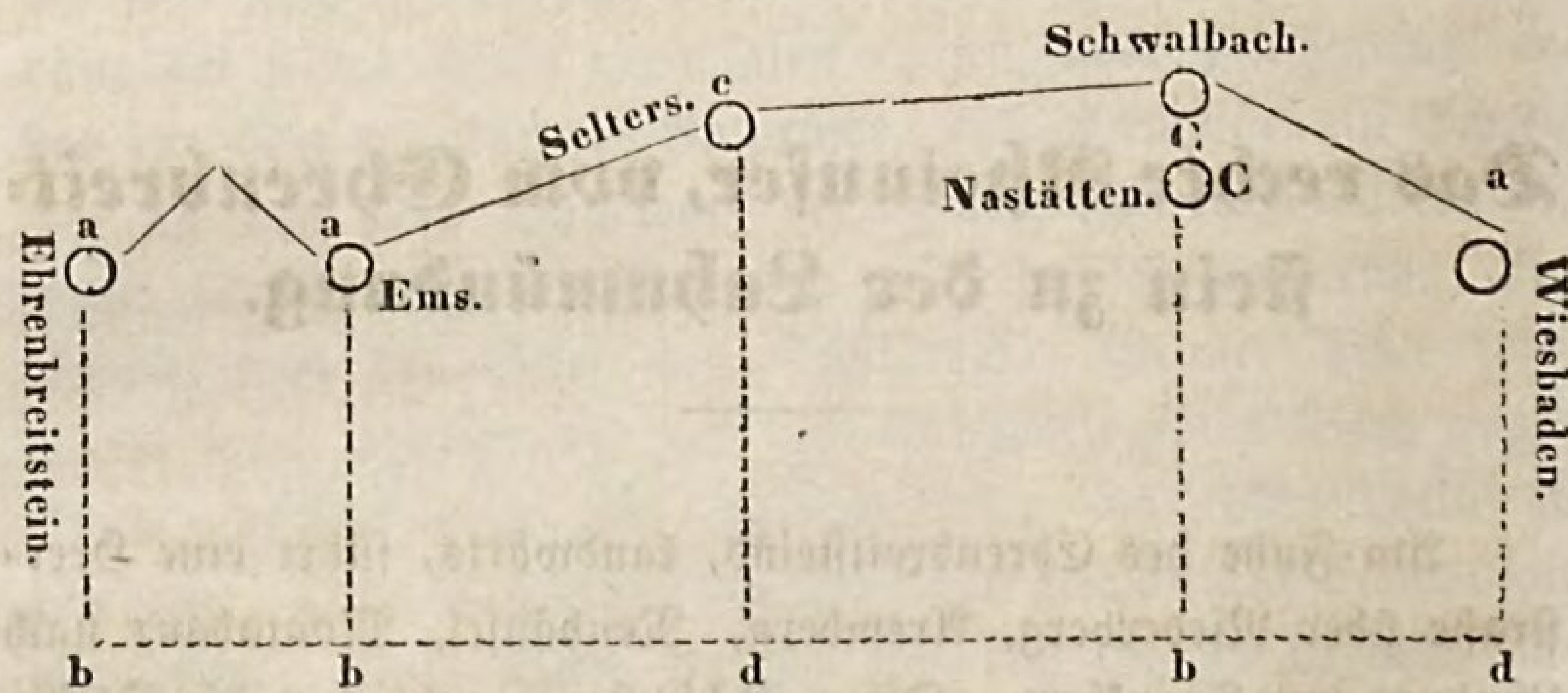
Das rechte Rheinufer, vom Ehrenbreitstein zu der Lahnmündung.

Am Fuße des Ehrenbreitsteins, landwärts, führt eine Heerstraße über Niederberg, Aremberg, Neuhäusel, Montabaur nach Limburg und Frankfurt. Offen ist bis heute geblieben die Stelle, an der sie von Thal-Ehrenbreitstein ausgehet; auch künftig wird hoffentlich das feste Thor, durch welches das Städtchen zu schließen, nicht eben bei dem Born angebracht werden. Von beiden Seiten durch Gärten umgeben und beherrscht, geht die Straße, an einer Mühle vorüber, dem im J. 1830 eingeweihten Kirchhof zu. Gleich am Kirchhof, zur Rechten, öffnet sich bei dem sogenannten letzten Heller der romantische Mühlengrund, den ich für jetzt un-

beachtet lasse. Unvermerkt sich erhebend, gelangt die Straße zu dem Eingang des steilen Bergpfades, der unter dem ominösen Namen die Kniebrech (Bd. 1. der 2. Abthl. S. 60) bekannt, einst der nach Ems führende Fahrweg gewesen. Die Stelle wird noch absonderlich bezeichnet durch eine Anlage, welche, im Falle ihres Gedeihens, für die Zukunft von Thal-Ehrenbreitstein unberechenbare Folgen herbeiführen müßte. Der große Geologe, Leopold von Buch, hat zuerst mündlich die Ansicht geäußert, daß hier eine Quelle, den Thermen von Ems ähnlich, zu erreichen sein würde, dann ein auf diese Ansicht bezügliches Schreiben des Stadtrathes von Ehrenbreitstein, am 13. Aug. 1834 in folgender Weise beantwortet:

„Seit lange ist man der Meinung, daß die Ursache heißer Wässer sich nicht nothwendig unmittelbar am Ort ihres Hervorbrechens befinde, ja vielleicht in einer großen Entfernung. Das ganze Gebirge zwischen Coblenz und Frankfurt ist aber als ein solcher Sitz anzusehen. Heiße Wasser brechen in der Tiefe hervor, Sauerwasser auf der Höhe.

„Folgendes Bild mag dies erläutern:



„Der Sitz der Erwärmung ist überall unter dem Gebirge.

„Die Wasser, welche mit Dämpfen aufsteigen, haben von b nach a einen kurzen Weg zu durchlaufen, daher bleiben sie warm. Der Weg c d aber ist viel größer, daher um so mehr Kohlensäure in den abgekühlten Wässern enthalten sein kann. Solche Wasser kommen, wie es scheint, aus Spalten hervor, die sich weit fortziehen. Die Sauerwasser im Thale von Lorchhausen nach Schwalbach hinauf lassen solche Spalte vorzüglich

gut erkennen. Sie braucht nicht eben offen zu sein, sondern nur in einer Trennung der Gebirgsschichten zu bestehen, welche den innern Dämpfen einen leichteren Ausweg verstatten. Auch bei Ehrenbreitstein lassen die Richtungen der Schichten eine ähnliche Spalte wohl voraussetzen, und noch mehr die wirklich erscheinende Sauerquelle. Allein diese Trennung ist nicht bedeutend genug, um aus der Werkstätte der heißen Wässer diesen einen Ausweg zu eröffnen. Daher muß ein Bohrloch im Thale zu Hülfe kommen. Daß solche Bohrlöcher von großer Wirkung sind, mögen einige Beispiele erläutern. Die Saline von Naunheim bei Friedberg, durch die Neckars-Salinen in Verlegenheit gesetzt, suchte mit Bohrlöchern eine reichere Sohle zu gewinnen. Man erhielt auch wirklich weit mehr Wasser, aber es wurde immer wärmer, bis beinahe 30 Grad, und eine ungeheure Menge Kohlensäure füllte, wie jetzt noch, den Schacht. Im Mai dieses Jahres hat man im Badeort Hofgeismar bei Kassel gebohrt und eine neue warme Quelle erhalten, die vorher ganz unbekannt war, mit einer großen Menge von Kohlensäure. Sollte auch das Bohrloch im Thal nicht warme Wässer liefern wollen, so wird es gewiß eine reichere Sauerquelle hervorbringen, ohne der jetzigen Schaden zu thun."

Ermuthigt durch solchen Bescheid trat eine Gesellschaft zusammen, die, nachdem ihre Statuten, vom 28. April 1836, am 5. Aug. 1836 durch den Oberpräsidenten der Rheinprovinz genehmigt worden, ein durch Ausgabe von 1000 Actien, à 10 Thlr., aufgebrachtes Capital von 10,000 Thlr. der Auffindung der fraglichen Thermen zu widmen beschloß. Es wurde, da voraussichtlich auf hartes Gestein zu treffen, und demnach die Arbeit Jahre hindurch währen konnte, ein solides Gebäude, jedoch nur von Balken mit Bretterverkleidung nebst Ziegeldach errichtet, und darin der zum Bohren erforderliche Apparat, das Bohrrad, das Trommelrad, die Haspelvorrichtung, das Bureau für den Führer des Tagebuchs, eine Wohnung für den Wächter, endlich zum Ausfahren der beim Auslöffeln angewandten Gestänge, ein Thurm von 18 Fuß Höhe über dem Bohrrad angebracht. Das Ganze empfing den Namen Bohrkaue, und freu-

dig habe ich diese dem holländischen *Koy* entstammende Benennung begrüßt. Mahnt sie doch an gute Zeiten, an der Rheinufer lebhaften Verkehr mit Holland, in Gefolge dessen die vielen holländischen Ausdrücke, wie Kauchen (das enge Stübchen), benaut, flau u. s. w. bei uns das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sind sie leider im Absterben begriffen.

Bereits in demselben J. 1836 begann des Werkes Thätigkeit, sie wurde von dem verewigten, vielfältig um Thal-Ehrenbreitstein verdienten Hauptmann von Kirn mit Fleiß, Einsicht und lobenswerther Sparsamkeit geleitet, und war man, nachdem noch eine fernere Summe von beinahe 2000 Thlr. von den Actionairs bewilligt worden, bis zu der Tiefe von 714 Fuß gelangt, als die Direction, in dem Abgang anderer Mittel, sich genöthigt sah, um eine Unterstützung aus der Staatscasse bittlich einzukommen. Auf das am 23. Januar 1847 an des Königs Majestät gerichtete Immediatgesuch wurde durch Ministerialrescript das Oberbergamt in Bonn angewiesen, sich gutachtlich zu äußern, ob es wahrscheinlich, daß ein Bohrloch in Ehrenbreitstein warme Mineralquellen treffen würde. Das Oberbergamt veranlaßte die HH. Noeggerath und Bischoff, jeden zu einem abgesonderten Gutachten über die besagte, dann über die zweite Frage, in welcher Tiefe eine Temperatur erreicht werden möchte, die jener der Quellen von Ems gleich, und stattete am 31. März 1847 an das Ministerium seinen Bericht ab, den ich hier, und zugleich die Gutachten der beiden HH. Noeggerath und Bischoff, mittheile.

„Ew. Excellenzien haben uns durch das hochverehrliche Rescript vom 19. v. Mts. zur gutachtlichen Aeußerung über das an des Königs Majestät gerichtete Gesuch des ehemaligen Wasserbau-Inspectors von Kirn zu Ehrenbreitstein vom 23. Januar *curr.*, die Mittel zur Fortsetzung des daselbst begonnenen Bohr-Versuches zur Auffindung warmer Mineralquellen, aus Staats-Fonds zu gewähren, aufzufordern die Geneigtheit gehabt.

„Um dieser Aufforderung so weit als thunlich zu entsprechen, haben wir den Geheimen Bergrath Noeggerath und den Geheimen Bergrath G. Bischoff, jeden zu einem abgesonderten

und von einander unabhängigen Gutachten veranlaßt über die Fragen:

ist es wahrscheinlich, daß das Bohrloch in Ehrenbreitstein warme Mineralquellen antreffen wird?

und

wenn eine solche Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, in welcher Tiefe unter der Oberfläche wahrscheinlich eine Temperatur erreicht wird, die derjenigen der Quellen von Ems gleich steht?

„Wir beehren uns in den Anlagen diese beiden Gutachten,
das des Geheimen Bergraths Noeggerath vom 27. d. Mts.
und
das des Geheimen Bergraths G. Bischoff vom heutigen Tage,
gehorsamst vorzulegen, aus denen die wissenschaftlichen Gründe hervorgehen, welche für eine Erreichung des Zweckes sprechen, zu dem das Bohrloch angesetzt worden ist und bis jetzt eine Tiefe von 714 Fuß, von der Erdoberfläche an gerechnet, erhalten hat, insofern dasselbe weiter fortgesetzt wird.

„Hierdurch erhalten Euer Excellenzien die unabhängige Ansicht zweier mit dem Gegenstande durchaus vertrauter Männer von anerkannter Wissenschaftlichkeit, worauf ein größeres Gewicht gelegt werden möchte, als auf die von uns über diesen Gegenstand gefaßte Ansicht, für welche wir folgende Gründe gehorsamst vorzutragen uns beehren.

„Nach einer allgemeinen Erfahrung nimmt die Temperatur zu, wenn ein Bohrloch niedergebohrt wird, und zwar nach dem Durchschnitte vieler Beobachtungen für je 115 Pariser Fuß um 1 Grad Réaumur. Die Erreichung einer Temperatur, welche einer warmen Mineral-Quelle entspricht, in einer gewissen Tiefe der Erdrinde ist also nicht bloß wahrscheinlich, sondern gewiß. Die Temperatur, welche gegenwärtig in dem Bohrloche zu Ehrenbreitstein erreicht ist, 12° R., übertrifft die mittlere Oberflächen-Temperatur um 4° R., ist etwas niedriger, als sie nach dem Durchschnitte der Erfahrungen sein sollte. Diese Erscheinung ist aber von keiner Bedeutung. Die in 616 Fuß des Bohrloches getroffene Quelle hat wohl diese Temperatur, und

nach der Angabe des Herrn von Kirn hat sie anfänglich eine Temperatur von 13½° R. gezeigt, welche sehr nahe der durchschnittlichen Temperatur-Zunahme mit der Tiefe entsprechen würde. Welcher Werth auf diese frühere Beobachtungen gelegt wird, mag dahin gestellt bleiben.

„Die Quelle, welche in 616 Fuß des Bohrloches eröffnet worden ist, bildet schon jetzt eine Kohlensäure haltende Mineralquelle und einen artesischen Brunnen. Nach der Angabe des Herrn von Kirn, die als richtig anzunehmen kein Bedenken vorliegt, ist dieselbe eine lange Zeit hindurch über der Bohrröhre ausgeflossen, hat sich aber seit der Einstellung des Bohrloches, Ende November 1845, am untern Ende der 20 Fuß hohen Bohrröhre einen Ausweg gebahnt und läuft daselbst noch gegenwärtig ab. Wird dieser Ausfluß verstopft, so läuft dieselbe auch jetzt noch über der Bohrröhre aus.

„Nach allen Erfahrungen, welche bisher über artesische Brunnen aus Bohrlöchern gesammelt worden sind, ergibt sich, daß, wenn mit einem solchem Bohrloche erst einmal aufsteigende und überfließende Quellen erreicht worden sind, bei einer Vertiefung des Bohrloches die ausfließenden Wasser an Steigkraft und Menge immer mehr zunehmen.

„Hiernach ist also auch für das Ehrenbreitsteiner Bohrloch eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß bei einer Vertiefung desselben das ausfließende Wasserquantum sich vermehren werde.

„Da schon jetzt das Wasser eine Mineralquelle darstellt, da mit zunehmender Tiefe auch die Temperatur zunimmt, da mit der Tiefe der Kohlensäure-Gehalt nicht abnehmen, sondern sich nur steigern kann, so folgt daraus eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, daß bei einer Fortsetzung dieses Bohrversuches eine ausfließende warme Mineralquelle erlangt werden dürfte.

„Derjenige Wärmegrad, welcher diese Quelle zur unmittelbaren Benutzung von Bädern geschickt machen würde, möchte zu 24° R. anzunehmen sein, derselbe wird nach den durchschnittlichen Ermittelungen in einer Tiefe von 1840 Pariser Fuß erreicht.

„Das Bohrloch ist auf die Aeußerung des Herrn L. von Buch, daß hier eine der Emser Quelle ähnliche zu erreichen sei, angesetzt worden. Die Aeußerung bedarf jetzt nicht mehr der Bestätigung, denn es ist wirklich schon eine Quelle von 12° R., mit Kohlensäure gesättigt und von ähnlichen Mineralbestandtheilen, erreicht. So sind die Gründe gerechtfertigt, welche diese Aeußerung hervorgerufen haben, und es dürfte wohl kein geringes Gewicht darauf gelegt werden, daß bei einer weitern Fortsetzung der Arbeit höhere Temperatur und stärkerer Ausfluß der Quelle hiernach früher, d. h. in geringerer Tiefe erwartet werden dürften, als allgemeine Erfahrungen dieselben bestimmen, um den Ausspruch des Meisters geologischen Wissens in seinem ganzen Umfange wahr erscheinen zu lassen.

„Nach dieser Darlegung der wissenschaftlichen Gründe, welche für den Erfolg der Fortsetzung dieses Bohrversuches sprechen, beehren wir uns, gehorsamst anzuführen, daß das Bohrloch einen Durchmesser oben von 5¼ Zoll, unten von 4¾ Zoll besitzt; daß dasselbe ohne Röhren, in den bröcklichen Schichten mit Beton bekleidet, bis in's Tiefste frei und offen steht, wie das Einlassen und Ausziehen des Thermometers am 22. und 23. d. Mts. bewiesen hat; daß daher einer Fortsetzung desselben Nichts im Wege steht.

Die Bohr-Vorrichtung ist die von dem Ober-Bergrath Althans angegebene mit Bandseil; die Bewegung des Bohrkolbens durch die Arbeiter erfolgt durch Treten eines Schwengels. Dieselbe ist, so wie auch die Bohrgeräthschaften, in gutem Stande.

„Der große Vortheil, den Ehrenbreitstein von einem Gelingen dieses Bohrversuches ziehen würde, ist so klar und so bedeutend, daß wir glauben, denselben nicht weiter auseinandersetzen zu dürfen.

„Bisher ist das Unternehmen von einer Actien-Gesellschaft geführt worden, deren meiste Theilnehmer mehr durch den öffentlichen Nutzen der Sache, als durch die Aussicht auf Gewinn veranlaßt worden sind, dasselbe zu befördern. Der Bohrversuch ist bereits 1836 angefangen worden. Die Geduld der Theilnehmer ist um so mehr erschöpft worden, als die Gründe, worauf

die hohe Wahrscheinlichkeit endlichen Gelingens des Versuches beruht, von der Mehrzahl nicht gewürdigt und beurtheilt werden können und getäuschte Hoffnungen Muthlosigkeit erzeugen.

„Der Gegenstand hat übrigens für Ehrenbreitstein und selbst für Coblenz eine so hohe Wichtigkeit, daß ein Beitrag zur Fortsetzung des Bohrversuches aus Staatsfonds in dieser Beziehung wohl gerechtfertigt sein dürfte, um das Vertrauen der bisherigen Theilnehmer aufzurichten, neue Theilnehmer dem Unternehmen zuzuführen. Es kommt darauf an, Ausdauer in dem Unternehmen zu erhalten, um mit großer Wahrscheinlichkeit ein glänzendes Resultat zu erreichen.

„Die neueren Verbesserungen der Bohrmethoden lassen an der technischen Ausführbarkeit des Versuches bis zu der erforderlichen Tiefe nicht zweifeln, und hat sich ein von dem bekannten Ingenieur Kind angezogener Bohrmeister erboten, den Fuß für 6 bis 7 Thaler bis zu einer Tiefe von 1000 Fuß zu bohren, überhaupt also das Bohrloch bis zu dieser Tiefe für 1716 bis 2002 Thaler herzustellen. Wenn nun auch mit dieser Tiefe der Versuch seinen Zweck nicht erreicht, so dürfte doch daraus hervorgehen, daß das Kapital, welches dazu erforderlich ist, gering genannt werden darf in Bezug auf die Vortheile, welche damit zu erreichen in Aussicht stehen.

„Bonn, den 31. März 1847.

„Rheinisches Oberbergamt.“

„Auf die an mich gerichteten Fragen Eines Königl. Hochlöblichen Oberbergamtes in dem sehr verehrlichen Rescripte vom 27. Februar beehre ich mich, in Betreff der ersten Frage:

„„ob es wahrscheinlich sei, daß ein Bohrloch in Ehren-
„„breitstein warme Mineralquellen antreffe?““

Folgendes ganz ergebenst zu erwiedern:

„Die allgemeine Erscheinung, von der sich bis jetzt nirgends eine Ausnahme gezeigt hat, daß die Temperatur mit der Tiefe zunimmt, berechtigt zur Beantwortung jener Frage dahin, daß in einer gewissen Tiefe warme Wasser von einer gewissen Temperatur erbohrt werden müssen. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche würde man auch solche warme Wasser Mineralquellen

nennen, da man warme Quellen, wie die zu Gastein und Pfeffers, so benannt hat, obgleich sie bei weitem weniger mineralische Bestandtheile enthalten, als unsere gewöhnlichen Brunnenwasser. Der Gehalt der zu Ehrenbreitstein zu erbohrenden warmen Wasser möchte daher ausfallen, wie er wolle, so werden dieselben jeden Falls zu den Mineralwassern zu zählen sein.

„Man kann indeß mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Gehalt solcher warmen Mineralwasser nicht abweichen würde von dem, welcher den so zahlreichen Mineralquellen in der Eifel, in den Umgebungen des Laacher See's und in den Thälern, die vom Camillenberge nach der Mosel bei Cobern und Winningen und nach dem Rheine bei Bassenheim und Kärlich sich verlaufen, eigen ist, und welcher Gehalt sich auch in der in Ehrenbreitstein, einige hundert Schritte von dem dortigen Bohrloche entfernt, vorkommenden Sauer-Quelle, so wie in den warmen Quellen zu Ems wieder findet. Alle diese Quellen gehören nämlich, wie meine Analysen von ungefähr 37 derselben ergeben haben, zu den alkalischen, d. h. zu denjenigen, welche kohlensaure Alkalien, vorzugsweise kohlensaures Natron, kohlensaure Kalkerde und Magnesia, mehr oder weniger kohlensaures Eisenoxydul und außerdem mehr oder weniger schwefelsaures Natron, Kochsalz u. s. w. enthalten. Ohne Ausnahme sind diese Mineralwasser mit freiem Kohlensäuregas gesättigt, welches aus den meisten in größerer oder geringerer Menge ausströmt. Daß im Thonschiefergebirge in Ehrenbreitstein die Bedingungen zu Bildung solcher alkalischen Mineralwasser vorhanden sind, beweiset die dortige alkalische Sauerquelle. Die Kohlensäure, welche aus derselben strömt, kommt unzweifelhaft aus einer großen Tiefe. Es ist nicht zu vermuthen, daß diese Entwickelung eine isolirte Erscheinung sei, sondern mit Gewißheit anzunehmen, daß das dortige Bohrloch in einer gewissen Tiefe gleichfalls Kohlensäure-Exhalationen treffen werde. Sobald aber diese erscheinen, werden die erbohrten warmen Wasser mineralische im eigentlichen Sinne des Wortes sein. Es ist allerdings zweifelhaft, daß das Thonschiefergebirge den Hauptbestandtheil alkalischer Mineralquellen, das kohlensaure Natron, zu liefern im Stande ist, da

die bisherigen Analysen dieses Gesteins Natron entweder gar nicht oder doch nur in äußerst geringen Quantitäten nachgewiesen haben.

„In dem Steinbruche unterhalb Ehrenbreitstein hat man indeß einen mächtigen Gang eines krystallinischen Gesteins angetroffen, dem man den Namen Diorit gegeben hat, das aber wohl mit größerem Rechte dem Melaphyr anzureihen sein dürfte. Schon diese Nähe eines gangartig auftretenden krystallinischen Gesteins läßt ähnliche Gang-Formationen in dem unterirdischen Wassergebiete von Ehrenbreitstein vermuthen.

„Sollte man daher so glücklich sein, bei Fortsetzung der Bohrarbeit eine Kohlensäure-Entwickelung nur in dem Grade zu treffen, wie sie in der benachbarten Sauerquelle zu Ehrenbreitstein stattfindet: so würden die Bedingungen zur Bildung des kohlensauren Natrons zusammentreffen, da es in der labradorischen Grundmasse jenes krystallinischen Gesteins an Natron nicht fehlt, und das starke Brausen desselben in jenem Steinbruche mit Säuren seine leichte Zersetzbarkeit zeigt.

„Aus den vorhin genannten Analysen der Mineralquellen in den Umgebungen des Laacher See's stellte sich das allgemeine Resultat heraus, daß die dortigen Mineralquellen um so reicher an mineralischen Bestandtheilen sind, je höher ihre Temperatur ist, und mithin je tiefer sie aus der Erde kommen. Einen weitern Belag für dieses Verhältniß bieten die an mineralischen Bestandtheilen und besonders an kohlensaurem Natron reichen warmen Quellen zu Ems dar. Es ist daher zu erwarten, daß auch die durch das gedachte Bohrloch zu erbohrenden warmen Wasser um so reicher an mineralischen Bestandtheilen sein werden, je höher ihre Temperatur sein wird.

„Es ist bekannt, daß die wasserreichsten Quellen im sedimentären Gebirge, wo mächtige zerklüftete und mit Wasser erfüllte Schichten mit wasserdichten abwechseln, erbohrt werden. Ein solcher Wechsel findet zwar im Uebergangsgebirge in der Regel nicht statt. Durchläuft man indeß das während der Bohrarbeit zu Ehrenbreitstein geführte Bohr-Register: so findet man in 65 Fuß Tiefe Gerölle und Conglomerate, in 145 bis 150 Fuß

Tiefe Gerölle, in 205 Fuß und in 285 Fuß Tiefe Klüfte und zwischen diesem Gerölle und diesen Klüften dichten Thonschiefer, Grauwackenschiefer, Kieselschiefer und Thon.

„Es zeigt sich daher auch hier ein Wechsel zwischen lockerem und dichtem Gesteine, mithin im kleinen Maßstabe dasselbe, was sich im sedimentären Gebirge in großem Maßstabe findet.

„Jene lockeren Schichten werden, sei es, daß sie an höheren Punkten zu Tage ausgehen, oder mit Wasser zuführenden Spalten communiciren, mit Wasser erfüllt sein, und so können bedeutende unterirdische Wassersammlungen vorhanden sein, welche, wenn es nur nicht an der nöthigen Druckhöhe fehlt, zum Aufsteigen und Ausfließen kommen und ergiebige Quellen bilden.

„Daß solche Verhältnisse im Thonschiefergebirge existiren, zeigen die vielen und zum Theil sehr wasserreichen aufsteigenden Quellen in der Eifel und in den Umgebungen des Laacher See's; denn daß diese Quellen sämmtlich aus diesem Gesteine kommen, ist nicht zu bezweifeln, wenn auch dieser Ursprung nicht immer unmittelbar stattfindet.

„So wie die an mineralischen Bestandtheilen reichsten Quellen in jenen Bezirken die wärmsten sind: so sind sie auch in der Regel die wasserreichsten. Auf eine sehr auffallende Weise zeigt sich dies bei den warmen Quellen zu Ems, welche zusammen in 24 Stunden die bedeutende Menge von 12,400 Cubikfuß warmen Wassers zu Tage fördern.

„In dem Bohrloche zu Ehrenbreitstein hat man bereits in 616 Fuß Tiefe eine aufsteigende und überfließende Quelle erbohrt. Alle bis jetzt beim Erbohren artesischer Brunnen gemachten Erfahrungen weisen nach, daß, wenn in mäßigen Tiefen aufsteigendes Wasser erhalten wurde, bei weiterem Fortbohren bis zu größeren Tiefen die Menge des aufsteigenden Wassers zunahm und manchmal in einem außerordentlichen Verhältnisse. Es ist daher mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß auch aus dem Bohrloche zu Ehrenbreitstein um so mehr Wasser aufsteigen werde, je tiefer man bohrt. Das Thonschiefergebirge erhebt sich vom Bohrloche an bis zu einer Höhe von mehr als 1000 Fuß. Bei einem so bedeutenden Niveau-Unterschiede kann

es daher nicht an Druckhöhe fehlen, um bedeutende Quantitäten warmen Wassers zu Tage zu fördern.

„Sollten sich Spalten oder Geröllschichten, wie man letztere bei der bisherigen Bohrarbeit zu Ehrenbreitstein durchbohrte, nach höheren Punkten fortziehen und vielleicht im Bette in höherem Niveau fließender kleiner Gebirgsbäche zu Tage ausgehen, so würde weder an zufließendem Wasser, noch an Druckhöhen Mangel sein. Daß an denjenigen Stellen im Thonschiefergebirge, welche die Zuflüsse zu den Emser Quellen liefern, solche Verhältnisse Statt finden müssen, ist unzweifelhaft; denn ein Wasser-Würfel von 23 Fuß Seite, der sich dort in 24 Stunden erneuern muß, um den Emser Quellen das nöthige Wasser zu liefern, setzt eine bedeutende Zerklüftung in der Tiefe und eine Communication mit beträchtlichen Quantitäten Tagewassers voraus. Wenn aber in ungefähr einer Meile gerader Entfernung von Ehrenbreitstein solche Verhältnisse Statt finden, warum sollten nicht ähnliche in der Nähe des dortigen Bohrloches zu erwarten sein? Zu Ems hat die Natur eine Communication zwischen dem Innern und der Erdoberfläche hergestellt, zu Ehrenbreitstein ist es der Kunst vorbehalten.

„Nachdem die erste von Einem Königl. Hochlöblichen Oberbergamte aufgestellte Frage in dem Vorhergehenden dahin beantwortet wurde, daß es allerdings wahrscheinlich ist, daß ein Bohrloch in Ehrenbreitstein warme Mineralquellen antreffen werde, bleibt noch die Beantwortung der weitern Frage:

„„in welcher Tiefe unter der Oberfläche wahrscheinlich eine
„„Temperatur erreicht wird, die derjenigen der Quellen
„„von Ems gleich steht?““

übrig.

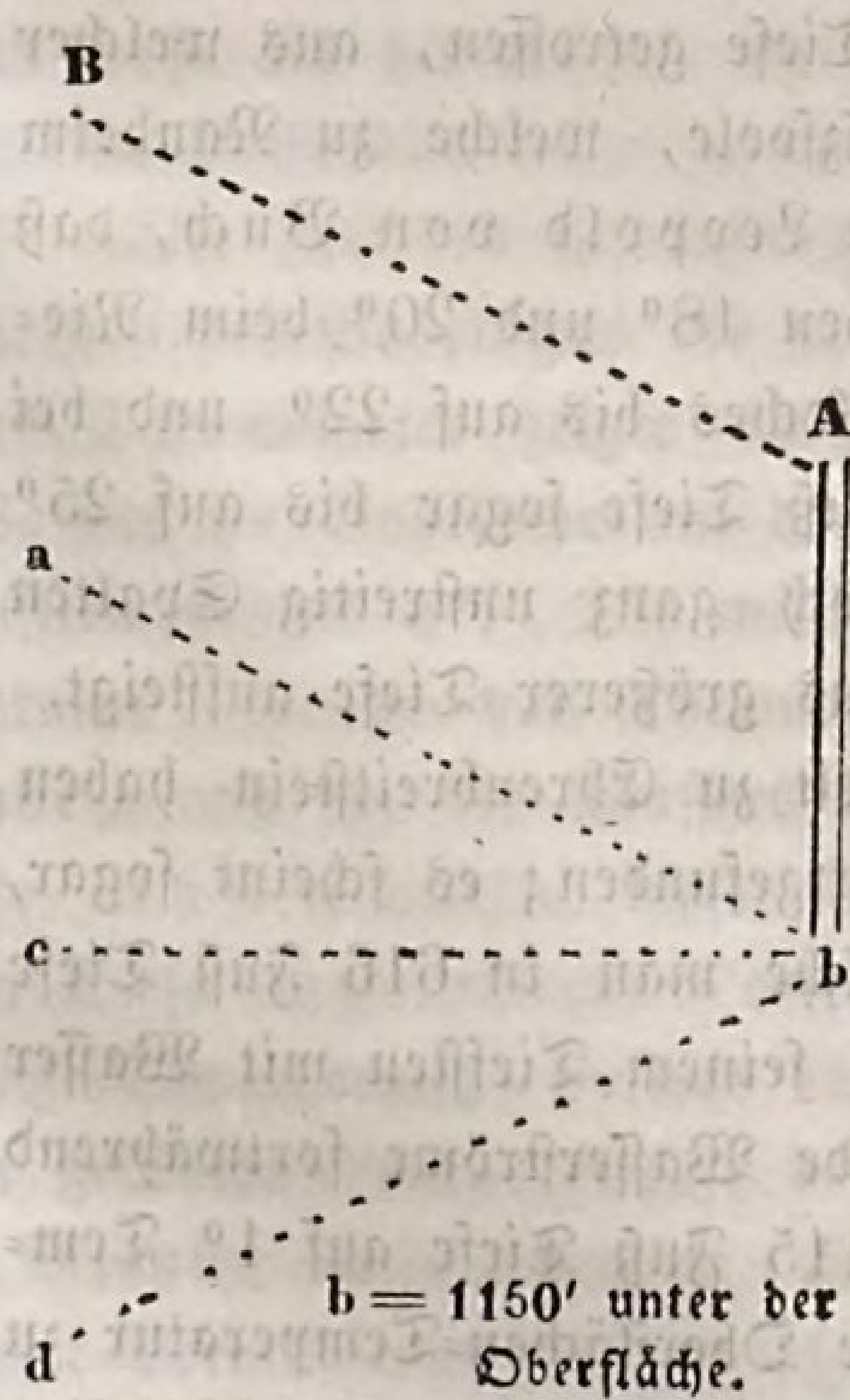
„Als mittleres Resultat aller bis jetzt in Gruben und in Bohrlöchern gemachten Temperatur-Beobachtungen ergibt sich, daß eine Temperatur-Zunahme von 1° R. einem Tiefenunterschiede von 115 Fuß Pariser Maaß entspricht.

„Die mittlere Oberflächen-Temperatur zu Ehrenbreitstein ist 8° R. Um daher eine Temperatur von 18° R., welches die der kältesten unter den Quellen von Ems ist, zu erreichen, würde

diese Temperatur in einer Tiefe von (18—8) 115=1150 Fuß erreicht werden. Da der bisherige Bohrversuch daselbst bis zu einer Tiefe von 714 Fuß preußisch, gleich 690 Pariser Fuß vorgerückt ist, so müßte also noch 460 Pariser Fuß tiefer gebohrt werden, um jene Temperatur zu erreichen. Sollte aber die Bohrarbeit so weit fortgesetzt werden, bis eine Temperatur von 44° R., welches die der wärmsten unter den Quellen von Ems ist, erreicht würde: so wäre bis zu einer Tiefe von (44—8) 115= 4140 Pariser Fuß zu bohren.

„Die genannten Temperaturen von respective 18° und 44° würden in den berechneten Tiefen im ungünstigsten Falle erreicht werden; d. h. sollte, bei der Fortsetzung der Bohrarbeit, stets nur dasjenige Wasser aufsteigen, welches das Bohrloch trifft, so würde, wenn das Tiefste desselben 1150 Fuß erreicht würde, ein Wasser von 18° R. Temperatur aufsteigen.

„Es können aber Fälle eintreten, in welchen Wasser von höherer Temperatur erbohrt wird, als sie der Tiefe des Bohrlochs entspricht.



„Sollte in b, etwa in einer Tiefe von 1150 Fuß, eine Spalte oder eine wasserzuführende Schicht b a erreicht werden, welche sich in der Richtung des ansteigenden Gebirges unter einem geringern Neigungswinkel, als die Oberfläche des ansteigenden Gebirges A B fortzöge, so würde, obgleich b a ansteigt, die Temperatur dennoch auf dieser ansteigenden Fläche zunehmen. Wasser, welches daher aus a käme, würde, da hier eine höhere Temperatur als bei b ist, wärmer sein als das Gestein an letzterem Orte. Noch wärmer würden die Gewässer sein, welche auf einer horizontalen Schichte c b oder gar auf einer in entgegengesetzter Richtung geneigten, wie auf d b, zuflössen. Die Annahme, daß

von a oder c oder d Gewässer nach b fließen und hier aufsteigen, setzt natürlich von selbst voraus, daß die in jenen Punkten vorhandenen Gewässer durch Tagewasser, welche in Spalten von höheren Punkten zufließen, genährt werden, so daß die nöthigen Druckhöhen vorhanden seien, um das Gewässer in dem Bohrloche zum Aufsteigen zu bringen.

„Daß die angenommenen Fälle nichts weniger als imaginäre sind, beweisen die bei artesischen Brunnen so häufig eintretenden Erscheinungen, daß die Temperatur der aufsteigenden Wasser bei weitem höher ist, als die des Tiefsten im Bohrloche. Diese Erscheinungen möchte man sogar, wie die in meiner Wärmelehre S. 253 angeführten Fälle zeigen, für die Regel, und den Fall, daß eine aufsteigende Quelle nur die Temperatur des Tiefsten des Bohrloches besitzt, für die Ausnahme halten.

„Zu den auffallendsten Erscheinungen dieser Art gehören die Bohrlöcher zu Münster am Stein bei Kreuznach und zu Nauheim. Dort hat man in Porphyr nur 102 Fuß tief gebohrt und eine aufsteigende Soole von 23°,6 erbohrt. Offenbar hat das Bohrloch eine Spalte in der Tiefe getroffen, aus welcher die Soole aufsteigt. Von der Salzsoole, welche zu Nauheim aus der Grauwacke kommt, berichtet Leopold von Buch, daß ihre ursprüngliche Temperatur zwischen 18° und 20° beim Niederstoßen eines 60 Fuß tiefen Bohrloches bis auf 22° und bei Fortsetzung der Arbeit bis zu 80 Fuß Tiefe sogar bis auf 25° stieg. Auch hier hatte das Bohrloch ganz unstreitig Spalten getroffen, durch welche die Soole aus größerer Tiefe aufsteigt.

„Bei der bisherigen Bohrarbeit zu Ehrenbreitstein haben ähnliche Erscheinungen noch nicht stattgefunden; es scheint sogar, daß die Gewässer der Quelle, welche man in 616 Fuß Tiefe erbohrt hat, das Bohrloch bis zu seinem Tiefsten mit Wasser erfüllt haben und durch niedergehende Wasserströme fortwährend erkälten. Die obigen Annahmen (115 Fuß Tiefe auf 1° Temperatur-Unterschied und 8° mittlere Oberflächen-Temperatur zu Ehrenbreitstein) setzen im Tiefsten des Bohrloches, in 690 Pariser Fuß Tiefe, eine Temperatur von 14° R. voraus. Mittelst eines mit Klappen versehenen Blechcylinders wurde Wasser

aus 616 Fuß Tiefe herausgezogen, welches eine Temperatur von $9^{\circ},_{9}$ R. hatte.

„Wasser von dieser Temperatur wird also fortwährend bis zum Tiefsten des Bohrloches hinabsinken und das dortige Wasser, welches durch das Gestein wahrscheinlich bis zu 14° erwärmt ist, abkühlen. In 616 Fuß = 595 Pariser Fuß Tiefe herrscht eine Temperatur von $13^{\circ},_{17}$ R.; da aber die dortige Quelle $3^{\circ},_{27}$ weniger zeigte, so kann dieselbe nicht aus einer größern Wassersammlung an dieser Stelle kommen, sondern sie wird aus Tagewassern entstehen, welche in schnellem Laufe bis zu dieser Tiefe noch nicht die höhere Temperatur der durchlaufenden Schichten angenommen haben.

„Um diese Temperatur durch einen directen Versuch zu ermitteln, wurde ein Thermometer mit Talg in einem Blechcylinder von zwei Zoll Durchmesser umgeben, bis auf die Sohle des Bohrloches hinabgelassen und blieb daselbst bis zum andern Morgen.

„Vorläufige Versuche hatten gezeigt, daß diese Zeit bei weitem mehr als hinreichend war zur Annahme der dortigen Temperatur durch das träge gemachte Thermometer.

„Die Zeit des Heraufwindens des Thermometers aus dem Tiefsten des Bohrloches bis zur Beobachtung betrug 6 Minuten, das Thermometer zeigte 12°, die niedrigste Temperatur des Wassers im Bohrloche auf der Oberfläche war $5^{\circ},_{9}$, die äußere Lufttemperatur 4°. Die mittlere Differenz zwischen der Temperatur, welche das Thermometer in der Tiefe angenommen hatte, und der des Wassers im Bohrloche war daher ungefähr 3°. Um den Einfluß dieser Temperatur-Differenz auf die in der Tiefe angenommene Temperatur zu ermitteln, wurde das träge Thermometer, welches 14° zeigte, in ein großes, mit Wasser gefülltes Gefäß gestellt, dessen Temperatur 10°,5 war, und 6 Minuten darin gelassen. Es zeigte sich hierbei eine Temperatur-Verminderung von 0°,1, welche daher zu obigen 12° zu addiren ist. Die wahre Temperatur im Tiefsten des Bohrloches war demnach 12°,1.

„Ein Königl. Hochlöbliches Oberbergamt wolle mir schließlich erlauben, die Resultate meiner eben vollendeten qualitativen Untersuchung der bei meiner Anwesenheit in Ehrenbreitstein aus dem Bohrloche geschöpften Wasserproben beifügen zu dürfen.

„Die erste Probe war von der Oberfläche der im Bohrloche befindlichen Wassersäule, welche ungefähr 1½ Fuß unter dem Rande stand.

„Die zweite war aus 616 Fuß Tiefe, wo die genannte Quelle erbohrt wurde, heraufgebracht worden.

„Beide Proben verhielten sich in Beziehung auf die fixen Bestandtheile von gleicher Beschaffenheit.

„Sie hatten einen etwas fauligen Geruch, die von der Oberfläche mehr als aus der Tiefe, ohne Zweifel die Folge des Stagnirens der Wassersäule im Bohrloche.

„Die Prüfung durch Reagentien zeigte die Gegenwart geringer Mengen eines Chlorürs (wahrscheinlich Kochsalz) von kohlensaurem Kalke, kohlensaurer Magnesia und kohlensaurem Eisenoxydul.

„Die Menge dieser Salze war nicht größer, als in gewöhnlichem Brunnenwasser aus dem Rheinthale. Kohlensaure Magnesia war gegen kohlensauren Kalk vorherrschend.

„Das Wasser aus der Tiefe zeigte eine bedeutende Menge freier Kohlensäure, was um so mehr befremdete, da die Bouteille bloß mit einem Korkstopfen verschlossen war und erst 8 Tage nach dem Füllen untersucht wurde.

„Der Rest des Wassers aus der Tiefe wurde zur Trockne abgedampft. Der Rückstand war stark ochergelb, welches den nicht unbedeutenden Eisengehalt andeutete. Unter den löslichen Salzen war kohlensaures Natron der Hauptbestandtheil. Unter ihnen konnte auch eine sehr geringe Menge eines schwefelsauren Salzes, wahrscheinlich schwefelsauren Natrons oder schwefelsauren Kali's, welches bei der Prüfung des nicht abgedampften Wassers nicht zu erkennen war, erkannt werden.

„Die Gegenwart freier Kohlensäure und kohlensauren Natrons charakterisiren das in 616 Fuß Tiefe erbohrte Quellwasser als einen Säuerling, der, obgleich er nur sehr geringe Mengen

von Salzen enthält, doch durch sein vorwaltendes kohlensaures Natron und kohlensaures Eisenoxydul ganz in die Kategorie der Säuerlinge in den Umgebungen des Laacher Sees, des Camillenberges und der Emser Thermen gehört.

„Die Bildung eines solchen Säuerlings kann nicht anders als aus Kohlensäure-Exhalationen, welche aus unbekannten Tiefen kommen, gedacht werden.

„In einer Tiefe von 616 Fuß herrscht ein hydrostatischer Druck von 20 Atmosphären. Kohlensäuregas, welches dort zum Wasser tritt, muß daher eine solche bedeutende Spannung haben. Es ist daher unmöglich, daß Kohlensäure von solcher Spannung einen der Erdoberfläche nahen Ursprung haben, etwa, wie Liebig irrthümlich meint, von Zersetzungsprozessen in der Braunkohle herrühren könne. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein Theil der in der Tiefe vom Wasser absorbirten Kohlensäure in dem Bohrloche in Blasen aufsteigen und so die Erscheinung eines Säuerlings mit Kohlensäure-Entwickelung zeigen werde, wenn reichere Wasserzuflüsse und folglich ein schnelleres Aufsteigen und Abfließen des Wassers erfolgen.

„Eine beim Herausziehen des Thermometers aus der Tiefe beobachtete Erscheinung spricht dafür, daß das Wasser daselbst ein vielfaches Volumen Kohlensäure von demjenigen enthalten möge, welches es unter dem einfachen Luftdrucke zurückhalten kann.

„Die blecherne Büchse, in welcher das Thermometer mit Talg umgeben sich befand, hielt nämlich über demselben etwas Luft eingeschlossen, welche durch den bedeutenden hydrostatischen Druck des zwischen die Fugen der Büchse eingetretenen Wassers sehr comprimirt worden war.

„Beim Heraufziehen dieses Thermometers unter abnehmendem hydrostatischen Drucke dehnte sich die eingeschlossene Luft wieder aus, und das Wasser wurde durch die Fugen herausgepreßt. Als aber die Büchse über den Wasserspiegel kam, sprangen im untern Theile derselben durch die Fugen der Löthung einige Wasserstrahlen seitwärts in lang gedehnten Bögen heraus, welche von keiner andern Ursache als von der Kohlensäure herrühren können, die, in der Tiefe vom Wasser absorbirt, in die

Büchse eintrat, beim Herausziehen unter abnehmendem Drucke sich von demselben losriß, im obern Theile der Büchse sich sammelte, unter dem einfachen Luftdrucke sich expandirte und das Wasser herauspreßte.

„Die Communication mit dem Innern des Thonschiefergebirges, oder eigentlich mit dem Heerde der Kohlensäure-Entwickelung in unbekannten Tiefen ist demnach durch das Bohrloch bereits eröffnet. Was aber als eine sehr wahrscheinliche Vermuthung hingestellt worden, ist zur Gewißheit geworden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß beim Tieferbohren mehrere solcher Kanäle angebohrt werden und die Zuströmung der Kohlensäure immer reichlicher wird.

„Je mehr aber die Communication nach dem Innern des Gebirges zunimmt, desto mehr nimmt auch die Wahrscheinlichkeit vermehrter Wasserzuflüsse aus der Tiefe, d. h. aufsteigender warmer Mineralquellen, zu.

„Bonn, den 31. März 1847.

„Gustav Bischoff."

„In Folge eines Rescripts des Königlichen Ministerii der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten und des Königlichen Finanz-Ministerii vom 19. Februar a. c. hat mich der Königliche Berg-Hauptmann Herr von Dechen Hochwohlgeboren zur Abgabe meines Gutachtens über folgende Fragen aufgefordert:

Ist es wahrscheinlich, daß ein Bohrloch in Ehrenbreitstein warme Mineralquellen antreffe?

und

wenn eine solche Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, in welcher Tiefe unter der Oberfläche wahrscheinlich eine Temperatur erreicht wird, die derjenigen der Quellen von Ems gleich steht?

„Bei dieser Begutachtung setze ich die Bekanntschaft mit der für die affirmative Beantwortung der ersten Frage sehr günstigen Aeußerung des Herrn Kammerherrn Leopold von Buch voraus, welche derselbe unter dem 13. August 1834 an den Vorstand der Stadt Ehrenbreitstein gerichtet hat.

„Das mir bekannte Zahlen-Material zum Behufe der Beantwortung der Fragen besteht in Folgendem:

„Die Therme der alten Küche zu Ems liegt 291 Par. Fuß über dem Meeresspiegel und noch 32 Fuß unter Wiesbaden. Die Temperaturen der Quellen zu Ems schwanken zwischen 18° R. (Wilhelmsbrunnen) und 44° (am Rondel). Alle diese Bestimmungen nach Stifft's geognostischer Beschreibung des Herzogthums Nassau.

„Der Rheinspiegel zu Ehrenbreitstein liegt 185 Pariser Fuß über dem Meere.

„Das Bohrloch zu Ehrenbreitstein ist 115 preuß. Fuß = 111 Par. Fuß über dem Rheinspiegel angesetzt und 714 preuß. Fuß = 690 Par. Fuß tief. Die Temperatur der Wasser in der Tiefe von 714 preuß. Fuß wurde am 22. und 23. März 1846 zu 12° R. bestimmt. Nach Angabe des Herrn von Kirn hat die Quelle früher in 616 preuß. Fuß = 595 Par. Fuß Tiefe $13\frac{1}{2}$° R. gehabt.

„Es liegt also der Ansatzpunkt des Ehrenbreitsteiner Bohrloches über dem Meeresspiegel 295 Par. Fuß und über der Therme von Ems 5 Par. Fuß; der tiefste Punkt des Ehrenbreitsteiner Bohrlochs aber 394 Par. Fuß unter dem Meeresspiegel und 685 Par. Fuß unter der Therme von Ems.

„Da der Ansatzpunkt des Bohrloches nur 5 Fuß unter dem Ausbruchspunkte der Therme von Ems liegt, die mit dem Bohrloche erreichte Tiefe aber gar 685 Par. Fuß tiefer wie jener Punkt ist, ferner Ems nur eine Meile von Ehrenbreitstein entfernt ist, die Entwickelungen zahlreicher Kohlensäure und Natron haltiger Mineralquellen an der Oberfläche endlich noch weit westlich über Ehrenbreitstein hinausreichen, nämlich in die Umgebungen des Laacher See's, hier sogar erst recht häufig erscheinen, so ist gewiß nach der Ansicht des Herrn L. von Buch, welche aus dem Standpunkte der Theorie allen Beifall verdient, der für das Bohrloch gewählte Punkt ein sehr geeigneter, um eine Therme, ähnlich der Emser, aufzusuchen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie mit jedem Fuß des Tieferbohrens gefunden werden kann. Bedeutungsvoll ist es schon, daß die Wasser des

Bohrlochs, welche in einer Tiefe von 616 Fuß angebohrt worden sind, sehr reich an Kohlensäure erscheinen, auch einen Gehalt an fixen Bestandtheilen besitzen, der sich im Allgemeinen durch den Geschmack zu erkennen gibt, aber nach seiner nähern Natur durch die Analyse erst ausgemittelt werden muß.

„Das Wesentlichste, welches hier in Betracht kommt, ist die Temperatur des Wassers. An dieser dürfte gegenwärtig durch das Bohrloch mehr nicht gewonnen sein, wie nach ganz allgemeinen Verhältnissen zu erwarten stand; eine außerordentliche Zunahme derselben hat zur Zeit noch nicht statt gefunden.

„Nimmt man nämlich an, daß die mittlere Bodentemperatur zu Ehrenbreitstein am Bohrloche circa 8° R. beträgt, welches nicht wesentlich von der Richtigkeit abweichen wird, und daß die Zunahme der Wärme nach der Tiefe für jede 115 Par. Fuß um 1° R. statt findet, welches in runder Zahl der von dem Professor Bischoff nach den bisherigen Erfahrungen gefundenen Mittelzahl von 114,8 Fuß entspricht, so müßte die Temperatur in der Tiefe des Bohrlochs jetzt circa 14° R. betragen. Sie ist aber nach den neueren Ermittelungen nur 12° R., nach den früheren des Herrn von Kirn 13½° R. Die Temperatur von 12° R. ist ganz ausnahmsweise niedrig, die Temperatur von 13½° R. würde dem Verhältnisse entsprechen, daß die Quelle im Bohrloche schon in einer Tiefe von 616 Fuß getroffen worden ist, wenn man annimmt, daß diese Wasser bei ihrem Niederfallen in das Tiefste des Bohrloches die dort vorhandene Temperatur nicht erlangen können. Kommen wirklich in der Strecke von 616 Fuß bis zu derjenigen von 714 Fuß keine neuen Wasser seitlich in das Bohrloch, so liegt darin wenigstens eine Ursache, warum die Wasser in der Tiefe nicht die entsprechende Temperatur des Bohrloches selbst haben. Die Zuflüsse des Bohrloches sind nämlich sehr stark und von bedeutender Druckkraft, das Bohrloch ist selbst ein an der Oberfläche ausfließender artesischer Brunnen. Die schweren kältern Wasser fallen also in das Tiefste des Bohrloches nieder, steigen aber gleich wieder auf, wie sie eine nur etwas höhere Wärme hier erlangt haben, und da ein fortwährender starker Abfluß der Wasser an der

Oberfläche stattfindet, so werden die Wasser, welche in der Tiefe des Bohrloches angetroffen werden, niemals eine irgend bedeutend höhere Temperatur annehmen können, wie sie bei ihrem Einflusse in das Bohrloch, bei 616 Fuß Tiefe, besaßen, also 13½° R. Damit wäre aber die zuletzt gefundene Temperatur von 12° R. nicht erklärt. Diese würde nur durch bedeutende und kältere Wasserzuflüsse in noch höheren Punkten des Bohrloches und durch ein ähnliches schnelles Aufsteigen der unten im Bohrloche um etwas wärmer gewordenen Wasser veranlaßt sein können. Es ist schwierig anzunehmen, daß die höhern Zuflüsse im Bohrloche erst später begonnen hätten. Bei dieser Unterstellung würde aber auch die Differenz zwischen der frühern und der neuern Temperaturbestimmung eine Erklärung finden. Man möchte es indeß vorziehen, sie ohne Erklärung zu lassen.

„Alle diese scheinbaren Anomalien müßten aber verschwinden, wenn in größerer Tiefe des Bohrloches neue Wasser angebohrt würden. Es kann hier, gestützt auf die Ansichten des Herrn von Buch, nach den Verhältnissen der Lage des Bohrloches allerdings erwartet werden, auf einmal Wasser, und zwar mineralische, von einer viel höhern Temperatur zu erhalten, wie diejenige ist, welche der Tiefe des Bohrloches entspricht, in welcher dasselbe stehen wird. Auf einen solchen Glücksfall, dem die Theorie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gibt, darf sehr gerechnet werden. Wann er eintreten wird, liegt außerhalb der Möglichkeit der Vorausbestimmung. Träte er aber nicht ein, und wollte man doch eine Therme in dem Bohrloche erhalten, welche zum Baden sich eignete, also eine Temperatur von circa 24° R. haben müßte, so könnte man ganz sicher sein, diese, nach den ganz gewöhnlichen Verhältnissen der Zunahme der Wärme nach der Tiefe, bei einer Gesammtbohrlochstiefe von circa 1840 Pariser Fuß zu treffen.

„Es erscheint übrigens sehr einladend, daß das Ehrenbreitsteiner Bohrloch jetzt schon ein artesischer Brunnen ist. Es dürfte diese Eigenschaft, allen Erfahrungen zufolge, bei einem tiefern Niederstoßen nicht verlieren, und man würde daher, wenn man Wasser von der gewünschten Temperatur erhielte, zugleich das-

selbe in sehr bedeutender Quantität und in einer Weise besitzen, welche seine vollständige Benutzung allseitig möglich macht. Die Hoffnung auf einen reichen mineralischen Gehalt dieser Wasser liegt eben so nahe vor; mit Kohlensäure, welche in der ganzen Umgegend mächtig aus der Tiefe aufsteigt, würden diese Wasser nothwendig eben so gesättigt sein müssen, wie in derselben ein bedeutender Gehalt von Salzen, namentlich von kohlensaurem Natron, zu erwarten wäre, da schon die zahlreichen Mineralquellen mit bloß 1, 2 bis 3° mehr Temperatur, wie die mittlere des Bodens, welche in dieser Gegend von selbst an die Oberfläche treten, sowohl die Kohlensäure als jenen fixen Gehalt in großem Reichthume nachweisen.

„Bonn, den 27. März 1847.

„Noeggerath."

Diesen günstigen Aeußerungen unbeschadet, wurde durch Ministerialrescript vom 8. Aug. 1847 jeder Zuschuß verweigert, und auf wiederholte Vorstellung vom 15. Sept. erfolgte unter dem 9. Oct. ein zweiter abschlägiger Bescheid. Unter dem Einflusse der Ereignisse von 1848 kam das Werk vollends zu Stillstand, und bietet die auf den 30. Jul. 1851 ausgeschriebene Generalversammlung der Actionäre nur wenig Hoffnung für dessen Wiederaufnahme. Vergl.: Beschreibung des Verfahrens bei den Bohrversuchen nach warmen Quellen in Ehrenbreitstein. Nebst einer Karte und 2 lithographirten Blättern. Herausgegeben zum Vortheil der Armen in Ehrenbreitstein. Preis 15 Sgr. Coblenz, in Commission bei K. Bädecker. 1838.

Neudörfchen, Niederberg.

Weiter aufwärts, zur Linken, windet sich die Höhe hinan der Fuhrweg zum Ehrenbreitstein, der im Vorbeigehen das im halben Berge belegene Neudörfchen berührt. Höchst romantisch, bedenklich aber daneben, an dem Glacis einer Festung, ist des Oertchens Lage. Am 18. Sept. 1795 wurde Neudörfchen, wo

die Franzosen sich festgesetzt hatten, durch die Vertheidiger des Ehrenbreitsteins niedergebrannt. Seitdem hat es aus seinen Ruinen wieder sich erhoben, einzig die Capelle, zu St. Peter, deren Kirmes, zu St. Peter und Paul, stets einige Krämer herbeizog, dann die Fausenburg sind nicht mehr erstanden. Ein gar anmuthiger Sitz ist mit ihrer Begleitung von hängenden Gärten die Fausenburg, freundlich wie der Namen, gewesen; verfallenes Gemäuer, eine Terrasse sind der vergangenen Herrlichkeit einzige Ueberbleibsel. Das heutige Neudörfchen zählt 103 Einwohner; von den wenigen, auf das Oertchen bezüglichen Urkunden ist die merkwürdigste mir verloren gegangen. Es war das bereits besprochene Brüchtenregister vom J. 1572, worin die mancherlei Liebesabenteuer einer daselbst eingebürgerten Jungfrau besprochen, nicht immer in der schonenden Weise, deren der Hauptzeuge, ein Schäfer, sich befleißigt. Von mancherlei Besuchen, so die Schöne aus Coblenz und dem Thal empfing, weiß der Mann, aber es sind Herren, „die hieher nit begeren geschrieben zu werden."

Von größerer Bedeutung ist Niederberg, und uralt zugleich, wenn auch die Etymologie des Namens nicht allerdings den Anspruch auf hohes Alterthum zu rechtfertigen scheint. Aber der Haupthof Niederberg, das uralte Besitzthum der trierischen Kirche, ist ein unwiderleglicher Beweis, daß hier eine der ältesten Ansiedelungen der ganzen Gegend zu suchen. Diesem Haupthof war das ganze Kirchspiel nach seiner vormaligen Ausdehnung, außer Urbar und dem Neudörfchen noch Thal-Ehrenbreitstein und Simmern, ursprünglich Siebenborn genannt, unterworfen. In Niederberg selbst besaß der Erzbischof, der Nachweisung von 1308 zufolge, 12¼ Mansen. Davon entrichteten 10 zu St. Martini Messe, jeder 18 Denarien cölnischer Währung und einen Obol, der 11te Mansus gab 3 Solidos 6 Denarien, der 12te zu Martini 3 Solidos und im Herbst 8 Seidel Wein u. s. w. „*Preterea apud Walterstorf est dimidius mansus, qui tenetur omne ius, quod tenentur alii X. predicti mansi, sed diu neglectum est. It. 9 aree apud Nydernberch, solvunt in festo Martini 18. den. Colon. et 1 obolum. It. homines attinentes curie Ny-*

dernberg, quilibet vir solvit in censu in festo S. Martini 6 denarios, mulier 3 denarios in festo S. Andree. It. habet archiep. in Nydernberg 1 Cammervorst, in quo aduocatus nihil iuris habet. It. curiam Nydernberg et 4 ortos et 3 vinee." Bedeutende Stücke des Haupthofes waren aber damals bereits veräußert worden, unabhängig von der an die Edlen von Helfenstein verliehenen Vogtei. Als Obervögte zu Niederberg kommen vor, 1311 Johann von Helfenstein, Wäpeling, 1318 Hermann von H. Ritter, 1346 Hermann und Johann Gebrüder, Ritter, 1363 Johann Herr zu H., 1383 Hermann Herr zu H. Ritter; als Untervögte werden genannt: 1324 Gerlach, gest. 1335, Peter seit 1335, Hermann Snyd 1373, Gerlach 1399. Von derer von Helfenstein Stellung gegenüber den Erzbischöfen handelt das vom 29. Nov. 1395 datirte Weisthum über eines Erzbischofen Gerechtsame zu Niederberg, gegeben in Gegenwart des erzbischöflichen Schultheißen Bartholomäus von Winningen, Wäpeling, des helfensteinischen Vogtes Heymann Kalart und der fünf Scheffen, nachdem diese vordersamst mit den Heimbürgen von Niederberg, Mülheim, Ehrenbreitstein, Urbar, Sevenburne und mit dem Mehrtheil der Gemeinden sich berathen haben. „Sie weißen, daß mein Herr von Trier ist ein oberster Herr des Gerichts, und daß die Gewalt und alle Gebot des Glockenschalls sein und seines Stiftes sind, und dieses Gebot sollen die Herren von Helfenstein helfen halten, und weiseten meinem Herrn von Trier die Folge zu und niemand anders. Demnach bekenneten sie den Herren von Helfenstein, daß sie des Gerichtes zu Niederberg geborne Vögte sind, und daß sie sollen richten von Hals und Bauch, und sollen richten mit Wissen und Angesichts meines Herren von Trier Amtmanns, daß sie recht richten. Alle Gefälle von Gericht, Wasser und Weide sollen halb fallen meinem Herren von Trier und halb den Herren von Helfenstein." Umständlicher noch ist das Weisthum zu Niederberg und Mülheim, vom 9. Januar 1463 *more Trev.*, indem darin auch der Insassen Berechtigungen aufgenommen.

Die Kirche zu Niederberg, ungezweifelt ein Pertinenzstück des Hauptgutes, war mit ihren Zehnten und sonstigen Zubehö-

rungen frühzeitig an die Abtei St. Matthias bei Trier gekommen, wie dieses aus der von Papst Eugen III. am 6. Feb. 1147 der besagten Abtei verliehenen Bestätigungsbulle sich ergibt. Erzbischof Theoderich hat 1217 die Pfarrei Niederberg der Abtei incorporirt; 1275 erkannte Friedrich von Spey, daß er von seinen daselbst belegenen Gütern und Novalien an die Abtei den Zehnten zu entrichten verpflichtet sei. Wie bedeutend dieser Zehnte überhaupt gewesen, ergibt sich daraus, daß die Abtei ihn an Erzbischof Johann V. von Isenburg für die Dauer von 12 Jahren, mit Weihnachten 1549 beginnend, um 120 Gulden in Gold verpachten konnte. Es scheint aber der Erzbischof durch alsolchen Pachtvertrag sich beschwert gefunden zu haben, und conferirte er, einer lästigen Verbindlichkeit kurzweg sich zu entheben, die Pfarrei an Prior und Convent des Augustinerklosters im Thal. Dagegen hatte die Abtei Erhebliches einzuwenden, und es erhob sich zwischen den beiden Gotteshäusern ein Rechtsstreit, den Johanns von Isenburg Nachfolger, Johann von der Leyen durch Vertrag vom 3. Januar 1557 *more Trev.* dahin schlichtete, daß die Pfarrei noch weitere 29 Jahre den Augustinern verbleiben, dann an die Abtei zurückfallen solle. In der blutigen Fehde um die trierische Inful, so Ulrich von Manderscheid mit Jacob von Sirk und Raban von Helmstatt führte, gelangte Niederberg zu einer gewissen Berühmtheit. In dem *Gestis Trevirorum* heißt es: „Der Graf von Virnenburg und die mit ihm verbündeten Herren zwangen die Pfarrer, die Priesterschaft überhaupt, im Widerspruch zu den apostolischen Befehlen, gottesdienstliche Handlungen vorzunehmen (1433), verdrängten diejenigen, so sich dessen weigerten, aus ihren Kirchen, trieben einige in das Elend. Und was das Schlimmste, Damasus von Gundersstorf, aus Cöln, führte uns eine Schar heimathloser Priester zu, der Himmel weiß, was für Gesellen, und die drängten sich ein den Kirchen zu Montabaur, Niederberg, Vallendar, nicht minder vielen Kirchen längs der Mosel Gestade, auch anderer Orten, und spendeten, obgleich das von Rechtswegen ihnen untersagt, thatsächlich die Sacramente. Ein allgemeines Interdict, der trierischen Diöcese auferlegt, war davon die Folge, und währte volle vier Jahre." In der Bela-

gerung, 1795, den 18. Sept. wurde die Kirche, zusamt dem Pfarrhause und dem größten Theile des Dorfes in Asche gelegt. Der Pastor suchte Zuflucht zu Besselich, verrichtete auch den pfarrlichen Gottesdienst in der Klosterkirche, bis dahin Kirche und Pfarrhaus zu Niederberg 1806 wieder aufgebauet worden. Vorher schon hatte der Reichsdeputationsschluß von 1803 der Abtei St. Matthias Kellnerei zu Vilmar, von welcher die Gefälle und Berechtigungen zu Niederberg abhängig, mit andern Entschädigungsobjecten dem Fürsten von Wied-Runkel zugetheilt. Gar bescheiden ist der neue Kirchenbau ausgefallen. Patron blieb, wie von Alters her der h. Pancratius, einer von den gefürchteten Drei aus der Mitte des Maimonats. Von Reliquien weiß ich einzig des h. Sergius und der Königin Engelindis Häupter zu nennen; beide sind aus Besselich hierhin gebracht worden. In hoher Verehrung stehet seit alten Zeiten des h. Sergius (7. Oct.) Reliquie: kranke Kinder, damit berührt, haben häufig Genesung empfangen. Um die Königin Engelindis muß ich auf Besselich verweisen. Ein ungeheuerer Säbelhieb, ungezweifelt von einem Jatagan herrührend, hat den Schädel ihr gespaltet: das „säuberlich blond Haar", dessen und zugleich des Hiebes die Legende von Besselich Erwähnung thut, ist noch immer nicht ausgefallen. Das Kirchspiel, von dem 1707 Thal-Ehrenbreitstein, und 1825 Simmern, seitdem der neugestifteten Pfarrei in Hilscheid, zu St. Joseph, angehörig, getrennt worden, zählt in den drei Ortschaften Niederberg, Neudörfchen, Urbar, incl. Besselich, 784 Communicanten. Von den Pastoren in Niederberg vermag ich die folgenden zu nennen.

Johannes, 1318—1346. Arnold von Leye, 1355. Johann Wellyn, 1366. Johann Menge, 1369. Heinrich Loyr, 1373 und 1377. Christian, 1400. Petrus Augustini, 1557, saß nur kurze Zeit. Herr Matthis, 1569. Wendelinus, ernannt 1574. Christian Cullerer, 1582. Paulus Burgh, 1593. Johannes Recht, aus Wittlich, resignirt den 5. Oct. 1594. Stephan Mailand, 22. Nov. 1596. Augustin Juvencius, 11. Aug. 1597. Castor Ehrenhan, 1604—1620. Johann Adenau, 1621. Ulrich Doler, 1625 und 1636. Dominicus Weicherding, 1640

—1660. Johann Pfeifer, aus Boppard, 1661. Krank und abwesend wurde er 1689 und 1690 durch den Karmeliten, *fr.* Daniel a S. Maria vertreten. Pfeifer starb 1692. Gottfried Wilhelm Wyrich, aus Jülich, 1691, starb 1723, als des Capitels Engers Landdechant. Jacob Krätzer, eigentlich nur Pfarrverwalter, 1723. Modestus Manheim, Profeß zu St. Matthias, 24. Juni 1724. Sechs Jahre später wurde er zum Prälaten erwählt. Theodor Dietz, ein Lothringer, trat zu Johanni 1725 ein, fungirte auch 1727. Johann Franz l'Evesque, aus Cöln, starb den 27. Jul. 1730. Karl Wittmann, Conventual des Franciscanerklosters zu Coblenz, erscheint als Verweser im Oct. 1730. Johann Schmitz, aus Güls, 24. Jun. 1731. Er war vorher Pastor zu Pfaffendorf, und wurde letzlich nach Güls versetzt. Wilhelm Meurer, aus Nieder-Lahnstein, 1. Januar 1738, auch 1748. Johann Nicolaus Faustini, aus Kerig, 24. Junius 1751, resignirte 1761. Johann Schmitz aus Güls, des eben genannten Schmitz Brudersohn, 1761, starb im Feb. 1789. Johann Peter Brach, 1789. Er starb als Definitor, den 21. Januar 1826. Johann Adam Nußbaum, 24. Juni 1826, wurde zur Pfarrei Vallendar versetzt den 28. April 1832. Joseph Dillmann, von Limburg, 1. Mai 1832, starb in dem 29. Altersjahr, den 12. April 1833. Paulus Lehmann, von Adenau, vorher Pastor zu Kelberg, trat die Pfarre an den 24. Junius 1833.

Wozu diese lange Reihe von Namen ohne historisches Interesse? wird man fragen, doch alsbald finden, daß sie für den Antiquarius nicht ohne Interesse sind. Der heutige Hr. Pastor von Ueß vermißt in dem Verzeichniß seiner Amtsvorfahren den S. 747 des 1. Bds. der 2. Abth. besprochenen Pastor Schwart. Das Deficit hat er einem reisenden Gönner mitgetheilt, und der verfolgt auf Schritt und Tritt seit länger als einem Jahr des Hrn. Pastors von Ueß folgenschwere Entdeckung; sie ist ihm ein unerschöpfliches, wenn auch etwas einförmiges Thema geworden. Jetzt erst begreife ich nach ihrem ganzen Werthe jene Antwort, so einstens Ludwig XV. von einem Höfling empfing. Dem Monarchen war der Mann mehrmals in dem-

selben Tage aufgestoßen, mehrmals befragt worden: *„combien avez vous d'enfants."* Das hat er jedesmal, der Wahrheit gemäß, beantwortet, zu vier Sprößlingen sich bekannt. Am Abend, beim Spiel den viel Befragten hinter seinem Stuhl erblickend, erneuerte der König dieselbe Frage, *„sept"*, erwiederte trocken der Mann. *„Comment cela se peut-il"*, erinnerte der Monarch, *„je me rappelle maintenant que tantôt vous disiez quatre."* — *„C'est bien vrai,"* ließ wiederum der Höfling sich vernehmen, *„mais je craignis ennuyer V. M. en répétant tant et tant de fois la même chose."*

So viel, in Bezug auf das „oft und viel wiedergekäuete Grundbirnmus" jenes Kritikers, mit Bürger Becker, dem *magistrat de sûreté* zu sprechen. Das Verzeichniß der Pfarrer von Niederberg, vollständiger, wie es in den Acten des Pfarramtes enthalten, wie es nach deren Anleitung von dem seligen Bischof von Hommer aufgestellt worden, einige ähnliche Namensregister, die ich folgen zu lassen gedenke, werden vermuthlich meinen Gegner überzeugen, daß es mir eine Kleinigkeit gewesen wäre, zu ermitteln, wo Hr. Schwart als Pfarrer stand, ob in Ueß, oder in einem andern Winkel, wenn ich eine Bluette der Art einer zeitraubenden Untersuchung werth gefunden hätte. Ich kann aber nicht umhin, das Grundbirnmus zu einer weitern Ausführung zu benutzen. Seit 1840 ist die weiland so friedliche Stadt Coblenz mehrmals durch aufrührische Bewegungen beunruhigt worden. Der städtische Chronist könnte vielleicht, von besagtem Jahr an, statt in Bücher, Capitel oder Abschnitte, in Revolutionen seine Arbeit eintheilen, nach dem Vorgang jenes alten Geschichtschreibers der Stadt Neapel, die, wie alle Welt weiß, von den Königen von Spanien den Beinamen die Allergetreueste empfangen hat. Darum heißt es z. B. in des Neapolitaners bogenreichem Werke: „Der Allergetreuesten Stadt Neapel 46ter Aufruhr."

Der Stadt Coblenz zweiter Aufruhr wurde veranlaßt durch einen entsprungenen Sträfling, den, nachdem er in einem benachbarten Dorfe angehalten worden, zwei Feldschützen nach der Stadt zurückbrachten und an die Hauptwache ablieferten. Der

Feldschützen Thätigkeit fand aber allgemeine Misbilligung, in empfindlicher Weise sollte sie ihnen angekündigt werden, und verlangte zu dem Ende das zahlreich versammelte Volk von dem wachthabenden Officier die Auslieferung der beiden Häscher. Die hat natürlich der Officier verweigert, und die Massen, in gereizter Stimmung drängten gegen die Hauptwache und schienen nicht ungeneigt, in eine Belagerung die Blokade zu verwandeln. Es eilte zur Stelle der Gouverneur an der Spitze der wenigen zur Zeit des Herbstmanoeuvre ihm übrigen Mannschaft, da fand sich auch zeitig ein mein armer lieber Freund, Oberbürgermeister Mähler. Furchtlos warf der sich in den dichtesten Haufen, und nicht ohne Erfolg hat er den Wüthigen zugesprochen. Auf Einzelne nur haben seine begütigenden Worte als Oel, dem Feuer zugegossen gewirkt, und von diesen Einzelnen faßte der Aufgeregteste, wie den Kaiser Ferdinand Thannrädl, den Bürgermeister beim Knopfe, „Du Ehrenthal" dazu brüllend. Ehrenthal nennt man bei uns im gemeinen Leben, nach der Firma des Hauses, für dessen Rechnung sie zugeschnitten und genähet werden, eine Art von Sommerröcken, die an ihrer Gleichförmigkeit leicht erkennbar, allgemein getragen werden. „Du Ehrenthal", brüllte in jenem Augenblicke des Bürgermeisters Widersacher, im Moment der höchsten Leidenschaftlichkeit fand er an seinem Bürgermeister nichts auszusetzen, nichts zu tadeln, als den Sommerrock. Fürwahr die glänzendste Anerkennung, das ehrenvollste Zeugniß, so Mähler begehren konnte. Volle 6 Jahre sind es, daß der Antiquarius in den Händen des Publicums sich befindet, und hat in der langen Frist, bei dem besten Willen, die Kritik keine andere Schwachheit ihm nachweisen können, als eben den nicht einmal gebürender Maßen constatirten Verstoß um des Pfarrers Schwart Wohnort. Mein schönster Dank sei ihr gespendet für die mir gewordene Anerkennung.

Unter dem J. 1335 ist von Reclusen in Niederberg die Rede; von des Hauses Belegenheit oder Schicksalen fehlen mir aber alle Nachrichten. Gegenwärtig zählt der Ort 498 Einwohner, die eine ausgezeichnet fruchtbare und schöne Markung besitzen. Ihr ist namentlich der Kreuzberg mit seinem unver-

gleichlichen Weinwachs, theilweise auch die Rheinhell, Rheinhalde, ebenfalls die Pflanzstätte eines ausgezeichneten Weines, zugetheilt. Wenn aber Reifenberg, in seinen Anmerkungen und Zusätzen für Browers Annalen von einem Steinkohlenlager spricht, das aus der Gemarkung von Arzheim hinüberreiche in die von Niederberg, so muß ich das auf sich beruhen lassen, obgleich der Geschichtschreiber hinzufügt, er habe die Absicht gehabt, besagtes Lager auszubeuten, sei aber durch die von dem Amtmann derer von Wrede zu Müllenbach ihm aufgedrungene Gemeinschaft in seinem Vorhaben gehemmt worden. Der Amtmann habe sich von der Benutzung der Kohlen goldene Berge versprochen, und sei nicht zu umgehen gewesen, weil die Schichten sich herabziehen aus den Grenzen der Herrschaft Müllenbach, den Bach entlang bis in die Nähe von Niederberg.

Aremberg, Müllenbach.

Von Niederberg aufwärts zum Rothen Hahnen oder zu Aremberg zu erhöht sich mit jedem Schritte der Reiz der Landschaft. Allmälig werden auf dem andern Rheinufer der Kamillenberg, der Gänsehals sichtbar, dann übersieht man das Maifeld nach seiner ganzen Ausdehnung. Jenseits Andernach, das wie ein Fächer ausgebreitet mit seiner Kirche und dem Ochsenthurm im Hintergrunde, jenseits Andernach erhebt sich das Siebengebirge, in bedeutender Entfernung hinter Aremberg der prächtige Coblenzer Wald, einem Coblenzer stets ein schmerzlicher Anblick. Eigenthum der Stadt seit den ältesten Zeiten, ist er ihr durch einen Federzug der zu Lunéville stipulirenden Diplomaten entzogen worden. Man thut in Frankreich sich viel zu Gute auf die Gesetzlichkeit, die zu Zeiten des Consulats *in thesi* wenigstens gewaltet haben soll. Laut deren wurde ein Gesetz, durch den gesetzgebenden Körper zu erlassen, erforderlich, so eine Gemeinde einen Schweinstall vertauschen wollte; ohne den gesetzgebenden Körper zu begrüßen, gab Napoleon hin, was nicht Coblenz allein, was noch viele andere Gemeinden des linken Rheinufers auf

der östlichen Seite des Stromes besaßen. Er hat freilich prächtige Entschädigungen dafür empfangen, ein Gütchen in Mehlem oder Oberwinter, der einstigen Burggrafschaft Wolkenburg letztes Ueberbleibsel, und endlich des Hospitals zu Düsseldorf Besitz, dann ein Gütchen, von der Pfarrei Ittenbach, bei Siegburg, herrührend, aber selbst diese armseligen Entschädigungen nahm der Fiscus für sich in Anspruch, und leer gingen die beraubten Gemeinden aus. In Coblenz wollte man 1815 auf die ungesetzliche Verhandlung zurückkommen: die Behörde ließ durch den von Herresdorf eine Deduction schreiben, worin, aus den Arcanen des cölnischen Landrechtes das an einer vormals trierischen Gemeinde von ihrem Regenten begangene Spolium klar nachgewiesen, allein der nunmehrige Besitzer des Waldes, der Herzog von Nassau, bekümmerte sich nicht viel um die Deduction, und war sie auch, bei aller Gelehrsamkeit, nicht geeignet, gelesen zu werden. Die Stadt bezahlte die Druckkosten, und vermuthlich auch ein schönes Honorar, der Wald blieb der Coblenzer Wald *in partibus infidelium.* Herrlich bestanden, in dem fruchtbarsten Boden fußend, über 2400 Morgen trier. groß, ungemein wildreich, soll er einen Werth von 5—600,000 Thlr. bieten, unendlich viel mehr, als erforderlich, um die gute Stadt all ihrer Trübsal zu entledigen.

Uralt ist Aremberg, wenn gleich der Ort, ungeachtet seiner vortheilhaften Lage an der Straße nach Frankfurt, niemals zu Bedeutung gelangen konnte. Wenig fehlte, und er hätte über dieser Lage seinen eigentlichen Namen eingebüßt. Das noch bestehende Wirthshaus, zum Rothen Hahnen, gleich am Eingange des Dorfes, beschäftigte dermaßen ausschließlich die Reisenden, die Fuhrleute zumal, daß über des Hauses Schild der Namen Aremberg beinahe in Vergessenheit gerathen war. Die neuere Zeit, pünktlicher in ihren Scripturen, hat die eigentliche Benennung wieder zu Ehren gebracht. Das heutige Aremberg zählt 280 Einwohner, wird aber zweifelsohn, bei der allmäligen Zerstückelung der von der Herrschaft Müllenbach herrührenden Grundstücke, bald in Volksmenge und Wohlstand zunehmen. Viel hatten schon im 16. Jahrhundert die Besitzer der Herrschaft ver-

äußert. Den großen Hof zu Aremberg verkaufte namentlich Johann von Helfenstein am Mittwoch nach Allerheiligen an den Zollschreiber Eschenfelder, der aber bereits am Dienstag nach Epiphania 1531 das nur eben erworbene Besitzthum an das Erzstift überließ. Erzbischof Johann **III.** gab den Hof an Johann von Helfenstein zurück, doch nur für dessen und der Frau von Helfenstein Lebtage; es war das eine Verhandlung, bestimmt, zu weitern Veräußerungen den von Helfenstein zu verlocken. Als die Absicht erreicht, wurde es dem Kurfürsten nicht schwer, auch den fraglichen Hof den Händen der Leibzüchter zu entwinden.

In Aremberg bestand um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine Clause. Am Pfingstabend 1333 setzen Hilger und Daniel von Langenau, Gebrüder, für den Unterhalt ihrer Schwester Lukardis, die *reclusa in reclusorio Arenberch*, bestimmte Gefälle aus, von ihrer Mühle Heydeme zwei, von ihrer Mühle bei dem Schwalborn, an der Burg Helfenstein, ein Malter Korn, aus ihren Gütern zu Mülheim im Thal ein halbes Fuder Wein, im Herbst abzuliefern. Mit der Lukardis Ableben sollen diese Leistungen erlöschen. Johannes, Pastor zu Aremberg, wird den 9. Aug. 1422 und den 1. Juni 1487 Konrad Grebe von Buttyngen, Kirchherr zu Aremberg genannt, und hat diese letzte Urkunde besiegelt Junkherr Johann von Müllenbach, Herr zu Helfenstein, der ein Stifter und Gifter ist der Kirche zu Aremberg. Zu diesem Datum stimmt das Aeußere der Kirche, so nach ihrem ganzen Habitus der Mitte des 15. Jahrhunderts angehört, obgleich in Hermanns von Helfenstein Urkunde 1306 derselben bereits gedacht. Sie ist klein, dem h. Nicolaus geweihet und hat nur mehr einen Altar. Der Communicanten sind 490, das benachbarte Immendorf und den Hof Müllenbach eingerechnet; die Capelle in Immendorf, zum h. Erasmus, scheint älter als die Pfarrkirche.

Unmittelbar bei Immendorf hebt der Kreuzgang oder Stationenweg an, der in einer Länge von 10 Minuten bergan führt bis beinahe zu der Pfarrkirche; begonnen 1845, ein Werk des heutigen Pastors, des Hrn. Johannes Kraus, bekundet er eben so sehr die kirchliche Richtung seines Gemüthes, als seinen Kunst-

sinn und sein Gefühl für Naturschönheit. In der glücklichsten, überraschendsten Weise sind die mancherlei Abwechslungen der Landschaft benutzt: einige der Stationen beherrschen Aussichten, die reizender oder grandioser nicht erdacht werden können, bei andern wird um so bemerkbarer des Bildners Kunst. In Allem sind ihrer 14. Der ersten, in der Tiefe, ist eine dorische Säule beigegeben, durch deren Inschrift die Anlage dem Schutze eines Jeden empfohlen. Dieser Inschrift hätte es kaum bedurft, denn es hat der Stifter das Geheimniß gefunden, die Gesamtheit der Bevölkerung in einem weiten Kreise zu seinem Enthusiasmus für das Schöne, für das Heilige zu erheben. Alle benachbarten Ortschaften haben sich betheiligt, betheiligen sich bei Arbeiten, deren Ausführung einzig der sorgsam geleiteten Vereinigung der Kräfte von Tausenden möglich. Ein Blick auf die ungeheueren Felsstücke, die zur Stelle geschafft, verwendet werden mußten, wird dieses bestätigen. Die Stationen sind genau dem Ritual nachgebildet. In der 1. wird Jesus abgeführt, Pilatus wascht sich die Hände. „Mein Volk, was hab ich dir gethan?" 2) „Vater, die Stunde ist gekommen." 3) Kreuzfall. 4) Jesus spricht zu den Frauen. 5) „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht werth." 6) Veronica mit dem Schweißtuch. 7) Kreuzfall. 8) „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über euere Kinder." 9) Kreuzfall. 10) „Sie haben meine Kleider unter sich getheilt." 11) Jesus wird dem Kreuze angeheftet. Seitwärts, in einiger Entfernung, erscheint die Darstellung des auf dem Oelberg betenden Heilandes. Dieser sogenannte Oelberg wurde 1846 eingesegnet, soll aber eine gänzliche Umgestaltung erleiden. Die Bildsäule, an der manches zu erinnern, wird durch ein Kunstwerk, so in einer Grotte anzubringen, ersetzt. 12) Die Kreuzigung. „Es ist vollbracht." 13) Die Kreuzesabnahme. 14) Die Grablegung.

Gleich bei der 13. Station ist ein größerer Bau, die sogenannte Erlösungscapelle in Angriff genommen. Sie soll das Andenken eines Ereignisses verewigen, um das ein gerichtliches Protokoll aufgenommen worden. Elisabeth Sauer, unbescholtener

Eltern aus Aremberg gleich unbescholtenes Kind, starb in dem Alter von 26 Jahren, den 8. Aug. 1843. In der Todesstunde hatte sie ein heftiges Verlangen geäußert, nochmals den Pastor zu sehen, indem ein Geheimniß ihr aufliege. Das Geheimniß hat sie, aller Bitten ungeachtet, der Mutter nicht anvertrauen wollen; der Pastor konnte es nicht vernehmen. Er kam zu spät. Fünf Jahre vergingen, und Montag den 7. Aug. 1848, den Abend vor der Sauer Sterbetage, war die Wittwe Margaretha Hahn unweit des Pfarrgartens auf dem Felde beschäftigt. Es läutete die Abendglocke, und während dem Läuten erblickte die Wittwe eine Gestalt, die gelbgraulichten Angesichtes, weiß gekleidet, vorüberschwebte. Zu dreimalen wurde gerufen Gnadenbild, dessen aber die Frau nicht geachtet hat, und eben so wenig des rasch entschwundenen Wesens. Der Ruf konnte von einem Kinde, das sie in der nächsten Laube wahrgenommen, ausgegangen sein. Den Mittwoch darauf, auf derselben Stelle, unweit der Erlösungscapelle, zu derselben Stunde, während der Betglocke, vernahm die Hahn wiederum zu dreimalen den Ruf Gnadenbild; diesmal doch hat sie aufgeschauet, und die beschriebene Gestalt dahin schweben, über Hecken und Gesträuch dem Kirchhof zufliegen gesehen. Wiederum, an einem Freitag, welcher, ist nicht angegeben, hat sie des Morgens, unter der Messe, während dem Sanctus, dieselbe Erscheinung gehabt, keinen Laut aber von ihr vernommen. Anderes ereignete sich an demselben Freitag, während der Mittagsglocke; mit ihrem Tagewerk beschäftigt, hatte die Hahn urplötzlich die jetzt zum viertenmal ihr sichtbar werdende Gestalt vor sich: „Erschrecke dich nicht," sprach die Erscheinung, „ich bin Elisabeth Sauer, habe einen Gang nach Mariahülf und dahin ein Kerzchen zu opfern, versprochen. Das wollest du statt meiner ausrichten, dann dem Herrn Pastor angeben, daß ich ein Heiligenhäuschen zu bauen gelobt habe, auch darin für zehn Groschen Wachs zu opfern. Du bist die dritte Frau, der ich offenbare, was ich auch meinem Brüderchen gesagt habe."

Hierauf länger schweigen zu wollen, schien der Frau allzu bedenklich. Sie verrichtete die Bittfahrt nach Mariahülf, sie

machte die Anzeige von dem, was ihr widerfahren, vor dem Pfarramt, vor dem Send, vor Gericht. Es deponirte auch Peter Zappey, Scherenschleifer zu Immendorf, von seiner Frau auf dem Todtbette vernommen zu haben, daß ihr ebenfalls die Sauer erschienen sei, genau in derselben Weise, wie die Hahn sie angeredet habe. Die unerhörten Dinge vernehmend, wollten die Angehörigen der verlebten Sauer, des Gelübdes Schuld zu tilgen, einen Heiligenstock, wie er der Geringfügigkeit ihrer Mittel angemessen, errichten; das gab der Pfarrer nicht zu, einmal in Betracht der störenden Wirkung eines solchen Bauwerkes inmitten seiner Lieblingsschöpfung, dann auch, weil er sich verpflichtet erachtet, den Seinigen, im Leben wie im Tode, all das Seine hinzugeben. Er nahm den Bau der Capelle auf sich, und rasch gehet sie ihrer Vollendung entgegen, zu langsam vielleicht doch der Wittwe Hahn. Sie befürchtet, erleidet noch immer Anfechtung. Auf Dreifaltigkeitsonntag, 15. Juni 1851, besuchte sie die Stationen, unweit der 13. fiel es als ein Blitz auf sie, an der Hand wurde sie erfaßt, und in Ohnmacht ist sie gesunken. Erleichterung für die Zukunft suchend, spendet sie der Kirche reichliche Opfer in Oel und Wachs, wie sauer es ihr auch ankommt, dergleichen aus dem kärglichen Taglohn zu beschaffen. Denn, Almosen verschmähend, nährt sie mit ihrer Hände Arbeit sich und ihre Kinder; in schuldiger Anerkennung dessen konnte sie vordem zu jeder Stunde Arbeit auf dem Pfarrhof finden, aber den zu betreten, wagt sie nicht mehr, stets ein ferneres Zusammentreffen mit dem Geiste befürchtend. Die Erlösungscapelle, vollständig ausgeführt, wird dem gleichgültigsten Gemüthe tiefen Eindruck hinterlassen. Feierlich stimmt schon die Anlage der Bodenfläche, welcher zu Hülfe zu kommen die Kunst nicht verabsäumte. Imposant ist der Bau, bewundernswürdig zumal das Vesperbild, *pietà*, so auf dem Altar thronen soll. Ich gebe den italienischen Kunstausdruck, damit wenigstens dieses Bild mit dem modischen, widerwärtigen Ausdruck, *Madonna*, verschont werde. Zu Deutsch heißt es die heilige Jungfrau, Unsere liebe Frau, die Mutter Gottes, absonderlich, wenn sie, wie hier, den entseelten Heiland auf dem Schoose hält.

Gegenwärtig noch in dem Pfarrhause aufbewahrt, aus Eichenholz in Menschengröße geschnitzt, ist das Bild ein außerordentliches Kunstwerk zu nennen. Der Thränenschmerz des Antlitzes der Mutter ist in unerreichbarer Natürlichkeit und Treue wiedergegeben. Das Bild, zu Ober-Lahnstein, in unbemitteltem Hause aufgefunden, könnte wohl der verfallenen Johanniskirche an der Lahnmündung angehört haben; bedeutend von der Zeit angegriffen, ist es von Ittenbachs kunstreichem Pinsel glücklich restaurirt worden. Er hat mit seiner Arbeit der h. Jungfrau eine schöne Gabe dargebracht. In der Erlösungscapelle wird das Bild durch einen Hintergrund von Krystallen, die zum Theil mühsam an den Ufern des Rheines zusammengelesen worden, zum größern Theil dem von jeher mit den seltensten und kostbarsten Erzstufen prangenden Bergwerk bei Berncastel entstammen, gehoben sein. Die Capelle ist zum Messelesen bestimmt.

Seitwärts von der 13. Station zeigt man die Stelle, wo der jüdische Schulmeister von Immendorf seine reformatorischen Bestrebungen mit dem Tode büßte. Jacob Tobias Schatz, 43 Jahre alt, aus Bialystok, in dem fernen Podlachien, und seit Kurzem erst nach Immendorf berufen, zog sich durch seine Polemik gegen dasjenige, so er als überflüssiges Ceremoniel betrachtete, den Haß seiner orthodoxen Glaubensgenossen zu, sie bestritten häufig seine Ansichten; daß er unerschütterlich darin verharre, bezeigte er durch Wort und That. Am Freitag, 17. Mai 1844, Abends führte er wiederum in der Schule eine sehr heftige Controverse; in der Dialektik ihm nicht gleich, aber höchlich verletzt durch seine unglimpflichen, unvorsichtigen Aeußerungen, mishandelten ihn die Zuhörer auf die roheste Weise. Er verließ die Schule, kehrte auch, des wiederholten Anrufens ungeachtet, nicht dahin zurück, erklärte vielmehr seine Absicht, die Gemeinde, den Ort zu verlassen. Gegen einen, vielleicht unzuverlässigen Freund, der ihm den Rath gab, die Nacht im Hause nicht zuzubringen, äußerte er noch weiter, daß er nach Aremberg gehen und im Gasthause zum Rothen Hahnen schlafen wolle. In der Nacht, um 9½ Uhr hörte ein Gast, indem er das am obern Ende des Dorfes belegene Wirthshaus von Klee verließ, Stöhnen und Wehklage,

ohne Säumen ging er zurück zur Wirthsstube, die verdächtigen Laute anzumelden. Der Wirth meinte, er könne getäuscht worden sein durch das von dem Winde mit einem Fensterladen getriebene Spiel, durch das Gekrächze der Angeln, der Andere bestand festiglich darauf, daß er eines Menschen Klage gehört habe, und letzlich setzte die ganze im Hause noch versammelte Gesellschaft sich in Bewegung, um bei dem Schein einer Lanterne den Thatbestand aufzuklären. Alle hörten das Stöhnen, gingen ihm nach, den Weg gen Immendorf hinab, und es begegnete ihnen ein dasiger Jude, der, angehalten und befragt, erzählte, er komme von Ehrenbreitstein, wolle über Aremberg nach Immendorf, sei aber, das Stöhnen vernehmend, in dem Schrecken umgekehrt. Weiterhin am Wege fand man den Schullehrer aus Immendorf, sterbend am Boden liegen, und um ihn einen Haufen kopfsgroßer Steine. Einer der hinzu Gekommenen richtete des Sterbenden Haupt auf, und darüber hauchte er den letzten Seufzer aus. Gesprochen hat er nicht; nach der Erklärung von Sachverständigen starb er an zwei absolut lethalen Wunden, am Hinterkopf und an der Schläfe. In alttestamentarischer Weise wurde er gesteinigt. Die schauerliche That, so wegzudisputiren die Montefiore, die Crémieux weder vermochten, noch unternahmen, gab Veranlassung zu einer langwierigen Untersuchung, in deren Gefolge ein subalterner Mörder, ein Knecht zu längerer Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Die eigentlichen Thäter zu überführen, fehlte es an Beweis.

Eine Viertelstunde oberhalb Aremberg bezeichnet der nassauische Löwe, in Schwartenmagenmarmor, wie das Volk solche Marmorart nennt, ausgehauen, die Grenze. Diese Viertelstunde zurückzulegen, lasse kein Freund von Naturschönheiten sich verdrüßen. Seitwärts liegt die Buchhalde, ein Gehölz von 85 Morgen, der Gemeinde Ehrenbreitstein zugehörig, gleichwie das daneben belegene Erbbestandgut Spieß, so 112 Morgen Magd. groß, jährlich 180 Rthlr. Pacht gibt. Noch weiter seitwärts, beinahe gleichweit von Aremberg und der Lahn entfernt, mitten im Walde, stehet die verfallene Burg Müllenbach, eigentlich nur mehr ein Thurm, neben welchem der heutige Besitzer ein schönes Haus erbauet hat.

Nach seinen früheren Beziehungen war Müllenbach eine nicht unbedeutende Herrschaft, von der die Dörfer Aremberg und Immendorf, ausgedehnte Waldungen, werthvolle Höfe und Ländereien abhängig, und die als der Hauptstock des einst die ganze Umgebung von Ehrenbreitstein berührenden Besitzthumes derer von Helfenstein zu betrachten. Müllenbach selbst war zeitig ein Lehen des reichsunmittelbaren Stiftes Herford in Westphalen geworden. Am 13. Dec. 1371 bekennet „*Lyse Dei gracia Abbatissa secularis ecclesie hervordensis*", daß der edelgeborne Mann, Herr Hermann von Helfenstein, „der unser und unserer Kirche Lehenmann ist, die uns schuldig gewordenen 20 Gulden bar und richtig bezahlt hat". Johann der älteste von Helfenstein wird für sich und seine Vettern, Hermann und Johann von Helfenstein der junge, von der Aebtissin zu Hervord, Mechtild von Waldeck, „mit alsolchem Gute — Burghaus und Hoheit zu Müllenbach, Hof und Patronatrecht zu Aremberg, Güter zu Immendorf — als sie von uns und unserm Stifte haben", belehnt, 21. Oct. 1424. Am Samstag nach Dionysien 1494 entschied Erzbischof Johann von Trier gütlichen den zwischen Wilhelm und Johann von Helfenstein waltenden, das Haus Müllenbach betreffenden Streit. Er war so ernstlich geworden, daß Wilhelm gewaltsam des Hauses sich bemächtigt hatte, und von des Kurfürsten Volk daraus vertrieben werden mußte. Otto von Rolshausen wurde am 22. März 1580 von der Aebtissin Felicitas Gräfin von Eberstein mit den Lehengütern, „so weilandt Johann von Helffenstein mein Schwegerherr von einer Abdißinnen und Stifft zu Heruorden zu Lehen getragen", belehnt, und behauptete sich in dem Gute, „wie undertheniglich auch einer Hanß von Helffenstein als negster *Agnatus* um die Belehnung angesucht". In einem spätern Lehenrevers, von 1590, gibt Otto von Rolshausen folgende Lehenstücke an: „Hauß Müllenbach sampt aller Hoich, Recht und Gerechtigkeit, auch mit allen Gutern, Gulten und Gefellen ahn Geltzinsen, Wachsgulden, Oliegulden und waz dazu gehorig ist, sodann mit dem dinglichen Hoff und Hoffsgutern und Leuten zu Aremberg, daneben der Kirchengifft daselbst, und ferner mit den Gutern zu Immen-

dorff sampt dessen Gulden und Gesellen". Ottos von Rolshausen Sohn Friedrich gelangte auf Abgang der unverehlicht gebliebenen Christina Katharina von Helfenstein zum Besitze der ganzen Herrschaft, die er seinen Erbtöchtern, den Frauen von Stein-Callenfels und von Wrede hinterließ. Derer von Stein-Callenfels, vielmehr ihrer Erben, derer von Hunolstein Hälfte, hat die Wittwe von Wrede, Namens ihrer Kinder, 1715 durch Kauf erworben, und blieb seitdem die Herrschaft bis auf die neueste Zeit derer von Wrede ungetheiltes Eigenthum. Sie war dem reichsritterschaftlichen Canton Mittelrhein einverleibt, doch in gewissen Beziehungen der trierischen Landeshoheit unterworfen; ihre Abhängigkeit zu vervollständigen, ließ sich Kurfürst Johann Hugo von der Aebtissin Charlotte Sophie, gebornen Herzogin von Kurland, ihre Lehengerechtsame abtreten, und sollte die Abtei dafür eine bare Entschädigung von 4000 fl. und in firnem Obermoseler Wein 500 fl. empfangen, laut Verhandlung vom 4./14. Juni 1692. Philipp Hermann Friedrich von Wrede, gest. 20. Febr. 1793, hat demnach aus den Händen des Kurfürsten Clemens Wenceslaus am 2. März 1782 die Belehnung empfangen. Der preussische Lehenhof endlich hat die Herrschaft allodificirt; sie wurde um beiläufig 50,000 Rthlr. verkauft und zerschlagen. Die Detaillirung hat an die 100,000 Rthlr. abgeworfen.

Der Mühlengrund, Arzheim, die Blind.

Von Müllenbach abwärts dem Thal Ehrenbreitstein zu erstreckt sich der Mühlengrund, von dessen Eingang, bei dem Letzten Heller, bereits Rede gewesen. Seitwärts von dem Letzten Heller, in des Berges Abhang, steht die Ley, ein Agglomerat von 4 Hütten, gleichsam eine Vorstadt von Ehrenbreitstein. In der Tiefe treibt der Bach in Allem 16 Mühlen; 6 davon gehören in den Bann von Ehrenbreitstein, 1 nach Niederberg, 2 nach Aremberg, 7 nach Arzheim. Des Thales Südrand bildet der Kreuzberg, die Pflanzstätte eines herrlichen rothen Weines, der kaum seines Gleichen am Rheine finden wird, es sei dann zu

Asmannshausen und Oberwesel. Des Berges bester und größter Theil ist das Eigenthum von Hrn. D'Ester, dessen sorgfältiger, rationeller und von den glänzendsten Resultaten begleiteter Bau der ganzen Gegend ein, wenn auch nicht immer erreichtes Vorbild werden sollte. Der Ertrag von D'Esters Weinbergen mag 200 Ohmen in geringen, in bessern Jahren das Doppelte betragen. Unmittelbar an die dritte Mühle, von Ehrenbreitstein aus gerechnet, raint die Schießbahn, Eigenthum einer der ältesten Schützengesellschaften am Rhein. Leider hat man nur Sagen um deren frühere Existenz. Im J. 1659 sollen des Thales Schützen, in Ermanglung andern Volkes, den Ehrenbreitstein gehütet haben; 1676 wurde ihnen, nach einer gleich unverbürgten Nachricht, von Kurfürst Johann Hugo ein Platz zu ihren Uebungen angewiesen, gleichwie eine Schwester dieses Kurfürsten der Gesellschaft zum Besten das Schießhaus erbauet haben soll. Beide Angaben werden jedoch widerlegt durch die Thatsache, daß auf der fraglichen Stelle, auf der Wiese, die aus einem trocken gelegten Weiher entstand, die Schießbahn der Hofcavaliere sich befand, und auch für die Uebungen dieser vornehmen Schützen, für das „Herrenschießen," das späterhin abgebrochene Schießhaus erbauet worden, während des Thales Schützengesellschaft in den 60er Jahren in dem Garten von Sartorius ihrer Uebungen pflegte. Im J. 1680 werden Heinrich Raspott als Schützenhauptmann, als sein Lieutenant Anton Moseler genannt. Bis dahin die Tradition. Sieger in dem zum erstenmal 1752 abgehaltenen Königsschießen, verehrte der tapfere Vertheidiger von Trarbach, nachmalige Feldmarschall-Lieutenant Wilhelm Ludwig von Hohenfeld der Gesellschaft einen sehr schön gearbeiteten silbernen Vogel, zugleich Pokal, aus welchem bei festlichen Gelegenheiten der Ehrentrunk gereicht wird. Um des Vogels Hals erscheint die Jahrzahl 1752, auf dem Schild in seinen Klauen die folgende Inschrift:

Da in obiger Jahreszahl
in dem Thal das erstemal
von Hohenfeld im Königsspiel
der geschossene Vogel fiel,
wolte er zum Angedenken
denen Schützen diesen schenken.

Durch Rescript vom 25. Junius 1756 verlieh Kurfürst Johann Philipp dem jedesmaligen Vogelkönig für ein Jahr die Personalfreiheit, welche nachmalen demjenigen, der drei Jahre hinter einander Sieger, auf Lebenszeit ausgedehnt wurde; später kam die Quartierfreiheit hinzu. Kurfürst Clemens Wenceslaus, nachdem er 1768 den Vogel geschossen, verehrte neben 10 Carolin in Gold und 3 Ohmen herrlichen Rheinweins, einen „ziervergoldeten" silbernen Schild mit des Kurfürsten Wappen, so von zwei geharnischten Schützen gehalten wird. Darunter steht zu lesen: *Clemens Wenceslaus D. G. ArchiEp. Trevi. S. R. J. per Gall. et Reg. Arela. ArchiCanc. ac Pri. et Elect. Ep. Frising. et Ratisb. Admin. Prüm. Coadj. Epát. August. Princ. Reg. Poloni et Lith. Dux Saxon. Juli. Cliviae Montiū Ang. Westph. Landgr. Thüring. March. Misn. super. ac inferi. Lusatiæ Princ. Com. Henn. Com. Marchi. Ravensburg Barby et Hanau Do. in Ravenst. &. &. Ehrenbreitstein d. 24. May 1768 trayecit et Dono dedit.*

Einige Monate später, 16. Aug. 1768 erließ der nämliche Kurfürst die Schützenordnung, wodurch verfüget: „1) Soll ein Jeder, wenn er zum Schiesplatze kommet, Gott vor Augen halten, und einen jeden gebührend *respect*iren. 2) Sobald der Freyschuß im Namen Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht unßers gnädigsten Herrns geschehen ist, soll alles Fluchen, Schwören, und was dergleichen Zottenreißen mehr sind, verboten seyn, bei Straf der Pritschen, oder jedesmaln 4 Albus. 3) So oft einer oder der andere den bösen Feind mit Namen rufet, auch derjenige, welcher solches gehöret, und nicht angiebt, wird jedesmal in die Büchse zahlt 1 Albus. 4) Soll keiner dem andern auf dem Schiesplatz Schuld fordern, bey Strafe 6 Albus. 9) Solle keinen zweien aus einem Gewehr zu schießen erlaubt seyn, dann der solches hinweggelehnt, solle gestraft werden um 4 Albus. 10) Soll keiner falsches oder verbothenes Gewehr, als gezogene Büchsen, wie sie den Namen haben, auf den Schießplatz bringen, und wann dergleichen gefunden werden sollten, solle erst die Büchse *absoluté* der Gesellschaft verfallen seyn, und derselbe hernächst von der Gesellschaft abgewießen werden. 14) Soll

keiner dem andern sein Gewehr verachten, bei Strafe 6 Albus. 15) Soll keiner während dem Schießen Tabak rauchen, es seye einer aus denen Schützen oder Zuschauern, bei Straf der Pritsche oder 4 Albus. 21) Wird alle Jahr ohnnachläßig auf das Fest des heiligen Sebastian ein Amt oder heilige Messe gehalten werden, wobei ein jeder Schütz zu erscheinen schuldig ist, bei Straf 6 Albus für Wachs." Im Jahre 1782 kam die Gesellschaft zu Rechtsstreit mit dem Besitzer der Medersmühle, in der Eselsbach, wie der Bach hier genannt, dem einige Kugeln in das Dach geflogen waren. Es wurden Zeugen für und wider die Berechtigung, auf besagter Stelle zu schießen, vernommen, und ergaben sich unter den Zeugen der Gesellschaft mehre, denen genau bewußt, daß daselbst noch vor Christi Geburt ein Schießplatz gewesen. In Ansehung von Jagen und Schießen haben die rechtlichsten Männer voriger Zeiten niemals Gewissen gehabt.

Im J. 1792, als Coblenz und Umgebung durch Custines Fortschritte bedroht, erbot sich die Schützengesellschaft zu Dienst auf dem Ehrenbreitstein, welche patriotische Gesinnung zu erkennen, der Kurfürst durch Rescript vom 11. Oct. 1792 der Bürgerschaft die volle Brückenfreiheit auf 6 Jahre ertheilte: kaum zwei Jahre hat sie deren genießen können. Am 25. Mai 1805 wurden die in eine neue Form gebrachten Artikel von der Nassauischen Regierung bestätigt. Durch Urkunde vom 29. Oct. 1811 schenkte Fürst Wilhelm von Nassau zu Eigenthum der Gesellschaft die ihren Uebungen dienende Wiese. Damit lösete er zugleich die Verpflichtung der Hofkammer, die Preise zu 6 in des Jahres Lauf angesetzten Schießen, jedesmal ein Stück Zinn, zu beschaffen. Durch Ankauf ist die Bahn späterhin noch in etwas erweitert worden. Geschossen wird den ganzen Sommer hindurch, Sonntags; dem Hochamt, an St. Sebastiani Tag, pflegt nach einigen Tagen ein Schützenball zu folgen. Das große Vogelschießen, nach Pfingsten, ist ein wahres Volksfest. In militairischer Haltung, unter Voraustretung der Musik, ziehen die Schützen der Wiese zu, geführt von dem Hauptmann, zwei Lieutenants, dem Fähnrich und Schützenmeister. Die Officiere fügen Epauletten dem einfachen Anzuge der Schützen zu: grüner Waffenrock, weiße Hose, runder

schwarzer Hut mit Kokarde und grünem Roßschweif, dazu Hirschfänger und Pulverhorn an grüner Kordel, beides unentbehrlich. „Auf eine gute Büchse", die in den Artikeln von 1768 verpönte Waffe, „wird viel verwendet." An der Spitze des Zuges befindet sich der Vogelkönig. Er trägt an seinem Hute den von dem Vogelkönig Jos. Lambricht am 1. Juni 1845 gestifteten silbernen Adler, dann an grünsammetnem Bande den von Kurfürst Clemens Wenceslaus geschenkten Schild, und 4 andere Schilde, verehrt von Franz von Mees, Schützenkönig 16. Jun. 1805, von dem Ritter von Coll, als sein Neffe, Franz von Mees, den ersten Preis errang, 24. Mai 1825, von Joseph Buschmann, der am 5. Juni 1825 den ersten Preis gewann, und von Johann Buschmann, dem Schützenkönig 1833, endlich den Hohenfeldschen silbernen Vogel und auf der Brust die von Sr. Maj. als ein Zeichen der Huld verliehene goldene Huldigungsmedaille. Des Vogelkönigs unmittelbare Begleiter tragen der eine den zu Ehren von Phil. Breitbach, der andere den zu Ehren des Hauptmanns von Kirn von der Gesellschaft gestifteten Schild, 1846 und 1847. Beide hatten sich ihr als Wohlthäter empfohlen. Der Schützenmeister trägt, gleichfalls am grünen Bande, eine Decoration, nicht ungleich jener des Vogelkönigs, mit 6 silbernen Schilden besetzt. Das älteste, mit dem Wappen und einigen kriegerischen Emblemen verziert, ist eine Gabe der Frau von Spangenberg, besage der Inschrift: *Dorothea Joanna B. de Spangenberg nata de Wallhof. Inter Pares Prima. Die 25. Maji 1752.* Den zweiten Schild schenkte Jacobus Stephani, den 3. *Frantz Georg lib. Baro Boos de Waldeck,* dessen Wappen auch darauf angebracht, den 4. J. B. Kirchener, den 5. Handelsmann J. Anton Triacca, den 6. Brückenmeister Frank von Coblenz. An dem ersten Tage des großen Schützenfestes wird der Vogelkönig ermittelt, den zweiten Tag in einem Stern- und Scheibenschießen ebenfalls um den Preis gestritten. Zu den Kosten des Festes steuert die Gemeinde einen Beitrag von 30 Rthlr. Ein Candidat der Gesellschaft entrichtet als Aufnahmegeld 1 Rthlr. 20 Sgr., dann alljährlich 15 Sgr. Der Schützen sind regelmäßig 180 — 200. Das Mobilarvermögen der Gesellschaft, incl. der 6 kleinen mes-

singnen Kanonen, ist zu 1040 Rthlr. versichert. Der Schlitten, mittels dessen die Artillerie transportabel wird, trägt als Decoration einen schwarzen Adler, der große silberne Schild auf der Brust des Adlers die folgende Inschrift:

Thal Ehrenbreitstein den 10. Juni 1767.
Frohlocket Schützen heute
Und grabt den Tag ins Herz ein.
Ruft Jubel, ruft Freude,
Und laßt die Wünsche ewig sein:
Es lebe CLeMens WenzesLaVs
Vnser FVIrst
Vater VnD KoenIg.
Geschenk
Von Herrn Oberkriegs
Commissarius
von Mezen
Der Schützen Compagnie.

Den Bach weiter aufwärts, in einem Seitenthale des Mühlengrundes wird ein Hoffnungsbau auf Silber, Kupfer und Blei betrieben. Es besteht dabei eine Gewerkschaft von 32 Antheilen, und sind bis jetzt volle 22,000 Rthlr. verausgabt, ohne daß ein erfreuliches Resultat erreicht worden. Und doch hatte die Müllenbacher Grube, die von Müllenbach etwa 20 Minuten, von Ehrenbreitstein 1 Stunde entfernt, früher reichliche Ausbeute gegeben. Aufgelassen seit 1807, bietet sie durch die Menge der anströmenden Gewässer Schwierigkeiten, denen eine Dampfmaschine von drei Pferdekraft nicht gewachsen.

Ein steiler und steinigter Fußweg führt, seitwärts von der Kreuzkirche zu Ehrenbreitstein ausgehend, den Clausenberg hinan auf Arzheim zu. Den Namen will man von drei Capellen, die von des Berges Rand bis zu der halben Höhe sich erhoben, ableiten. Sie sind alle drei verschwunden, dagegen stehen jetzt im Eingange des Berges, dicht neben einander, zwei Heiligenhäuschen, der Berg selbst ist durchaus zu Rebenpflanzungen verwendet. Wo diese aufhören, die Bergfläche erreicht, beginnt die ungemein fruchtbare, wunderschöne Markung von Arzheim. Dem Dorfe zunächst stehet eine Mariencapelle, nach ihrer heutigen zierlichen Form das Werk des gegenwärtigen Pastors, des Hrn. Weller. Die ältere Capelle war in einer der Belagerungen

von Ehrenbreitstein, 1795 oder 1796, bis auf die Grundmauern zerstört worden, nachdem sie kurz vorher durch milde Gaben aus dem Verfall erstanden. Schon damals war das historische, an die Stelle geknüpfte Interesse ganz und gar in dem Gedächtnisse der Anwohner erloschen. Eine vornehme Dame, in der Nähe von Müllenbach mit ihrem sechsjährigen Töchterlein lustwandelnd, hatte auf das furchtbare, von Osten herkommende Ungewitter keine Acht, bis dahin in einem nie erhörten Wolkenbruch die Entladung erfolgte. In Strömen ergoß sich das Wasser über die Hochebene, und ein solcher Strom riß der Edelfrau das Kind, so sie krampfhaft umschlossen hielt, von der Seite. Ihm nach wollte die Mutter sich stürzen, aber ein neu hervorbrechender Strom gab ihr die entgegengesetzte Richtung, und während sie Mittel fand, einem Baume sich anzuklammern, verhallte schwächer und schwächer des Kindes Angstgeschrei. Drei Tage, schreckliche Tage, verlebte die Mutter auf den schützenden Aesten, dann endlich begannen die Gewässer an dem obern Rande der Ebene zu sinken, und die Aermste wurde von einigen Gesellen, die da sich herumtrieben, bemerkt und nicht ohne lebensgefährliche Anstrengung auf das Trockene gebracht. „Mein Kind, mein Kind!" waren die ersten, lange die einzigen Worte, so die Jammergestalt hervorzubringen vermögend. Nachdem sie allgemach wieder zu sich gekommen, nach Namen und Stand erkannt worden, ergab sich unter den guten Nachbarn das lebhafteste, das allgemeinste Interesse für ihren Kummer, für ihr Unglück, und machten sich, sobald es nach dem Stande der Gewässer möglich, ganze Dörfer auf den Weg, den Leichnam des verunglückten Kindes aufzusuchen. Bis zu des Clausenbergs Fuß, bis zur Mündung der Blind wurden die Nachforschungen ausgedehnt, Leichen in bedeutender Anzahl erhoben, aber von derjenigen, die man eigentlich suchte, ergab sich keine Spur. Unmuthig, ermüdet, hatten auch die eifrigsten unter den Spähern den Heimweg angetreten, da glaubte einer von ihnen bei dem matten Lichte der Dämmerung in einiger Entfernung eine kleine Menschengestalt sich bewegen zu sehen. Sie schleppten sich zur Stelle, und die Frage, „habt Ihr meine Mutter nicht gesehen?"

rief eine Kindesstimme ihnen entgegen. „Wer ist deine Mutter?“ wurde gefragt, und das Kind nannte sie und seinen eignen Namen. Es war die seit acht Tagen Vermißte. „Wie kommst du hierhin?“ wurde weiter gefragt. „Wir gingen da unter den Bäumen, und da kam das Wasser und riß mich fort. Ich hörte der Mutter Geschrei. Dann schlief ich ein, und als ich erwachte, stand die Mutter neben meinem Bettchen und lachte mich freundlich an. Und es kam eine weiße Kuh, und die hat die Mutter gemelkt, und herrlich hat die Milch mir geschmeckt; alle Tag habe ich davon getrunken, so viel ich wollte. Heute Morgen aber ist die Mutter ausgegangen, sie wolle sehen, ob das Wasser gefallen sei, hat sie gesagt, und noch ist sie nicht heimgekehrt.“ — „Dich zu suchen, dich zu rufen, hat sie uns geschickt, wir wollen dich zu ihr führen,“ sprach eine der Frauen in der Bande, und nach kurzen Augenblicken drückte die Mutter das schmerzlich beweinte Töchterlein an ihre Brust. Viel hundertmal hat sie hierauf die Umstände der wunderbaren Erhaltung sich wiederholen lassen, ohne doch vollständig das darunter verborgene Geheimniß ergründen zu können. Allein gläubig und dankbar, hat sie „der Mutter der schönen Liebe“ zu Ehren auf den Fleck, wo das Kind gefunden worden, eine Capelle gesetzt, und steuerten reichlich zu deren Bau die Nachbarn von Arzheim und Aremberg, ein Andenken der Sündfluth von 1537 ihren Nachkommen zu hinterlassen, auch unter dem Einflusse der Gebenedeiten vor ähnlichen Drangsalen sicher zu leben.

Den Namen Arzheim, in der ursprünglichen Form Adaldisheim, hat man von des Ortes Schutzheiligen, von St. Adelgundis, herleiten wollen; mir ist es wahrscheinlicher, daß unter der Adalis die selige Rizza zu verstehen, als welcher, vermöge ihrer hohen Herkunft, das auszeichnende Prädikat vor allen andern zukommen mochte. Arzheim wird als ihr Wohnsitz von der Tradition bezeichnet. „Des nestin Dagis na sante Anthonys Dage 1340“ vergleichen sich die von Helfenstein mit den Märkern und gesamter Gemeinde von Arzheim, „alre Zueyounge vnde Erigis dye wir hatten intussen vns, alz von den Marken wegen des Dorfis von Artzheim. So solen wir Herman vnd

Johan Herren zo Helfinstein verliben in vnser Marken von Artzheim, alz wir von alders gedayn hayn, vnd wee it Recht ist. Vnd wir Markere vnd dye Gemeyne von Artzheim solen auch verliben in derselber Marken von Artzheim, alz wir von alders hayn gedain vnd also Recht ist." Des Ortes Scheffen hatten 1406 noch kein Siegel; 1512 ist von deren von Helfenstein Hof zu Arzheim Rede. Junker Dietrich Nuwer und Lyse von Stockheim, Eheleute, zu Coblenz wohnhaft, verlehnen 1523 ihren Hof zu Arzheim auf 12 Jahre, und sollen ihnen alljährlich nach Coblenz an die Judenpforte 10 Malter Korn, ½ Mltr. Erbes und 2 Sömmer Weizen geliefert werden. Das bezeuget Junker Friedrich von Heddesdorff. Als Einkauffsleute werden genannt Mausllezell, Johann von Arzheim, Kirchenmeister, und Krystgen Vasbender, beide Burger zu Coblenz. Im J. 1665 gingen die Kinder noch immer nach Ehrenbreitstein zur Schule; im J. 1688 wurde das ganze Dorf, vielleicht in dem französischen Mordbrande, in die Asche gelegt. Bis dahin hatte es großentheils auf der andern Seite des Thales, auf dem Bohnacker gestanden, zwischen Arzheim und Zwei, wie die Stelle heißt, auf der noch heute zuweilen Fundamente und Küchengeräthe ausgegraben werden; seit dem Wiederaufbau ist das ganze Dorf um die Kirche gelagert. Von alten Zeiten her, und namentlich 1775 werden die von Heddesdorff als Mithochgerichtsherren genannt; ihr bedeutendes Gut hat der Siegler Faber an sich gebracht, einen andern Hof besaß 1770 die von Gebsattel.

Die Kirche, des Ortes höchsten Punkt einnehmend, zu Ehren Castors, des heiligen Bekenners, und der h. Adelgundis geweihet, bietet ein zierliches, leichtes Schiff, und ist überhaupt als eine der seltenen gothischen Kirchen, die auf dem platten Lande übrig, bemerkenswerth. An der Außenmauer, gegen Nordosten, in der Höhe ist die Bildsäule der h. Adelgundis, von ausgezeichneter, mittelalterlicher Steinhauerarbeit angebracht. Als Aebtissin dargestellt und mit der niedrigen Mitra bekleidet, trägt sie Hirtenstab und Evangelienbuch in ihren Händen. Zu ihren Füßen erscheint der Buchstaben **W**. Dem Haupteingange der Kirche gegenüber ist die colossale heil. Jungfrau mit dem Jesukindlein

im Arm aufgestellt; dem Capuzinerkloster im Thal entstammend, war das Bild geraume Zeit in dem aus seinen Trümmern wieder erstandenen Capellchen vor Arzheim aufbewahrt gewesen. Die Kirche hat nur eben Raum für den Hochaltar; gleich bei demselben, über dem Taufbrunnen ist ein zweites Bild der h. Adelgundis zu schauen; die silberne Krone hat demselben im J. 1756 die Gräfin Karoline Lambertine von Eltz-Kempenich, geb. 10. Febr. 1724, dargebracht. Uralt ist hier die Verehrung der h. Adelgundis, wie sich schon aus der Natur der ihr gebrachten Opfer ergibt, nicht Geld, Korn, das Erzeugniß der umliegenden Aecker, wird, absonderlich von denen, die an Kopfkrankheiten leiden, geopfert. Die Kirche besitzt nämlich, außer einem Indulgenzenbrief *d. d.* Avignon 8. Junius 1345, das Haupt der h. Adelgundis, um welches eine Notiz des Pfarrbuches folgendes berichtet: *Anno Dni. 1350 in vigilia Beatae Mariae Magdalenae Ego Wynricus Capellanus Beatae Mariae Magdalenae et dictae Plebanus ecclesiae S. Adelgundis virginis in Artzheim prope Confluentiam pro temp. vicarius altaris Sti Stephani Prothomartiris in ecclesia Sti Severi Archiepi Treviren. infra muros Bopardiae portavi has reliquias cum capite S. Aldegundis Virginis in Artzheim.*

Adelgundis, die Tochter Walberts und der Berthilia, war demnach aus dem Geschlechte der langharigen Könige entsprossen, und eine nahe Anverwandte des großen, eben damals in seiner vollen Herrlichkeit stralenden Dagobert. Frommer Eltern Liebling, wurde sie mit Sorgfalt erzogen, und als Kind, als Jungfrau hat sie in allen Stücken dieser Sorgfalt sich würdig erzeigt. Den Wünschen ihres Herzens nach bereits eine Braut Christi, war sie ohne Gleichen in Liebe für die Armen, in Unschuld, in dem Zauber der Unterhaltung. Vorsichtig gleichwohl im Gespräch, in ihren Antworten treffend, allen mild, bescheiden bei den Großen, ihren Gespielinen liebreich, übertraf sie alle ohne Ausnahme in Nüchternheit und Enthaltsamkeit. Auch ihre Fertigkeit im Lesen wird gerühmt. Dem Inbegriff solcher Vollkommenheiten, denen die Aussicht auf eine unermeßliche Erbschaft hinzuzufügen, haben die sorgsamen Eltern zeitig einen

angemessenen Bräutigam ermittelt. Eines Tages wurde Adelgundis in der Mutter Closet gefordert; die sprach ihr von des Hauses Reichthum, von der großen Zahl seiner Getreuen, von seinen ausgedehnten und fruchtbaren Besitzungen, von dem Glanze seiner Burgen. In solchem Hause sei man nicht gewohnt, einer geliebten Tochter das Mindeste zu versagen. Ihres Herzens geheimste Wünsche möge sie darum frei aussprechen: sollte sie einen Mann begehren, der sei gefunden, jung, schön, edel und reich. Da erwidert die Tochter: „Wozu, süßeste Mutter, hochgebietende Frau, die schmeichelhaften Worte? ich habe ja gelobt, dir mein Herz zu öffnen, meine Gefühle vor dir zu bekennen. Einen Mann begehre ich, dem Himmel, Erde und Meer eigen, dessen Güter unvergänglich, dessen Schätze stets wachsen, niemals abnehmen. Einen solchen Bräutigam gib mir, so du das vermagst, keinen Sünder, keinen Zänker, keinen sterblichen Menschen." Sehr unwillig hörte Frau Berthilia dergleichen Rede, doch wußte sie ihren Verdruß zu meistern, denn sie hoffte durch Hartnäckigkeit und der Frauen gewöhnliche Künste den kleinen Eigensinn zu meistern.

Adelgundens ältere Schwester, die an Madelgar, einen der größten Barone der Provinz, verheurathet, hatte vor nicht gar langer Zeit die Welt verlassen, um dem Himmel und sich selbst zu leben. Waltrudis, *Waudru*, so heißt diese Schwester, nahm den Schleier in dem von ihr gestifteten, nachmals hochberühmt gewordenen Kloster zu Castriloc oder Mons, während ihr Eheherr Madelgar, oder Vincentius, wie er von nun an heißen wollte, sich in dem Kloster Haumont verschloß. Waltrudis, vielleicht der Schwester geistige Richtung ahnend, erbat sich dieselbe von der Mutter zur Gesellschafterin. Das schriftlich vorgebrachte Gesuch wollte Berthilia nicht zurückweisen, Adelgundis durfte aber nur kurze Zeit bei der Schwester zubringen. Es waren süße Stunden, so in Castriloc sie verlebte, denn Alles, was sie dort sah, was sie dort hörte, war berechnet, geeignet, sie in ihren Neigungen für einsames, beschauliches Leben zu bestärken. Dessen hatte Berthilia sich versehen, und deshalb wurde die Tochter, sobald es nur der Anstand erlaubte, zurückgerufen. Eine kräftige Ermahnung, der Welt fern zu bleiben, gab

Waltrudis der Scheidenden mit auf den Weg, und der empfangenen Eindrücke voll, warf Adelgundis, kaum wieder in Court=Solre eingetroffen, sich der Mutter zu Füßen, bittend um die Erlaubniß, das enge Gemach neben der Kirche bewohnen zu dürfen. „Denn es geziemet sich nicht, daß ich in das Gewühl einer gänzlich dem Weltleben ergebenen zahlreichen Gesellschaft eingehe." Zugleich schilderte sie in begeisterten Worten der Schwester frommen Wandel innerhalb der klösterlichen Mauern, sie wiederholte auch vieles aus den heiligen Gesprächen, so Waltrudis Tag für Tag mit den Jungfrauen ihrer Gesellschaft zu führen gewohnt. Da erbosete Berthilia alles Ernstes, sie bedrohte die Widerspenstige mit empfindlicher Strafe, lenkte aber bald wieder ein, und es fielen, statt der Schläge, reichliche Geschenke in kostbaren Stoffen; die solle sie, hieß es zugleich, zu ihrem Brautanzug verwenden, denn der Hochzeitstag sei vor der Thüre.

Adelgundis zog sich in das ihr angewiesene stille Kämmerlein zurück. Die Stoffe verarbeitete sie zu Feierkleidern für die Täuflinge, doch als die Arbeit abgeliefert, verfiel sie tiefer Traurigkeit in Betrachtung der bodenlosen Kluft, durch welche sie im Ehestande von den Geliebten Jesu Christi geschieden sein würde, und dem Uebel zu entgehen, so von allen ihr das fürchterlichste schien, unterwarf sie sich schwerer Kasteiung, während sie zugleich unter Strömen von Thränen von dem Himmel die einzige Gnade sich erbat, daß die eheliche Verbindung mit dem argen Weltmann, der Mutter Lieblingstraum, ihr erlassen werde. Daß nicht unerhört ihr Gebet geblieben, hat alsbald sich ergeben: nach Ablauf von 14 Tagen sollte die Vermählung stattfinden. Diese ganze Frist über ließ der lockere Eudo, vermuthlich um anderer Orten Vergnügen zu suchen, auf Court=Solre sich nicht blicken, und empfand Frau Berthilia höchlich solch grobe Vernachlässigung. Die Vermählung trat einstweilen in den Hintergrund, zumalen dem Widerwillen, welchen die Braut dafür empfand, auch Gesichter und Erleuchtungen sich gesellten. Einstens, daß sie vergebens in ihrem Bettlein die nächtliche Ruhe suchte, vernahm sie, von einer lieblichen Stimme ausgesprochen, die Verheißung unglaublicher Schätze. Das hat sie Anfangs von der Welt Gütern

gedeutet, doch bald begriffen, daß unter dem Schatz einzig das Paradies zu verstehen. Darauf wähnte sie aufzusteigen zu den Himmeln, und wurde sie da ermahnt, das Vergängliche aufzugeben, damit sie um so leichter das Himmlische erreichen möge. Deutlich vernahm sie die Worte: „Suche dir keinen andern Bräutigam, als den Sohn Gottes." Sie sah Christum, in der Gestalt eines wunderschönen Knaben, er überreichte ihr eine weiße Stola und des Sieges Palme; „du wirst dereinst der Heiligen Gefährtin sein", wurde ihr zugeflüstert. Aber auch der leidige böse Feind hatte sich eingefunden, in sichtlicher Betrübniß zwar, daß er in Adelgunden eine Auserwählte erblicke. Ein andermal wurde sie von einem Mägdlein, scheinbar von der Reise kommend, angeredet in folgenden Worten: „Meine Schwester Adelgundis, die Gottesgebärerin und Jungfrau Maria sendet mich, auf daß ich dein Begehren vernehme." Erwiedert Adelgundis ungesäumt und freudig: „Ich wünsche, was der Herr will, mir geschehe nach seinem Willen." Sie sah den Apostel Petrus, empfing von ihm Belehrung um das Reich Gottes. Dann erschien ihr der Herr selbst, in Gestalt von Sonne und Mond, ein Bild des Reiches Gottes, dem nur eingehen die unbefleckten in Geist und Körper. Ein andermal wurde sie emporgetragen zu den himmlischen Chören, und sie kam zu Gespräch mit zwei Männern, deren einer die Krone der Heiligen bereits empfangen hatte, der andere noch nicht. Daraus schloß sie, und es wurde ihr bestätigt, daß im Himmel die Belohnungen abgestuft sind, nach eines jeden Verdienst. Von einem Engel vernahm sie, daß für sie die Zeit gekommen, sich zu bereiten, um dem Heiland entgegenzugehen. Ihre Antwort blieb unwandelbar bei dem oft wiederholten Zuspruch dieselbe: „eine unwürdige, demüthige Sünderin, fühle ich mich eines solchen Bräutigams nicht werth." In dem häufigen Verkehr mit ihrem Schutzengel fand sie doch zuletzt den Muth, nach dem Beispiel von Manue, dem Vater Samsons, die Lichtgestalt um ihren Namen zu befragen. „Glorreich, wie jener Adelgundens, ist mein Namen, aber warum begehrst du diesen glorreichen Namen zu wissen?" also hat der Engel die Neugierige beschieden.

Mittlerweile erkrankte Frau Berthilia ernstlich. Zu ihrem Lager wurde Adelgundis gerufen, und der hat die Mutter Gold und Silber, Güter, Burgen, Hörige übertragen, alles, was ihr eigen gewesen, mit Ausnahme dessen, so sie, ihrer Seelen Heil zu werben, an die Armen, an Wittwen und Waisen, an die Klöster ausgetheilt wissen wollte. Bald darauf, in vorgerücktem Alter, ist die edle Frau auf Court-Solre dem Herren entschlafen, und ohne Säumen hat die Tochter den reichen Inhalt ihrer Schatulle unter die Armen ausgetheilt. Diesen Schatz, an sicherer Stelle vergraben, hatte schon vorher Adelgundis aufgefunden, doch in Ehrfurcht für der Mutter Schwachheit, so lange diese im Leben, nicht berührt. Berthilia wurde in U. Lieben Frauen Kirche neben Walbert, den entschlafenen Herren, gebettet. Die große Veränderung in Court-Solre vernahm alsbald der Lüftling Eudo, und er, der vielleicht nur die künftige Schwiegermutter gefürchtet hatte, ließ die Anstalten treffen zu einer stattlichen Hochzeitfeier, denn jetzt war es ihm Ernst, Adelgunden heimzuführen. Die aber, von seiner Absicht in Kenntniß gesetzt, begab sich, von Schrecken ergriffen, auf die Flucht, in dem einsamen Walde von Melbodium, wo der gleichnamige Bach der Sambre eintritt, Zuflucht suchend. Alsolche Wildniß hatten ihre Eltern an eine Muhme, an die selige Gertrudis vergabt. Die beiden heiligen Bischöfe, Amandus und Albertus, weilten eben in der Nähe, zu Haumont. Dahin pilgerte, mit nackten Füßen, Adelgundis, auf die Kniee warf sie sich nieder vor den beiden heiligen Männern, und kniefällig erzählte sie von ihrem Vorhaben und von den Kümmer- und Hindernissen, durch den unreinen Geist ihr erweckt. Amandus zeigte sich erfreuet, sie zu sehen, richtete tröstliche Worte an sie: „Ermuthige dich, von Gott geliebte Tochter! Gott wird mit dir sein. Hat er doch gesagt: „„Amen Euch, die Ihr weinen und seufzen werdet, indessen die Welt sich erlustigt."" Und ferner: „„Wachet und betet ohne Unterlaß, damit Ihr würdig befunden werdet, dem zu entgehen, so die Zukunft bringet, und aufrecht zu stehen vor des Menschen Sohn."" Item: „„Gehe, verkaufe alle deine Habe, und gib den Erlöß den Armen, dann komm wieder und folge mir."" Hierauf

führten die beiden Bischöfe, begleitet von andern Dienern des Wortes die Braut zur Kirche des h. Vedastus, sie daselbst einzusegnen und den geheiligten Schleier ihr zu geben.

Adelgundis also gestärkt, kehrte zurück nach der Wildniß von Melbodium, reutete Bäume und Gesträuch aus, und legte Gebäude an, die Knechte und Mägde des Herren aufzunehmen. Daneben erbaute sie eine Kirche zu Ehren der h. Gottesgebärerin, sie besserte die Kirche, worin ihre Eltern begraben, und führte daselbst zwölf Gott geweihete Jungfrauen ein, sie selbst, samt ihren Nichten, Adeltrudis und Madelberta, der seligen Waltrudis Töchtern, die zwar noch in der Wiege, verschloß sich für immer innerhalb der geheiligten Mauern von Melbodium, Maubeuge; vorher hatte sie den Armen, desgleichen an unterschiedliche Klöster all ihr Hab und Gut ausgetheilt.

Demüthig, geduldig in der Einsamkeit wie in der Welt, gehorsam der Regel, gab sie in Wachen, und Beten, und Fasten, in Sanftmuth und Milde allen ihren Mitschwestern ein unerreichbares Beispiel. Unermüdlich fortzuwandeln in dem Wege aller Vollkommenheit wurde ihr eine Aufmunterung der immer lebhafter sich gestaltende Verkehr mit höhern Wesen. Viel steht geschrieben von der Jungfrau Verzückungen und Visionen. Unmittelbar nach ihrer Einkleidung sah sie den Heiland in weißem Gewand, eine Sonne in seinen Händen. „Dir Herr die Ehre", sangen die Engel, vor ihm in den Staub sich beugend. Ein andermal sah sie den h. Amandus aufsteigen zum Himmel, begleitet von der Menge derer, so er dem Christenglauben gewonnen hatte. Sie selbst befand sich in seinem Gefolge, Amandus und sie empfingen die Krone der Unsterblichkeit, er von wegen der vielen dem Reiche Christi gewonnenen Seelen, sie von wegen der ihm zugeführten keuschen Bräute. Im Hintergrunde erschien der böse Feind, in seinen Zügen das Bild des bittersten Grames. Sie befragte ihn um den Grund seines unsterblichen Hasses für das Menschengeschlecht, und er klagte den Neid an, den er empfinde, so er die Söhne Adams in dem Besitz der ihm und den Genossen seiner Empörung entzogenen Herrlichkeit erblicke.

Daß auch die Sterblichen nicht frei sind von Neid, hat Adel-

gundis erfahren. Man erzählte ihr von boshaften und verläumderischen Aeußerungen, mit welchen sie, wie es der Müßiggänger und Lasterhaften Brauch, nicht verschont worden. Darüber hat sie Kummer über die Gebür empfunden, daß der Engel des Herren sich veranlasset gefunden, ihr Trost zuzusprechen, die ewige Seligkeit ihr verheißend. „Den Müßigen, Neidischen, Boshaften", fügte er hinzu, „verheißet Gott ewige Qual im Höllenpfuhl." So häufig hat sie diesen Engel gesehen, daß sie nicht umhin konnte, einige Verwunderung um die vielen Besuche ihm zu bezeigen. Aber auch der himmlische Bräutigam wurde ihr sichtbar unter mancherlei Gestalten: jetzt umgeben von Lichtströmen, die von ihm ausgehend, die Welt erleuchten, jetzt inmitten der Herrlichkeit und der Schätze des himmlischen Jerusalems, die alle vor ihr ausgebreitet. Nicht selten hat sie Worte gehört, in denen sie die Stimme des h. Geistes zu erkennen glaubte. Von mehren ihrer Angehörigen in der andern Welt wurde ihr das Schicksal offenbaret, ob sie dem Paradies oder der Hölle zugetheilt.

Wieder kam der Engel, Adelgunden zu verkündigen, daß ein Platz für sie im Paradies ausgemittelt worden, daß sie zum Tode, oder vielmehr der Gesellschaft der Engel einzukehren sich bereiten möge. Er belehrte sie um das Wesen der Seele, um ihre Fortdauer nach der Trennung von dem Körper; die Stunde ihrer Auflösung, die nicht fern, hat er ihr zugleich angegeben. Er ging zur Neige, der Tag der Verheißung, Adelgundis empfand keine Zeichen der Auflösung und klagte dem Engel die Zögerung. Der eröffnete ihr, wie daß durch die seligen Geister der Aufschub erbeten worden, auf daß sie Zeit gewinne, sich zu vervollkommnen in der Bahn der Tugenden. Nachmalen wurde sie von einem dreitägigen Fieber befallen; eine ganze Woche durch rang sie mit der Krankheit, dann litt sie an brennendem Durst, daß sie ohne dessen augenblickliche Befriedigung sterben zu müssen glaubte. Sie widerstand aber einem Drang, den sie nicht sowohl der Krankheit, als den Künsten des Bösen zuschrieb, und nahm ihre Zuflucht zum Gebet, als der erprobten Waffe. Ihren Streichen erlag der listige Feind, er wurde sichtbar in seiner eigentlichen Gestalt, mußte auch bekennen, daß die Krankheit einzig sein

Werk. Schwer wird ihm das Geständniß angekommen sein, denn sein Antlitz verzog sich zu dem gräßlichsten Ausdrucke und leuchtete in schwärzlicher Höllenfarbe; nachdem er in Schmähungen sich ergossen, sprach er: „einen rauhen, wunderlich verschlungenen Pfad hast du noch zurückzulegen, zweifelhaft ist es, ob du, Mägdlein, in dem Dienste Gottes ausharren werdest.“ Sie antwortete: „der Herr ist meine Hülfe, deine Nachstellungen fürchte ich nicht.“ Und es ergriff die Flucht der Dämon, gebrochen war der Durst. Der Versuchung folgten mancherlei Tröstungen. Dem Altar zur Seite eine Gestalt, mit priesterlichen Gewändern angethan, erblickend, erkannte Adelgundis in ihr den König der Himmel. Nachdem sie ihn angebetet, wagte sie es, eine Gnade zu begehren, die Gnade, daß sie ausharren möge bis zum Ende in der Liebe zu ihm. Sie wurde ihr zugesagt. Einige Tage darauf erblickte sie einen Greis, der in Glorie stralend. Sie befragte die Umstehenden um des Mannes Namen, ehe sie aber die Antwort vernehmen können, rief sie, durch eine himmlische Eingebung belehret: „es ist der h. Petrus, der Apostel des Herren!“ und sie empfing von dessen Hand, wie es ihr schien, ein Weißbrod, eine Gabe, ob der in Freuden aufwallete ihr Herz.

Waltrudis, ihre Schwester, schaute im Traum eine Gestalt, so von dem Himmel sich herabließ. Die wurde zuerst von der Seherin befragt, ob ihre Buße von dem Herren angenommen sei. Auf die bejahende Antwort verlangte sie etwas von ihrer Schwester Adelgundis zu hören, und sie vernahm, daß König David kommen solle, um deren Ehevertrag abzuschließen. Ein Priester, dem diese Verheißung durchaus fremd, erzählte ihr: „Christus hat Sendboten erwählet, das offenbarte mir der Geist, und als ich den Zweck einer solchen Sendung zu wissen verlangte, vernahm ich weiter, daß sie der Verlöbniß Adelgundens gelte, der Jungfrau, die ihren Leib geheiliget hat als eine Wohnung Jesu Christi, die in ihres Herzens Unschuld ein unbeflecktes Brautbett ihm bietet.“ Es hat aber, solches vernehmend, die Jungfrau keineswegs in Stolz sich erhoben, sondern in Geduld und Demuth der Ankunft des Heilandes erwartet. Eines Tages war es ihr, als befinde sie sich auf offenem Markt, umge-

ben von dem Gewühl zahlreicher Menschen, und eine Feuerkugel, von dem Firmament ausgehend, verbreitete eine wunderbare Helle. „Was bedeutet das?“ fragte die Jungfrau den Nachbarn zur Rechten, und der entgegnete: „der heilige Geist wird auf dich kommen, die Kraft des Höchsten dich überschatten.“ Verschwunden war Alles. Das Jahr darauf empfing Adelgundis von König David den zweiten Besuch, und er verkündigte ihr, daß sie in Kurzem eingehen würde der Herrlichkeit der Heiligen, der Ruhe der Auserwählten, der Gesellschaft der ewig Lebenden. In die Betrachtung versunken dieser manichfaltigen Gesichter, dürstend nach der Krone der Unsterblichkeit, wurde ihr unerwartet Botschaft von einem Gesicht, so ein Anderer gehabt. „Ich sah“, also lautete der Bericht, „ich sah den Herrn Jesum Christum, begleitet von den Heerscharen der Engel, und er sprach mit Dir an des Altares Ecke, und Du, seiner ansichtig werdend, riefest aus: „Siehe das Lamm Gottes, das hinnimmt die Sünden der Welt.“

Es war der fünfte Tag, nachdem die Feuerkugel sichtbar geworden, und ein sterbendes Kind wurde der Jungfrau zugetragen. Sie ließ es am Fuße des Altares niederlegen, und augenblicklich erfolgte die Genesung. Wie bedeutend auch der Aufwand für den Unterhalt ihrer Klostergemeinde, fand Adelgundis doch immer noch die Mittel, der Noth anderer Hülfsbedürftigen zu steuern. Einem Getreuen stellte sie eine starke Summe zu, davon Kleidung für weltliche Arme und für Klosterleute anzuschaffen. Pünktlich und verständig hat der Mann seinen Auftrag ausgerichtet, Kleider in Menge abgeliefert, dann, nach Vorschrift, das übrig gebliebene Geld der Herrin dargezählt, genau die Summe, die er von ihr empfangen. Einen stattlichen Fisch, der lebend zur Klosterküche gebracht worden, ließ Adelgundis dem Weiher in der Nähe einsetzen, und er wurde der Stammvater eines zahlreichen Geschlechtes, daß lange Zeit das Kloster in besagtem Weiher seinen Bedarf an Fischen erziehen konnte. Einstens hatte einer der Bewohner dieses Behälters in dem Uebermuth seiner Kraft weit über den Rand auf das Trockne sich erhoben. Da blieb er liegen in der Unfähigkeit, durch

einen zweiten Sprung zu seinem Element zurückzukehren; von der Sonne beschienen, empfand er bereits die Zuckungen des Todes. Das gewahrten die Raben der Nachbarschaft, und sie scharten sich zu einem Angriff auf die willkommene Beute. Mit Schnabel und Krallen setzten sie dem Fische zu, als sei bereits das ihre des Klosters Eigenthum geworden. Ein Lamm, in der Nähe weidend, eilte zur Stelle, den Frevlern sich zu widersetzen. In dem Streit mit den Raben entwickelte der sanftmüthigste der Vierfüßler einen Muth, den die Natur selbst ihm versagt hat. Der Hörner und der Hufen gebrauchte sich das Lamm in wunderbarer Gewandtheit, bis die Schwestern ihm zu Hülfe kamen, seinen Schützling vom Boden erhoben, und wohlbehalten der Vorsteherin überreichten. Zum Zeichen aber, daß ihm wohl bewußt, für wen es gestritten habe, folgte das Lamm den Schwestern, und zugleich mit ihnen trat es vor die Aebtissin.

In einer Nacht, daß Adelgundis und Waltrudis in Gemeinschaft die Wunder der göttlichen Liebe, das Klosterleben und die Weise, der ihnen anvertrauten Jungfrauen Seelenheil zu fördern, bedachten, fiel vom Leuchter herab die Kerze, daß vollständig verfinstert die Stube. Um Licht rief Waltrudis, Adelgundis erhob vom Boden die erloschene Kerze, und von selbst entzündete sich unter ihren Händen der Docht. Das Wunder erblickend, lobten die Geliebten Jesu Christi das himmlische Licht, so leuchtet inmitten der Finsterniß, und nicht begriffen worden ist von der Finsterniß. In den nächsten Tagen machten die beiden Schwestern die Runde durch die Gebäulichkeiten der Abtei, und sie gelangten zu St. Peters Kirche, wo eben die Sext abgehalten wurde. Sie klopften der verschlossenen Pforte an, aber keine Pförtnerin fand sich zur Stelle, ihnen Einlaß zu geben, und sie schienen verurtheilt, frommes Gebet zu vernehmen, ohne dabei sich betheiligen zu können. Da berührte Adelgundis die mächtigen Thürpfosten, und weit öffneten sich der Pforte beide Flügel. In der folgenden Nacht wiederholte sich das Wunder von Cana, in den köstlichsten Wein hatte sich verwandelt das dem Getränk der Schwestern bestimmte, in der Küche aufbewahrte Wasser. Ein andermal sollte eine der Chorjungfrauen der Aeb-

tissin das Waschwasser reichen. Adelgundis hielt die Hände dar, aber kein Tropfen entquoll dem leeren Krug. Befremdet und bestürzt suchte aller Orten nach Wasser die Dienerin, und während sie darum sich abmühete, hat ohne eines Menschen Zuthun der Krug sich gefüllet.

Durch den h. Geist belehret, daß ihre letzte Stunde herannahe, bat Adelgundis zu dem Herren, daß er durch Leiden ihr Fleisch kreuzigen und prüfen möge, wie einstens den frommen Job, und alsbald ist ihr Gebet erhöret, ihr zugesendet worden, was sie begehrte. Die unleidlichen Schmerzen, durch den Brustkrebs ihr verursacht, trug sie in frommer Ergebung. Bereits rang sie mit dem Tode, als welcher durch mehre Zeichen, ihr nicht allein, verkündigt worden ist. Ein Priester, der bei der Klosterkirche angestellt, in Wahrheit ein Mann Gottes, erblickte in der ersten Nachtstunde eine Feuerkugel, so, vom Himmel ausgehend, längere Zeit über Adelgundens Zelle schwebte. Tags darauf, nach den Laudes, ergab eine der ältern Chorschwestern sich einem kurzen Schlummer, und sie erblickte, in dessen Verlauf, die Aebtissin genau an der Stelle, welche der Ministrant einzunehmen hat. Sie, Adelgundis, brach die Hostie, verschloß sie in dem Kelch, und sprach dann, der Seherin sich zuwendend: „Gehe und sage dem Priester, daß er komme, in diesem Kelche das Opfer zu weihen, auf daß ich theilhaftig werde des Fleisches und Blutes meines Erlösers. Gestern konnte ich, von wegen meines Leibes Schwachheit, die Communion nicht empfangen." Mit Tagesanbruch ging der bezeichnete Priester zum Altar, und in der halben Messe erhob sich vor seinen Augen der Kelch, eine Zeitlang schwebte er in den Lüften, dann sank er zurück zu der Stelle, welche er vorher eingenommen hatte. Inmitten ihres Leidens bewahrte Adelgundis immer noch die regste Theilnahme für Anderer Leiden; ein Wahnwitziger wurde zu ihrem Lager gebracht, ihrer Barmherzigkeit empfohlen. Sie betete für ihn, machte über ihn das Zeichen des Kreuzes und entließ ihn mit den Worten: „Gehe nach Hause." Geheilt war der Mann. Es war das letztemal, daß Adelgundis lebend ihre Wunderkraft bewähren sollte. Am dritten Tage nach ihrem Ableben traf der

Priester, dem es aufgegeben, ihr Leben zu beschreiben, in Court-Solre ein. Da wurde er von der Schwester der Verklärten empfangen, und aus deren Munde vernahm er die folgende Erzählung: „Eine der Klosterfrauen hatte sich, ihr Gebet zu verrichten, bei dem Hauptthor niedergelassen. Eben befand sich der Mond in der Mitte seines Laufes für diese Nacht, urplötzlich durchschneidet ein Blitz, unübersehbar in seiner Länge, die Lüfte, um in dem nächsten Augenblicke auf die Dächer des Klosters sich zu lagern. Zu einer Bildsäule erstarrt in Erstaunen und Schrecken die Jungfrau, so des Hergangs Zeuge, und in demselben Augenblicke steigt zum Himmel auf die Seele jener andern Jungfrau, welche stets eine Liebhaberin gewesen von Christus, dem wahren Licht, die stets nach seiner Gegenwart gedürstet hat. Dort erwartet ihrer eine Ewigkeit von Glückseligkeit." Zu Court-Solre, wo Adelgundis ebenfalls eine Gesellschaft frommer Frauen versammelt hatte, ist sie an einem Samstag verschieden, da wurde sie auch begraben. Später haben jedoch der erlauchte König Dagobert und die selige Adeltrudis, die Aebtissin von Maubeuge, dahin in gebürender Verehrung ihren Leichnam übertragen lassen, und daselbst hat, bis zu den Zeiten des Greuels und der Verwüstung, der Heiligen Gestift bestanden. Ihr Fest fällt auf den 30. Januar. Ihre Schwester, die h. Waltrudis, starb den 9. April 686.

Pastor primarius in Arzheim war der Scholaster zu St. Castor, von seinen Vicarien wurde der Gottesdienst besorgt. Einen residirenden Pastor erhielt das Dorf 1745 durch Vergleich mit dem Castorstift; es hat auch in Gefolge dieses Vergleichs die Gemeinde das seit dem großen Brande von 1688 in Trümmern liegende Pfarrhaus neu erbauet, 1747. Von Pfarrern werden genannt: Reynert, Kirchherr 1359; Heidenreich, aus dem ritterlichen Geschlechte derer von Pfaffendorf, zugleich Canonicus zu St. Castor, 1368—1382; Jacob Stademann, 1386—1406; Stephan Graf von Solms, 1554; Friedrich Lynen, bis 1621; Anton Meyser, 1621 und 1626; Nicolaus Machusius, 1650; Johann Christian Landt, 1651, 1658; Johann Christian Stekler, residirt 1704; Joh. Peter Gellé, 1709, gest. 1735; Joh.

Peter Haas, Viceeuratus, 1735; Johann Dorst, 1740, 1750; Canonicus Schall, gest. 1755; Joh. Wilhelm Sportzem, 1755 und 1758; Joh. Maas, 1758—1767; Joh. Jacob Rosenbaum, 1768—1794; Marcus Aloysius Reichmann. Beinahe hätte ich vergessen, des ausgezeichneten rothen Weines, den Arzheim erzeugt, zu gedenken; in der neuesten Zeit hat zwar die Ausdehnung der Rebenpflanzungen bedeutend abgenommen. Auch der hiesige Spargel war einst berühmt, das ist aber lange her. Durch einen Graben sind die Gemarkungen von Arzheim und Horcheim geschieden.

Auch auf zwei andern Seiten wird durch Gräben Arzheim begrenzt; von Niederberg durch den Mühlengrund geschieden, hat es gegen Süden die Blind, das tiefe, romantische Thal, so von der Kreuzkirche am Fuße des Ehrenbreitsteins bis über St. Adelgunden Kirche hinausreicht. Dieses Thal gewinnt nicht minder an den Abhängen des Clausenberges einen vorzüglichen Wein, der Bach, ebenfalls die Blind genannt, treibt acht Mühlen. Die erste, von Ehrenbreitstein her gerechnet, und seit Kurzem von einem zierlichen Wohnhause begleitet, ist aus der ehemaligen Pulvermühle hervorgegangen. Auf sie folgt die Krebsenmühle, vor nicht gar langen Jahren des Müllers Kölgen Eigenthum, und gehörte dem auch das gegenüber belegene Kölgenswäldchen, ein fleißig besuchter, längst aber verödeter Lustort. In dem zweiten Decennium des 18. Jahrhunderts war die jetzige Krebsenmühle zusamt der Loh-, weiland Pulvermühle, und dem stattlichen, musterhaft bebauten Weingut des Hrn. von Hilgers Eigenthum einer Familie Sebastiani geworden, die auch noch ein 50 Jahre später im Thal Ehrenbreitstein bestand. In Coblenz und Umgebung hat man daher nicht selten die Heimath der Gebrüder Horaz und Tiburtius Sebastiani, beide Generale aus der französischen Kaiserzeit, in Ehrenbreitstein zu finden vermeint. Sie sind aber Corsen von Geburt. „*Il a,*“ heißt es von Horaz Sebastiani, dem kürzlich verstorbenen Marschall von Frankreich, in der Créquy *Souvenirs*, „*il a la prétention d'être le parent des Buonaparté qui le renient, et quand on en parle à la mère Buonaparté comme de leur cousin, sa gorge*

en enfle de colère. — Il est fils d'un paysan qui fabriquait et vendait des cuveaux, des souricières et des balais, dit-elle, alla porta d'Ampugnano!!! *et vous conviendrez qu'il faut être bien abandonné de son bon ange et du bon Dieu pour en être réduit à se raccrocher à la famille Buonaparté."*

Dem Thal Ehrenbreitstein kann nach diesem der Marschall Sebastiani nicht angehören, wohl aber steht er nicht außer aller Verbindung mit Coblenz. Hat er doch während der Angstmonate des J. 1813, November und December, bei dem Grafen Renesse, in dem Büresheimer Hofe, Quartier gehabt, nur erst im J. 1850 die Thermen von Ems besucht, Umstände, die eine kleine Digression um seine Persönlichkeit vielleicht rechtfertigen mögen. Sebastiani wurde durch die Revolution gehoben, am auffallendsten durch Beziehungen zu der Familie Bonaparte, um deren eigentliche Bewandtniß ich indessen keine Aufschlüsse zu geben vermag. Gewiß ist, daß er stets beflissen gewesen, durch die seltenste Aufmerksamkeit und Hingebung für das Oberhaupt des gebietenden Hauses diese Beziehungen vollends zu seinem Vortheil zu wenden. „*Il est toujours, à l'égard de son prétendu cousin le* piti monstro [1]), *dans un état d'adoration perpétuelle; c'est le thuriféraire du consulat; mais il paraît qu'il existe encore assez de gens d'esprit pour se moquer de lui. On m'a rapporté qu'en entrant dans le salon d'une aimable et charmante personne appelée M^{me} Récamier, ledit officier s'était mis*

---

[1]) Es handelt sich hier von einem Besuche, den, Jahre vor dem Ausbruch der Revolution, Frau Lätitia Bonoparte bei der Marquise von Marboeuf abgestattet haben soll, „*escortée d'une légion d'enfans mal habillés. Il y avait dans cette couvée d'oisillons corses un petit garçon qui venait de pleurer, car il en avait les yeux tout rouges, il avait l'air de dévorer ses larmes, et me voilà qui m'ingénie, pour passer le temps, d'en parler à M^{me} sa mère, avec un air de sensibilité bienveillante, en la questionnant sur le motif de cette affliction* ..... Madama! *dit-elle en baragouinant avec une grosse voix,* è oun piti monstro, è ouna testa de fer, Madama. *Je ne contrarierai sûrement pas la glorieuse mère du citoyen Buonaparté, et je pense bien que c'est le* piti monstro *qui sera devenu le mitrailleur de Saint-Roch et du Pont-Tournant."*

à crier avec un ton fanatique: — Le premier Conseul a des mains seuparbes! — *Ah! Commandant, lui dit la maîtresse de la maison, ne parlons pas politique! Vous savez quelles sont nos conventions. On dit qu'il a raconté dans le même salon qu'à je ne sais quelle bataille, il avait reçu dans le bras gauche un coup de lance si rudement appliqué, que son sabre en était tombé de sa main.*

„Ceci n'était rien, comme vous devez bien penser, a-t'il ajouté d'un air d'héroïsme, mais ce qui m'a le plus choqué, c'est que l'impertinent qui s'attaquait à moi, s'en vint tout aussitôt à me tirer au milieu de la figure un coup de pistolet à bout-portant! Après avoir jeté les yeux autour de lui, le commandant eut la précaution d'ajouter: — heureusement pour moi qu'il avait oublié d'y mettre des balles . . . J'espère bien, mon ami, lui dit je ne sais quel autre officier qui se trouvait là, que c'est la première et la dernière impertinence dont tu ne te sois pas vengé? — Qu'appelez vous dont je ne me sois pas vengé? repliqua-t'il en jetant des regards terribles sur toutes les femmes de la compagnie, — je lui ai passé mon sabre au travers du corps! . . . Il ne faut pas vous imaginer, continua M. Sébastiani, que parce que l'on a réçeu une brillante éducation conforme à sa naissance, et parce que l'on a des élégantes manières, on soit une muscadin et voilà toute! Allez, colonel, allez écouter tous les officiers et les soldats de mon régiment, ils disent toujours entre eux: — Le commandant Sébastiani est une bien joli garçon, c'est vrai; mais il est si braâve! . . . Cette maison de Mme Récamier est l'hôtel de Luxembourg ou l'hôtel de Créquy de ce temps-ci. On dit que cette élégante jeune femme est d'une politesse parfaite et de la société la plus sûre; mais il paraît qu'elle a beau faire et qu'elle ne saurait arrêter les avalanches et les torrens de moqueries qui se précipitent continuellement sur le commandant Sébastiani. On prétend qu'elle en gémit, en disant: Mon Dieu, que je vous remercie de ne pas être moqueuse! Comment peut on trouver du plaisir à dénigrer. Je vous assure que M. Sébastiani n'est pas si ridi-

cule! . . . Et puis c'est qu'il est si braáve! lui répondent les auditeurs, sur lesquels on ne peut rien gagner au profit de ce commandant. Je n'entends parler depuis deux mois que du commandant Sébastiani, dont je ne saurais me refuser à vous dire encore une histoire. Celle-ci me paraît la plus belle, mais ce sera la dernière, et je vous en réponds, car on n'en finirait pas.

„Tandis que Buonaparté faisait la guerre en Italie, son noble et valeureux cousin s'y trouvait dans une bonne maison par billet de logement. Il paraît qu'il avait été blessé dans la dernière campagne, ou pour mieux dire, il n'y paraissait pas, mais on n'en fut pas moins ébloui par le récit de tout ce qu'il avait fait d'éclatant, et l'on n'en fut pas moins touché de tout ce qu'il avait dû souffrir par suite de sa blessure. Vous pouvez imaginer quelle était l'émotion de certaines femmes sensibles, lorsqu'il leur faisait voir et palper *la balle dont il avait été blessé et qu'il portait continuellement dans la poche de son gilet. C'est une cérémonie qui se renouvelait régulièrement tous les matins dans cette maison où logeait le commandant, et la même cérémonie se reproduisait tous les soirs dans celui des salons où la noblesse du pays tenait ses assemblées à tour de rôle. La balle de M. Sébastiani faisait le tour du cercle, et comme de juste, elle finissait toujours par revenir au brave commandant qui la remettait bravement dans la poche de son gilet jusqu'au lendemain matin. Ces choses-là s'exécutèrent avec une complaisance et une régularité réciproques pendant une quinzainé de jours; mais il survint un malencontreux officier français qui s'avisa d'arrêter, comme on dit, la balle au bond, et au lieu de la faire passer à sa voisine qui ne l'avait peut-être pas vue plus de sept à huit fois, il eut la malicieuse fantaisie de la laisser tomber et de la garder dans le fond de son chapeau. Voilà, dit-il à l'oreille de sa voisine, une balle qui devait commencer à vous ennuyer, mais je veux mourir si vous la revoyez jamais! . . . Jugez quelle fut la surprise de la compagnie en voyant le lendemain ressortir du gilet et reparaître dans la main du commandant*

Sébastiani une balle de pareil calibre! On imagina d'abord qu'il avait eu connaissance de l'espièglerie de la veille, et qu'il avait exigé la restitution de sa balle, afin de pouvoir continuer ses démonstrations héroïques avec l'assistance et le témoignage de ce formidable projectile: mais comme la même expérience a fini par être renouvelée jusqu'à trois fois, vous en conclurez ce qui vous plaira. Je ne m'en mêlerai point."

Im Oct. 1810 begegnet uns Horaz, längst schon Divisionsgeneral, in dem südlichen Spanien, und war gegen ihn die von Cadix ausgehende, von dem Generalmajor Lord Blayney befehligte Expedition gerichtet. Blayney hatte kaum seine Operationen mit der Belagerung des Castells zu Fiangerolla begonnen, als den Belagerten zu Beistand eine überlegene Macht sich entwickelte. Nach einem unerheblichen Gefecht wurde Blayney der Franzosen Gefangener. „Nur die, welche ein ähnliches Schicksal erfuhren, können meine Gefühle würdigen, als ich genöthigt, wilden Barbaren mich zu ergeben, von ihnen die niedrigsten Schimpfreden zu vernehmen, und dazu noch ihren beleidigenden Gewaltthätigkeiten meine Erhaltung zu verdanken. Denn so dicht umschlossen sie mich, daß nicht einer seinen Streichen den gehörigen Nachdruck zu geben vermochte. Sie zerrissen mir die Kleider, durchsuchten meine Taschen, und versuchten mir die Epauletten abzureißen; indem ich diesem ehrlosen Treiben abwehren wollte, empfing ich wiederholte Kolbenstöße. Mit Quetschungen bedeckt, habe ich wohl nur dem Lieutenant Petit mein Leben zu verdanken; er, der einzige französische Officier in der Nähe, sprengte zur Stelle. Durch Menschlichkeit und edeles Benehmen machte er seinem Vaterlande Ehre. Ich wurde nach dem Castell gebracht, und es begegnete mir der Commandant, der Pole Makosowitz. Er redete mich in den gröbsten Ausdrücken an, fragend, ob ich der Unverschämte sei, der ihn auffordern lassen, der das Blutvergießen veranlaßt habe. Und er zeigte auf drei Häuser, in denen die Leichname der Gefallenen aufgehäuft. Der Anblick, der meiner im Innern des Castells erwartete, wird nie aus meinem Gedächtnisse schwinden. Officiere und Soldaten ohne Unterschied glichen auf ein Haar

den Banditen, von denen in Romanen zu lesen. Die langen Schnurrbärte, die von Rauch und Pulver geschwärzten Gesichter, die blutigen und schmutzigen Kleider gaben ihnen ein unbeschreibliches, wildes Aussehen. Makosowitz führte mich, samt den übrigen gefangenen Officieren die Treppe hinan, und Kläglicheres noch erwartete unser in den obern Räumen. Hier lagen die Officiere, alle mehr oder minder schwer verwundet, und die Wundärzte versuchten an den Aermsten ihre Kunst. Der eigenen Wunden Schmerz kaum fühlend in dem Kummer um meine Gefangenschaft, erstieg ich den Wall, der eine freie Aussicht auf die See beherrscht. Noch feuerte das Fort auf den Rodney und auf die Mannschaften in den Booten, so der Küste zusteuerten. Den Topaze erblickend, konnte ich einen wehmüthigen Ausruf nicht unterdrücken: „„sieh das Schiff, in welchem vor wenigen Tagen in befreundeter Gesellschaft ich zu Mittag aß!""

Die ganze Bedeutung dieses Seufzers vermag einzig derjenige zu würdigen, der, gleich mir, die Mühe sich nehmen wird, Blayneys Reisebeschreibung von einem zum andern Ende zu studiren. Die Freuden oder Leiden der Tafel beschäftigen ihn vor allem andern, und deß hat er nirgendwo Hehl, weder in seinem Buche, noch in dem täglichen Verkehr. Zu Andujar speisete er bei dem französischen General Blondeau, „der in Tracht und Benehmen einem schlichten ehrlichen Pachter gleich, so daß ich mich in seiner Gesellschaft ganz heimisch fühlte. Von ihm um meine Meinung über das Mittagsmahl befragt, empfahl ich ganz offen den sparsamern Gebrauch von Knoblauch und Fett, auch dafür zu sorgen, daß die Speisen warm zur Tafel kämen. In Anerkennung dieser Rathschläge wurde ich für den folgenden Tag eingeladen; der Koch mußte herbei, um von mir Belehrung anzunehmen." Der zweiten Tafelsitzung wurde durch ein Hasenhetzen eingeleitet, reichlich fiel die Beute aus. „Da ich dem General versprochen hatte, seinen Koch in die Lehre zu nehmen, ihm Anweisung für die Bereitung der Hasensuppe zu geben, so eilte ich, wie wir ankamen, nach der Küche. Da fanden sich, außer den Hasen, vier Paar Rebhühner und etliche wilde Enten vor. Die Franzosen haben den verfluchten Gebrauch,

das Wild in der Pfanne zu braten, und kostete es mich viele Ueberredung, bis der Koch sich entschloß, die Enten an den Bratspieß zu stecken, und sie mit der Sauce, die ich dazu anfertigen wollte, aufzutischen; wohl verstanden, daß die Sauce nicht zum Feuer gebracht werde, es sei dann der erste Gang aufgetragen. Wiewohl nun der Koch und seine Gehülfen sich über der Engländer Küche und ihre Sonderbarkeiten nicht wenig lustig machten, so erlebte ich doch die Freude, daß meine Hasensuppe allgemein mundete, daß die Enten höchst schmackhaft befunden wurden. Auch den dritten Tag speisete ich, wie hergebracht, bei dem General, für diesmal aber höchst unbehaglich, wegen des spanischen, einem Engländer unendlich widerwärtigen Brauches, während der Mahlzeit Höflichkeitsbesuche zu machen. Wir hatten uns eben niedergelassen, als die Gräfin Superonda und ihre Tochter einen solchen unzeitigen Besuch abstatteten, die am Morgen mit der Convoi aus Sevilla angekommene Madame Benedicio zu begrüßen. *Place aux dames!* ward eine unerläßliche Höflichkeit, und ich mußte meinen Stuhl eine Elle weit vom Tische rücken, was in eine höchst unangenehme Lage und fast um das ganze Mittagsessen mich brachte."

In Toledo speisete Blayney bei General Lavoisier in großer Gesellschaft. „Als wir uns niedersetzten, sagte mir der General, er habe für mich Rostbeef und Plumpudding, beides nach englischer Art zugerichtet, und damit schnitt er ein ungeheures Stück, das kaum von dem Feuer berührt, herunter. *Du moins je crois que cela doit être à votre goût*, fügte er hinzu, ein Ausruf, der die Gesamtheit der Gesellschaft veranlaßte, mir ihre Blicke zuzuwenden, in der Erwartung sonder Zweifel, ich würde dieß rohe und zähe Fleisch verschlingen; in der That zwang ich, da ich aus Rücksichten der Höflichkeit es nicht unberührt zurückgeben konnte, einige Bissen hinunter, wobei ein Glas Branntwein gute Dienste leistete. Darauf wurde der Plumpudding aufgetragen, in Abscheulichkeit einzig dem Rostbeef vergleichbar; ein Straußenmagen hätte kaum den festen Klumpen von halbausgebackenem Teig verdauen mögen." Seiner Fertigkeit in der Behandlung, in dem Beschlagen von Pferden gedenkend, kommt der

General doch gleich wieder auf sein Lieblingsthema. „In einer andern Hinsicht fühlte ich mich ebenfalls geborgen. Da ich sehr häufig in Feldzügen oder Jagdpartieen mein eigener Koch sein müssen, hatte ich in der edeln Kochkunst nicht geringe Fortschritte gemacht. Auf dem ganzen Marsch von Granada bis Madrid habe ich nicht nur für mich selbst, sondern auch für meine Unglücksgenossen, die Officiere vom 89. Regiment, regelmäßig meine Gäste, das Essen bereitet. Da ich 6 Rationen Fleisch und Brod, Wein im Verhältniß, Gerste und Herel für die Maulthiere empfing, durfte ich außer einigen Zwiebeln und anderm Gemüse, nichts kaufen, so daß mein Aufwand für die lange Strecke, über 300 engl. Meilen, Beköstigung und Comfort eingerechnet, nicht über 12 Franken betrug." Neidisch hingegen wird er auf die ungemein schönen Austern, und den Jamaicarum, womit ihn auf dem Marsch, jenseits Guadarama, M. Crochard bewirthet. „Seine Einladung war um so willkommener, da ich Tags vorher nichts gegessen, noch getrunken hatte. Ich muß hier, in Bezug auf des Hrn. Crochard treffliche Sachen, anmerken, daß Zahlmeister und Generalcommissarien bei allen Heeren des Erquicklichen und Behaglichen über die Maßen viel haben."

In Santa Maria de Neva traf Blayney einen alten Bekannten, den Baron von Faustein (Pfaustein?), Obrist des badenschen Regiments, der bereits von dem ihm angewiesenen Quartier Besitz genommen hatte. „Mit großer Artigkeit ließ er mir die Wahl unter drei leidlichen Zimmern. Dann machte er sich es bequem, die Pfeife im Munde setzte er sich zum Kamin. Es stellte eine wunderliche Figur vor der dünne, in Flanell eingewickelte Leib, darüber der ungeheure Backenbart und eine mächtige Nachtmütze von eigenthümlichem Zuschnitt. Selbst der feierlich-ernste spanische Wirth konnte sich bei dem Anblick des Lachens nicht erwehren. Die rohen Victualien für unser Abendessen lieferte der Baron, in die Bereitung mußte ich mit ihm mich theilen. Er brauete Suppe aus Schweinefleisch, Reiß und Eiern, ich lieferte Hachis und Fricassée, dieses aus den Ueberbleibseln eines Puters. Ueber unserer Geschäftigkeit tranken wir Branntwein zur Genüge, meine unermüdliche Lachlust, durch des Barons gro-

tesken Aufzug unterhalten, theilte sich ihm mit. Er lachte herzlich, in dem guten Glauben, daß ich unsere Geschäftigkeit belache. Das ergriff sympathetisch seinen Bedienten Friedrich, und wie durch Ansteckung die Anwesenden alle, zehn oder zwölf. Der Tischgesellschaft schloß sich unser feierlicher Wirth an: thätig im Anfang, verfiel er bald in tiefen Schlaf; die Freude, ihm mit einem geschwärzten Korkstopfen das Gesicht zu bemalen, konnte ich mir nicht versagen. Ueber des Barons unbändigem Gelächter, durch meine Malerei veranlaßt, erwachte der Spanier; die Fröhlichkeit gewahrend, der Ahnung fern, daß sie ihm gelte, lachte er ebenfalls, und hatten also die beiden Karikaturen an einander ihre Lust, uns Allen zu noch größerer Ergötzlichkeit." Gut essen und trinken, sich und Andere belustigen, das will aller Orten der edle Lord, und das geräth ihm häufig, daher ich mich veranlaßt finde, ihm ein Compliment, wie es dem König August Poniatowski zu Warschau in seiner Residenz dargebracht worden, zu appliciren. *Pour un roi de Pologne vous êtes assez bien élevé,* sagte dem ein Engländer, unserm Reisenden möchte ich sagen: *„pour un Anglais vous n'êtes pas trop bête."*

Doch von Sebastiani hätte ich eigentlich handeln sollen. Dem wurde der gefangene Blayney vorgestellt. „Nach der ersten Begrüßung erkundigte er sich, wo mein Degen hingekommen sei, General Milhaud aber schnallte den seinigen ab, mir ihn zu überreichen, mit den Worten: „„Herr General, er ist in allen Feldzügen gegen die Oestreicher, Russen und Preussen gebraucht worden, und jetzt ausschließlich zu Ihren Diensten,"" Worte, die freilich den Anstrich von Nationaleitelkeit tragen, doch mit Beifallsbezeigungen von Officieren und Gemeinen, wie sie um uns versammelt, aufgenommen wurden. Ich selbst empfand einiges Vergnügen in der von einem Feinde öffentlich mir gespendeten Anerkennung, und nahm den Degen." Die Gefangenen wurden einstweilen nach Malaga, dann weiter nach Granada gebracht: der Convoi hatte Sebastiani sich angeschlossen. „Sie machte Halt, nachdem Seitwärts auf der Höhe einige Reiter sich blicken lassen, und es wurde ein Detachement polnischer Lanciers ausgeschickt, diese Feinde zu recognosciren. Die Polen

jagten den Berg hinan, und kamen zeitig mit fünf erbeuteten Pferden zurück; der Brigands sieben wollten sie getödtet haben. Mit triumphirender Miene ließ der General die Mären, worauf unsere Verbündete beritten gewesen, vorführen; einige aus seinem Gefolge, des Meisters Ton annehmend, schrieen: *voilà les alliés de l'Angleterre.* Die Thiere waren unter aller Beschreibung schlecht und trugen, statt des Sattels, eine Art Polster, die gewöhnliche Unterlage für der Bauern Waare, wenn sie zu Markt ziehen. Dieses, verbunden mit andern Umständen, läßt mich vermuthen, daß jene Brigands arglose Bauern waren, denen die Polen die Pferde raubten, um damit groß zu thun. In Antequera langten wir spät an, daß die Köche nicht Zeit fanden, ihre Geschicklichkeit vollkommen zu zeigen, und waren wir genöthigt, mit einem sparsamen Mahl uns zu begnügen. Ich kann nicht umhin, der Entfernung, worin der General die Officiere niederen Ranges zu erhalten versteht, zu gedenken; ihren Magen sogar scheint er der Disciplin unterworfen zu haben. Deren 26 setzten sich zugleich zu Tische, aber keiner berührte irgend eine Speise, bevor der General das Beispiel gab. Während der Mahlzeit fanden der Alcalde und die vornehmsten Bürger sich ein, dem General ihre Ehrfurcht zu bezeigen; er empfing sie in der größten Leutseligkeit, sprach auch in solcher Anmuth, in dermaßen launichter Weise von der schweren Contribution, die man genöthigt, ihnen aufzuerlegen, daß die Leute scheinbar vollkommen zufrieden fortgingen. Des Generals Benehmen könnte als eine Lehre in der Kunst, Contributionen zu erheben, dienen."

Zu Archidona erzählte Sebastiani dem Gefangenen, die Stadt sei des Herzogs von Osuna Eigenthum gewesen, der Kaiser habe aber gnädigst geruhet, dieselbe sich anzueignen, „und es erfreuen sich die Einwohner des besonderen Segens, unter dem unmittelbaren Schutze des großen Napoleon zu stehen. Sehr glücklich sind sie, die dem Kaiser unmittelbar angehören. *Quel bonheur!* erwiderte ich." Granada ward erreicht. „Ich kleidete mich so gut an, als meine Garderobe das erlaubte, und begab mich zum Mittagsessen nach dem Palast, in dem Vorgeschmack

der meiner daselbst erwartenden Genüsse. Denn als Meister in ihrer Kunst hatte ich des Generals Köche anerkennen gelernt. In der That ist Sebastianis ganze Einrichtung prachtvoll, und durchaus berechnet, ihm die Ehrfurcht, nicht nur der Spanier, sondern auch des eigenen Heeres zu sichern. Für mich, wie er sich auszudrücken beliebte, hatte er etwas englischen Käse und Porter aus Malaga mitgenommen. Das Bier schien aber auch den Franzosen zuzusagen, die Auserwählten — denn es reichte nicht für alle — riefen: *Dieu qu'elle est bonne, la bierre porterre.* Nach der Tafel folgte ich dem General zum Theater: ein armseliges Gebäude, das zu ersetzen die Franzosen ein prächtiges aufgeführt haben, und soll dieses an Sebastianis Geburtstag eröffnet werden. Des Generals Aufmerksamkeit für mich war größer, als ich es wünschen durfte; ich mußte den ihm bestimmten Sessel von karmosinrothem Sammet, mit Gold verbrämt, einnehmen, indessen er auf einem schlichten, niedern Rohrstuhl neben mir Platz nahm. Leider machte meine abgenutzte Regimentsuniform, die bei der Gefangennehmung viel gelitten hatte, einen kläglichen Abstich zu dem Prachtsessel. Unendlich langweilig fand ich das ewige Lobpreisen des Kaisers, den Gegenstand, um welchen hauptsächlich die Unterhaltung in Sebastianis Gesellschaften sich bewegte. Täglich tischte uns der General in der abgemessenen Feierlichkeit, welche der französischen Redekunst eigenthümlich, einen Panegyricus auf, an dessen Schlusse es gewöhnlich hieß: der Kaiser ist ein Mann ohne Fehl, und der einzige, der, obgleich im Besitze unbeschränkter Macht, über jeden Vorwurf erhaben steht, oder aber: der Kaiser ist der größte Mann, der je gewesen, und es folgte eine Vergleichung mit Cäsar oder Alexander, die natürlich, Napoleon gegenüber, nur Schwachköpfe. Als wir, bei einem Besuch der Karthause, das kostbare Kirchengeräthe musterten, ergoß sich Sebastiani in Betrachtungen über den ungeheuern Aufwand, welchen die Spanier für eine Nebensache, für den Schmuck der Kirchen machen, und über die Vortheile, so mit der Aufhebung der Klöster verbunden. Hierbei drang sich mir die Bemerkung auf, daß, wenn anders Kirchenraub einem Lande heilsam, die Franzosen sicherlich alles Ernstes

bedacht gewesen sind, Spanien zu beglücken. Die Bemerkung behielt ich aber für mich, den General würde ich nicht überzeugt haben, und noch weniger seine Umgebung, die kannte kein höheres Argument, als: Sebastiani hat es gesagt. Ein andermal schlug der General einen Ritt nach dem Dorfe Robach, von Granada zwei Wegstunden entfernt, vor. Wir stiegen bei dem ehrwürdigen Pfarrer ab, sahen uns seinen Garten an und die kleine Capelle, die mit Bildern reichlich ausgeschmückt. Das eine, auf Goldplatte, nahm der Pfarrer herunter, es dem General darzureichen, der aber das Geschenk verbat. Es kamen mehre andere Pfarrer, auch Beamte, ihre Aufwartung zu machen; sie wurden ungemein artig empfangen. In dem reinsten Castilianisch empfahl ihnen Sebastiani Sorgfalt für die Sittlichkeit des aufblühenden Geschlechtes, für die Verbreitung von Ordnungsliebe und Betriebsamkeit bei dem Landvolke. Sie verneigten sich ehrerbietig und äußerten eine Zufriedenheit, die doch nur erheuchelt sein konnte. Bei der Rückkehr in die Stadt kündigte der General mir trocken an, daß am andern Tage die Gefangenen abgingen, und daß ich sie zu begleiten habe; ich erbat mir aber für meine Person einen Aufschub von einem Tage, um mein Gepäck zu ordnen; weil der Gnadentag zugleich des Generals Geburtstag, konnte ich noch den Festlichkeiten beiwohnen. Am Morgen, bevor das Frühstück aufgetragen, empfing der General die Begrüßung des Stabs, der Besatzung und des Officiercorps. Ihnen folgten das Armeecommissariat und die bürgerlichen Behörden. Nach vollbrachter Ceremonie wurde gefrühstückt, und es machte ein Officier die Meldung, daß einige Ausreißer wieder eingefangen worden. *A pendre desuite*, entgegnete der General ohne weitern Zusatz, ohne eine Miene zu verändern. Der Officier verbeugte sich und ging. Als das Frühstück verzehrt, erhob sich Sebastiani, von allen Behörden umgeben, im höchsten Pomp nach der Kirche; auf der Plaza del Triumfo kreuzte sich der Zug mit den 1100 Gefangnen, so in dem letzten Treffen mit Blake gemacht worden, und die in demselben Augenblick unter starker Bedeckung defilirten. Ob das Zusammentreffen zufällig oder absichtlich, kann ich nicht sagen; ich vermuthe aber wohl das letzte. Den

Helden und den Christen in seiner Person vereinigt, wollte der General der gaffenden Menge zeigen."

Am 13. Nov. verließ Blayney das wunderbare Granada; dringende Empfehlungsbriefe gaben ihm Sebastiani und die Officiere seiner nächsten Umgebung mit auf den Weg. „Ich werde die Aufmerksamkeit des Generals und seines Stabes niemals vergessen." Die Briefe führten ihn bei des Generals Schwiegermutter ein; dieser hatte in dem vornehmen Hause Coigny sich die erste Frau gesucht. „Ich traf Madame de Coigny zu Paris, in ihres Schwiegersohnes Hôtel, wo sie im Garten mit des Generals achtjähriger liebenswürdiger Tochter sich vergnügte. Man kann nicht artiger empfangen werden, als ich von ihr. Sie sagte, ihr Sohn (Sebastianis *aide-de-camp*) erwähne meiner in seinen Briefen so freundlich, daß sie schon längst mich zu sehen gewünscht hätte; „„kurzum,"" sagte sie, „„ich war ganz böse auf ihn; denn statt mir von sich selbst und seinem Leben in Spanien Nachricht zu geben, war sein letzter, vier Seiten langer Brief ganz erfüllt von Ihnen. Ich muß es also erwarten, daß Sie seine Nachlässigkeit wieder gut machen und mir treue Botschaft von ihm bringen."" Sie hatte von seinem Verlust im Spiel gehört und befragte mich darüber; meine Antwort beschwichtigte ihre Besorgniß, ohne mich und meinen Freund zu behelligen. General Sebastianis Haus und Garten gehören zu den glänzendsten in Paris, sie haben eine schöne Aussicht auf die Elysäischen Felder und liegen sehr schatticht. In den Ställen bewunderte ich eine Art Gestüt, namentlich vier Beschäler, ein Engländer, ein Araber, ein Spanier und ein Normann, jeder mit dem festen Gepräge seiner Heimath."

Der großen Armee in dem Angriff auf Rußland 1812 zugetheilt, verschuldete Sebastiani, zugleich mit Junot und König Hieronymus, das Mislingen einer der großartigsten strategischen Combinationen, zu der jemalen ein Feldherr sich erhoben. Den Misgriffen der drei Generale, dem Löwenmuth, in welchem Bagration seine Abkunft von dem Löwen von Juda, von König David, bewährte, vielleicht auch dem Unmuth Napoleons um seiner Werkzeuge Unbrauchbarkeit, den er nach seiner Weise durch

Schmollen, durch Gleichgültigkeit für den Gang der Ereignisse ausließ, diesem Allen zusammengenommen verdankt Rußland wahrscheinlich seine Rettung, und den Elementen den glorreichen Ausgang des verzweifelten Kampfes. In Gefolge der Schlacht bei Leipzig, im Nov. 1813, kam Sebastiani nach Coblenz; wie zu Granada hatte er seinen *aide-de-camp* la Woestyne um sich. Von dem schreibt Blayney aus Granada: „Nach Verabredung speisete ich mit la Woestyne selbander auf englische Weise, bei guter Feuerung, wofür er, so wie überhaupt für unsere Art und Gebräuche sehr eingenommen zu sein vorgab. Er hat, gleich den meisten Franzosen, vielerlei, aber oberflächliche Kenntnisse; seine Anführungen aus Voltaire und andern Schriftstellern fielen häufig so flüchtig und unzusammenhängend aus, daß sie gar nicht zur Sache paßten. Wiewohl ich stark in der Geschichte zu sein, mir eben nicht anmaße, so fand ich doch, daß ich selbst im Citiren von Voltaires historischen Ansichten weit genauer war, als mein sprachseliger Tischgenosse, was er auch anzuerkennen nicht umhin konnte." In den ersten Zeiten der Restauration wurde la Woestyne durch eine jugendliche Unbesonnenheit aus Frankreich vertrieben.

„M. M. Lecouteulx, de la Woestine et Jacqueminot, trois jeunes gens, également connus par leur noble conduite à l'armée et leur position dans le monde, n'ayant pas sans doute réfléchi que dès que leurs chefs donnaient l'exemple de la soumission au nouveau gouvernement, ils devaient aussi se résigner à un ordre de choses qui ne leur plaisait pas, imaginèrent de ridiculiser les serviteurs dévoués qui arrivaient avec le roi. Ils s'habillèrent comme eux; se vêtirent de vieux habits d'une forme gothique, se poudrèrent, mirent une épée à leur côté, un petit chapeau à trois cornes sur leur tête, une énorme croix de Saint-Louis à leur boutonnière, et dans cet équipage, se rendirent chez Tortoni, où ils tinrent des propos fort inconvenans sur le bonheur d'être décoré, sans avoir vu d'autre feu que celui de la cuisine, etc.; ils imaginaient que la plaisanterie ferait rire les oisifs, et que l'on se moquerait de ceux qu'ils croyaient représenter. Au lieu de cela,

on ne vit qu'une caricature de mauvais goût, puisqu'elle cherchait à atteindre des hommes estimables qui, pendant vingt ans, avaient souffert tous les genres de maux, pour rester fidèles à leurs maîtres malheureux. On plaignit les jeunes gens qui attachaient quelque importance à un vêtement qu'une honorable pauvreté empêchait de renouveler; et l'on s'étonna que des militaires cherchassent à attaquer par une arme dangereuse, celle du ridicule, des vieillards qui ne pouvaient se venger d'aucune manière.

„Le ministre de la guerre se mêla de cette affaire; il eut je crois grand tort, car il se priva, par une rigoureuse sévérité, de deux braves officiers, M. M. Jacqueminot et de la Woestine, dont le caractère décidé se refusa à toute excuse. Il valait mille fois mieux paraître ignorer ce qui ne pouvait réellement faire aucun tort aux émigrés. M. Lecouteulx, plus calme, témoigna le regret de ce qui s'était passé; avoua franchement qu'il avait agi trop légèrement, et resta au service du roi, où il s'est depuis distingué. M. Jacqueminot, n'aimant pas le nouveau gouvernement, a fondé une manufacture qui prospère, et le met à même, par son industrie, de servir encore son pays. M. de la Woestine s'est fixé en Belgique, où il fait avec succès le commerce des vins. Le général Sébastiani, dont il était aide-de-camp, lui a généreusement prêté les moyens de commencer cet établissement. Il pourrait maintenant rentrer en France, et jouir de l'aisance qu'il s'est acquise; des motifs étrangers à ce que je viens de raconter le retiennent en Belgique, et prouvent qu'un bon coeur est presque inséparable d'une mauvaise tête. M. de la Woestine est petit-fils de madame la comtesse de Genlis.“
Der Großvater, von der Schwertseite, ist gewesen, wenn ich nicht irre, Franz Maximilian Marquis von la Woestyne, Graf von Boezelaer, Baron von Troibreze. Er hatte sich den 23. April 1758 mit der Gräfin Eleonore von Cobenzl, einer Schwester des nachmaligen k. k. Hof- und Staatsvicekanzlers, vermählt und wurde 1794 zu Cambray ermordet. Der Enkel, in Gefolge der Julirevolution nach Frankreich zurückgekehrt, trat alsbald

wieder bei der Armee ein und diente unter des Marschall Gérard Befehlen bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen, ohne doch an der Spitze einer Brigade leichter Cavalerie Gelegenheit zu eigentlicher Thätigkeit zu finden.

Frei spricht sich um la Woestynes Oberflächlichkeit Blayney aus, um Sebastiani erlaubt er sich kein Urtheil. Das ist freier Briten Art; die Gebieter, die Gesellschaften und Tafel geben, üben auf sie unwiderstehliche Gewalt, denen wird Alles nachgesehen, wohl gar gepriesen, den Tadel spart man für die Kleinen. Diese Sitte ist doch nicht allerwärts auf dem Continent heimisch, und nehme ich keinen Anstand zu bekennen, daß Sebastianis Oberflächlichkeit, Mittelmäßigkeit auf mich wirkten, wie sie auf den Verfasser der *Souvenirs* gewirkt zu haben scheinen. Nach seiner ganzen Richtung mußte er ein Gegner der Restauration, ein Anbeter des goldenen Kalbes, durch Louis Philippe repräsentirt, endlich ein keineswegs sonderlich brauchbares Mitglied des *Juste-milieu*-Ministeriums werden. Er überlebte der gräßlichen Catastrophe seiner Tochter, der Herzogin von Prâlin (also wird der Namen ausgesprochen), jenes Kindes, dessen Blayney lobend erwähnt, er überlebte dem Sturze des Julithrons, durch beide Ereignisse gleich wenig angefochten, denn das Alter hatte seine Sinne und sein Denkvermögen vollends geschwächt, er starb am Sonntag den 20. Jul. 1851.

Die Familie Sebastiani in Ehrenbreitstein, obgleich italienischer Herkunft, hat niemals Anspruch auf Verwandtschaft mit dem Hause Bonaparte erhoben, eben so wenig eine Ahnung von der künftigen Illustration der Namensvettern aus Corsica gehabt. Unsere Sebastiani waren thätige, ehrliche Bürgersleute, bis dahin dem ältesten Sohne durch Fleiß und Wohlverhalten schnelle Beförderung in des Kurfürsten Johann Hugo Kanzlei, und als vieljähriger Dienste Belohnung die Landrentmeisterstelle geworden. Ein solches Amt mußte dem Emporkömmling vielfältige Neider zuziehen: er ließ sich einige Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen, aus denen, absonderlich aus seinen häufigen Reisen nach Metz, wo er die bei den Ursulinerinen in Pension gegebene Tochter besuchte, zuletzt eine Anklage auf Hochverrath fabricirt worden ist. Die

Anklage gab Gelegenheit zu einer strengen Cassenuntersuchung, und es zeigte sich ein Deficit von 5000 Rthlr., veranlaßt durch des Landrentmeisters flotten Haushalt und durch übertriebenen für die Erziehung seiner Kinder gemachten Aufwand. Die Untersuchung des gedoppelten Vergehens, wie lebhaft sie auch durch des Mannes Gegner betrieben worden, zog sich in die Länge, und das Urtheil war noch nicht gesprochen, als der neue Kurfürst, Karl von Lothringen zum erstenmal seine Residenz unter dem Ehrenbreitstein besuchte: nur wußte man, daß der Fiscal auf zwanzigjährige Kettenstrafe und Confiscation des Vermögens angetragen habe, alles Umstände, geeignet, die schleunige Rückkehr der Tochter aus der Pension zu veranlassen. Sie versuchte es, durch Sollicitationen dem auf Ehrenbreitstein in dem Armensünder-Stüblein schmachtenden Vater nützlich zu werden; Gleichgültigkeit, Verachtung, kalter Hohn waren das Einzige, so die Mächtigen der Supplicantin zu spenden wußten. Von den Menschen abgewiesen, wendete sie ganz und gar sich zu Gott. Täglich kam sie zu dem Bilde des blutschwitzenden Heilandes am Fuß der Schlüsselbergstreppe (Abth. 2. Bd. 1. S. 570), zu beten, zu stärken sich für den weitern sauern Gang. Dann stieg sie vollends hinauf zum Ehrenbreitstein; am Fuß des Thurms bei der Katz durfte sie ein Viertelstündchen weilen, hinter dem engen Gitter des Fensterleins erwartete ihrer der Vater. Er schaute der Tochter Thränen, sie hörte das Klirren von des Vaters Ketten. War verlaufen die Frist für die jammervolle Unterhaltung, dann kehrte Fränzchen Sebastiani zurück auf dem Wege, den sie gekommen, wiederum warf sie sich nieder vor dem blutschwitzenden Heiland, und lange Stunden hat sie im Gebet auf der Stelle zugebracht, von Niemanden gesehen, außer von auf- und niedergehenden, vielmehr schleichenden Soldaten. Denen war vom ersten Augenblick das betende, in Thränen sich auflösende, wunderschöne Weib der Gegenstand einer abgöttischen Verehrung geworden.

Den ihm höchst verhaßten Zwang, durch die Etikette auferlegt, abzuwerfen, pflegte Kurfürst Karl jeden Augenblick zu benutzen, und Franzose nach allen seinen Gewohnheiten fühlte

er sich am glücklichsten in der Bewegung unter freiem Himmel, an Stellen absonderlich, die gegen Neugierde, gegen unerbetene Dienstfertigkeit Sicherheit ihm gewährten. In solcher Gesinnung lernte er in den ersten Tagen seines Aufenthaltes die beiden Mühlenthäler kennen und würdigen, mehr aber noch als die Tiefe, zog ihn der Fußpfad an, der unter Buschwerk und Bäumen vergraben, in Gestalt einer vielfach gewundenen schattigten Laube vom Neuenbau aus den Schlüsselberg und die demselben beigegebene Treppe hinanführte. In diesem Pfade sich ergehend, gewahrte er die Beterin vor dem Bilde des Gekreuzigten, ohne ihr doch Aufmerksamkeit zuzuwenden. Den andern Tag fiel die in sich versunkene, unbewegliche Gestalt ihm auf, als er, von oben herkommend, wiederum sie bemerkte, und es erwachte seine Neugierde. Er trat hinter eine Krümmung, und dahinter geborgen, betrachtete er mit Kennerblicken das zu seinen Füßen gelagerte weibliche Wesen. Er verschlang ganz eigentlich die edeln Züge, deren Eindruck wundersam verstärkt durch den Abstich der Todtenblässe zu der Fülle der rabenschwarzen Locken. Versunken in den Anblick schien zum Bilde geworden Karl, mühsam faßte er sich, und leisen Schrittes, möglichst zur entgegengesetzten Seite des Pfades sich haltend, ging er an der gefährlichen Stelle vorüber.

Fortan sie zu meiden, schien er festiglich entschlossen, allein es sind nicht einzig Träume Schäume; am nächsten Tage schon trieb eine ungeduldige Erwartung ihn den Berg hinan, und schlimmer beinahe als das erstemal, ist es ihm darin ergangen. Tag für Tag hat von dem an aus seinem Versteck der Kurfürst die weinende Schöne beobachtet, bewundert, beklagt, und ist seine Verzückung manchen der Vorübergehenden aufgefallen, keinem doch, wie dem Corporal Gerlach. Viel hatte der in der Welt sich umgesehen, Menschen und ihr Treiben kennen gelernt, Großes hoffend von des Kurfürsten Stimmung für einen Gram, der dem Corporal wie allen seinen Kameraden heilig, gewann er es über sich, die Beterin zu stören, Nachricht ihr zu geben von dem, so sich täglich um sie zutrage, absonderlich auch von der Persönlichkeit des Kurfürsten, endlich sie aufzumuntern, daß sie ein ihr zugewendetes Interesse für die große Angelegenheit nicht unbenutzt

lasse. Den treu gemeinten Rath alsbald zur Anwendung bringend, hat Fränzchen in kurzen Worten, französisch, ein Gnadengesuch entworfen, rein geschrieben, und damit am andern Tage auf den Weg sich begeben. Vor dem Bild des Gekreuzigten betete sie, in einer Inbrunst, so hat sie versichert, die ihr niemals zu erreichen möglich gewesen, dann erwartete sie in unbeschreiblicher Angst der leisen Tritte. Einzig dem Ohre eines Eifersüchtigen oder eines Verzweifelnden hörbar, ermuthigten sie die Jungfrau zu verzweifelter Anstrengung. Vom Boden rasch sich erhebend, ging sie dem Fürsten einige Schritte entgegen, dann sank sie auf die Kniee nieder, und sie reichte, unverständliche Laute murmelnd, das Papier hin. Ohne Zweifel hegte Karl Vermuthungen um den Inhalt der Schrift, er nahm sie aus den zitternden Händen der Supplicantin, und mit den Worten: „*on fera réponse*“, war er verschwunden.

Noch an demselben Abend überbrachte ein Kammerdiener, wohl verhüllt in den Mantel, den ersten Theil dieser Antwort, ein Kästchen von Masern, mit Perlmutter eingelegt, und bare 5000 Rthlr., in schönen Pistoletten, die kaum aus Castilien eingegangen, enthaltend. Das Kästchen habe ich mehr denn einmal in Händen gehabt. Mit seinem Inhalt war der eine Klagepunkt, das Deficit getilgt, den andern, den angeblichen Verrath zu studiren, hat der Kurfürst die Acten sich vorlegen lassen. Gleich dem Morgennebel schwanden vor seinem Scharfblick die lächerlichen Eingebungen der Misgunst, doch hat er, Sebastiani vielmehr, nach den Vorurtheilen der Zeit die Ehre der Gerichte zu verschonen, mit einer Absolution *ab instantia* sich begnügen müssen. Der alte Mann wurde seiner Familie wiedergegeben, und betrachtete er es als die erste seiner Pflichten, in Begleitung des schützenden Engels, der reizenden Tochter, dem Kurfürsten seinen Dank abzustatten. Sie wurden in bezaubernder Güte aufgenommen, nie ist auch Fränzchen schön gewesen, wie an diesem Tage. Die Woche war noch nicht zu Ende, und der Sebastiani Behausung wurde durch hohen Besuch überrascht. In der späten Abendstunde kam der Kurfürst, die Lage seiner Schützlinge sich anzusehen, die allerdings nicht eben erfreulich genannt werden

konnte, nachdem unwiederbringlich das Amt verloren. Das Schicksal der ihm theuer gewordenen Familie zu bessern, gab Karl an die Tochter zu Eigenthum die beiden Mühlen in der Blind mit dem gesamten werthen Zubehör, und hat sie mit Vater und Geschwistern die obere Mühle bezogen. Da empfing sie Tag für Tag des Kurfürsten Besuche, als welcher, um nicht gar zu sehr der bösen Welt in die Augen zu fallen, einen Gang sich erbauen ließ, der von dem Schlosse ausgehend, an der Felsen Rand sich hinzog, von dem Born aus die zu der Kreuzkirche hinanführenden Treppen benutzte, dann zur Seite in die von Sebastianismühle abhängenden Weinberge sich vertiefte. Die verfallene Treppe, so durch besagte Weinberge vollends zur Mühle hinab führte, bin ich in meinen Jugendjahren häufig gestiegen.

Der Kurfürst, aller Etikette abhold, fühlte sich glücklich in einer schlichten bürgerlichen Familie, die durch ihn vom Untergange gerettet, glücklich gemacht worden, er bewunderte seiner Freundin hohen Liebesreiz und ihre für die Zeit noch seltenern Fertigkeiten: Fränzchen parlirte Französisch in ungemeiner Geläufigkeit, spielte in Virtuosität Spinnet und Positiv, besaß eine herrliche, sorgfältig ausgebildete Stimme. Daß aber der Kurfürst jemalen die Grenzen freundschaftlicher Bewunderung überschritten haben sollte, davon wurde mir niemalen gesprochen, davon fand ich auch keine Spur in mehr denn 50 Briefen, so er an die Auserwählte richtete. Im Gegentheil wiederholt sich in allen der Ausdruck einer wahrhaften Hochachtung, verbunden mit der zärtlichsten Besorgniß um eine Zukunft, welcher nicht stets gebieten zu können, der Schreiber befürchtet. Er wünscht, daß Fränzchen den Schleier nehme, auf daß sie den Gefahren der Welt enthoben, er weiset ihr auf das Einkommen der Primatialkirche zu Nancy eine Geldsumme an, als die dem Kloster ihrer Wahl bestimmte Mitgift, er will, daß sie dem Kloster Angela heiße, er hat sie durch Baptista im Nonnenhabit malen lassen. Das Bild ist zu Anfang dieses Jahrhunderts samt dem Kloster, worin es aufbewahrt, von den Flammen verzehrt worden. Die Nonne, das Röschen von Jericho (der 2. Abth. 1. Bd. S. 771), ein Dosenstück, und die Prinzessin von Condé, Charlotte Margarethe von Montmo-

rency (S. 271), haben mir, im Bilde, stets als die Ideale weiblicher Schönheit gegolten.

Eines vorzüglich ist mir in Karls Correspondenz aufgefallen: die für die Zeit durchaus unerhörte Herablassung. Während von andern Großen ihre Untergebenen kaum als Menschen angesehen wurden, betrachtet der Kurfürst die Freundin nicht nur, sondern auch ihren Vater, ihre Geschwister beinahe als seines Gleichen. Deutlich ergibt sich daraus, daß er dem Geschlechte entsprossen, welches in den Zeiten der französischen Liga, mehr noch als durch Großthaten, durch Güte allerwärts die Herzen der Geringern zu erobern verstand. Diese Kunst ist später, unter der Herrschaft der Bourbonen, den Guisen zum Vorwurf gemacht worden; erzählt doch Tallemant, von des großen Balafré Enkel, von dem Sohne des ritterlichen Märtyrers von Blois, von Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, der trotz des abenteuerlichen Zuges nach Neapel alsolcher Väter nicht allerdings würdig, sprechend: „*A propos de sa civilité, on dit qu'un savetier qu'il salua, car, par une tradition de sa maison, il salue volontiers, lui dit: „„Boutez sus, boutez sus; ce n'en est plus le temps““; voulant dire qu'il n'y avoit plus lieu de faire une Ligue.*“

Des Kurfürsten trübe Ahnungen um seine, um der Freundin Zukunft sind zeitig in Erfüllung gegangen. Er starb zu Wien, in dem kräftigsten Mannesalter, den 4. Dec. 1715. Schon im folgenden Monat nahm Fränzchen Sebastiani in dem Kloster Allerheiligen zu Oberwesel den Schleier, und ist sie in der Heiligkeit ihres Wandels des Hauses Zier und Stolz geworden. Allen, die mit ihr zu Berührung gekommen sind, ein Gegenstand unbegrenzter Verehrung, starb Schwester Angela 1747 oder 1748. Das Gut in der Blind hatte sie, damals noch weltlichen Standes, auf ihren Bruder übertragen. Ihr Brudersohn, Johann Hugo Sebastiani, der Gerichtsschreiber im Thal, wurde des werthvollen Besitzthums durch einen Gläubiger entsetzt, und ist es mir einigermaßen widerwärtig, daß mein Urgroßvater der Depossedirende hat sein müssen. Johann Hugo Sebastiani fungirte noch als Gerichtschreiber 1768, und stand

folglich in vielfältigen Beziehungen zu Hrn. Philipp Gabriel Pannack, der, einer der Scheffen bei dem Gericht zu Ehrenbreitstein, gelegentlich von des Kurfürsten Clemens Wenceslaus Einzug, zu unsterblichem Ruhm gelangen sollte. Folgendermaßen wird dieser Einzug beschrieben:

„Der 28. Februar 1768 ware der frohe Tag, an welchem der hiesigen Stadt Coblenz und dem Thal-Ehrenbreitstein das unschätzbare Glück erschiene unseren nunmehrigen theuresten Landesfürsten zu erblicken. Höchstdieselbe hatten durch ein allgemeines Verbott alle kostspielige öffentliche Freudens-Bezeugungen, Beleuchtungen, Triumphbögen und dergleichen gnädigst untersaget, und zu erklären geruhet, daß sie an statt derselben von ihren gehorsamsten Unterthanen nur Treu und Liebe erforderten, wir konnten demnach unsere Freude nur auf eine solche Art an Tag geben, wodurch das erste landesvätterliche Gesätze unseres Durchlauchtigsten Churfürsten nicht verletzet würde. Den ganzen Moselstrom herunter [1]) ware das beyderseitige Ufer mit der Landmilitz und einer Menge von Volk besetzet, welche kein obrigkeitliche Befelche, sondern die tragende Begierd Schaarenweise versammlet hatten, einem Königlichen Prinzen die erste Verehrung zu erzeigen, von Höchstdessen ruhmwürdigsten Eigenschaften der Ruf durch das ganze Land sich ausgebreitet hatte; die Schulen des hiesigen zahlreichen *Gymnasii* hatten sich vor die Stadt ober die Moselbruck an dem rechten Ufer der Mosel hinauf gestellet. An der Kornpforten stunde die Jungegesellen-Compagnie im Gewehr, und auf dem Mosel-Krahnen die gesammte Coblenzer kleine Jugend mit einer Menge Fähngens, in der schönsten Ordnung versammlet. Vor dem Schwanenthor bis an und unter das sogenannte teutsche Eck, die Stadt Coblenzer ganze Burgerschaft, der Schöpfenstuhl, und der Stadtrath, hiernächst das Rheinufer hinauf bis an das Rheinthor die Ordensgeistliche und die Soldatesca.

„Auf dem anderseitigen Rheinufer befanden sich in eben solcher schönen Ordnung die Thäler Burgerschaft, das Gericht,

---

[1]) Der neue Kurfürst war am 22. Feb. zu Trier inthronisirt worden.

die Grenadier-Compagnie und endlich bey der Churfürstl. Residenz die ganze Hofstaat und gesammte *Dicasteria.* Die Ankunft Ihro Churfürstlichen Durchlaucht ware gegen 5 Uhr des Abends. Der Schall aller Glocken, ein immer anhaltendes Donneren des schweren Geschützes von den Wallen der Stadt und Festung-Ehrenbreitstein, auch ein vermischtes Vivat-Geschrey, daß mit vielen tausend Stimmen durch die Wolken drang, erfüllete alle Herzen, mit einer Empfindung, die sich besser fühlen als beschreiben lasset." Doch all das Geschrei, die Trompeten, die Glocken selbst verstummten, als das Gericht, den Scheffen Pannack an der Spitze, vor den mächtigen Galawagen trat, der neben der Landbrücke in Bereitschaft gestanden, und im Augenblicke den Kurfürsten aufgenommen hatte. In feuerrothen Sammet war gekleidet Hr. Pannack, feuerroth erglühete nicht minder sein Antlitz in des Willkommens Freude, in der Wohlredenheit Aufgabe, tief verbeugte, demüthig räusperte er sich, allen doch in der ehrerbietigen, urplötzlich eingetretenen Stille vernehmbar, und er sprach: „Fahr hin, oh! großer Fürst, fahr hin in Gottes Namen." Sprachs, und an ihm war das Verstummen, nicht wieder gefunden hat er den Faden, wenngleich er blutig sich die Lippen biß, mit dem Fuße stampfte, daß der Boden erdröhnte. Mitleidig sah der Kurfürst eine Weile den vergeblichen Anstrengungen zu, dann fuhr er mit dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus, Amen," von dannen, der Residenz zu. „Dahin wurden Ihro Durchlaucht von gesammten *Dicasterien* begleitet, und alle zum Handkuß gelassen, am gefolgten Morgen hatten die geistliche Landstände, Collegiatstifteren, der Schöpfenstuhl und Stadtrath die nemliche Gnade, und Ihro Churfürstl. Durchlaucht speiseten mit dem hohen Adel beyderley Geschlechts an einer offenen Tafel. Unsere Freude währet noch und wird nie aufhören." Der einzige Hr. Philipp Gabriel Pannack konnte der allgemeinen Freude nicht einstimmen. Das Hohngelächter der Zeugen seines Unfalles, durchdringend genug, um das mit der ersten Bewegung des Galawagens sich wieder belebende Geschmetter der Pauken und Trompeten zu übertäuben, das Hohngelächter verfolgte ihn bis zu seiner Behausung und warf ihn auf das Krankenlager, daß er bei dem Handkuß

zu erscheinen nicht vermögend. Außerdem war für immerdar dahin sein Ruf als Schöngeist und als Redner, zusamt seiner darauf gebauten politischen Größe. Schade, daß der Mann die neueste Zeit nicht erlebte: er wäre sonder Zweifel eine der Zierden, eine der Gewalten des vereinigten Landtages, oder gar des Vor- und Nachparlamentes in Frankfurt geworden. Wenn aber der verunglückte Sprecher der einzige Traurige gewesen ist bei jener *joyeuse entrée*, so war um so herrlicher, um so allgemeiner die Freude in des Thales Knabenwelt. Sie hatte man zu einem Husarencorps geformt, und war den Husärchen der Allerhöchste Beifall geworden, obgleich sie unberitten, gleich der Reiterei der Bürgerwehr von 1848. Ein Unterschied nur ergab sich darin, daß des Thales Husaren uniformirt, und daß es 1768 Kinder gewesen sind, die zu Kinderspiel sich hergaben. Es folgt der Festivitäten zweiter Theil.

„Donnerstag den 10ten Merz Nachmittags 1 Uhr rührte sich in hiesiger Stadt (Coblenz) anwiederum ein ohnverhofter Paucken- und Trompettenschall, mit abwechslenden andern Blaß-Instrumenten, und sahe man durch hiesige Stadt in schönster Ordnung über den Rhein folgenden Aufzug zu der Churfürstl. Hofstatt übergehen. Den Zug eröfneten 2 zu Pferd in Teutscher Kleidung, mit entblösten Degen, weissen Federen, sodann weiß-roth-gelb- und blauen Feldzeichen auf den Hüten. Ein geharnischter Reuter mit dem *symboli*schen Schild, so die *Devotion* des unterthänigsten *Gymnasii* in Vorstellung des *poeti*schen *Parnassi* vorbildete mit der Unterschrift: *Regio Moecenati.* Ein Band Musicanten mit vorgesagten Feldzeichen. Ein zierlichst gekleideter Reuter im Harnisch mit einem großen Churfürstl. Wappen. Ein kleiner, mit Blumen verzierter Waagen, worinnen der *Genius* des dahiesigen Vatterlands in geharnischter Weibs-Kleidung, und fürstlichen Mantel mit einer weiß und roth gestreiffter Fahn, sodann einem *symboli*schen Schild, welches die allgemeine Landes-Wohlfarth unter höchster Regierung Sr. Churfürstl. Durchlaucht vorstellet, mit der Beyschrift: *Patriæ per te florentis Imago.* Zur Seiten dieses Waagens und dessen Schluß reiteten drey geharnischte mit denen Schildern, welche das *Sym-*

bolum Sr. Churfürstlichen Durchlaucht in denen Personen der Gerechtigkeit, Gottesfurcht, Lieb und Milde, vorstelleten in denen Beyschriften: ***Justitia, Charitate, Pietate.***

„Nach diesen folgeten die vier Schulen, nemlich: ***Infima, Secunda, Syntaxis, Poetica.*** Welche nach ihren Fahnen ihre Feldzeichen auf den Hüten trugen. Nach diesen ein Paucker und 2 Trompetter zu Pferd. Demnechst ein mit 6 Pferden bespannter von Blumen-*Festons* gezierter Triumphwaagen, in dessen Mitte auf einem Saulenfuß das höchste Königliche Wappen Sr. Churfürstl. Durchlaucht ebenwohl mit Blumen gezieret, an denen 4 Säulen aber die 4 Chur- und Fürstliche Schilder, Trier, Freysingen, Regensburg und Prüm zu sehen ware. In dem inneren Waagen sassen zu beyden Seiten folgende 6 ***Genii***, welche in *symboli*schen Schilderen die fürnehmste Schuhlkünsten mit darunter gesetzten Inschriften vorstelleten als

Grammatica.

Doctae cunabula Linguæ.

Poesis.

Movet omnia Cantu.

Musica.

Laborum dulce levamen.

Oratoria.

Regit dictis animos.

Philosophia.

Ratio pulcherrima Mundi.

Ethica.

Vitæ Morumque Magistra.

Zu Ende des Waagens befande sich der Musen-Gott ***Apollo*** in geharnischter Kleidung mit einem großen Schild, worauf das hiesige ***Gymnasium*** abgebildet ware, welches von einer glänzenden Sonne (in dessen Mitte der höchste Namenszug Sr. Churfürstl. Durchlaucht) bestrahlet wurde, mit der in unterem Schild befindlicher Beyschrift: ***Devotissimum Gymnasium.*** Nach dem Waagen folgten wiederum 2 zu Pferd, und diesemnechst die fünfte, sechste und siebente Schuhl in nemlicher Ordnung gleich

den ersten, wobey ein Band Musicanten. Hierauf folgte der letzte mit 6 Pferd bespannter Waagen, worin 4 *Candidati* mit rothen Mäntelen, (welche Ihro Churfürstlichen Durchlaucht, nachdem sie bey Hof ihre Paradirung in den künstlichsten Schweifungen und beständigen *Vivat*=Schall gemacht hatten,) das *Poema* dahiesigen treu gehorsamsten *Gymnasii* unterthänigst *præsentirten*, wobey die Herren *Theologi* allemal den Schluß machten, sofort auch wiederum mit vorheriger Paradirung in der schönsten Ordnung abgiengen." Belachen mag man allenfalls dieser Darstellung Ausdruck, nicht minder auch die eine oder die andere der darin besprochenen Ideen, zugeben aber wird man müssen, daß sie an Ideen reicher, als irgend eines der modernen Festprogramme. Entweder ist in Ideen unser Zeitalter verarmt, oder es wiederholt sich bei den festordnenden Committés, was man in allen ähnlichen, in gebietenden, berathenden oder auch nur beschwätzenden Vereinen wahrnehmen will, daß darinen vorzugsweise diejenigen sich drängen, denen der Beruf abgehet.

Des Johann Hugo Sebastiani Nachfolger in der Gerichtschreiberei ist 1776 Franz Joseph Sebastiani, wohl des vorigen Sohn, geworden; er hat aber des Amtes nur bis 1785 genossen. Von seiner Verwandtschaft mit jenem Sebastiani, dessen Leistungen an der Spitze des Nationaltheaters in Mayen, Abth. 2, Bd. 2. S. 784 besprochen, weiß ich nichts zu sagen. Die Sebastianismühle, „vor der Kreuzpforten gelegen," dann lange Jahre die Kölgensmühle genannt, ist als Krebsenmühle nochmals von Schönheit und Liebreiz der Wohnsitz geworden. In der Zeit ihres erneuerten Glanzes habe ich sie besucht, um mir das von dem Herzog von Braunschweig den freundlichen Pflegerinen seines Sohnes verehrte Porcellanservice, Abth. 2, Bd. 2. S. 147, anzusehen, und finde ich mich dadurch veranlaßt, einen seitdem mir zugekommenen Bericht von des Herzogs von Braunschweig=Oels Verwundung hier einzuschalten. „Coblenz, 28. Nov. 1792. Heut vernimmt man, daß die preussische Husaren in dem Escher Wald bei Würges die französische Vorposten zurückgedrängt, mehrere getödtet, und zu Gefangenen gemacht haben. Allein bei dieser Attaque hat sich das Unglück ergeben, daß der Sohn des

Herzogs von Braunschweig mit 2 Kugeln in den Schenkel stark blessirt, und bei einem Haar nahe wäre gefangen genommen worden, wenn ihm die Husaren nicht zu Hülf herbeigeeilt wären. Die eine Kugel ist am Schenkel durch und durch gangen, sodann durch den Pistolenhalfter, und hat dennoch das Pferd auf der Stelle getödtet. Die andere Kugel ist aber im Schenkel des Prinzen stecken geblieben. Der Prinz, welcher sich durch seinen guten Charakter hier sehr beliebt gemacht, wurde allgemein bedauert. Man hat ihn sogleich auf einer Bahre durch Bauern nach Limburg ins Posthaus tragen lassen, wovon er auf die nemliche Art hier in den Thal transportirt werden soll."

Pfaffendorf.

Dahin führen von Ehrenbreitstein aus drei Wege. Der eine ist der Leinenpfad, in der schönen Jahreszeit in den Morgenstunden ein angenehmer, schattigter Spaziergang. Mit ihm paralell läuft die kürzeste Straße, der Fahrweg. Zu dem Bohnacker, zu der Pfaffendorfer Höhe steigt hinan, an der häufig besuchten Rheinlust vorüber, der dritte jener Wege, prächtig ausgeführt, wie die Accessorien der Festung überhaupt, prächtig gehalten, und die prächtigsten Aussichten, den Rhein auf und nieder, beherrschend. Von den Spaziergängen, so dem Festungsbau ihren Ursprung verdanken, ist dieser ungezweifelt der lohnendste, unvergleichlich absonderlich der Blick auf Coblenz, wie er jenseits des Aftersteins, oder genauer jenseits des rechten Flankenthurms geboten. Es stehet nämlich auf dieser Höhe ein Fort, von zwei Flankenthürmen begleitet, und hat die, dem Ehrenbreitstein ungemein wichtige Zugabe den Namen desjenigen empfangen, unter dessen Leitung die ganze Festung erstand. Eine Strecke weiter, an der Anlagen Ausgang, die Schluchten des Seifenbächleins beherrschend, steht das südlichste der Außenwerke, nachdem eine weitere Ausdehnung der Fortification durch ein treffendes Wort König Friedrich Wilhelms III. verhindert worden. Zu jener Stelle war der Monarch gelangt, und es bemerkte ei-

ner der Stabsofficiere: „Ew. Maj. wird es nicht entgehen, daß diesen Punkt die gegenüber gelegene Anhöhe beherrscht, die ebenfalls zu krönen ist unsere Absicht.“ — „Ja, und so fort bis Mainz,“ sprach der Monarch, und bei dem einen Thurm hatte es sein Bewenden.

In Betreff des Namens Asterstein sind Bedenklichkeiten anderer Art erhoben worden. Die auf Stein ausgehenden Appellative lassen sich unter vier Classen bringen; die eine mahnt an Gegenstände der Ehrerbietung. Ihr gehören Bischofsstein, Ehrenstein, Frauenstein, Fürstenstein, Grafenstein, Kaiserstein, Königstein, Kreuzenstein an. Die andere Classe beschäftigt sich mit den Zufälligkeiten der Lage: Altenstein, Blauenstein, Gnandstein, Goldstein, Hauenstein, Hohenstein, Holenstein, Kieselstein, Lahnstein, Landstein, Lichtenstein, Losenstein, Lützelstein, Rothenstein, Schönstein, Waldstein, Weißenstein, Wildenstein; der dritten Classe liegen Thiernamen zum Grunde: Arnstein, Bärenstein, Bieberstein, Bockstein, Falkenstein, Finkenstein, Füllstein, Greifenstein, Löwenstein, Ochsenstein, Sauenstein, Thierstein. In der vierten Classe, Arnoldstein, Balduinstein, Dietrichstein, Ehrenbreitstein, Herberstein, Karlstein, Kunostein, Leupoldstein, Marienstein, walten Taufnamen. Ohne Beispiel ist bis jetzt ein mit dem Geschlechtsnamen zusammengesetztes Stein geblieben. Dazu erinnert uns Rheinländer solche Art der Zusammensetzung an eine Begebenheit aus dem alten Mainz. Ein Hr. Fleischmann war unter dem Namen von Tantenstein geadelt worden. Dergleichen Standeserhöhung mußte dem Landesherren angemeldet, und dessen Genehmigung nachgesucht werden. Ungemein gütig und freundlich, nach seiner Weise, empfing Kurfürst Emmerich Joseph den neuesten Edelmann: die Bewilligung des erworbenen Prädicats sich zu gebrauchen, wurde auf der Stelle ertheilt, und eine Gratulation hat der Kurfürst ihr beigefügt. „Aber“, fuhr er fort, „wie ist Er zu dieser nicht allerdings gewöhnlichen Namensbildung gekommen?“ — „Dankbarkeit, Ew. Kurf. Gnaden, Dankbarkeit. Die beiden alten Tanten haben sich so säuerlich geplagt, das von ihren Eltern Ererbte unverkürzt zu erhalten, mittels ihrer Entbehrungen, ihrer Ersparnisse zu vergrößern. Das Alles haben sie mir hin-

terlassen, glücklich mich gemacht. Ihr Werk ist meine Standeserhöhung, und meine Dankbarkeit den sparsamen Tanten zu bezeigen, will fortan Tantenstein ich heißen.“ Ausgeredet hatte er kaum, und der Kurfürst brach in das unbändigste Gelächter aus, das unaustilgbar, dem Leben sogar des alten Herren bedrohlich wurde. Der ganze Hofstaat, in Verzweiflung, eilte zur Stelle, Emmerich Joseph war nicht zu beruhigen. Sobald der Lachkrampf nur einigermaßen nachließ, schrie er aus Leibeskräften „Tantenstein!“ und dazu deutete er auf den unglücklichen Mann, der zur Bildsäule erstarrt, nicht von der Stelle sich bewegen konnte. Man mußte ihn fortschleifen, den Kurfürsten zu Bette bringen, und ärztlich behandeln. Der Scene eingedenk, hat von Stund an der von Tantenstein drei Buchstaben seines Namens ausgemerzt.

Ich kehre zu der Tiefe, zu dem Fahrweg zurück, der auf der einen Seite durch Weinberge beherrscht, von dem Leinenpfad durch Gärten geschieden wird. Dem Thale zunächst kündigt ein mächtiges Gitterthor den weiland kurfürstlichen Hofgarten an, zugleich von der vormaligen Herrlichkeit das einzige Ueberbleibsel. Gefället sind die schattigten Obsthaine, deren auserlesene Früchte einst des Landes Stolz gewesen, und einer Bleiche dient der Rasen, auf dessen Teppich weiland Kurfürsten sich letzten. Das Bad, dessen Gewässer von bedeutendem Eisengehalt, rührt aber nicht aus der kurfürstlichen Zeit her, ist auch in keiner Weise der Badenburg bei Nymphenburg zu vergleichen. In weiterer Entfernung folgt die Wirthschaft von Aigener, mit einem weitläuftigen Garten, der noch zu Anfang dieses Jahrhunderts das Kornstück hieß, und ein offenes Saatfeld, von der Hofkammer herrührend, gewesen ist. In den Belagerungen von 1795—1797 diente dieses Kornstück häufig als Schlachtfeld den nutzlosen Plänkeleien, so nach dem Geiste der Kriegskunst jener Zeit unerläßlich, und manch trotziger Held, manch theures Leben liegt da begraben. Aigners Wirthshause gegenüber, an der Weinberge Fuß steht ein steinernes Kreuz, so der von Spangenberg dahin gesetzt hat, doch keineswegs in seiner gegenwärtigen, reducirten Gestalt. Dem Kreuze war ursprünglich der sterbende

Heiland angeheftet, zu beiden Seiten von den Schächern er begleitet. Von Pfaffendorf aus bin ich einst, in später Nacht, Sept. 1825, bis zu diesem Kreuze begleitet worden, ohne daß ich solche Begleitung mir erbeten hätte. Das Dorf verlassend, gewahrte ich, zwischen den beiden letzten Häusern, der Länge nach ausgestreckt, einen weißen Hund von riesenhaften Dimensionen. Zur Seite mich drückend, fand ich gerade den nöthigen Raum, an dem Thier vorbeizukommen; darauf erhob es sich, um auf der Ferse mir zu folgen. Belästigt hat es mich nicht, die Begleitung aber ausgedehnt bis zu dem Kreuz. Da habe ich es nicht mehr erblicket, wie ich dessen auch mich versehen hatte. Der Größe und der Färbung nach kann ich das Thier einzig mit der in Buffons Naturgeschichte besprochenen Dogge des Prinzen von Condé vergleichen; diese Dogge, ausgestopft und zu Paris, im *jardin des plantes* aufbewahrt, erreicht, in ihrer sitzenden Stellung, die Größe eines Mannes. Mir, dem alle großen Hunde in einem weiten Umkreis nach ihren verschiedenen Beziehungen wohl bekannt, war das Ungethüm aus Pfaffendorf nie vorgekommen, nie mehr hat es sich mir dargestellt. Es folgen noch einige Gärten, dann das dem Rheine zueilende, im Absterben begriffene Seifenbächlein, und der von Windheimsche Garten ist erreicht.

Hr. von Windheim hat das erste Haus in Pfaffendorf, das ehemalige Wirthshaus zum Nassau-Weilburger Hof, angekauft, und durch An- und Umbauten daraus einen geschmackvollen Rittersitz, in dem niederländischen Styl des 16. Jahrhunderts, geschaffen. Auch die Gärten sind mit Einsicht angelegt. In den J. 1808—1814 war der Nassau-Weilburger Hof ein von Coblenzern und Ehrenbreitsteinern fleißig besuchter Lustort. Sonntags gab es dort Tanzmusik, an Werktagen fand sich regelmäßig gewählte Gesellschaft ein, wie ärmlich auch des Hauses Ausstattung gewesen ist. In dem Wintersaal figurirte, neben andern Subsellien, eine umgekehrte Bäckermulde, welche einzunehmen, die Elégants jener Epoche nicht verschmäheten. Diese Zeiten der Genügsamkeit und Frugalität sind nicht mehr, aber vielleicht ist noch merkwürdiger in Bezug auf der Sitten Wandel das unmittelbar dem v. Windheimschen Hofe anstoßende Haus mit dem Erker, so einst das

Tusculanum eines für den trierischen Kurstaat hochwichtigen, auch in anderer Beziehung bedeutenden Mannes gewesen ist.

Georg Freiherr v. Spangenberg war der Sohn eines Pfarrers zu Tännenberg im Hohensteinschen, aus einer alten Familie von Theologen, um die Leuffeld seine *historiam Spangenbergensem* geschrieben hat. Geboren 15. April 1698, lag Georg von Kindheit an, dem Vater manchmal zum Verdruß, über den Büchern. In Ilefeld, wo er nach des Vaters Hingang studirte, war er von den Schülern der fleißigste. Er bezog darauf, nebst seinen Brüdern, die Universität Jena, wo sie bei den berühmten Theologen Walch und Buddeus freien Zutritt hatten. Georg corrigirte auch, sich einen Erwerb zu verschaffen, des Buddeus Schriften, die in Jena, für Rechnung des Leipziger Buchhändlers Thomas Frisch gedruckt wurden. Bei seiner Magisterpromotion disputirte er *de pondere planetarum.* Dem theologischen Studium hatte er wohl schon vorher abgesagt, und er trat als Cabinets-Secretär in des Herzogs von Meiningen Dienst. Namentlich kommt er 1724 in dieser Stelle vor; später ging er ebenfalls als Cabinets-Secretair an den Hof des Kurfürsten Franz Georg von Trier, der damals nur erst Propst zu Ellwangen. Er wurde jetzt katholisch, behielt aber für seine Lebtage jene pietistischen Neigungen bei, die in seinem vertrauten Verkehr mit dem Grafen von Zinzendorf gar reichliche Nahrung gefunden haben mögen. Sein Bruder hat sich ganz und gar dem Dienste der Kirche von Herrenhuth gewidmet. Georg war bereits katholisch, als er eine Schrift veröffentlichte, die fälschlich auf Walchs Namen cursirt, das *Compendium antiquitatum ecclesiasticarum ex scriptoribus apologeticis, eorundemque Commentatoribus compositum. Accedunt C. S. Schurzfleischii controversiae et quaestiones insigniores antiquitatis ecclesiasticae ex libro eius manuscripto nunc primum edito. 1733.* Der Kurfürst soll ihm einst gesagt haben: „Mein lieber Spangenberg, der Verfall ist in eurer Kirche so handgreiflich, als in unserer. Eure Pfaffen verderbens und unsere thun ein gleiches. Was wird es Euch schaden, ob ihr Euch zu dem oder dem verderbten Haufen äußerlich haltet. Ihr bleibt doch, was Ihr seid" (Alles nach Moser).

Von Ehrenbreitstein aus besuchte Spangenberg häufig die Brüdergemeinde zu Neuwied, zuweilen in ansehnlicher Gesellschaft. Mit einigen Brüdern dieser Gemeinde war er genau bekannt, und sie communicirten ihm mancherlei den Herrenhuth überhaupt betreffende Geschichten. Er war jedoch kein Mitglied der Unität, wiewohl er sich nach des Kurfürsten Ableben geraume Zeit zu Herrendyk, einem Gemeindeort im Utrechtschen aufhielt, und den Wunsch nährte, in einer Brüdergemeinde sein Leben zu beschließen, was aber unerfüllt blieb, weil der Kaiser ihm den mehrmal gesuchten Abschied immer verzögerte, bis Altersschwachheit ihm keine Veränderung des Wohnortes mehr verstattete. Er machte es sich zum Geschäfte, junge Leute, beiderlei Geschlechtes, zur katholischen Religion zu bringen, als welchem Zwecke er einen bedeutenden Theil seines Vermögens opferte. Seinem Wohnhaus zu Ehrenbreitstein war ein schöner, großer Saal angebaut, welcher mit einer großen Anzahl von Frauenzimmer-Portraits, alle gleicher Höhe und Breite, ausgeschmückt war, „die er mir selbst" (Moser) mit den Worten: Das sind meine Kinder, zeigte. Es waren Töchter armer protestantischen adlichen Familien, die durch seine Bemühung und Unterstützung für den katholischen Glauben gewonnen, von ihm auf andere Art weiter versorgt wurden, viele als Nonnen auf Marienberg, wo er ein eigenes Zimmer hatte, und ganze Tage zubrachte. Des Kurfürsten Cabinetsmann und vertrautester Minister hatte er die sogenannten Publica, Reichs- und Kreissachen und die Beziehungen mit den deutschen und fremden Höfen zu seinem eigentlichen Departement. In dem Kriege von 1734 verhandelte er hauptsächlich mit den Befehlshabern der verschiedenen Armeen, und belobte er sich in diesem Verkehr ganz besonders der billigen Gesinnungen des Marschall von Coigny. Bei der Wahl Karls VII. 1741 trat er als der wortführende kurtrierische Botschafter auf. So wie sein Herr, erschien er als wahrer Patriot, ganz Freund des Vaterlandes, aufrichtiger Verehrer der gesetzlichen Gewalt und der Rechte des Kaisers, aber ohne blinde Ergebenheit für das östreichische Ministerium, das er besser kannte, als jenem lieb war. Er hielt es daher für Pflicht, die Gelegenheit zu benutzen, um in Karls VII. Wahl-Capitulation das schon

längst als dringendes Bedürfniß erkannte Correctif bringen zu helfen. (Auch diese Absurdität gehört auf des ehrlichen Moser Rechnung.)

Zu des K. Franz I. Wahl wirkte Spangenberg ebenfalls als Botschafter. Nach des Kurfürsten Franz Georg Ableben fing er an von den Geschäften sich zu entfernen, dem Ministerium keineswegs zu Verdruß. Jahre lang verbarg er sich in der Abtei Sayn, bei wichtigen Ereignissen wurde er aber aus seiner Einsamkeit entboten, oder anderweitig um Rath gefragt. Hingegen knüpften sich algemach die Verbindungen mit dem kaiserlichen Hofe fester. Er war demselben auf dem Wahltag 1745 als ein wahrer deutscher Mann bekannt, und mit dem Charakter eines wirklichen Geheimraths beehrt worden, dem nachher eine angemessene Pension folgte. Die Kaiserin-Königin bezeigte in mehrmals abgeforderten Gutachten ihm huldreiches Vertrauen, Joseph II. lernte aber den Werth des Mannes noch genauer kennen und schätzen. Für die Kammergerichts-Visitation gab dieser Kaiser ihn aus eigener Bewegung dem Principal-Commissarius, Fürsten von Fürstenberg, bei. Spangenberg wurde aus seiner klösterlichen Stille hervorgezogen, und mit diesem beschwerlichen Auftrage belastet, wie sehr er auch gebeten hatte, ihn damit zu verschonen (1767). Die Sache, eifrig durch ihn angegriffen, wollte keinen Fortgang gewinnen, von wegen der mancherlei durch diese Visitation gekränkten oder bedrohten Interessen. Am kaiserlichen Hofe verläumdet, weggeschoben, dankte Spangenberg seinem Schöpfer, daß er abtreten, in sein Kloster sich verschließen konnte. Er ward wieder berufen, durch Schreiben des Fürsten Colloredo vom 7. Aug. 1775, gehorchte und ging nach Wetzlar. Jetzt herrschten Mistrauen, Animosität, und Erbitterung unumschränkt, und ein Bruch, dessen Schuld jeder Theil dem andern zuschrieb, ward unvermeidlich. Spangenberg dankte Gott zum zweitenmal, dem Schauplatze des Haders entfliehen zu können, von den Katholiken zwar als ein Achselträger, von den Protestanten als ein Heuchler, ein schwankendes Rohr geschmähet. Nach dieser zweiten Erlösung, 1776, brachte er die übrigen, wenigen Jahren seines geschäftigen Lebens in tiefer

Stille, im Umgang mit Gott und seinem Erlöser zu. Schon seit einiger Zeit war sein Gehör schwach geworden, dann verlor er beinahe das Gesicht, endlich entschlief er, in seiner Wohnung zu Ehrenbreitstein, am 1. Oct. 1779, sanft und selig. Er war von ansehnlicher Größe, männlich schön, catonisch ernsthaft, doch mit Mischung freundlicher Liebe, von wenigen Worten, aber sententiös und nachdenklich. „Ich habe keinen deutschen Minister gekannt, der in seinem äußern Anstand und ganzen Betragen so viel Würde hatte, als er," sagt Moser. Kinderlos in seiner Ehe, und niemalen reich zu nennen, theilte er, was er hatte, reichlich mit den Armen; er wendete vieles an seine obenerwähnten geistlichen Kinder, und war auch gegen seine Brüder und deren Familie freigebig und wohlthätig. Sein Gedächtniß ruhe im Segen. Mein, Georgens von Spangenberg, Glaubens-Bekänntniß den 1. August 1771, von neuem übersehen und vollendet im Jahr 1777, ist in Mosers Patriotischem Archiv für Deutschland, Bd. 7. S. 244—301 abgedruckt. An seinen Bruder August, den Bischof der Herrenhuther, schrieb Georg den 13. Jul. 1770: „Ich war letztens nahe an der Thür der Ewigkeit, aber meinem liebsten Herren hat es anders gefallen. Indessen habe ich bei unsern lieben Brüdern zu Neuwied mein brüderliches Testament hinterlegt, welches, nach meinem Heimgange meinem lieben Bruder zu behändigen gebeten habe. Zeitliche Dinge hindern mich nichts, und machen mir keine Sorgen, weil ich nichts habe als meine tägliche Nothdurft für mich und für die Armen, meine Brüder. Daß es dem Kaiser keineswegs gefallen will, mich zu entlasten, solches bleibt dem heimgestellt, der die Herzen regieret." Am 22. Jul. 1770 schreibt er: „Meine Freude bis dahin ist noch diese, daß unser lieber Herr in seinem noch andauernden Kreuzreiche, seine Oeconomie durch unserer lieben Brüder Dienst so herrlich, so mächtig zu richten weiß, daß, wo der Satan eben jezo so geschäftig ist, sein Unkraut auszustreuen und sein Reich auf eine ganz neu erdichtete Weise einzurichten mit lauter Hirn-Gespenstern, er gerade an den Orten, wo man am wenigsten ihn zeithero gekannt hat, eine Macht anrichtet, die stark ist, weil des Herzens Einfalt durch die Vernünftelei nicht verkehrt wird." In einem

andern Schreiben an den Bischof, seinen Bruder, 4. Januar 1771, sagt er: „Ich hatte am 14. April 1770 mein *Testamentum fraternum* bei unsern lieben Brüdern zu Neuwied hinterlegt. Da mir nun unser lieber Herr wieder Gesundheit verliehen, so habe beschlossen, es bey meinem Leben selbst zu exequiren, und nichts bis nach selbigem ungethan zu lassen. Ich habe mich dadurch von meinem geringen Vermögen frei machen wollen, damit nicht nach meinem Ableben Fremde sich drein mischen können"; dann am 4. Nov. 1771: „Aber mit großer Freudigkeit sehen wir nun, daß er sein Volk, die Brüder-Gemeine, just zu der Zeit so herrlich schüzet, und durch Leiden verherrlichet, wo der Höllen Pforten und des Satans Schule überall Oberhand nehmen wollen, und keine Menschen-Macht, als die All-Gewalt, die unserem lieben Herrn gegeben ist im Himmel und auf Erden, uns dagegen mehr schüzen kann. Ich meine die heutige sogenannte Philosophen, die Feinde der Religion und Gottes (mit welcher Pest jezo alle Höfe und Königreiche gestraft sind), die eine Larve und Sprache der Sittenlehre führen, aber ihre ganze Bitterkeit gegen Gottes Majestät, gegen sein geoffenbartes Wort, gegen die Macht eines Schöpfers, gegen die, so solche noch verehren, mittelst Verfolgung dessen, was nur den Namen Jesu äußerlich noch nennet und verehret, äußern, und mit Gottes-Lästerungen und Verlachung der Unsterblichkeit der Seele, und alles, was zu unserer Erlösung gehöret, öffentlich ohne Scheu auftreten. Darum lasset uns unsere Häupter getrost aufheben, weil sich unsere Erlösung nahet! Dem Lamme, unserm Gott und Herrn allein sey Ehre und Herrlichkeit. Amen." Ferner 29. Nov. 1771: „Vierzig Jahre habe ich hier als ein Land- und Stadt-Fremdling zugebracht, und lebe ganz allein in meinem Häuslein. Wer von meinen Bedienten den Dienst des Tags hat, ist bei mir, und schläft auch allein die Nacht im Hause, und so wechseln sie um; denn meiner Bedienten hat jeder sein eigenes Hauswesen und Wohnung. Und ich habe auch keine Haushaltung mehr, ich speise des Tags nur einmal, und das lasse ich mir mit 3 Speisen ins Haus bringen. So lebe ich ganz einsam, nehme und gebe keinen Besuch, und gehe gerade um 9 Uhr schlafen. Nach

Hof fahre ich sehr selten, und nur wenn ich vom Kaiser Ausrichtung habe; denn sonst bin ich ganz frei. Zuweilen statten mir unsere liebe Brüder von Neuwied einen mir gar lieben Besuch ab. Uebrigens lebe ich in meiner Einsamkeit gesund und einfältig. Unser lieber Herr ist meine Gesellschaft, mein Arzt, mein Rath, meine Hülfe, mein Schutz, mein Trost, meine Zuflucht, meine Freude. Meine zeitliche *Disposition* habe ich gemacht, denn ich hinterlasse schier nichts, als meine Begräbniß-Kosten." Schreibt der Bischof: „Von dem Leben *beati Ordinis Fratrum* kann ich meinem lieben Bruder nun auch den vierten Theil schicken und bitte denselben in Liebe aufzunehmen." Antwort des Ministers, Dec. 1773: „Gott sey Lob, der auch in dieser heilsamen Arbeit seine Gnade reichlich beweiset. Er verleihe, daß es überall mit dem nemlichen Geiste und Einfältigkeit des Herzens gelesen werde, mit welcher es geschrieben ist." Schreibt weiter der Bischof: „Die Berlinische teutsche Bibliothek hat von dieser meiner Arbeit Gelegenheit genommen, nicht nur das Leben des sel. Grafen von Zinzendorf, sondern, ich möchte sagen, die Gottseligkeit selbst, für lauter Schwärmerei zu declariren. Von diesen Leuten kann man nichts anders erwarten. Mir ist es lieber, von diesen Schriftstellern geschmähet, als gelobt zu werden. Von andern Leuten aber, bei denen Liebe und Wahrheit in Ehren ist, höre ich, daß sie Gott für diese Schrift danken und froh sind, auf den Grund der Dinge zu kommen, die bis dahin so gar verkehrt gehaßt worden. Dieses war die Hauptursache, daß ich meinem herzlieben Bruder auf dem Wege zwischen Lindheim und Marienborn sagte, warum diese Lebens-Beschreibung und die Brüder-Historie so nöthig sey. Was erleben wir doch vor Historien! Daß es mit den Jesuiten ein solches Ende nehmen werde, habe ich kaum zu erleben gedacht. Es ist etwas erstaunliches. Ein *Phænomenon*, das unter die Werke Gottes gehört. *Mysterium iniquitatis!* aber zugleich kann man daran spiegeln, was in dem hierarchischen *Systemate* der Päbste und Römischen Verfaßungen ein einziger Flederwisch vermag, denen, die solchen untergeben. . . Das Brüder-Wesen hat unser lieber Herr unmittelbar mit eigener allmächtiger Got-

tes-Hand zur letzten Wehr-Mauer und vesten Burg in unsern betrübten Zeiten gesetzt." So weit der Bischof. Am 10. Oct. 1775 schreibt der Minister: „Nun ist der Tag erschienen, da ich im Frieden Gottes auf meinen Kampf- und Marter-Platz treten muß. Betet vor mich. Als ich An. 1767 bei unsern lieben Brüdern zu Neuwied Abschied nahm, so hatte ich die Freude, daß sie mich, zum Antritt meines damaligen Wetzlarer Geschäfts, einsegneten. Und die Frucht dieser Segenswünsche habe ich reichlich unter meinen schweren Lasten empfunden." Am 26. Mai 1776: „Unser lieber Herr hat mich nun von Wetzlar erlöset, da die von der *August. Conf.* den Congreß zerrissen haben" (nach achtmonatlicher Dauer). Der Freiherr reisete den 10. Mai von Wetzlar ab. Schreibt 10. Feb. 1779: „unser liebster Bruder Jon. Paul Weiss hat sogar einerlei Wunsch-Gedanken mit mir, welche mit mir nun seitter 20 Jahren schlafen gehen, und wieder aufstehen, nemlich den Herzens-Wunsch, meine noch übrige Täge in einer Gemeinde unserer lieben Brüder zu beschließen." Wie nach diesen Aeußerungen zu erwarten, nahm Georg den lebhaftesten Antheil bei den Schicksalen der Brüdergemeinde an der Wolga, auf Antigua, in Grönland, auf Labrador u. s. w. Er hatte noch einen Bruder, des Namens Johannes. Der Vater war den 14. Oct. 1713 gestorben.

Von Spangenberg darf ich nicht scheiden, ohne zweier Personen seines Haushaltes wenigstens Erwähnung gethan zu haben. Die eine ist der P. Julius, Karmelitenordens, eine zu genaue Wiederholung von Requilés P. Manfredus, oder von Buffons P. Ignatius, als daß es nöthig sein sollte, das schon Besprochene wiederzugeben. Einen Zug, weil er bezeichnend für des Mannes Art und Stellung, möge man hinnehmen. Ein gefeierter Sänger hatte auf seiner Kunstreise Coblenz besucht, den Hof und die vornehme Welt entzückt, und hinterließ, endlich scheidend, der Bewunderung, der Besprechung für geraume Zeit ein unerschöpfliches Thema. Eifrig wurde das auch verhandelt in einer größern Tischgesellschaft bei Spangenberg, und legte einer der Redner vorzüglichen Werth auf den unglaublichen Umfang von des Sängers Stimme, oder auf den Umstand,

daß dieser, nach des Ignoranten Ausdruck, in der gleichen Leichtigkeit und Sicherheit grob und fein zu singen vermöge. „Das kann ich auch," fuhr P. Julius auf, zunächst vielleicht in der Ungeduld, immer und allzeit von den Trillern hören zu müssen. Man lachte ihn aus, man foppte ihn, er ließ sich nicht irren, beharrte steif und fest auf seiner Virtuosität. Darüber nahm eine ernstere Wendung das Gespräch, in bescheidenen Zweifel lösete das Gelächter sich auf, und letzlich wurde eine Wette dem Vermessenen angetragen, auch von ihm eingegangen, mit dem bekräftigenden Zusatze: „grob und fein kann ich singen." Das sollte er hierauf durch die That erweisen; er erhob Einwendungen: sein Gewissen erlaube ihm nicht, um eine Sache zu wetten, die für ihn kein Gegenstand des Zweifels; dann fürchtete er durch eine oder die andere Stelle seines Gesanges das Zartgefühl der hohen Gesellschaft zu verletzen. Um so dringender verlangte die Gegenpartei die Probe zu vernehmen, während zugleich Frau von Spangenberg gegen alle Folgen einer etwan zu begehenden Indiscretion den Pater assecurirte. Also gedrängt und ermuntert, steigerte er bis zur höchsten Fistel seine Stimme, und er sang eine Strophe von wenigen Worten, die ich wiederzugeben Anstand nehme, die aber allen Anwesenden das Geständniß entlockte, daß fein und grob zugleich der P. Julius zu singen verstehe.

Einer andern, für Spangenbergs Haus hochbedeutenden Persönlichkeit gedenken die Relationen des französischen Gesandten, Relationen, deren Mittheilung man mir verheißen hat, ohne daß sie bis jetzt erfolgt wäre. Dem Gesandten hatte sein Hof aufgegeben, um jeden Preis den Kurfürsten Franz Georg, den unwandelbaren Widersacher französischer Interessen, zu gewinnen, als zu welchem Ende er die Mitwirkung von des Kurfürsten vornehmsten Rathgebern mit schwerem Gelde zu erkaufen angewiesen. Das mag wohl auch der Gesandte versucht haben, doch sieht er sich genöthigt, zu bekennen, daß Spangenberg und Frau für Bestechung unzugänglich befunden worden sind; aber 100 Dukaten, der Kammerjungfer gespendet, würden, deß hält er sich überzeugt, Wunder wirken. Allem Ansehen nach regierte die

Kammerjungfer die Frau von Spangenberg, die Frau den Mann, der Mann den Kurfürsten, eine Hierarchie, nicht unähnlich der Herrschaft, welche der Schulmeister auf des Dorfes Kinder, die Kinder auf die Mütter, die Mütter auf die Väter üben, oder auch jener Dreiherrschaft, welche vordem, der Sage nach, auf Carden lastete.

Es gibt aber auch der vornehmen Haushaltungen nicht wenige, in denen von der Kammerjungfer ein directer Einfluß auf den Gebieter geübt wird, und sollte es, meiner Meinung nach, in gar vielen Fällen, eine höchst schwierige, kaum lösbare Aufgabe sein, diesem Einflusse sich entziehen zu wollen. Wie verführerisch ist nicht schon die Benennung Kammerjungfer, eine Jungfrau, das preiswürdigste Wesen in der Schöpfung, und diese Jungfrau in der Kammer, *in camera caritatis;* man vergleiche doch nur diese ansprechende, anziehende Benennung, samt ihrem schelmischen Diminutiv, Kammerkätzchen, dem schwerfälligen, ungeschickten Ausdruck, der *femme-de-chambre* unserer Nachbarn. Wenn aber ansprechend der Namen, wie ganz anders ansprechend und sprachselig zugleich erscheint die Sache, das zierliche, leichte, gewandte Püppchen, das alle Vollkommenheiten seiner Gebieterin besitzt, ohne einen ihrer Fehler zu theilen, das zu Spangenbergs Zeiten von Migraine frei gewesen, in unsern Tagen von Nervenschwäche nichts weiß, das verständig ist, wo es gilt, und leichtfertig, wo man diese Gabe zu schätzen weiß, das verschwiegen ist, wie das Grab, oder in den süßesten, unerschöpflichen Plaudereien dich erheitert, das in jenem Augenblick wie eine Königin stolz, dem Auserwählten gegenüber zur Griseldis wird, das Alles weiß, kann und will und thut.

In Stadtgeschichten gründlich bewandert, ist nicht minder zu Hause zu Haus die Kammerjungfer. Hat sie einmal dem Herren ihr Vertrauen geschenkt, so wird sie um der Herrin Fehler und Mängel ihn belehren, gründlicher, als seine eigene Erfahrung das vermag, als ein Argus des Hauses Ehre hüten; ist den Jahren der Vertraulichkeit der Eheherr entwachsen, so wird der Ehefrau die Kammerjungfer ihr Vertrauen schenken, ihr beistehen in allen Verwicklungen des Lebens, wohl auch die

Tochter einführen helfen dem Labyrinth der Liebe. Denn es liebt, hat viel geliebt, wird lieben die Kammerjungfer, und leben und leben lassen ist ihr Wahlspruch. Was sie nicht aus Erlebtem weiß, das sucht und findet sie in Büchern: der Leihbibliothek eine wohlthätige Fee, hat sie in Lafontaines bändereichen Werken die Grundzüge der edeln, hingebenden Liebe studirt, in dem Verkehr mit Clauren, Gustav Schilling, Paul de Cocq ihre Schalkheiten sich angeeignet, in Göthe und Schiller bis zu den äußersten Höhen der Bildung sich erhoben, als wovon ihr Vortrag, stets belebt, bilderreich und eindringlich, in Momenten erhaben und grandios, Zeugniß ablegt. Wie die Créquy in den Angestellten des Siegelamtes, in den *Tambours-majors* die albernsten, d. i. von den albernsten Leuten erfüllten Innungen Frankreichs erblickt, so verehre ich in den Kammerjungfern die reizendste, anziehendste, pikanteste aller Innungen, und ist es ein gewichtiger Zusatz meinem Ingrimm für der Engländer Wesen und Sein, wenn ich die Reisegelegenheit, durch ihre Hoffart den liebenswürdigsten Geschöpfen angewiesen, betrachte. Da sitzt, in dem Anbau zum Wagen, der Sonne, dem Staub, den Winden Preis gegeben, eine Huldin, deren Teint selbst die keusche Luna beneiden möchte, und neben ihr dehnt sich der roheste aller Lümmel.

Den beiden zunächst besprochenen Häusern von Pfaffendorf gegenüber steht der Weiße Schwan, ursprünglich dem Weilburger Hofe ein gefährlicher Nebenbuhler, jetzt der beiden Häuser Ansprüche in sich vereinigend, und nach seiner ganzen Einrichtung ein empfehlenswerther Lustort. Es folgen mehre andere Wirthsanlagen, das Schulhaus, einst der Familie von Ravenstein Besitz, das Pfarrhaus, und gleich darüber, jenseits des unter der jetzigen Verwaltung, den Pfaffendorfern und den Reisenden zu lebhaftem Dank überwölbten Baches, die Kirche, so dem h. Petrus geweihet, in der Inschrift über dem Eingang die Jahrzahl ihrer Erbauung, 1785 trägt. In der alten Kirche hatten die Gemeinde und der verstorbene Pleban Laurentius Luller zu Ehren der h. Dreifaltigkeit, der 10,000 Märtyrer und der 11,000 Jungfrauen einen Altar und dabei die Frühmesse gestiftet, als

welche Stiftung am 3. Jul. 1465 durch Erzbischof Johann bestätigt worden. Unter andern Reliquien besitzt diese Kirche einen Zahn der h. Apollonia. Von den Pfarrern weiß ich nur wenige zu nennen: Johann Cauß, Canonicus zu St. Castor, 1678 und 1691; Konrad Andreas Leucht, 1721 und 1728; Johann Wingender, bis 1734; Andreas Antzenbach, 1734; Franz Enckerich wurde am 26. Juni 1736 von dem Fürsten von Oranien präsentirt, fungirte auch 1743; Ernest Rheez, des Capitels Engers Landdechant, 1750—1779; Bruno Duffard, 1780 und 1783; Franz Clar, 1784 und 1794. Der Kirche gegenüber stand vor Zeiten der Printen Hof, welchen Heinrich Print von Horcheim der alte am 10. Mai 1379 dem Erzbischof Kuno zu Lehen auftrug, aus Erkenntlichkeit, daß dieser ihm den auf seinem Hause zum Klotz, binnen Coblenz, ruhenden Zins erlassen hatte. Der Printen Hof möchte sich wohl in neuern Zeiten in jenes mit Nr. 17 bezeichnete Wirthshaus verwandelt haben. Nachdem von dessen Besitzer die Wirthschaft aufgegeben worden, ist auch der Hausthüre einladende Ueberschrift: „im Reh is gut Loge" verschwunden. Des Nachbarhauses angebliche Aufschrift: „in der Zwiewel is es auch nicht iwel", habe ich niemalen aufzufinden gewußt.

An der Kirche vorüber führt eine Seitenstraße die Höhe hinan, und präsentirt sich sofort, das ganze Dorf überragend, doch mit ihren terrassenweise angelegten Gärten bis zur Hauptstraße hinabreichend, des Hrn. Landgerichtrathes Nettekoven stattliche Behausung. Mit eitel Segen ist sie eingeweihet worden, denn in dem Bau hat die Gemeinde Meyscheid dem Amtsverwalter Becker, ihrem gewandten und glücklichen Vertheidiger in einem verwickelten Rechtsstreit, ihre Dankbarkeit bezeigt, doch haben nicht alle Bewohner des Hauses von jenem Segen ihren Antheil empfangen. Einer jungen Engländerin tragische Geschichte, zu jung, um hier besprochen zu werden, möchte das bekunden. Des Amtsverwalters Becker Bruder, auf dem Cap wohnhaft, und einer der Eigenthümer von Constantia, hat manche Ladung von seinem Göttertrank nach der Heimath befördert, auch mit dem aus St. Helena deportirten Las Cases das Ge-

spräch geführt, so der Emigranten Aufenthalt in Coblenz behandelnd, in die Tagebücher von St. Helena aufgenommen wurde.

Von des Hauses vorigem Eigenthümer, dem Obristen Karl Seiz, ist Bd. 1 der 1. Abth. S. 99 Rede gewesen. Damals war er Oberlieutenant bei der trierischen Artillerie, als welche sein Vater, Johann Seiz, Major und Hofbaumeister, bis 1779 commandirte. Diesen hatte Kurfürst Franz Georg aus Wiesentheid, dem Hauptsitze des Schönbornschen Hauses, nach Ehrenbreitstein berufen und nach und nach befördert. Denn es war Johann Seiz ein talentvoller Mann, wie das die Ansicht des unter seiner Leitung erstandenen Dicasterialbaues im Thal nachweiset. Auf den Sohn hat sich des Vaters Anlage vererbt, und ist sie durch sorgfältige Studien und Kunstreisen noch weiter ausgebildet worden.

Dem Schicksal der auf der rechten Rheinseite belegenen Reste des Kurfürstenthums Trier folgend, trat Hauptmann Seiz in des Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg Dienst, und dem gefiel ungemein der vielseitig gebildete junge Mann. Die Bauangelegenheiten, und deren gab es nicht wenig in einem Lande, so unlängst der Schauplatz eines Krieges, der zunächst gegen die Schlösser gerichtet sein sollte, die Bauangelegenheiten machten den Baumeister dem Fürsten beinahe unentbehrlich, verschafften ihm die stets mit einigen Bedenklichkeiten verbundenen Auszeichnungen eines Lieblings. Das sahen höchst ungern die Beamten, so aus Kirchheim-Boland dem Fürsten nach dem rechten Rheinufer gefolgt waren, und minder nicht die eigentlichen Weilburger; alle zusammen verbündeten sich zu dem Sturze des ihren Ansichten auf Alleinherrschaft hinderlichen Trierers. Das Mittel dazu fanden sie in der Huld, so auch die Fürstin, die letzte Tochter der großen Burggrafen von Kirchberg, und als solche die Erbin der Grafschaft Sayn-Hachenburg, dem Major Seiz bezeigte.

Die Erbschaft war von mehren Seiten ihr bestritten worden: schwere Kosten mußten angewendet, Ströme von Dinte vergossen werden, um der Erbin Recht durchzusetzen. Das hatte die Angelegenheiten der Grafschaft ganz und gar in die Hände der Räthe des Fürsten gegeben, so daß diese Hachenburg nicht als

der Fürstin, sondern als des Fürsten Eigenthum behandelten. Dem folgerecht empfing die Fürstin an ihrem Hofe nicht die Huldigungen, zu denen sie als *heiress* berechtigt, während in unverzeihliche Gleichgültigkeit für ihre persönlichen Vorzüge versunken schien der fürstliche Gemahl. Denn Fürst Friedrich Wilhelm, ein schöner, geistreicher, liebenswürdiger Herr, war aller Leidenschaftlichkeit fern, und deshalb im Ehestand ohne Aufmerksamkeit, ohne Zärtlichkeit. Das Interesse, so Seiz der inmitten ihres Hofes einsamen Fürstin bezeigte, die Dankbarkeit, in welcher sie aufnahm, was Pflichtgefühl allein dem Unterthan auferlegte, wurden von der Cabala ergriffen, um einen lästigen Eindringling vom Hofe zu entfernen.

Der Minister von Gagern übernahm es, den Fürsten um das, was man sein häusliches Unglück zu nennen beliebte, aufzuklären. Viel zu genau kannte Friedrich Wilhelm seines Gemahls fürstliche Gesinnung, um der groben Verleumdung auch nur die fernste Aufmerksamkeit zu schenken; nicht eben, wie in der gleichen Angelegenheit Bassompierre durch den Herzog von Guise, aber vollständig, mit Hohn, wurde Gagern und seine Mittheilung zurückgewiesen. Jeder andere sollte hiermit die Lust verloren haben, das verunglückte Thema nochmals zu behandeln, aber Gagern ist in der Politik von einer Zähigkeit, die beispiellos, in der Kunst, zu warten, den Wienern noch überlegen, dabei kannte er gründlich seinen Herren, und daß dieser über Alles den Schein der Lächerlichkeit fürchte. Unverdrossen hat zu wiederholten Malen der Minister die delicate Frage in Anregung gebracht, in einer letzten Unterredung das Rauche herausgekehrt: „Wenn dann Durchl. ein .. sein wollen, so seien Sie es meinetwegen.“ Das wirkte. Der arme Seiz, der eher den Einsturz des Himmels, als für sich die Rolle eines Bertrand de la Cueva, Leicester, Essex, Schuwalow, Orlow, Potemkin erwartet hätte, wurde vom Hofe entfernt, als Major und Stadtcommandant nach Limburg geschickt.

Da hat er Jahre zugebracht, endlich den schrecklichen Novemberabend 1813 erlebt, wo die ganze Blüchersche Armee und Czernyschews 10,000 Kosaken in dem kleinen Limburg sich kreuz-

ten. Es erneuerten, verdoppelten sich in der unglücklichen Stadt die Greuel von 1796. In der allgemeinen Auflösung wo möglich einige Anerkennung zu gewinnen, steckte Seiz die preussische Cocarde auf. Den zitternden Limburgern gereichte das zur Wohlthat, dem Commandanten wurde es, als verlaufen die unheilschwangere Fluth, zu todeswürdigem Verbrechen angerechnet. Ein Kriegsgericht verhängte über ihn Cassation. Das vernehmend, nahm König Friedrich Wilhelm III. denjenigen, dem Unglück gebracht hatte die preussische Cocarde, als Obrist-Lieutenant in seinen Dienst auf, und hat Seiz in dieser Eigenschaft unter den Befehlen des Prinzen August den Festungskrieg an der Maas, 1815, führen helfen. In des Prinzen Hauptquartier fand er der Freunde und Waffenbrüder viele aus den Zeiten der Belagerung von Mainz, 1793, bei welcher er ebenfalls die nützlichsten Dienste geleistet hatte. Seine genaue Kenntniß des vormaligen Ehrenbreitsteins, der in den Kriegsjahren unter seinen Vertheidigern ihn zählte, eine Kenntniß, die besonders nützlich in der Wiederauffindung des ursprünglichen Minensystems, verhalf ihm zu großem Einfluß auf der Feste Erhebung aus ihren Trümmern. In Ruhestand demnächst versetzt mit Obristenrang, und mit einer anständigen Pension, kaufte er das Haus, so vor ihm der lüttichische Geheimrath Fréron, und noch früher der Speculant Mader in Pfaffendorf besaßen, um fortan ganz und gar der Landwirthschaft, manichfaltigen Studien und wenigen Freunden zu leben. Wittwer seit 1828, kinderlos ist er den 7. März 1842 verstorben, allen denjenigen, die seine Geradheit, seine Charakterfestigkeit, seine Wohlthätigkeit zu würdigen Gelegenheit fanden, ein gesegnetes Andenken hinterlassend.

Durch sein Testament hat er den goldenen, von Kurfürst Clemens Wenceslaus empfangenen Degen, der die Aufschrift trägt, Lohn der Tapferkeit, dem General Aster vermacht, zu Haupterben die Armen von Pfaffendorf und Ehrenbreitstein eingesetzt. Die Zinsen des ihnen zugewiesenen Capitals sollen aufgespeichert werden, bis dahin ein Capital von 100,000 Rthlr., womit sodann ein Hospital zu begründen, vereinigt sein wird. Bei aller Verehrung für den würdigen Erblasser kann ich nicht

umhin, diese Disposition dem Testament von Fortunatus Dreinull, weiland Rechenmeister zu Straßburg, zu vergleichen. Sein ganzes Vermögen, einen blanken Kronenthaler, hat der zu öffentlichen Zwecken gewidmet, und soll der Kronenthaler auf Zinsen ausgethan, von Jahr zu Jahr der Zins dem Capital zugeschlagen werden. In der Weise werden in dem Laufe von 100 Jahren 130 Kronenthaler, in dem Laufe anderer 100 Jahre 16,900 Kronenthaler gesammelt, und so läuft das *per secula seculorum* fort, bis endlich das von dem Erblasser gesetzte Ziel erreicht. Dann sollen aus dem gesammelten Schatze die Schulden von Frankreich und England bezahlt, einige tausend Millionen Franken zur Anlegung von Canälen und Straßen in besagten Ländern, vom Dampfe wußte Dreinull nichts, verwendet werden; ein Brüchlein, so zwar acht Millionen ausmacht, mögen die Testaments-Executoren, die alsdann sein werden, unter sich theilen.

Höher hinauf nimmt ein Garten, dem Kirchhof anstoßend, die Stelle ein, so vor Zeiten der Ritter von Pfaffendorf Burg trug. Des Geschlechtes Ahnherr wird schwerlich jener Ritter Albert geworden sein, der, zu Pfaffendorf ansässig, in Gemeinschaft seiner Hausfrauen Erkentrudis das kaum entstandene Kloster auf dem Oberwerth beschenkte, und ein Vater Witdichins, dann zweier Töchter geworden ist. Anders muß es sich verhalten mit Recherus und Dytharbus *de Paffendorff*, 9. März 1158. Dithard von Pfaffendorf wird 1197 und 1198, noch häufiger in den folgenden Jahren, zum letztenmal 1235 genannt; gegen Empfang von 60 Mark hat er seine Güter in Dreise dem Erzbischof Theoderich zu Burglehen in Montabaur aufgetragen. Dietrich und Heinrich von Pfaffendorf Gebrüder kommen unter dem 20. März 1255 vor, und haben sie in dem Auftrage des Erzbischofs Heinrich von Vinstingen auf offener Straße dem Abte Theoderich von St. Matthias aufgelauert, denselben niedergeworfen, und zu strenger Haft in der Burg Thuron abgeführt.

Es befand sich alsolcher Abt in dem Besitze der vollständigen Acten, so über des Domcapitels zu Trier bestrittene Wahl

aufgenommen worden; das gleichlautende Exemplar, so man in Rom gehabt, war verloren gegangen, und den Verlust zu ersetzen, hatte der h. Vater die Registratur der Abtei St. Matthias angerufen. Seine Schriften zu versenden, auch mit einigen, so nicht eben Heinrichs von Vinstingen Freunde, sich zu berathen, begab sich der Abt auf den Weg nach Coblenz, in eine Reise, so gar übel ihm bekommen sollte. Denn er wurde ganzer 3½ Jahre auf Thuron in Fesseln und Banden gehalten, obgleich Papst Clemens IV., sobald er die Kunde des begangenen Frevels vernommen, *d. d.* Perugia 20. März 1267, (gewiß nicht 1261, wie es bei Günther heißt, Clemens wurde Papst 1265) an die Scheffen, Ritter und Gemeinde von Coblenz geschrieben, eindringlichst sie ermahnet hatte, alles Fleißes die Befreiung des Abten von St. Matthias zu betreiben. Die Coblenzer scheinen aber der in sie gesetzten Hoffnung keineswegs entsprochen zu haben, daher der Papst um so lebhafter bedacht, auf einem andern Wege den Gefangenen seiner Bande zu entledigen. Heinrich von Vinstingen wurde nach Rom entboten, und mündlich angewiesen, zu solchem Zwecke alle seine Mittel aufzubieten. Er versprach ernstlich dafür sich zu bemühen, that aber nicht, was er versprochen. Gewahrend, daß Heinrich weder getreulich, noch fleißig zu dem ihm Aufgegebenen wirke, daß er mehr bedacht, den Abten festhalten, denn freigeben zu lassen, hat Clemens den Erzbischofen ernstlicher zur Rede gestellet, warum er nicht thue, wie er sich doch verheißen. Entgegnet dieser: „weil meine Beamten, da ich nicht bei ihnen und im Lande bin, meiner Zuschriften nicht weiter achten, als ihnen beliebig; sollte aber Euere Heiligkeit geruhen, mich in das Erzstift zurückzuschicken, dann verpflichte ich mich, den Abt und seine beiden Socien der Bande zu entledigen und sie auf freien Fuß zu stellen.“ Daraus schloß der h. Vater, daß es des schlauen Fuchses vornehmstes Trachten, den Hof zu verlassen, daß sein Versprechen aber ihm wenig aufliegen würde. Gleiches dem Gleichen entgegensetzend, hat Clemens hierauf durch Eidesschwur sich verpflichtet, daß der Erzbischof niemalen den römischen Hof verlassen solle, er habe denn vorher den Abten und die Socien, lebendig oder todt, dahin geliefert,

und mußte hiernach Heinrich von Vinstingen sich in Rom gedulden, so lange Clemens **IV**. bei Leben.

Es hat auch Clemens die Sache ganz richtig beurtheilt, wenn gleich in dem am 5. Januar 1267 abgehaltenen Verhör der Erzbischof zu Protokoll gab: *„quod illi, qui ceperunt abbatem, tenent castrum* (die Burg Thuron) *ipso invito.*“ Enger denn andere Ministerialen, waren die von Pfaffendorf dem Erzbischof verpflichtet: Herrn Diethard hatte er seine Nichte, des Gerhard von Libenges Schwester, zu Weib gegeben, mit dieser Nichte, mit Diethards Mutter unterhielt er auch von Rom aus einen freundschaftlichen Verkehr; ein Wort nur durfte er sprechen, und die von Pfaffendorf würden sich beeilt haben, seinen Willen zu erfüllen, wie es denn auch in der *Refutatio responsionum et excusationum Henrici electi Trevirensis*, so der Absetzung vorherging, ganz richtig heißt: *„de Dietardo autem affini suo, qui pauper est et impotens, qui in corde archiepiscopatus castrum illud Thuron, quod fortissimum est de Alemannia, violenter occupaverit . . . etiam abusio, nec potest dici quod eo invito, cum ipse sibi commiserit castrum ipsum, prout apud Perusium coram vobis est confessus.*“ Der Streit war aber mit Protokollen allein nicht erledigt, die Pfaffendorf, unangesehen der über sie ergangenen Excommunication, hielten den Gefangenen fest, bis dieser mit schwerem Gelde seine und seiner Socien, Gottfried, Alexander und Hugo Freiheit erkaufte. Diethard wird in einer Urkunde Johanns von Ulmen, Mittwoch vor den Rogationen 1290, als *avunculus meus* bezeichnet, und Gertrud von Frauenstein, Sinrids Wittwe, indem sie ihr Gut zu Pfaffendorf an die Abtei Rommersdorf vergabt, Samstag vor Martini 129″, läßt die Urkunde durch ihren Bruder Diethard besiegeln; Elisabeth hieß dessen Hausfrau. Diethard wird noch 1298 genannt.

Der andere der Brüder, Heinrich, Frau Benignen Gemahl, kam mit dem St. Castorstift wegen der Erbschaft Ludwigs von Helfenstein, weiland Chorherr zu St. Castor, zu Streit, allein die erbetenen Schiedsleute, darunter Diethard, Heinrichs von Pfaffendorf leiblicher Bruder, erkannten zum Vortheil des Stiftes, und mußte der unterliegende Theil an dasselbe, als Ersatz

für die unrechtmäßig bezogenen Früchte, einen Theil seines Weinberges oberhalb Mülheim im Thal, der zwischen Hermanns von Helfenstein Weiher und dem Bach gelegen ist, abtreten, wogegen seine Memoria für ewige Zeiten zu halten, das Stift sich verpflichtete. Gerhard von Pfaffendorf, Ritter, wird als Zeuge genannt 1314 und 1316, und ist ein Vater geworden von Diethard und Heinrich. Dieser kommt bereits 1315 in der Eigenschaft eines Archidiacons der trierischen Kirche, *tit. S. Castoris*, vor, und hat beinahe ein halbes Jahrhundert alsolcher Würde genossen. Sein Bruder Diethard, oder Detarch, wie er unter dem 23. Junius 1328 genannt wird, Wäpeling, reversirt sich am 25. März 1325 von wegen eines gedoppelten Burglehens auf Ober- und Nieder-Ehrenbreitstein, desgleichen von wegen des bei Ehrenbreitstein belegenen Hauses Sein, hatte laut des 1338 von Gerlach von Isenburg der trierischen Kirche ausgestellten Lehenbriefes, von demselben „daz Hofmeisterambet in vnseres Herren Hof von Triere" zu Afterlehen, und lebte noch 1363. Hontheims Angaben, daß die von Pfaffendorf, des Erzstiftes Trier Unterhofmeister, 1279, und die von Pfaffendorf, genannt Ehrenbrechtstein, Burgmänner zu Ober- und Nieder-Ehrenbreitstein, auch zu Montabaur, 1325 erloschen seien, müssen demnach beide, als unbegründet, verworfen werden. Mit Heinrich von Pfaffendorf, dem Custos zu St. Castor und Pfarrer zu Arzheim, 1364—1382, oder mit dem ältern Heinrich, dem Archidiacon, scheint das Geschlecht im Mannsstamme erloschen zu sein. Es führte in seinem Wappen einen rechten Schrägbalken, der auf jeder Seite von 3 Byzantinern begleitet; darüber ein Turnierkragen.

Ueber den Burggarten erhebt sich das von Umbscheidensche Hofhaus samt Mühle und den eigenthümlichen Gartenanlagen, so die beiden Seiten der Schlucht einnehmend, eine Reihe wechselnder und herrlicher Prospecte, Strom auf- und abwärts beherrschen. Diese Anlagen hat der im J. 1826 verstorbene Canonicus von St. Florin, Heinrich von Umbscheiden, von 1801 an geschaffen, nachdem er durch die französische Occupation des linken Rheinufers des Genusses seiner, für die Zeit der Entste-

hung nicht minder merkwürdigen Villa auf der andern Seite des Stromes gleich vor Coblenz, zwischen den heutigen Lehr- und Mainzer Thoren, entsetzet worden. Er, der Mann des entschiedensten Charakters, des eisernen Willens konnte sich durchaus nicht mit dem Gedanken einer französischen Herrschaft befreunden, um in keiner Weise daran gemahnt zu werden, gab er Alles auf, was in der Vaterstadt theuer ihm gewesen, und buchstäblich ist er 19 Jahre lang dem Gelübde, das linke Rheinufer nicht zu betreten, so lange Franzosen dort walten würden, treu geblieben. Welche außerordentliche Gründe ihn veranlaßt haben mögen, in den letzten Tagen französischer Herrschaft, Ende Oct. 1813, diesem Gelübde abzufallen, weiß ich nicht anzugeben, wohl aber weiß ich, daß meine Augen, zu meiner großen Ueberraschung, damals auf dem Clemensplatze ihn erblickten. Durch sein Testament hat er das Gut in Pfaffendorf mit bedeutendem Weinwachs und schönen Holzungen, dann den Raffelsberger Hof bei Nieder-Lahnstein zu einem Familienfideicommiß gewidmet, dessen heutige Inhaberin Frau Geheimräthin von Coeverden, geborne von Umbscheiden, ist. In anerkennenswerther Pietät werden des verlebten Herren kostspielige Anlagen unterhalten, auch sind sie stets dem anständigen Publicum geöffnet. Das Haus enthält eine bedeutende Sammlung von Gemälden und Kunstsachen, doch nur ein trauriger Rest jener Kunstschätze, so der verstorbene Canonicus in seiner Villa jenseits Rheins vereinigt hatte. Das Cabinet, in seiner Vollständigkeit, soll einen Werth von hunderttausend Gulden repräsentirt haben, ist aber von der feindlichen Invasion mehrmalen geplündert, auch in anderer Weise bestohlen worden. Von der Familie von Umbscheiden, die von alten Zeiten her eine der verdienstlichsten des Kurstaates gewesen, wird gelegentlich ihres Prachthauses zu Coblenz, unweit der Moselbrücke, gehandelt werden.

Von der Umbscheidenschen Anlage kehre ich zu des Hrn. Nettekoven Behausung und zu dem von dannen aufwärts führenden Hohlwege zurück. Auf der Spitze, wo von diesem nach Horcheim führenden Wege der Fahrweg zum Kratzkopf sich scheidet, stehet, weit und breit sichtbar, häufig bei nächtlicher Weile, zu-

mal in den Zeiten der Weinlese, beleuchtet, und einer wunderschönen Aussicht gebietend, das Capellchen zu St. Wendelinus, demüthig wie der gottesfürchtige Hirtenknabe, dem es geweihet, inbrünstig verehret von der zahlreichen und arbeitsamen Classe, die gewohnt, in des Angesichtes Schweiß sich und dem Nächsten das Brod zu erbauen, und die in des Heiligen Lebensgeschichte die schönsten Züge von Entsagung und Berufstreue, in der vielfältigen Erhörung der an ihn gerichteten unsterblichen Bitten eine stets sich erneuernde Mahnung findet, dem Schutze des Höchsten zu vertrauen.

St. Wendelinus ist um das J. Christi 554, in Schotland, aus königlichem Stamme geboren, und als zarter Knabe von seinen Eltern, König Ferchard I. und Eveline, Königin, einem heiligen Bischof übergeben worden, auf daß er in Frömmigkeit und guten Sitten aufwachse. Von diesem treuen Lehrer lernte er Verachtung der Welt und Begierde nach himmlischen Dingen, daher er sich entschlossen, das Königreich, so ihm erblich zugesagt, aufzugeben, und in einem demüthigen Wandel, den Menschen unbekannt, Gott zu dienen; in der Absicht hat er in aller Stille die Heimath verlassen und im schlichten Pilgergewand viele heilige Städte und Orte gesehen. Der Drang, die Gräber der Apostel zu besuchen, führte ihn nach Rom, um das J. 575, er verehrte die Heiligthümer alle der ewigen Stadt, und kam zur Audienz bei Papst Benedict I. Dem offenbarte er Herkommen und Vorhaben, dagegen guten Rath samt Unterricht begehrend. Der Papst belobte seinen Wandel und sein Streben, ermahnte ihn auszudauern in der Verachtung der Welt und dem Dienste des Herren, entließ ihn letzlich nach Ertheilung seines Segens. Der treue Diener Gottes, ein Verachter der Welt, wallfahrte von Rom nach St. Meinrads Zelle, nachmalen Maria-Einsiedel genannt, befahl sich der heiligsten Mutter Gottes, und zog weiter über Berg und Thal, eine Gelegenheit suchend, allwo er als Einsiedler leben möge. Unter Gottes Begleitung kam er in die Wildniß des Westerreichs, und hat allda vor andern ein Hügel ihm zugesagt. Darauf setzte er ein Hüttlein, aus Baumzweigen erbauet, wo jetzund St. Wendels Capelle stehet; Reiser und Laub dien-

ten ihm zum Lager, und ein sehr strenges, bußfertiges Leben hat er dorten geführt. Wie lange er allda gewohnt, wovon er gelebt, und in welcher Weise er dem Herren allda gedienet habe, weiß Gott, und er allein.

Nach einiger Zeit empfand er eine Begierde, zu der uralten Stadt Trier zu wallfahren und die vielfältigen großen Heiligthümer, so daselbst aufbewahret, zu verehren. Er brachte, dahin gelangt, einige Tage damit zu, daß er von einer Kirche zur andern binnen und baussen der Stadt pilgerte, und hat er zugleich vor den Häusern sein Brod um Gottes willen geheischen, worüber er von einem dasigen Edelmann für einen Bettler und einfältigen Bauerskerl gehalten und wegen seines Bettelns ausgeschändet wurde. „Du starker Gesell," also zürnte der Junker, „könntest dich wohl ernähren und willst doch lieber betteln. Wenn du keinen Dienst hast, so hüte mein Vieh und verdiene dein Brod." St. Wendel fand, daß er in solchem Hirtendienst seine Verachtung der Welt vollends an Tag legen würde, nahm dahero den schlechten Dienst an und hütete des Junkers Säue. Die machten ihm aber der Unruhe zu viel, störten sein Gebet, und er begehrte der Schweinehut entledigt zu werden, einem andern sie übertragen zu dürfen. Der Junker hatte ihn liebgewonnen wegen seiner Frömmigkeit, willfahrte also seinem Begehren und machte ihn zum Kuhhirten. Bei diesem Vieh konnte St. Wendel seiner Andacht besser pflegen, ruhiger seinem Gott dienen, und er verharrte geraume Zeit in der veränderten Beschäftigung. Der liebe Gott segnete seine Herde, um seines Gebetes willen, und wurde das Vieh ungleich fruchtbarer, als es zuvor je gewesen. Dessen verwunderte sich der Junker höchlich, er wußte nicht, daß er dieses Glück der Frömmigkeit seines Hirten verdanke, hielt ihn aber doch in sonderen Ehren. Wiederum begehrte St. Wendel nach einiger Zeit die Kühe abzugeben, um, nach dem Beispiel der alten Patriarchen, die Schafe zu hüten. Auch das wurde ihm bewilligt, und hat er in verdoppelter Freudigkeit der Schäflein gewartet, angesehen er zugleich fleißiger seinem Gott dienen können.

Vielmals trieb er die Herde weit hinweg, damit er ohne Störung durch Menschen seiner Andacht pflegen könne, jedesmal

aber ist er, wie groß auch die Entfernung gewesen, durch Gottes Schickung allzeit Abends bei Zeiten nach Haus gekommen. Der liebe Gott segnete auch seine Schäflein sonderlich, bewahrte sie vor Krankheit und wilden Thieren, und verlieh ihnen außerordentliche Fruchtbarkeit, dessentwegen er dann von seinem Herren je länger, je mehr geliebt ward. Aber Diener und Knechte misgönneten ihm diese Gunst, wurden ihm sehr auffässig, fügten ihm, auf des Satans Antrieb, viel Leid zu, spotteten seiner auf vielerlei Weise und suchten ihn dem Junker gehässig zu machen. Der Diener Gottes merkte, daß dieses auf Antrieb des bösen Feindes geschehe, und daß dieser suche, ihn von seinem bußfertigen Leben abzuführen, litt darum die Schmach in Geduld, und erzeigte sich desto eifriger in seinen gottseligen Bestrebungen. Oft, wenn er mit seiner Herde im Felde lag, empfand er eine lebhafte Begierde, nach der Einöde seiner Wahl zurückzukehren, und allda, auf dem Hügel, der ihm ein Bild des Oelberges schien, und auf dem er ein Zeltlein und Capelle erbauet hatte, seinen lieben Jesum anzubeten und zu verehren, auch in der Betrachtung von dessen Todesangst sich zu heiligen. Einstens, daß er in vorzüglicher Innigkeit sothanem Wunsche nachgedacht, da ward er durch die Allmacht Gottes, samt seinen Schafen, in die Luft gehoben und nach kurzem Verlauf sanftiglich in seiner Einöde niedergesetzt. Deß verwunderte er sich über die Maßen, dankte dem lieben Gott mit gebogenen Knieen und verharrte den meisten Theil des Tages im Gebet.

Am Abend ward er wiederum zugleich mit der Herde in die Luft gehoben und nach wenigen Augenblicken vor Trier, wohin es doch 14 Stunden sind, niedergesetzt. Von dem an wiederholte sich das täglich, und zwar in solcher Geheimniß, daß kein Mensch das Wunder gesehen, noch erfahren hat. Dem Orte fehlte es aber an Wasser, das seinen Schafen zu erbitten, richtete St. Wendel ein Gebet zu Gott, dann stieß er, von lebendigem Vertrauen erfüllet, seinen Hirtenstab in die Erde, und eine Quelle hat sich aufgethan, St. Wendels Brunnen, der vierkantig in Stein gefaßt, jährlich am Montag der Kreuzwoche processionaliter aus der Stadt St. Wendel besucht, und von dem

Herren Pastor geweihet, auch schier täglich von männiglich, um allerlei Unheil von Menschen und Vieh abzuwenden, besucht wird. Gleich daneben, da jetzt eine Capelle samt des Eremiten Häuslein stehet, steckte St. Wendel wiederum seinen Stab in die Erde, und fing der an zu grünen, ist auch zu einem hohen Hainbuchenbaum erwachsen. Dieser St. Wendels Baum hat lange gestanden und ist vor wenigen Jahren erst ausgegangen. Damit auch der Diener Gottes dem Gebet und der Betrachtung um so besser abwarten könne, sendete der Herr nicht selten einen Engel, der an des sterblichen Menschen Statt die Schafe hüte; welchen lieben Engel St. Wendel ohne Zweifel vielmal mit Augen gesehen und mündlich mit ihm geredet hat. Es erzählt ferner die Legende, Christus selbst sei ihm häufig erschienen und habe zu seinem höchsten Trost mit ihm gesprochen. In folgender Weise ist endlich das Wunder, so sich mit dem Schäfer und den Schafen ohne Zahl zugetragen, an Tag gekommen.

Des Wendelinus Junker war in Geschäften nach Straßburg verreiset, der Heimweg führte ihn durch die Wildniß, darinnen St. Wendel die Schafe hütete. Die Herde erblickend, sagte der Junker zu seinem Diener: „mich dünkt, dieser Hirt sei unser Wendel, zum wenigsten ist er ihm gar ähnlich.“ Der Diener erwiderte: „wie soll unser Wendel hierhin gekommen sein, da es so weit ist von Trier?“ Es war aber der Wendel, wie bei näherer Betrachtung der Junker sich überzeugte. Und er ergrimmte heftig, fluchte erschröcklich und sprach: „Du loser Wendel! bist du geckig oder gar rasend, daß du so weit meine Schafe treibst? Hat es denn des Futters nicht genugsam um Trier, daß du genöthigt, in diese weite Wildniß zu fahren?“ St. Wendel sprach: „Lieber Herr Junker, zürnet doch nicht gar zu sehr. Ich finde, daß diese Weide den Schafen besser gedeihet, als das Futter um Trier.“ — „Was mich am mehrsten ärgert,“ fuhr der Junker fort, „sind die vielen Gäste, die ich geladen habe, und denen zu Ehren ich auf den Abend einen Hammel schlachten muß.“ St. Wendel sagte: „Herr, desfalls macht Euch keine Sorge, ich gedenke bei Zeiten mit der Herde zu Hause zu sein.“ — „Wie willst du,“ zürnte wiederum der Junker, „vor

Nacht zu Hause sein, da ich zu Gaul das kaum fertig bringe?" Und in brausendem Zorn ritt er von dannen, wie er auch den ganzen Rest des Weges über unaufhörlich den Hirten schmähete, dabei aber über Stock und Stein jagte, damit er noch zeitig genug eintreffe, um anderswoher Fleisch für seine Gäste zu beschaffen. Als er aber seinem Hof einritt, war St. Wendel mit der Herde schon auf Ort und Stelle, und hatte die Schafe eingetrieben, dessen dann der Junker höchlich sich entsetzte, und von Stund an seinen Hirten für einen heiligen Mann hielt. Fiel ihm deshalb zu Füßen, reumüthig sprechend: „Verzeihe mir, mein lieber Wendel, die ausgestoßenen Schmachworte, und sage mir, wer du bist: denn ich erkenne dich als einen heiligen Mann, und daß Gott mit dir und durch dich große Wunder wirket." Aber es war auch der demüthige Diener Gottes seinem Herren zu Füßen gefallen, sprechend in Zerknirschung: „Ich bitte Euch, Herr, stehet auf, und erzeiget mir keine solche Ehre: ich bin kein heiliger Mann, sondern ein armseliger Mensch, ein einfältiger Hirt und Bauersknecht." Der Junker erhob sich vom Boden und entgegnete: „Dies kann ich nicht glauben, halte dich für einen großen Diener Gottes. Magst du aber was immer sein, ich gestatte dir hinfüro nicht, mein Vieh zu hüten: billig würde Gott mich schwer züchtigen, falls ich von seinem treuen Diener unvernünftige Thiere bewachen ließe. Sage mir nur, was du von mir begehrest, und ich werde in allem dir willfahren." St. Wendel sprach: Einzig begehre ich von Euch, daß Ihr von Euerm gottlosen Wandel ablasset und künftig ein frommes Leben führet, damit nicht unversehens der Zorn Gottes Euch treffe und in Bestrafung Euerer Räuberei und Ungerechtigkeit in das ewige Feuer Euch stürze." Dem fügte er dermaßen bündige Ermahnungen hinzu, daß der Sünder heftig erschrack, seine Missethaten bereuete und wahre Besserung versprach. Er wollte auch dem Diener Gottes viel Geld zu Almosen geben, der aber nicht mehr als seinen verdienten Liedlohn annahm, ihn alsbald unter die Armen vertheilte und in völliger Armuth der traulichen Wildniß zueilte.

Im Kloster Tholey, Benedictinerordens, zwei Stunden von seinem Hüttlein entlegen, ließ Wendel sich im J. 590 als Einsiedler

einkleiden, dann bezog er das von seiner ersten Ansiedelung herrührende Zeltlein, und zumal von nun an führte er das strengste Leben. Die Kräuter des Waldes waren seine Speise, er trank kaltes Wasser, lag auf der harten Erde, wachte und betete bis tief in die Nacht, litt im Winter grausame Kälte und ging täglich nach Tholey zu der h. Messe. Viele und schwere Anfechtung mußte er von dem Teufel erleiden, der u. a. ihm eingab, daß sein Herr Vater und seine Frau Mutter um ihn trauerten, ihn aller Orten suchen ließen, und vor Leid und Sehnsucht schier verschmachteten. Das stellte ihm der Satan so klar vor, als wenn er es mit Augen sähe, mit Ohren höre, daß er zu Zeiten ein herzliches Mitleid empfinden mußte; mit dergleichen Gaukelspiel wollte aber der Versucher ihn nur aus der Wüste heraus und herüber in sein Königreich locken. Diese schwere und lang anhaltende Versuchung überwand der fromme Wendel mit Gottes Hülfe. Der unkeuschen Gedanken, mit welchen der Satan ihn peinigte, los zu werden, warf er sich nackten Leibes in die Dörner, und darin wälzte er sich, bis er in seinem Blute gebadet. Einmal erschien ihm der böse Feind in Gestalt eines grausamen Drachens und erschreckte ihn so sehr, daß er vermeinte, er stecke ihm schon im Rachen: er rufte aber Gott um Hülfe an, machte wider ihn das h. Kreuzzeichen und trieb ihn in die spöttische Flucht.

Nachgehends wollte der allmächtige Gott seinen demüthigen Diener der Welt kundbar machen, und ihn mit vielen Wunderzeichen beleuchten. Denn als eine sterbliche Seuche unter das Vieh gekommen, nahmen die umliegenden Bauern ihre Zuflucht zu dem h. Einsiedler, und brachten es durch inständiges Bitten dahin, daß er mit ihnen zu den Dörfern ging, über das kranke Vieh betete, und mit des h. Kreuzes Zeichen das Uebel heilte. Durch dieses Mirakul wurde sein Namen in dem ganzen Westerreich bekannt, und es gewannen die Leute zu ihm so großes Vertrauen, daß, wer immer ein krankes Schaf oder Vieh hatte, damit zu dem h. Wendelinus fuhr, um es unfehlbar geheilt nach Hause zu treiben.

Es starb der Vorsteher des Klosters Tholey, und konnten die Patres um die Wahl seines Nachfolgers nicht einig werden,

riefen daher um so eifriger den h. Geist an, bis dahin sie eine himmlische Stimme vernahmen, sprechend: „Erwählet Wendelinum, den Schafhirten, zu euerm Abt.“ Der Stimme folgsam, gingen sie einhellig nach der Einöde, ernannten Wendelinum zu ihrem Prälaten, und baten mit gebogenen Knieen, daß er ihr Vater und Oberhirt sein wolle, der aber dessen auf alle Weise sich weigerte, vorgebend, daß er, zu solchem Amte ganz untauglich, besser die Schafe zu weiden, als Geistliche zu regieren verstehe. Das wollten die Patres nicht zugeben, sagten endlich: „Wisse, o Diener Gottes! daß wir nicht aus menschlicher, sondern aus göttlicher Anweisung hierher kommen, und dich als unsern Vater suchen; denn als wir den h. Geist anriefen, auf daß er uns offenbare, wen wir erwählen sollten, hörten wir, von einer himmlischen Stimme gesprochen, die Worte: „„Erwählet Wendelinum, den Schafhirten, zu euerm Abt.““ Wenn du dann in Wahrheit ein Diener Gottes sein willst, darfst du dem göttlichen Willen nicht widerstreben.“ Das vernehmend, hat St. Wendel gehorsam in den Willen des Herrn sich ergeben, in Demuth die ihm angetragene Würdigkeit aufgenommen, und um Bekräftigung seiner Wahl an den trierischen Erzbischof geschickt.

Erzbischof zu Trier war damals St. Severinus, welcher viel Gutes von St. Wendel gehört hatte, welchem auch der fromme Schäfer von dem Papst absonderlich anbefohlen worden; freute sich darum seiner Erhöhung und kam selbst nach Tholey, 597, die Consecration des Abtes vorzunehmen. Bei dieser Gelegenheit sind die beiden Heiligen Freunde geworden, und das für ihre Lebtage geblieben. Tholey, das Kloster, hat ohne Zweifel in dem eifrigen Diener Gottes den heiligsten Vorsteher besessen, es findet sich aber von dessen Regiment und geführtem klösterlichen Leben in Schriften ganz keine Meldung, entweder weil die demüthigen Patres nichts aufgezeichnet haben, oder, weil ihre Zeugnisse um den frommen Abt in des Klosters wiederholten Plünderungen verbrannt oder verloren worden. Um das Jahr Christi 617 erkrankte der heilige Abt; vermerkend, daß sein letztes Stündlein herannahe, ließ er das eilends den h. Severinus wissen, und in dessen frommes Gebet sich empfehlen. Der Erzbischof aber,

getrieben durch die Liebe, kam persönlich, wollte dem Freund in den letzten Augenblicken beistehen, und mit eigener Hand ihm das heilige Sacrament reichen.

In diesem feierlichen Augenblick erblickten die beiden heiligen Männer zwei Engel, die dem Himmel entstiegen, ein weißes Tuch über das Bett des Kranken spreiteten, drei schöne Kronen darauf setzten, und während der Communion demüthig niederknieten, worauf sie wieder auffuhren zum Himmel. Jetzt endlich vertraute St. Wendel dem h. Severinus, daß er der königliche Erbprinz von Schotland gewesen, um Christi Willen aber diese Hoheit aufgegeben habe, und ein armer Schwein-, Kuh- und Schafhirt geworden sei, dessen der Bischof zum Höchsten sich verwunderte und die Heiligkeit eines solchen Dieners Gottes über die Maßen hochschätzte. Er hat auch, sobald St. Wendel verschieden, das Geheimniß seiner Abstammung, seiner Pilgerfahrten und sonstigen Schicksale denen Patribus mitgetheilt, worauf diese, nicht weniger verwundert, vor dem heiligen Leichnam in Demuth niederfielen, Hände und Füße ihm küßten. Die Beerdigung wird, wie kaum zu bezweifeln, der hochwürdige, hochheilige Prälat persönlich vorgenommen, auch der Leiche vor dem Hochaltar der Klosterkirche ihren Platz angewiesen haben. Wie man aber am Morgen zur Kirche gekommen, fand sich das Grab eröffnet, hervorgezogen aus der Tiefe der Sarg. Die Patres, hierüber nicht wenig entsetzt, beerdigten ihren heiligen Vater zum andernmal, und in mehr Ehrerbietung, es wiederholte sich aber am nächsten Morgen, und weniger nicht zum drittenmal dasselbe wunderbare Ereigniß. Da erkannten die Klosterherren, daß ihr lieber Vater bei ihnen nicht wolle begraben sein, setzten darum den Leichnam auf einen Karren, spannten dem zwei ungezäumte Ochsen vor, und ließen die gehen, wohin sie wollten. Nach einer kurzen Weile wurden ihnen die Augen geöffnet, denn es sah alles Volk zwei Engel, so neben den Ochsen hergingen, und sie den richtigen Weg zu St. Wendels Hüttlein führten; allda standen die Thiere still und konnten nicht weiter getrieben werden, allda wurde auch der h. Leichnam ehrerbietig begraben, und von Gott mit vielen Wunderzeichen gezieret, daß man sich veranlaßt

gesehen, besagten h. Leichnam aus der Erde zu erheben, und hoch über derselben in ein steinernes Grab, so mit Laubwerk und mancherlei Figuren geziert, auch von den 12 Aposteln in Stein umgeben, ihn zu legen, wie das alles noch heutiges Tages zu sehen ist. Zu dem Grabe pilgerten darauf der Andächtigen viele, es wurde mit Opfern reichlich beschenkt, und von Gott durch große Wunderzeichen verherrlicht. Unter den Wallfahrtern befanden sich namentlich viele Schotländer, auch einige Bedienten ihres Königs, denn gleich nach des h. Wendelinus Ableben hatte St. Severinus Boten nach Schotland geschickt, welche dem König, St. Wendelini Bruder, von dessen strengem Leben und seltenen Tugendübungen Bericht abstatteten. Von den vortrefflichen, durch diese Schotländer dargebrachten Opfern sind unterschiedliche noch jetzund in St. Wendels Kirche zu schauen.

Indem auch das Opfer von andern Seiten her reichlich floß, ward aus dessen Ertrag eine große Capelle samt zwei Altären erbauet, so daß in ihre Mitte das Grab, durch ein eisernes Gitter geschützt, zu stehen kam. Wie nun allda Messe gelesen, eine förmliche Andacht angestellet worden, haben sich Zulauf, Mirakul und Opfer dergestalten vermehrt, daß die Pilger in dieser Wildniß zu beherbergen, einige Häuser erbauet werden mußten, woraus dann mit der Zeit ein Dorf erwachsen ist. Wegen der vielen Mirakul, so St. Wendel ferner bei seinem Grabe an allerhand Preßhaften, absonderlich an Bruchkranken wirkte, wegen der um das J. 1320 durch seine augenscheinliche Hülfe von Menschen und Vieh abgewendeten allgemeinen Pest, hat der trierische Kurfürst Balduinus am 17. März 1327 um 2000 Pfund dem Grafen Johann von Saarbrücken Dorf und Schloß St. Wendel abgekauft, und daraus eine Stadt gemacht, in deren Mitte er dem Heiligen zu Ehren eine überaus schöne und große Kirche aufführen ließ. Am Pfingstfest erhob er den h. Leichnam aus seinem Grabe, und wurden alle Gebeine ganz, an etlichen Theilen mit Haut und Adern überzogen befunden. An allen Fingern und Zehen hafteten noch die Nägel, in Asche war das Fleisch verwandelt. Diese heilige Asche ließ der Erzbischof in zwei lederne, mit Seide überzogene Säcke füllen, und sind

hierauf durch deren Berührung Blinde sehend, Taube hörend, viele Kranke gesund worden. Die Gebeine, mit Gold- und Silberdraht zusammengefügt, ließ Balduin in einen hölzernen Kasten einschließen, und diesen hinter dem Hochaltar in solcher Höhe aufstellen, daß man füglich darunter durchgehen kann. Bei alsolcher Uebersetzung des h. Leichnams, wovon noch jährlich den 5. Heumonats das Gedächtniß, namentlich auch mit der Austheilung von gesegnetem Brod begangen wird, geschahen so viele Wunderzeichen, welche allenthalben durch den Ruf sich verbreiteten, daß nicht nur aus den benachbarten Landschaften, sondern auch von Schot- und Engländern zahlreiche Processionen nach St. Wendel wallfahrteten, und viele große Kerzen von 100 und mehr Pfund opferten, deren noch jetziger Zeit zu jeder Seite des Chors zwei und zwanzig, zwei so groß als der Mastbaum eines großen Schiffes, zu sehen sind.

Anno 1505 in den Pfingsttagen kam eine unzählbare Menge Pilger nach St. Wendel, von welchen ein jeder in der Gluht seiner Andacht den hölzernen Kasten küssen und berühren, wohl auch ein Splitterlein davon mitnehmen wollte. In dieses Volkes Andrang wurde der Kasten gebrochen und weit eröffnet, daß man den h. Leib sehen, ja schier berühren konnte. Kurfürst Jacobus ließ deshalb einen neuen Kasten machen, schickte auch einige Herren zur Stelle, welche die Uebertragung in die neue Lade vornehmen und wohl zusehen sollten, ob vielleicht etwas von des Heiligen Leib entkommen sei. Er untersagte auch fortan jemalen die Lade zu eröffnen, erlaubte nur, daß sie von Pfingsten an, da die gewöhnlichen Processionen zu kommen pflegen, bis zu St. Wendels Tag, 23. Oct. ausgestellt bleibe, und inmittelst alle Sonntage vor dem Hochamte aus der Kirche in die Capelle zu dem vormaligen Grabe getragen, allda niedergestellt, mit etlichen Suffragien geehrt, dann nach der großen Kirche zurückgebracht werde. Von den vielen Wundern eines zu berichten, ist Anno 1566 das schöne Schloß Saarbrück in Brand, welcher unauslöschlich zu sein schiene, gerathen, worauf der katholische Graf Johann samt seiner Gemahlin Mathilde Zuflucht zu des Landes gemeinem Nothhelfer, zu St. Wendel genommen, seiner

Kirche einen silbernen wohl vergoldeten Kelch und jährlich ein Lamm zum Opfer verlobend, nach welchem Gelübde das Feuer von selbst erloschen, und weder dem Schlosse noch der Stadt einen Schaden weiter zugefügt hat. Dieser Kelch ist noch zu St. Wendel, darin man täglich celebrirt, und stehet darin das Wunderwerk mit Buchstaben eingegraben; anstatt des Lammes entrichten aber die Herren Grafen von Nassau jährlich einen halben Gulden. Den 11. Sept. 1699 hat Hr. Peter Verhorst, Weihbischof zu Trier, des h. Wendelini Kasten eröffnet, und den h. Leichnam in dem oben beschriebenen Stande, und so, als wäre er frisch niedergelegt worden, befunden, was um so mehr zu bewundern, da doch von Jahr zu Jahr die Lade vielmal auf und ab, und zu der weiten Entfernung getragen wird. Der Prälatenring war der Brust angeheftet, und hatte ein Stück von dem Habit eines Benedictiners zur Unterlage. Unverweset fand man auch die beiden Tücher, womit der Leichnam bedeckt gewesen, und hat der Weihbischof das eine derselben in kleine Stücklein zerschnitten, und diese Stücklein als kostbare Gaben unter das Volk ausgetheilt. Von den Bauersleuten wird St. Wendel absonderlich verehrt, auf daß, indem er ein Küh- und Schafhirt gewesen, und durch Gebet und Tugend merklich das ihm anvertraute Vieh gemehret, auch Anderen das kranke Vieh geheilet hat, er fortfahren möge, denjenigen, die ihn anrufen, ihr Vieh vor Unglück zu bewahren, in Krankheiten Genesung demselben zu erwirken.

Wie St. Wendelin der Herden Beschützer ist, so hat die h. Irmgardis (4. Sept.) die Aepfelbäume unter ihren Schutz genommen, ohne doch im Verhältnisse zu ihrem wohlthätigen Einflusse am Mittelrhein der Verehrung zu genießen, die seit vielen Jahrhunderten am Niederrhein ihr beschieden. Diese Vernachläßigung erklärt sich großentheils durch den Umstand, daß die Heilige Strom aufwärts nicht heimisch gewesen, daß sie am Niederrhein die mehrsten Spuren ihres Daseins hinterlassen hat. Für ein Obstland, dergleichen fürwahr die Umgebung von Coblenz, sollte sie aber eigenthümliche Bedeutung haben. Eine Gräfin von Zütphen heißt Irmgardis der Tradition, und möchte sie, den Umständen nach, wohl des Gra-

sen Gottschalk Schwester sein. Frühzeitig verwaiset, im Besitze eines reichen Erbgutes, als dessen Bestandtheile man die Städte Rees und Süchtelen, Waldniel und mehre andere Ortschaften kennt, verschmähte sie alle Vortheile ihrer gesellschaftlichen Stellung, um einzig mit dem Heile ihrer Seele und den Werken einer gottseligen Milde sich zu beschäftigen. Auf ihrer Burg Aspel hausend, erzeigte sie sich dem benachbarten Rees als eine freigebige Wohlthäterin. Sie erhob die dasige Stiftskirche 1040 aus der Asche, scheint derselben auch ein bedeutendes Eigenthum zugewendet zu haben, wenn sie anders dieselbe „*Irmgarda dilecta neptis nostra*", welcher K. Heinrich **III.** im J. 1040, *V. kal. Martii*, auf Vorbitte der beiden Herzoge „*Gotelonis filiique sui Godefridi*" das *praedium* in den Ortschaften Iterve (Herve), Vals, Alpine, Valkenborgh, „*in pago Lemgoue, in comitatu Dutbaldi comitis*" zuwendete, damit nach ihrem Wohlgefallen zu schalten. Das Andenken an der Irmgardis Aufenthalt in Aspel und häufigen Kirchenbesuch zu Rees erhält sich in St. Irmgarden Weg, auf welchem, der Sage nach, das Gras, so einst ihre Füße berührten, im Winter wie im Lenze grünet, zum Zeichen von der Jungfrau unwandelbarer Reinig- und Heiligkeit, dann in St. Irmgarden Apfel, einer in dasiger Gegend häufig vorkommenden Aepfelsorte.

Den Insassen von Süchtelen nicht minder eine erleuchtete Wohlthäterin, hat Irmgardis auf einer benachbarten Höhe sich ein bescheidenes Kirchlein erbauet, darinnen ohne Zeugen den Eingebungen der Andacht obzuliegen, und geraume Zeit lebte sie in dieser fruchtbaren Verbindung des beschaulichen mit dem thätigen Leben, bis die Spottreden einiger „*quibus tanta displicebat humilitas*", sie veranlaßten, die einsame Wohnung auf jener Anhöhe gegen die Wildniß zu vertauschen, später eine Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel anzutreten. Der Anblick der zarten Jungfrau, die allem Ungemach, allen Gefahren trotzend, die weite Reise in der Demuth eines Pilgrims vollbracht hatte, erweckte in der Weltstadt allgemeines Erstaunen, dem sich in Kurzem die tiefste Verehrung für die christliche Heldin gesellte. Irmgardis, die so andächtig in den vielen Kirchen gebetet hatte,

wurde vor den Papst gefordert, vernahm aus dessen Munde eine salbungsreiche Ermahnung, standhaft zu verfolgen den glücklich erwählten Pfad, und wurde „*Electa virgo ac dilecta in Deo filia*“, bei dem Abschiedsbesuche beauftragt, für den Fall, daß zum andernmal ein andächtiges Bedürfniß sie den Ufern der Tiber zuführen sollte, die päpstliche Capelle mit Reliquien von den heiligen eilftausend Jungfrauen zu bereichern.

Den leisen Wunsch des h. Vaters scheint die Jungfrau als einen Befehl aufgenommen zu haben; sie kehrte nach Süchteln zurück, lediglich in der Absicht, zu einer abermaligen Pilgerfahrt sich vorzubereiten. Als sie gehörig gerüstet, des empfangenen Auftrages eingedenk, in Demuth die Grabstätte der heiligen Eilftausend besuchte, der jungfräulichen Blutzeugen aufgeschichtete Gebeine erblickte, ließen die Schauer der Ehrfurcht sich auf sie nieder. Sie wagte es nicht, jene heilige Trophäen zu berühren, sie begnügte sich, einige Bröcklein Erde dem durch die Bluttaufe geheiligten Boden zu entführen, und nachdem sie dieselben „in ihren Henschen“, in ihren Handschuh eingeschlossen, wendete sie sich Rhein aufwärts, den Alpen zu. Wie das vorigemal, wurde ohne Unfall der weite Weg zurückgelegt, zum Sterben ermüdet, wollte Irmgardis, bevor sie in Rom einziehe, eine kurze Ruhe sich vergönnen. Und ohne eines Menschen Zuthun geriethen der großen Stadt unzählbare Glocken in Bewegung, in der Weise, in der am Charsamstag ihre Rückkehr aus Jerusalem sich ankündigt. Darob erschreckte sich plötzlich das Volk, und der Papst selbst, in Verwunderung, schickte seine Diener aus, damit sie in Kirchen und Klöstern nach eines solchen Wunders Veranlassung forschen möchten. Nachdem alle Straßen und Plätze begangen, gelangten der Boten einige zu dem Thore, wo Irmgardis gelagert, es fiel ihnen aber, in dem armseligen Aufzug, die Maid im Geringsten nicht in die Augen. Als der h. Vater der Ausgeschickten Berichte sämtlich vernommen, die Fruchtlosigkeit der Erkundigungen beklagt hatte, trieb es ihn, durch eigenen Fleiß zu ermitteln, was den Andern ein Geheimniß geblieben.

Aus seiner Pfalz sich erhebend, durchwanderte er die Straßen: er kam zu dem Thore, in dessen Nähe jene unscheinbare

Maid gesehen worden. Vor ihm warf Irmgard sich in den Staub, ihre Züge erkennend, sprach der Papst freundlich ihr zu. „Willkommen, du Auserwählte in Christo. Welchen Schatz überbringst du Uns?“ Da hielt sie ihren Handschuh in die Höhe, und nicht Gebeine, wie er sich doch versehen, auch nicht Erde hat der h. Vater vorgefunden, sondern Blut, flüssig, als sei es so eben vergossen worden. Da erkannten auch die Kurzsichtigsten des Glockengeläutes Veranlassung, es ordnete sich zu einer Procession die gesamte Priesterschaft, und Gesänge der Andacht anstimmend, zog sie der Peterskirche zu, daselbst in gebürender Verehrung das Heiligthum niederzulegen. Irmgardis, nachdem ihre Andacht gesättigt, dachte an die Heimkehr, als wofür sie den Segen des h. Vaters empfing, und zugleich, als den sichersten Wegweiser, eine werthvolle Reliquie, eine bedeutende Partikel von dem Haupte des h. Papstes Silvester. Wohlbehalten gelangte sie nach Cöln, als dessen Dom sie die Reliquie zugedacht hatte. Es kam auch die gute Absicht alsbald zu Vollzug, und großes Lob und große Ehre erwarb sich hierdurch Irmgardis bei dem Volk, so daß die ihr bezeigte Erkenntlichkeit eine Aufmunterung ihr scheint geworden zu sein, unter dem dankbaren Volke ihren bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen.

Vorher hat sie noch eine dritte Römerfahrt vollbracht, auch, unmittelbar nach ihrem Eintreffen zu Rom, den Kirchen ihren Besuch abgestattet. In St. Paul vor dem Crucifix die Kniee beugend, vernahm sie die folgenden Worte: „Irmgardis, meine auserwählte und würdige Tochter, mein Begehren ist, daß du, nach Cöln zurückkehrend, in die Metropolitankirche dich begebest, und das Crucifix, so du daselbst auf dem Altar vor der Sacristei als mein treues Ebenbild erkennen wirst, mit meinen eigenen Worten begrüßest.“ Von ehrerbietigem Staunen ergriffen, nahm die Jungfrau den Pilgerhut vom Haupte, denn als aus des h. Geistes Munde gekommen, erklangen jene himmlischen Laute. In freudiger Zerknirschung erwiderte sie, daß einzig der Zweifel an ihrer Würdigkeit ihr eine Abhaltung werden könne, dem Gebote Folge zu leisten. Da streckte das Christusbild segnend über sie die rechte Hand aus. Des Auftrages sich zu ent-

ledigen, hatte hierauf Irmgardis Eile: in Cöln kaum eingetroffen, schreitet sie dem Dom zu. Sie findet das Bild, und spricht in tiefer Andacht: „O heiliges Kreuz! O würdigste Darstellung! O stralendes Bild, geformt nach der Aehnlichkeit und Gestalt Jesu Christi, meines Herren, als er mir Elenden zum Heil an jenem Charfreitag auf dem Kalvarienberg zwischen Himmel und Erden schwebte, mir ist in St. Pauls Kirche zu Rom von einem in allen Stücken dir gleichförmigen Bilde aufgegeben worden, dich zu grüßen." Und das Bild, sein Haupt neigend, erwiderte: „Ich danke dir, meine auserwählte Tochter." Wie hierauf von dieser wunderbaren Begebenheit der Ruf sich verbreitete, auch den Bischof erreichte, hat dieser ohne Verweilen eine feierliche Andacht veranstaltet, und an deren Schlusse dem Haupte jenes Christusbildes eine geweihete Hostie eingefügt. Sofort verschloß sich die gemachte Oeffnung, als wenn dergleichen niemals vorhanden gewesen, und es wurde von dem an das Crucifix der Gegenstand der brünstigsten Verehrung, die bis auf gegenwärtige Zeit in einer vor dem Bild brennenden Lampe sich zu erkennen gibt.

Es verfliegen indessen, in Andacht und Werken der Barmherzigkeit zugebracht, die Jahre nicht minder schnell, denn Jahre der Zerstreuung oder der Trübsal; um über die Grenzen dieses kurzen Lebens ihre fromme Wirksamkeit auszudehnen, widmete Irmgardis zu geistlichen Zwecken, wie ihre Person, so ihre Habe. Burg und Land Aspel, ingleichen die Stadt Rees verschenkte sie an den Fürsten der Apostel, zu Handen der cölnischen Kirche, Süchtelen vergabte sie der Benedictinerabtei St. Pantaleon, welcher ihr Bruder, der demüthige Hermann, als Abt vorstand. Vieles gab sie außerdem an Hospitäler, mit dem übrigen Vermögen begründete sie ein neues Hospital an der Hachtpforte zu Cöln, und in diese ihre Stiftung sich verschließend, hat sie der Dürftigen und Kranken gewartet bis zu ihrem seligen Ende, als welches vermuthlich auf den vierten Tag des Herbstmonats fiel, indem dieser Tag zu Cöln, Rees und Süchtelen dem Andenken der Seligen geheiligt ist. Der erblaßte Leichnam wurde in St. Agneten Capelle im Dom, in deren Nähe später auch die hh. drei Könige ihre Ruhestätte gefunden haben, beigesetzt, und empfing so-

fort, obgleich eine Beatification niemals erfolgte, die den Heiligen zukommende Verehrung. Dem Feste wurde alljährlich am Vorabend mit allen Glocken des Doms eingeläutet, am Tage selbst in der Capelle ein Hochamt gehalten, und zugleich das Grab geöffnet, damit die Gläubigen sich an dem Leichnam erbauen, in der Betrachtung des hölzernen Tellers, von dem die Jungfrau im Leben ihre Speise nahm, eine Ermahnung zur Demuth finden möchten.

Endlich wurde, vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts, das Grab unter Schloß gelegt, der Gottesdienst und der Glocken festliches Geläute verstummten zugleich, während schon früher eine Statue der Jungfrau, „*nuper adhuc arae imposita*“, schreibt Crombach [1]), vom Altar entfernt und dem h. Tisch zur Seite angebracht worden. Besagte Statue hielt in der Rechten einen von Blut gerötheten Handschuh, in der Linken den Pilgerstab. Unter dem Einflusse einer solchen Veränderung gerieth in Cöln der h. Irmgardis Dienst allgemach in Abgang, wogegen zu Süchtelen bis auf den heutigen Tag freudig ihr Gedächtniß grünet. Da liegt, durch einen Stationenweg von 10 Minuten Länge der Stadt verbunden, im Hohenbusch ein Hügel, derselbe, welchen Dumouriez im Winter 1792—1793 zu einem Stützpunkt der von seiner Armee zu beziehenden Stellung sich auserſehen haben will. Dieser Hügel heißt der Heiligenberg, von wegen der Einsiedelei, welche, einst der seligen Irmgardis Wohnung, mit der Zeiten Verlauf zu einem Kirchlein ausgebauet worden. Den verheißenen Ablaß zu verdienen, wallfahrten den 4. Sept. und die ganze Octave hindurch die Beter in großer Anzahl nach diesem Kirchlein, und viel wissen sie von den daselbst erfolgten wunderbaren Genesungen zu erzählen. Der Andacht gesellt sich

---

1) „*Vellem addidisset*“, alsolchen Wunsch fügen die *Acta Sanctorum* den Worten des Hagiographen hinzu, „*vellem addidisset, cujus aetatis illa statua esset; nisi enim vita antiquior fuerit, frustra est ex ea vitae fidem nititur stabilire. Interim dum certiora monumenta producantur, utrumque prodigium terrae in sanguinem versae, et campanarum sponte sonantium ad minimum dubium mihi reddit obliterata utriusque, ut ipse fatetur, in Romana urbe memoria.*“

aber stets die Volkslust, da die Octave regelmäßig in die Aepfelerndte fällt, und der reiche Segen der dankbaren Gemüther Inbrunst erhöhet. Die zwei Wochenmessen, Dienstags und Freitags in dem Kirchlein zu lesen, werden jedoch, bei dem allerwärts fühlbaren Mangel an Priestern, unterbleiben müssen. Der Born neben dem Gotteshaus ist auf St. Irmgarden Geheiß dem dürren Boden entsprungen, und reichlich spendet er sein Wasser bis auf den heutigen Tag.

Das Feld, von welchem St. Wendelini Capelle die eine, untere Ecke einnimmt, ist des Hrn. Seligmann Eigenthum, und hat derselbe weiter aufwärts ein Ruheplätzchen angebracht, das in dem Reichthum der Aussichten wohl jede andere Lage von Pfaffendorf überbieten mag. Man kann auch, von Terrasse zu Terrasse, freilich auf dem Publicum verschlossenen Wegen, stets auf Hrn. Seligmanns Eigenthum, herabsteigend, bis zu dessen Villa, in des Dorfes Mitte gelangen. Es folgen derselben noch einige andere nette Häuser, mit freundlichen Gartenanlagen verbunden, auch, auf der anderen Seite der Straße, das der h. Barbara gewidmete Heiligenhäuschen. Wie Pfaffendorf überhaupt, vom Rhein aus gesehen, den reizendsten Anblick bietet, so wird besonders pittoresk des Dorfes oberes Ende durch die glücklichste Gruppirung von Gebäuden, Baum- und Rebenpflanzungen. Die Markung erzeugt einen guten rothen, und in dem sogenannten Bienhorn einen weißen Wein, der nicht ohne Verdienst: der Scheitel der Rebhügel ist mit Getreidefeldern bedeckt, deren Bearbeitung von der Tiefe aus kostspielig und mit Schwierigkeiten verbunden, während der Wassermangel neuen Ansiedelungen auf der Höhe selbst hinderlich. In industrieller Beziehung verdient einzig Peter Schuhmacher Erwähnung; ein bescheidenes Häuschen gleich über dem Seifenbächlein bewohnend, fabricirt er ausgezeichnete musikalische Instrumente; seine Violoncellos vorzüglich gehen in die weite Ferne, und werden da theuer bezahlt, ohne Zweifel eben so sehr durch eine fremde Firma, als durch ihren innern Werth empfohlen. Eine Celebrität aus älterer Zeit mögte wohl Bruder Andreas Pfaffendorf sein, wenigstens spricht für seine Herleitung aus Pfaffendorf, neben dem Namen,

die Eigenschaft eines Bruders des deutschen Ordens, die er, „ein unwürdiger Priester und ein Lehrer des Rechts," in einem Schreiben vom J. 1436 sich beilegt, dann auch die eigenthümliche Wichtigkeit, so für den deutschen Orden die Ballei Coblenz gehabt hat. Als Pfarrer zu Thorn in Preussen wurde Andreas laut Vollmacht vom 15. Feb. 1433, als des Ordens Procurator an das Concilium zu Basel abgeordnet, und hat er die Rechte und Ansprüche seiner Mandanten in dermaßen bündiger Weise gegen die polnischen Sachwalter zu vertheidigen gewußt, daß alle Gönner und Freunde des Ordens ihn bewunderten, und selbst Kaspar von Perugia, der berühmte, längst schon an die Polen verkaufte Advocat, nicht das mindeste seinen Auseinandersetzungen entgegenzustellen vermochte. Bis zum 23. Nov. 1436 war Andreas in Basel geschäftig. Gleichzeitig wurde er durch einen vom J. 1431 sich herschreibenden Proceß mit dem Dominicanermönch Peter Wichmann und den Bürgern von Thorn beunruhigt. Wichmann hatte gegen die Priester, gegen die Pfarrherren insbesondere gepredigt, und in Rom selbst Unterstützung gefunden, als wodurch der Hochmeister sich genöthigt sah, seinen Anwalt zu einer andern Pfarrei in Danzig zu präsentiren. Da muß sich aber Pfaffendorf wieder nicht gefallen haben, er resignirte, ließ sich ebenfalls als Pfarrer nach Straßburg an der polnischen Grenze versetzen, und starb daselbst vor Martini 1437. Die Vogtei von Pfaffendorf mögen, zugleich mit jener von Coblenz und Ober-Lahnstein, die Grafen von Nassau aus der Verlassenschaft Ludwigs von Arnstein gehabt haben. Anna, Gräfin zu Katzenellenbogen und Nassau verkaufte an ihren Sohn, den Grafen Johann von Katzenellenbogen um 600 schwere rheinische Gulden, „was wir zu Pfaffendorf han, Weingärten, Weingülten, Zehnte, Zinse oder Kirchsatz, nichts ausgenommen," 22. Feb. 1403.

Der Kratzkopf, das Ahrfeld.

Jenseits Pfaffendorf, da wo für eine kurze Strecke Landstraße und Leinenpfad zusammenfließen, dicht am Rhein steht ein Ca-

pellchen zur schmerzhaften Mutter Gottes, von dem ein Fußpfad zur Höhe geht, zunächst zu St. Annen Capellchen, von dannen zur Rechten der sogenannte Mittelweg nach Horcheim, zur Linken der Capelle des h. Wendelinus, dann weiter aufwärts, dem Kratzkopf zuführt. Es ist das ein einsamer Hof, der eine weite Aussicht beherrschend, vordem eine von Pfaffendorf getrennte Markung besaß, und von der Familie von Rüdt an die von Gärz, dann an den Amtmann, Hrn. Neumann zu Ehrenbreitstein, endlich an den heutigen Besitzer, Baron v. Windheim gelangte. In der Belagerung von 1796 waren die Hofsgebäude, von dem Ehrenbreitstein aus, eingeäschert worden; der vorige Besitzer hat die Grenzen des Gutes ungemein erweitert, so daß es gegenwärtig an die 160 Morgen Ackerland, Wiesen, Weinberge und Holzung begreift. Davon abhängig ist auch der Barborn, dessen Namen die eine der Erinnerungen an des Kratzkopfes vergangene Herrlichkeit bewahrt. Auf dem Kratzkopf hat nämlich, wenn Trittheimius, die Geschichte von Klein-Frankreich und Amerodagus, der sicambrische Philosoph und Geschichtschreiber, uns kein Märchen aufbinden, Basanus, der Deutschen Großkönig, ein Lustschloß gehabt, dahin ist er häufig gekommen, wenn er dem Gewühl an seinem Hoflager zu Montabaur und dem Drang der Geschäfte auszuweichen, seine *menus plaisirs* suchen wollte, da spielt auch der räthselhafte Act, mit welchem besagten Königs thatenreiches Leben beschlossen.

Den Traum deutscher Einheit, um den 1848 zumal viel geschnackt worden, zu verwirklichen, sind in dem Laufe der Jahrhunderte mancherlei Experimente angestellt worden; ausschließlich dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, auf dem Wege der Plauderei den lockenden Traum zu einer Wahrheit erheben zu wollen. Im entschiedenen Gegensatze zu den Grundschwätzern in Frankfurt hat Basan, der Sicambrer König, der Zunge nicht, wohl aber des Degens sich gebraucht in seinen Einheitsbestrebungen, und wunderbare Erfolge in deren Lauf gefunden, wenn anders, wie die Relationen des Antiquarius, glaubwürdig sind des sicambrischen Reichshistoriographen Armeebulletins von seines Königs Siegen. Längst schon hatte der Sicambrer König, ein anderer

Afrasiab, den Norden, den Süden, den Osten von Deutschland sich unterworfen, in dem Herzen von Sarmatien seine Siegeszeichen aufgerichtet, bis zu dem äußersten Thule den Schrecken seiner Waffen getragen, und immer noch war es dem kühnen Taborinus, dem König der Tegaraner, zwischen Main und Sieg, gelungen, dem deutschen Großkönig gegenüber seine Unabhängigkeit zu bewahren. Es ist das eine Erscheinung, so zu allen Zeiten und auf vielen Punkten sich wiederholte; schwieriger haben die Römer die Bezwingung ihrer nächsten Nachbarn, der Lateiner, als die Eroberung der Welt gefunden.

Doch mußten schließlich die Lateiner erliegen, und nicht besser erging es dem heldenmüthigen Taborinus. Besiegt in der letzten Entscheidungsschlacht, suchte er Zuflucht in den endlosen Wäldern, so in ihrer Gesamtheit unter dem Namen *sylva Bacenis* begriffen, und diesen Namen, nach Reifenbergs glücklicher Entdeckung, von ihrer Lage in der Nähe von Sayn, „*by Saine*“, empfangen. Es hat aber der feldflüchtige Taborinus nicht einzig Schutz für seine Person in jenen Urwäldern gesucht, sondern vielmehr dahin sich führen lassen durch die Hoffnung, daß er bei ihren nächsten Anwohnern, bei den streitbaren Alanen, *a Lana*, von der Lahn, erklärt wiederum der angezogene scharfsinnige Forscher, die Mittel zu der Fortsetzung eines Kampfes der Verzweiflung, oder wenigstens zu einem Guerillakrieg, wie er 1849 in dem meissnischen Erzgebirge oder dem badischen Oberland geführt werden sollte, finden könne. Es hat aber im geringsten nicht alsolche Hoffnung sich bewährt, die Weltklugen von der Lahn wollten in einen Streit, der um ihrentwillen nicht erhoben, in keiner Weise sich einlassen, und Taborinus, von seinem fürchterlichen Gegner ereilt, mußte unter den ungünstigsten Umständen ein Reitergefecht annehmen. Wunder der Tapferkeit hat er nochmals an diesem Tage, *anno ante Christi nativitatem* 251, verrichtet, bis er endlich mit allen den Seinen erschlagen worden. Dem Sieger brachte man das blutige Haupt des Gegners dar, er empfing es in dem Ausdrucke edelmüthigen Bedauerns um den Fall eines Helden, soll aber in seinem Herzen nicht wenig erfreut gewesen sein, daß er endlich des Störenfriedes ledig, daß in

Taborinus der uralte Gegensatz vom südlichen zum nördlichen Deutschland gefallen sei, daß es kein Sicambrien mehr und kein Tegarana, sondern ein einiges mächtiges Germanien gebe, und daß nichts mehr seinen Entwürfen für die Beglückung eines über alles ihm theuern Volkes hindernd in den Weg treten könne.

Ohne Zeitverlust wurde Hand gelegt an die Verwirklichung der eine allgemeine Glückseligkeit bezweckenden Entwürfe: kaum daß man sich Zeit genommen hat, die durch 101 Balistenschüsse und den Leitartikel der Hofzeitung dem Reiche angekündigte Befreiung der Nation von dem Joche subalterner Tyrannen durch Hof- und Volksfeste, durch Zweckessen, patriotische Hymnen und Dankadressen, Votirung von Monumenten und Medaillen zu feiern, und der Großkönig ließ die eine der von seinem Hofphilosophen, dem bereits gebürender Maasen besprochenen Amerodagus auf Vorrath entworfenen Constitutionen veröffentlichen. Amerodagus, hoch über dem allzeit fertigen Constitutionsfabrikanten Sieyes stehend, und höchstens dem tiefen Denker Michael Oginski vergleichbar, trug stets ein Dutzend der verschiedenartigsten Constitutionsentwürfe im Portefeuille, daß er stündlich jede Bestellung in diesem Fache auszuführen vermochte. Das Project, an dem einstweilen König Basan Belieben fand, war von den liberalsten Grundsätzen ausgehend: neben dem Fürstenhause, zu welchem alle mediatisirte Herren zwischen Rhein und Dnieper berufen, gab es da ein Volkshaus, gegründet auf allgemeines Stimmrecht, als das sicherste Mittel, die vereinzelten geistigen Kräfte der Nation zu einem großen, erleuchteten, wohlthätigen Ganzen zu vereinigen. Unbeschränkt sollte die Wahlfreiheit sein, jedes Einflusses auf die Wahlen die Regierung sich enthalten, nur waren in weiser Vorsicht einige Clauseln eingeschaltet, die zusammengenommen etwan wirken mochten, wie des tapfern Lannes Rede, gelegentlich der Wahl eines lebenslänglichen Consuls an sein Regiment gerichtet: „*Soldats*," sprach der trotzige Held, „*soldats, il s'agit de faire nommer le général Bonaparte premier consul à vie. Les opinions sont libres, je ne veux influencer personne, je vous préviens seulement que le premier, qui ne votera pas en sa faveur, je le ferai*

fusiller comme un j. f. à la tête du régiment. Vive la liberté!"

Dem deutschen Volke war nicht minder zugesichert die gleiche Besteurung, die Gleichheit vor dem Gesetze, mit Schwurgerichten verbunden. Nur von seines Gleichen sollte ein jeder gerichtet werden, und war für die Ausmittlung dieser Gleichen das liberalste Princip zur Anwendung gebracht. Der geistreichste, unterrichteteste, gebildeteste Mann, vor eine Gesellschaft von richtenden Tölpeln oder Thoren gestellt, konnte gleichwohl in dem hehresten Nationalgefühl sich sagen: ich stehe vor meines Gleichen zu Recht. Für die Vergebung der Aemter war die strengste Unparteilichkeit, nach eines jeden Befähigung, zugesichert, doch unter gebürender Berücksichtigung der einem Sicambrer angebornen geistigen Vorzüge und Ueberlegenheiten. Hingegen soll, laut der Constitution *de aõ* 250, eine eigentlich wissenschaftliche Bildung dem angehenden Staatsdiener nicht sowohl zur Empfehlung gereichen, als vielmehr ein Hinderniß werden. „*L'étude,*" das hat Paul Louis Courier seitdem angemerkt, „*l'étude rend paresseux: on s'enterre dans ses livres; on devient réveur, distrait, on oublie ses devoirs, visites, assemblées, répas, cérémonies; mais ce qu'il y a de pis, l'étude rend orgueilleux; celui qui étudie s'imagine bientôt en savoir plus qu'un autre, prétend à des succès, méprise ses égaux, manque à ses supérieurs, néglige ses protecteurs et ne fera jamais rien dans la partie des lettres,*" und beinahe wie Paul Louis Courier drückt um denselben Gegenstand Amerodagus sich aus. Wahrlich eine preiswürdige Selbstverläugnung ab Seiten eines Vorläufers der Kant, Fichte, Hegel, dem wir aber noch eine zweite, nicht minder wichtige Entdeckung verdanken. Ein eifriger Waidmann, hatte Amerodagus bemerkt, daß Hühnerhunde, einer vorzüglichen Race entstammend, und von Vater und Mutter her zu dem Métier geboren, um so leichter den Unterricht auffassen, auch vor andern Hunden den höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit erreichen; den immensen Abstand von Mensch zu Thier erwägend, gelangte der Philosoph zu dem Resultat, daß in Ansehung des Menschen genau das Gegentheil von dem, so für den Hühnerhund gültig, anzunehmen, daß die Söhne von

Vätern, deren Beschäftigungen dem Staatsdienste die fremdesten, vorzüglich geeignet sein müssen, dem Staate zu dienen, und deshalb will die Constitution, daß bei der Vergebung von Aemtern jederzeit dergleichen jungfräulichen Naturen, deren geistiges Capital in keiner Weise durch Studien und des Denkvermögens Anstrengungen vermindert, der Vorzug werden soll.

Nachdem verkündigt, in Enthusiasmus beschworen, eine Wahrheit geworden die Constitution, glaubte König Basan, es sei genug gethan für seinen Ruhm, und die Zeit gekommen, daß er seinen Neigungen, sich selbst leben dürfe. Auf der Höhe, wo des Taborinus blutiges Haupt ihm entgegengehalten worden, erbaute er sich ein Schloß, das in Festigkeit und Pracht alle seine Residenzen übertreffend, in kurzer Zeit sein Lieblingsaufenthalt geworden ist. Er nannte es, im Andenken desjenigen, der Zeitlebens die viele Arbeit ihm geschaffen, des Taborinus Berg, *Mons Taborini,* woraus mit der Zeit Montabaur gemacht worden. Er begünstigte auch die Ansiedelungen in der Umgebung dieses Schlosses, daß um dasselbe in kurzen Jahren eine ausgedehnte, volk- und gewerbreiche Stadt sich bildete. Indem aber durch das Geräusch, durch die Bewegung einer Metropole Basan in dem Genusse der seine Pfalz umgebenden romantischen Landschaft wesentlich beeinträchtigt, indem er auch für mancher Liebhabereien Befriedigung die tausende von Aufpassern, so in einem zahlreichen Hofstaat vereinigt, allzu lästig finden mochte, kam er auf den Gedanken, in mäßiger Entfernung von der Residenz eine Art von Capri sich zu schaffen, wo er fern dem Getümmel des Weltlebens und den Blicken der Neugierde, den Ansprüchen der Sensualität, weil das doch einmal gesagt werden muß, sich hingeben könne. Eine Jagdpartie führte ihn zu den waldichten Höhen über Pfaffendorf, und ein offenes niedriges Plateau, so die reizendste Aussicht beherrscht, erschien ihm als die seinen Wünschen am mehrsten zusagende Stelle. Die sämtlichen Bauinspectoren des weiten Reiches wurden aufgefordert, in der Fertigung von Rissen für das projectirte Lustschloß zu concurriren, tausende von Arbeitern zur Stelle geschickt, und es entstand unter ihren Händen, auf der heimlichen Stelle ein Feenpalast, umgeben von dem

Vorbilde zu den Gärten der Armida. Wunderbar, köstlich, in allen Beziehungen dem Bauwerk entsprechend, war die innere Ausschmückung, das höchste Raffinement aber von Luxus, Ueppigkeit und Verschwendung vorbehalten der Badenburg, als für welche der Silberquell an der Gärten äußerstem Rande benutzt. In besagter Badenburg gefiel sich Basan ganz besonders; *„le roi s'amuse,"* mochte es mit allem Rechte heißen, wenn er da in fröhlicher, gewählter Gesellschaft plätscherte.

Aber in all seiner Herrlichkeit, in dem damit verbundenen Schlaraffenleben fühlte der Sardanapal sich nicht eigentlich glücklich: mit Abdalrahman, dem Kalifen von Córdova, mochte er klagen: „Ich habe jetzt über fünfzig Jahre in Sieg oder Frieden regiert; geliebt von meinen Unterthanen, gefürchtet von meinen Feinden, geachtet von meinen Bundesgenossen. Reichthümer und Ehren, Macht und Vergnügen lauschten meinem Ruf, kein irdisches Gut schien meinem Glück zu fehlen. Und ich habe Buch gehalten, sorgfältig, über die mir gewordenen Stunden oder Tage reiner, wahrer Glückseligkeit, zu Tagen die Stunden berechnet, und es ergeben sich in Allem vierzehn Tage. O Mensch! setze deine Zuversicht nicht in diese sichtbare Welt!" Basans letzte Jahre wurden durch häusliche Unfälle getrübt. Ungehorsame Söhne rauften sich um eine Erbschaft, die nicht erledigt, Bertilia, die Lieblingstochter, lauschte den süßen Worten eines Freiers, der ihrem königlichen Vater durchaus unangenehm. Nicht, daß Herzog Kadaloch an sich solche Abneigung hätte verdienen sollen, im Gegentheil vereinigte er in seiner Person die mannichfaltigsten Eigenschaften eines vollendeten Cavaliers. Meister in allen ritterlichen Uebungen, spielte er in Vollkommenheit die Laute, daß sie unter seinen Fingern zu sprechen schien, er machte die unvergleichlichsten Verse, Liebesgedichte absonderlich, denen ein Herz von Stein, geschweige denn die zarte Bertilia, unmöglich hätte widerstehen können, er tanzte wie Vestris, schrieb wie gestochen, schnitt wunderschöne Landschaften und Bilder aus mit der Schere, flocht Arbeitskörbchen aus Papier, Ringe aus Pferdshaaren, excellirte in Punctir- und Kartenkünsten. Das Alles wußte nach Verdienst Basan anzuschlagen, aber den Flecken in des Freiers Ge-

burt vermochten diese Vorzüge insgesamt nicht zu tilgen. Er war kein reiner Germane, sondern ein Trevirer, auf dem linken Rheinufer geboren, in dem Volke, so durch seine Mischung mit besiegten Galliern den Adel der germanischen Herkunft verscherzt hatte. Kadalochs Brautwerbung wurde mit Härte abgewiesen, die arme Bertilia, weilen sie dem Auserwählten abzusagen sich weigerte, mishandelt und zu wiederholten Malen eingesperrt.

Das dem fernen Geliebten wissen zu lassen, ist ihr gelungen, und nach längerm Zweifel ging sie auf den von ihm ausgehenden Vorschlag einer Entführung ein. Die Aussöhnung mit dem Vater mußte vorhergehen, auf daß die Flucht möglich werde. Vollkommen schien Bertilia dem, was als eine Unmöglichkeit von ihr erkannt, verzichtet zu haben, und wiederum bezeigte sich Basan als der gütigste, als der zärtlichste der Väter. Jegliche Laune wurde der Lieblingstochter nachgesehen, jegliche Freiheit ihr verstattet; das allerheiligste sogar der Badenburg, das Spiegel- und Porphyrcabinet, so bis dahin einzig den väterlichen Vergnügungen vorbehalten gewesen, durfte sie benutzen, und aus solchem Bade konnte letzlich der Liebhaber sie entführen, unter Umständen, welche anzumelden mir nicht anständig. Nach seiner Burg hat Kadaloch die Geliebte gebracht, und alldorten in trüglicher Sicherheit der Früchte einer verbotenen Liebe, einer wilden Ehe genossen, während der betrogene Vater in den ersten Augenblicken ungemessener Verzweiflung um seines Kindes Verlust sich hingab, dann sich bereitete, den seinem erlauchten Hause angethanen Schimpf in der raffinirtesten Grausamkeit zu bestrafen. Daß kein anderer, denn Kadaloch, der Frevler sein könne, lag am Tage, und peremtorisch wurde dessen Auslieferung von dem Großfürsten der Trevirer gefordert. Der, keineswegs zu Kadalochs Freunden gehörend, war nicht gesonnen, sich um dessentwillen mit dem übermächtigen Nachbar zu überwerfen, das Volk der Trevirer hatte in wiederholten verunglückten Versuchen, seinen Clienten, den Tegaranern, gegen den Großkönig der Deutschen beizustehen, für den allzu ungleichen Kampf die Ueberzeugung seiner Ohnmacht gewinnen müssen, die Clan sogar, welche Kadaloch als Chieftain regierte, ward durch mancherlei Succes-

sionsstreitigkeiten, durch verschiedene, um die höchste Würde buhlende Competenten getheilt und beunruhigt, daß nirgendswo eine Möglichkeit sich ergab, den von der andern Rheinseite herübergekommenen *Requisitoriales* den Gehorsam zu versagen.

Die Gendarmerie erhielt die Weisung, auf den Herzog Kadaloch, von wegen des in dem befreundeten Nachbarstaate begangenen Raptes zu fahnden, und würde unfehlbar des Auftrages sich entledigt haben, so nicht der Hauptmann, den Unbestand aller menschlichen Dinge und Situationen erwägend, zweckmäßig gefunden hätte, der Ausführung des *mandat d'amener* eine Warnung an den Bedrohten vorausgehen zu lassen. Sie kam, verspätet zwar, doch früh genug, um das Liebespaar dem Bereiche der Häscher zu entziehen. Kadaloch und Bertilia, in den Hauskleidern beide, ohne eines Dieners Begleitung, begaben sich auf die Flucht, in der Absicht, zunächst bei des Herzogs Freunden im Lande der Eburonen Zuflucht und ferner Mittel zu suchen, um Britannien, das Eiland zu erreichen; dort allein konnten sie gegen Basans Zorn sich gesichert wähnen. Von der südlichsten Grenze des Trevirerlandes ausgehend, verfolgten sie den Kamm des Rheingebirges: unter Mühseligkeiten und Gefahren ohne Zahl gelangten sie zu einer verborgenen Schlucht, die von allen Seiten durch dichte Waldung beschützt, einen um so willkommeneren Versteck bot, als die zarte Bertilia, den Anstrengungen der übereilten Flucht erliegend, für den Augenblick außer Stand sich befand, sie fortzusetzen. Eine Höhle, im Hintergrund der Schlucht, nahm die beiden Liebenden auf, einige Hirten der Nachbarschaft erbarmten sich der Hülflosen und trugen ihnen Speise zu, der nahe Quell labte die Durstigen. Bertilia, allmälig wieder sich erholend, hätte wohl die Wanderung auf das neue antreten mögen, aber der Versuch, wie weit ihre Kräfte reichen sollten, führte sie zu der Schlucht Ausgang, mit Entzücken erblickte sie den grünen Rhein, mit steigendem Entzücken, auf der entgegengesetzten Höhe, des Vaters Sommerpalast mit den hundert Säulen. Alle Gefühle und Empfindungen der Vergangenheit erwachten in ihrer Brust, den Vater hatte sie verlassen, um des Mannes willen, aber stündlich des Vaters Haus schauen zu

können, das ward ihr ein Trost sonder Gleichen, und dessen um keinerlei Preis sich zu begeben, hat sie beschlossen. Wie dringend auch Kadaloch zum Aufbruch rieth, seinen Mahnungen hat Bertilia stets passiven Widerstand entgegengesetzt, und Wochen und Monate sind den beiden in dem unbequemen Aufenthalte an Kadalochs Born, in dem Laubachthal, vergangen.

Darüber ist der Sommer gekommen in seiner Pracht, und mit diesem Sommer ein Ungewitter, dergleichen kaum je in dem Rheinthal erlebt worden. Ein Blitz fuhr nieder auf Basans Badenburg, hoch auf schlugen die Flammen, und zu Trümmern fiel der stolze Bau. Mit Entsetzen schaute Bertilia den Brand, in tiefem Mitgefühl bedachte sie des Vaters Kummer um die Vernichtung seiner Lieblingsschöpfung, mit Schauder wurde sie zugleich erfüllt durch die Betrachtung ihrer eigenen armseligen Lage, und der Drangsale und Gefahren, von welchen fortwährend der Geliebte umgeben. Die Sünde, durch welche das Alles verschuldet, durch ein großes Opfer zu sühnen, hat sie es gewagt, vor des zürnenden, vor des bekümmerten Vaters Antlitz zu treten; wie es ihr gelang, den Rhein zu überschreiten, wird nicht berichtet. Als sie die Höhe erreichte, hatte eben König Basan, von seinem Hofstaat umgeben, zur Brandstätte sich eingefunden: ohne die zahlreiche Begleitung zu berücksichtigen, trat Bertilia zu ihm heran, sie sank auf die Kniee, sie lispelte das Wörtchen: Gnade. Und alsbald hat in der Umhüllung von Lumpen, in der Entstellung, so des erlittenen Elendes Folge, der Vater die verlorne Tochter erkannt; sie aufzunehmen, sie an das Herz zu drücken, öffnete er die Arme, indem trafen seine Blicke auf eine Fülle, die wunderlich abstechend gegen Bertiliens Jammergestalt. Mit dem linken Arm sie umfassend, erhob er zum Haupt den rechten, k r a t z t   e r   d e n   K o p f. Die Sache war aber nicht mehr zu ändern, das *fait accompli* anerkennend, nahm der König zu Gnaden auf die Ungehorsame mit samt ihrem Ehrenräuber. Sie wurden Mann und Frau nach dem Formular des sicambrischen *Etat-civil*, und Kadaloch, unabhängig von seiner Restauration in dem Lande der Trevirer, empfing am Hofe die dem Schwiegersohn zukommende Stellung.

Aber Basans Herz war gebrochen durch seine Söhne Unfug, durch seiner Tochter Fehltritt und *mésalliance*, durch seines Palastes Catastrophe, worin er nicht umhin konnte, die reichlich verdiente Bestrafung der darin begangenen *frédaines* zu erblicken. Zur Feier seines Geburtstages veranstaltete er zu Neomagus ein großes Festin; Neomagus hieß in der Hofsprache zu Montabaur, welche das reinste in den Salons der Condruser heimische Gaelisch, der Palast, bis dahin er von jener unwillkürlichen Bewegung des Erbauers von dem Volke die Benennung Kratzkopf empfing. Alle des Königs Söhne und Brüder, alle Herzoge und Edle wurden zu besagtem Festin geladen, und sieben volle Tage hat mit ihnen, zechend, schmausend und in aller Ueppigkeit Basan zugebracht, daß Jupiter selbst in Versuchung gerathen zu sein scheint, dem Bachanal beizuwohnen; aller Augen haben ihn gesehen, wie er Stundenlang über der Firste des Hoftempels, in dem Gehölze hinter dem Kratzkopf schwebte. Am achten Tage proclamirte Basan seinen Sohn Chlodomir als den künftigen König der Sicambrer und der Germanen, was jubelnd die Großen vernahmen; in prophetischen Worten, in zierlichen Reimen verkündigte er seines Volkes, des Vaterlandes künftige Schicksale; die Erben seines Ruhmes und seiner Siege empfahl er in eindringlichen Worten denjenigen, welche berufen, der Früchte davon zu genießen, Eintracht, Gerechtigkeit pries er als die Grundlagen des allgemeinen Wohles, und nach gesprochenem Scheidegruß ging er hinauf zum Tempel. Nie mehr ist er gesehen worden. Einige wollen, er sei mit Haut und Haar zum Himmel aufgestiegen, andere sprechen von Selbst-, oder von Meuchelmord, durch meuterische Große veranlasset. Amerodagus, am Schlusse der durch ihn gelieferten Biographie seines Königs, äußert: „Basan war von dem brennenden Verlangen erfüllet, göttlicher Verehrung zu genießen, er hielt auf sorgfältige Pflege der Gerechtigkeit, liebte das Volk, erdrückte seine Feinde, erzeigte sich ungemein gnädig den Guten, unter allen Umständen streng und wohl gar grausam den Bösen. Er verschwand im 36. Jahre seiner Regierung, 248 Jahre vor Christi Geburt, und haben die Sicambrer ihn unter die Zahl der Götter versetzt, unter

dem Namen Basangot ihn verehret.“ Mit dem Heidenthum ist untergegangen die Verehrung, versunken der Tempel, in welchem einst Basan verschwand, der Hain aber, von welchem der Tempel umschlossen gewesen, heißt bis auf den heutigen Tag der Franken Himmelreich; man wird sich erinnern, daß die Sicambrer, mit einem guten Zusatz von Chatten, der Kern der einen großen Abtheilung des Frankenvolkes, der aus plattdeutschen Kehlen sprechenden Ripuarier geworden sind. Eben so ist in der Benennung des Barborns die Wurzel Basan unverkennbar.

Dem Kratzkopf stoßt das Ahrfeld an, ein Stück Ackerland von 80 — 90 Morgen, die vor nicht gar langer Zeit noch ein einziges Besitzthum ausmachend, von einem Beständer, der auf dem Gute selbst wohnhaft, bearbeitet wurden. Das Hofhaus ist bis auf wenige Trümmer verschwunden, fortlebt die Sage von dem Ahrfelder Männchen. Es soll das ein gar böser Junker gewesen sein, der, Eigenthümer der nächstbelegenen Ländereien, jedes Mittel, sein Besitzthum zu erweitern, sich erlaubte. Ueberlistung oder Gewalt wurden zu dem Ende gegen die arglosen Nachbarn zur Anwendung gebracht, und besonders häufig soll der Junker die Grenzsteine durch seine Arbeiter haben ausgraben und verrücken lassen. Das trieb er lange Jahre, steinreich ward er über dem Treiben, sterbend hat er jedoch den Reichthum alle seinen Kindern hinterlassen müssen. Die haben wenig Segen in dessen Genuß gefunden, während den Alten bis in die andere Welt der Fluch der Beraubten verfolgt. Häufig wird er gesehen, wie er bei nächtlicher Weile das Ahrfeld durchstreift, ein steinaltes kleines Männchen, grau gekleidet, das dreispitzige Bauernhütchen auf dem Kopf; stiller Schmerz leuchtet dann aus allen seinen Zügen. Zu andern Zeiten tritt er wohl auch als ein Riese auf, als ein Ungethüm, mit einem einzigen Schritt setzt er dann über die Schlucht, durch welche von dem Keitenberg das Ahrfeld geschieden, weiter fort stürmt er bis zur äußersten Höhe, und wehe allen, die dem Riesen in seinem Grimme begegnen. Desto manierlicher hingegen bezeigte sich der Spuk, durch welchen die Wachhecke, weiter aufwärts, nach Horcheim zu, belebt, als er, am hellen

lichten Tage, einem meiner Freunde aufstieß. Dem wurde zuerst sichtbar ein sehr anständiger alter Herr, genau in dem Costume von Ludwigs **XIV**. Zeit, dann folgten ein junger Herr und eine junge Dame, gekleidet beide nach der neuesten Pariser Mode; sie schienen ungemein erfreuet, den Alten zu treffen, grüßten sehr freundlich den im Anstand lauernden Jäger, und vertieften sich in ein von der lebhaftesten Gesticulation begleitetes Gespräch, von dem aber kein Laut dem Lauscher vernehmbar. Mehrmalen schlug der alte Herr die Hände über dem Kopfe zusammen, der junge Mann ballte die Faust, Thränen vergoß die Dame. Endlich setzten sie sich wiederum in Bewegung, scheidend wendete die Dame sich dem Referenten zu, deutlich vernahm er die Worte: „*j'aurai l'honneur de vous revoir*", und verschwunden waren alle drei. Das hat sich im Sommer 1789 ereignet, im Frühjahr 1790 traf Referent mit denselben Personen auf der fliegenden Brücke zusammen; er grüßte sie als Bekannte, was besonders der Dame aufzufallen schien, und er überzeugte sich, daß er französische Emigranten vor sich, im Spiegel gleichsam sie das Jahr zuvor gesehen habe. Dergleichen hatte Coblenz im Sommer 1789 noch nicht aufgenommen, das Gesicht sollte sie anmelden.

In der Tiefe am Rhein, oberhalb Pfaffendorf, unweit des oben besprochenen Heiligenhäuschens mit dem Vesperbild, hat man in der neuesten Zeit ein prächtiges Echo entdeckt, das eben der Neuheit wegen häufig in Anspruch genommen wird. Auch ein junges Ehepaar, in der tiefen Dämmerung von Horcheim herabkommend, trieb vielmals seine Lust mit dem Widerhall, daß die rosige Maid, der jungen Frau Schwester, sich endlich ermuthigt fand, unter Vorausschickung eines tiefen Seufzers, dem gelehrigen Echo den Namen des fernen Geliebten zu lispeln. Nicht aber, wie sie erwartet hatte, „Gustav!" tönte es wieder, sondern die Antwort ist ihr geworden, die des P. Manfredus Ruf: „Hannes!" (Bd. 1. der **II**. Abth. S. 561) im Walde vor Dieburg empfing, nur war es diesmal kein Hinterhalt, der die Rolle des Echos übernahm, sondern ein Gassenjunge aus dem Thal, der, den Leinenpfad verfolgend, in der Dunkelheit sich versucht fühlte, auf Kosten der liebenden Jungfrau einen unschuldigen Witz zu machen.

Weiter fort wird die Grenze der Markungen von Pfaffendorf und Horcheim durch ein Brücklein und den Horcheimer Graben bezeichnet. Gleich jenseits, innerhalb einer mit Gesträuch bepflanzten Rabatte steht ein Kreuz, worauf zu lesen: *Aõ 1710. 8. Septemb. seint alhie diese ertruncken aus Kell. Anna Nachtsheims. Elisabeta Nachtheims. Anna Rörig. Elisabeta Theobalds. Catarina Franck. Apollonia Engels.* Die zweifelsohn beigefügte Ermahnung, den von einer Wallfahrt nach Bornhofen heimkehrenden und hier im Rhein verunglückten Frauen zum frommen Gedächtniß ein Vaterunser zu beten, muß in der Erde stecken, oder abgebrochen sein, wie dann überhaupt in der von wegen des Straßenbaues nöthig gewordenen Translation mehrfache Beschädigung das Kreuz erlitten zu haben scheint. Die Pflanzung zieht sich noch etwas weiter, dem fortwährend sich erhebenden Weg zur Seite hinan, und endigt in einem Rundel, das mit Tisch und Bänken versehen, zu einem Rückblick auf Coblenz und Ehrenbreitstein einladet. Fürwahr reizend ist die Aussicht, die man dort beherrscht, doch reizender noch war sie auf der entgegengesetzten Seite der Straße, wo de Lassaulx, der so oft besprochene Syndicus, einige Pappeln gepflanzt, eine Bank errichtet hatte. Von ihr aus übersah man die Stadt, namentlich das Schloß, welches für das Rundel unsichtbar. Der Syndicus war von dem Kurfürsten zum Amtmann in Ehrenbreitstein ernannt worden, in Gefolge einer Transaction, worin er auf jede fernere Entschädigung für eine den gesetzlichen Formen zuwider erlittene Verfolgung verzichtete. Ihm verdanket Horcheim eine wesentliche Verbesserung; mit Feuer und Schwert hat er die Eigenthümer der Fläche zur rechten Seite der Landstraße genöthigt, ihre Weinberge auszurotten, und in den Böden statt des geringen Weines Getreide oder Gemüse zu erbauen. Um einen sichern wurde der unsichere Ertrag aufgegeben, und der an sich sehr vorzügliche rothe Wein von Horcheim gewann bedeutend in Reputation, seit das geringe Product jener Böden nicht mehr in den Handel kam.

Auch in anderer Beziehung hat die Ansicht der Horcheimer Markung vielfach sich verändert, nachdem die Straße, wodurch das Dorf mit Pfaffendorf und Nieder-Lahnstein verbunden, zu

einer Staatsstraße erweitert, ausgebauet worden. Schade für diese prächtige Straße, daß das Oberwerth, so bis über Horcheim hinaus ihr ein Begleiter, von dem rechten Ufer gesehen, sich ziemlich nüchtern darstellt.

Die Horcheimer Hohl.

Die folgenreichste Umwandlung hat die Straße erlitten auf der Stelle, wo sie zu der sogenannten Horcheimer Hohl sich herabsenkt. Diese Stelle, ehemals von wegen ihrer Vernachlässigung aller Fußgänger und aller Kutscher Schrecken, hat sich in einen höchst bequemen und sichern Abhang verwandelt. Eben so hat das davorstehende Capellchen zu Mariahilf eine ganz neue freundliche Gestalt angenommen; durch ein Gitter beschützt, ist es in seinem Innern ausgemalt worden. Der Eingang zur Hohl ist aber vollends unkenntlich geworden durch den Raum, den er behufs der Erweiterung der Landstraße abgeben müssen. Kaum daß im Innern der Schlucht noch der Tanzsaal zu erkennen, von dem so grausige Dinge Hr. S., der S. 653 des 1ten Bds. der **I.** Abth. besprochene Märtyrer des Taktes, zu erzählen wußte. Inmitten seines Unglücks hatte Hr. S. doch noch einige Schüler und Schülerinen beibehalten, in Familien, die nicht gerade von dem Hofe abhängig, auch nicht gewohnt, in allen Dingen den Anforderungen der Mode nachzuleben. Vor allen seinen Zöglingen war durch Fleiß und Fortschritte Frau Katharina am gründlichsten ihm empfohlen, deshalb sie auch im Ehestande regelmäßig zwei Lectionen die Woche empfing, denn seinen Liebling zu besuchen, achtete der Lehrer nicht des weiten Weges von dem Thal nach Nieder-Lahnstein, nicht der Hindernisse, so Sturm, Regen, Glatteis bieten konnten, noch auch des von der Horcheimer Hohl ausgehenden Schreckens. Von den vorigen Zeiten her war die berüchtigt als ein Wechsel- und Tummelplatz für Räuber und Mörder.

Des alten Mannes treue Anhänglichkeit wußte hinwiederum Frau Katharina zu würdigen, und niemalen durfte bei häusli-

chen Festlichkeiten, bei ihrem Namenstage vorab, an ihrem Tische Hr. S. fehlen. Nun fiel 1808 St. Katharinen Fest auf einen Freitag, und weilen der Gäste viele, und von verschiedener Sinnesart zu erwarten, hatte die sorgsame Wirthin ihre Küche dermaßen bestellt, daß sie den entgegengesetzten Ansprüchen gerecht werden konnte; Fastenspeise war den Gläubigen, Fleisch den Sündern bereitet. Den Sündern wollte freilich der im Allgemeinen religiöse Claviermeister nicht zugerechnet werden, aber von den Geboten der Kirche um die Fasten hat er niemalen viel gehalten, dazu wähnte er, in der Fasten Bruch, eine Rache an der Kirche zu nehmen. Der grollte er in gewisser Weise, von wegen der von einer Aebtissin empfangenen, von einem Erzbischof geduldeten Unbild. Es war ihm auch nicht genug, für seine Person das Kirchengebot zu übertreten, einen höhern Genuß beinahe fand er, zu der gleichen Schuld den Nächsten zu verleiten, und standen ihm tausend Gründe und tausende von Historien zu Gebot, so oft in der Rolle des Versuchers aufzutreten ihm beliebte. So hatte er von einem Karthäuserkloster gehört, dessen Weiher in ihrer ganzen Ausdehnung auf dem Grunde mit Netzen bedeckt zu sein pflegten, und wo von Zeit zu Zeit Schinken, geräucherte Zungen, Würste aller Art, und dergleichen mehr in die Weiher geworfen wurden. Natürlich kamen, mit dem Erheben der Netze, jene Setzlinge zum Vorschein, und dann verfehlte man in der Karthause nicht, sie als Fische zu betrachten, als Fische sie herrlich sich schmecken zu lassen. Einstens war er die Mosel herunter gefahren, und hatte der Wein, freigebig von ihm den Schiffern gespendet, ihre Zungen entfesselt. „Seid Ihr doch", sprach der Steuermann, „ein ganz anderer Heiliger, als die zwei Franciscaner, die wir den vergangenen Freitag um Gottes Willen nach Cochem mitgenommen haben. Kaum saßen sie auf dem Brett da, und der Schnappsack mußte herhalten. Der Krug, den sie herausbrachten, hielt zum wenigsten zwei Maas, und flog, so zu sagen, zwischen den beiden hin und her, dann, als ausgeleert der letzte Tropfen, in die Musel. Wann sie unser einem nur ein einziges Mal zugebracht hätten! Nachdem getrunken der Wein, fuhr der eine, mit der rothen, krummen Nase in seinen Aermel, und eine

Leberwurst zog er hervor, wie mein Arm lang und noch dicker, die tunkt er einen Augenblick ins Wasser, zieht sie wieder an sich, und mit den Worten, „„nau es et Fesch““ thut er zwei, drei Bissen hinein, daß ihm die Brühe den Bart herunter laufft. Darauf mußte er die Wurst an seinen Kamerad abgeben, der dann auch kauete und schluckte, als ob er kein Gebinn im Leib hätte. In kurzen Augenblicken war die Wurst zwischen den beiden verschwunden; und wir hatten Freitag, Frommfasten.“

Von der besten aller Fastengeschichten, von des h. Patricius Fischen wußte aber unser Musiker nichts, konnte davon folglich nichts erzählen, weshalb ich dann mich genöthigt sehe, aus eigenen Mitteln seiner Unwissenheit zu suppliren. St. Patricius, nachdem durch ihn bereits bedeutend gefördert worden die Bekehrung der Irländer, sprach, zum andernmal Gallien besuchend, bei dem Bischof von Auxerre, bei dem h. Amator ein. Vier ganze Jahre hat er in dessen Gesellschaft zugebracht, und viel wird erzählt von des h. Patricius Tugendübungen in dieser Periode seines Lebens, von der Ausdauer seines Gebetes, von der Strenge, in welcher er häufig selbst die ersten Nothwendigkeiten dem Körper versagte. Wir lesen aber auch, wie er, von einem unwiderstehlichen Gelüste ergriffen, sich ein Stück Schweinefleisch zulegte, sorgfältig es in einem Tönnlein verpackte, und den Schatz in dem nahen Gehölze einscharrte, der Meinung, den künftigen Freitag, unbeachtet von den Brüdern, denen er doch kein Aergerniß geben wollte, das Sündenfleisch zu verzehren. Der Freitag kam, zum Gehölze wanderte der Lüsterne, unberührt fand, erhob er seinen Leckerbissen. Angesetzt hatte er schon das Messer, da schreitet eine Menschengestalt an ihm vorüber, die vorne nicht nur, auch hinten mit Augen versehen. Etwas bestürzt, befragt Patricius den Vieläugigen um Stand, Würde und werthen Namen. Der antwortet: „Ich bin der Knecht des Herren. Mit den Augen der Stirne überschaue ich die reizende Landschaft, mit den Augen des Hinterkopfes betrachte ich den gefräßigen Mönch und das Tönnchen, worin er, seinem Bauch zu dienen, die verbotene Speise barg.“ Die Gestalt war hiermit verschwunden, unter der Last der Beschämung erliegend, unter allen Zei-

chen der bittersten Reue zum Boden gestürzt Patricius. Aus seiner Betäubung erwacht, in Thränen zerfließend, erblickt er über sich seinen Schutzengel. „Steh auf", spricht Victor, „fasse ein Herz, denn deine Sünde ist umgewandelt. Falle nicht wieder." Vom Boden sich erhebend, gelobt Patricius, Zeitlebens des Fleisches sich zu enthalten, nur bittet er um ein Zeichen, woraus zu entnehmen, daß seine Sünde ihm nachgelassen worden. Da heißt Victor ihn das Schweinefleisch dem nahen Bach eintauchen; dem Gebot gehorsam, zieht er statt des Fleisches Fische aus dem Wasser. „Nachmals hat Patricius", so heißt es in seiner Lebensbeschreibung, „nicht selten diese wunderbare Umwandlung seinen Schülern vorgetragen, sie damit gegen die Anforderungen des Gaumens zu waffnen, es haben aber nicht alle Irländer gehörig die vernommene Lehre anzuwenden verstanden. Es pflegen nämlich viele auf St. Patricien Tag, der regelmäßig in die Fasten fällt, ein Stück Fleisch ins Wasser zu tauchen, es also gewässert zu kochen, und das gekochte Fleisch, das sie als St. Patricien Fische preisen, trefflich sich schmecken zu lassen."

An jenem Katharinentage 1808 hat Hr. S. überhaupt wenig erzählt, desto mehr getrunken und gegessen, Fisch und Fleisch ohne Unterschied, dann dem Abschiedstrunk, einem wohl gefütterten Punsch, reichlich zugesprochen, auch in solchem Abschiednehmen bis zur geschlagenen Mitternacht sich verweilet, nicht allzu gern endlich den Heimweg angetreten. Absonderliches ist ihm weder in Lahnstein, noch in der reichen Markung, noch in Horcheim vorgekommen, nur daß er von Zeit zu Zeit ein fernes Halloh zu vernehmen glaubte. Zu dem Ausgang von Horcheim gelangt, konnte er deutlich ein mit dem Halloh abwechselndes Gekreisch und eine wunderliche, gräßliche, alles übertäubende Musik unterscheiden, und schien Rheinabwärts in Flammen der ganze Horizont aufzugehen. Hr. S., wenn auch eben noch so aufgeregt und ermuthigt durch den Punsch, fing an sich zu fürchten, langsamer wurde sein Schritt, sorgsam blickte er um sich, ob nicht irgendwo ein Christenmensch zu erblicken, der die ihn angähnende Gefahr zu theilen genöthigt sein möchte. Nichts regte sich im Dorfe, nichts wollte von Pfaffendorf herkommen, auf Pfaffendorf zu-

gehen, und dabei, wie sehr auch Hr. S. bedacht, seinen Schritt zu mäßigen, unaufhaltsam trieb es ihn dem eigentlichen Sitz des Schreckens zu. Sich zu fassen, Schutz zu suchen in dem Heiligenhäuschen, hatte er den Fuß der Schwelle aufgesetzt, und in dem Augenblick erfaßte ihn beim Genick eine eiserne Faust; in das Proscenium der Hohl fand er sich versetzt. Der schauerlichste, der wunderlichste Anblick war ihm hier bereitet. Es wimmelte von Menschen und Gethier die Schlucht; hier lenderte eine fette, stattliche Dame mit einem klapperdürren Esel, der zärtlich mit den Vorderfüßen den wohlgenährten Rücken seiner Tänzerin umfaßte, da führten 4 Schöpse mit so viel Herren, deren jeder, als einen Claquehut, den Kopf unter dem Arme trug, einen Contretanz auf, etwas weiter regierte ein grandioser, pechschwarzer Bock eine Polonaise, und war aus dessen ganzer Haltung, und den von Allen ihm bezeigten Aufmerksamkeiten zu erkennen, daß des Balles König der Bock sei. Die Wände der Schlucht waren mit Musikanten besetzt, zu verschiedenen Orchestern diese geordnet, und trug ein jedes dieser Orchester seine Weisen vor, ohne sich um die, so der Nachbar spielte, zu bekümmern. Den Charivari anhören zu müssen, wäre allein schon dem armen, feinhörigen S. schwere Pein gewesen. Dabei hatte es aber keineswegs sein Bewenden. Allmälig von der ersten Betäubung sich erholend, musterte er seine die Anhöhe entlang geordnete Collegen, und mit Entsetzen erkannte er unter ihnen nicht nur die sämtlichen Spielleute der nächsten Umgebung, sondern auch, in großer Anzahl, verstorbene Freunde, die zum Theil gar bedrohlich ihn angrinzten. In den Portionen Gelée, die eben in seiner nächsten Umgebung gereicht wurden, unterschied er Köpfe, Hände von kleinen Kindern, was aber mehr denn das andere all ihm widerwärtig, dieses war eine Art von umgekehrten Karyathiden, alte Weiber von den eckelhaftesten Formen, die zu Kandelabern verwendet. Vergeblich suchte er seine Augen von diesem widerwärtigen Schauspiel abzuwenden: auf allen Seiten war es ihm vorgeführt. In dem Eckel, den er darüber empfunden, mag eine Aufforderung zum Tanze, als ein Ableiter, ihm nicht unwillkommen gewesen sein, wenngleich die Tänzerin mit einem großmächtigen

Pferdekopf begabt. Diesem ersten Tanze folgten andere ohne Zahl, athemlos stand Hr. S., als unversehens ein halbes Dutzend von den scheußlichen Kandelabern in Bewegung sich setzte, den abermals zum Tode Erschreckten umschloß, eine Matelote um ihn tanzte, dann in einen Fackeltanz ihn verwickelte, der, gräßlicher nicht zu erdenken, in eine rasende Galoppade ausging. Der Höhe zu war sie gerichtet, zur Höhe wurde Hr. S. gezerrt, bis das letzte Restchen seiner Sinne geschwunden, leblos er zu Boden stürzte. Am späten Morgen, auf dem Angelberg fand er sich wieder; mühsam, als sei er gelähmt in allen seinen Gliedern, schleppte er sich dem Thale zu, und durch ein feierliches Gelübde hat er sich verbunden, nie mehr gegen das Fastengebot frechen Tadel zu richten, nie mehr am Freitag Fleisch, viel weniger aber Fisch und Fleisch zugleich zu essen.

Horcheim.

Es folgen auf der rechten Seite die drei netten Häuser, durch welche in der neuesten Zeit Horcheim vergrößert worden, dann, gegenüber, die Anlagen, von der Villa Mendelsohn abhängig. Der alte Thurm, neben der Straße, mahnet noch an der Stelle vormalige Besitzer, an die von Reifenberg, deren eine Linie in Horcheim seßhaft gewesen, wogegen das Stammhaus Reifenberg, wie ich kaum erinnern darf, auf dem Taunus, unweit der Quelle der in die Lahn sich ergießenden Weil belegen ist. Es sind, gleich allen ihren Nachbarn am Taunus, gleich den Epstein, Falkenstein, Kronberg, Hattstein, diese vermuthlich mit ihnen eines gemeinsamen Herkommens, die Reifenberg eines gar streitbaren, gefürchteten Geschlechtes gewesen, dessen Stammvater vielleicht jener Baganhard, der 1043 als des Ortes Reifenberg Besitzer genannt wird. Urkundlich kommen die Reifenberg seit 1234 vor. Kuno von Reifenberg, als der einzige Mann seines Hauses, ging 1301, am Sonntag nach Jacobi, die Verträge ein, „*quae jam omnes tangunt et angunt pariter.*“ In Gefolge der Festigkeit der Burg hat sich zeitig in ihr eine zahlreiche Ganerbschaft zu-

sammengefunden. Als dergleichen Ganerben werden, außer denen von Reifenberg selbst, 1384 genannt die Rödel von Reifenberg, die Hatzfeld, Kämmerer von Worms, Waise von Feuerbach, Saneck, Hirtzhorn, Kleberg, Kronberg, Stockheim, Scharfenstein, Hufftersheim, Löwenstein, Brendel von Homburg, Langenau, Ottenstein, Sure von Katzenellenbogen, als welchen sich im Laufe des folgenden Jahrhunderts noch mehre andere Familien gesellten. Stark durch solche Verbindung mochten die von Reifenberg ungestraft den Städten und Dynasten der Umgebung trotzen.

„Friedrich von Hattstein, ein wohlgebohrner Knecht, ein Hauptmann der Stadt Limburg, wart erschlagen ao 1363, auff Ostermontag, an der Lahn under den Steinen dahin man gehet von der Graben Greiffenpforten an die Halde, daß thaten die von Reiffenberg, die waren der Limburger Feind der Zeit und manniche Zeit. Die Herren und Bürger der Stadt Limburg verlohren ihnen zumahl niet, denn er ihnen sehr nutz und dienlich war. Auch war der Friederich ein so großer und starcker Mann von Leibs, daß er auch eine Ahme Weins uffheben und oben auß dem Spont trincken mogte. Diese Vehde hat gewehrt 100 Jahr. Es waren auch die von Reiffenberg des Herrn von Falckenstein Feind im Jahr 1374, und sie erstiegen des Nachts Königstein, und es war der Graff von Königstein genannt Philippus, zur Annamen der stumme, nit daß er wäre stumm mit Reden, sondern in den Werken, den fiengen sie mit vier seiner Kinder, und führten ihnen alßo auff ihr Schloße zu Reifenberg. Er starbe in den nechsten acht Tagen, dann er hatte sich sehr zerfallen, da er sich herabgelaßen, und wollte geflohen sein. Die Kinder gaben, daß sie ledig wurden, und ihr Schloß Königstein wieder bekämen, 10,000 Gulden. Dero Kinder eines wart Werner genannt, der wart hernach ein Erzbischoff zu Triere. Die Reiffenberg fehdeten fortwehrend mit der Stadt Limburg, wehrte noch viele Jahr darnach, also, daß einer zu Reiffenberg genannt wurde der böße Emrich wegen seiner Thaten. *Anno Domini 1454 dominus Joannes de Bacharaco, canonicus et cellarius Limburgensis, missus est a capitulo, annuae pensionis occasione, in Riffenberg, substitit per dubium in Camberg, donec*

misso nuntio in Riffenberg, zu dem bößen Emrichen, *de ejus placito, salvoque conductu, certior fieret.* Deswegen von Kamberg ein Flasch Weins mit sich getragen, dem bößen Emrichen, sambt Junckern Philippßen und Friderichen den *praesentirt, feria tertia post Omnium Sanctorum.*"

Frühzeitig hat die Familie in mehre Linien sich vertheilt. Der eigentliche Hauptzweig erlosch in der Person von Marsilius, gegen 1600. Um zwei volle Jahrhunderte überlebte ihm der von Georgs Sohn Walter, 1400 und 1415, ausgehende Ast. Aus demselben ist Philipps v. Reifenberg, verm. 1570 mit Anna von Dietz, ein Vater geworden von drei Kindern: die jüngere Tochter, Clara Anna, an Johann Ernst von Eickstätt zu Rothen-Klempenow, pommerischen Adels, verheurathet, starb den 5. Sept. 1612, in dem Alter von 26 Jahren. Der Sohn, Johann Heinrich, kaiserlicher Rath und Kämmerer, gest. 4. März 1628, wurde in der Ehe mit Anna von Kronberg ein Vater von 8 Kindern, wovon doch nur Anna Walpurgis und Philipp Ludwig zu Jahren gelangt sind. Von Philipp Ludwig, von seinen seltenen Gaben, von seinen unruhigen Bestrebungen, von seinem traurigen Ausgange ist umständlich in der II. Abtheilung 1. Bde., S. 434—436 gehandelt worden, nicht minder, S. 436—437, von seiner Schwester Anna Walpurgis, welche die Herrschaft Reifenberg in das Haus der Walpott von Bassenheim getragen hat, durch ihre Vermählung mit Johann Lothar dem Walpotten. Der Umstand, daß Philipp von Reifenberg die Anna von Dietz zur Frau gehabt, veranlaßt mich, einer Gespenstergeschichte zu gedenken, die auf Schloß Ardeck, derer von Dietz Stammsitz, spielend, in einem gerichtlichen Protokoll niedergelegt worden.

„*Actum* Diez, den 8ten Februar 1751. Auf entstandenes Gerücht von einer nächtlichen Begebenheit verfügten wir uns von Magistrats wegen in des kranken Anton Seibeils Behaußung, ermahnten denselben alles Ernstes, die Wahrheit über das, so er gesehen, und was ihm begegnet, aufrichtig zu bekennen, nahmen denselben hierüber an Eidesstatt, in Handgelöbniß: und nachdem er solches alles ohne etwas zu verschweigen, oder gegen beßer Wissen hinzu zu thun, angelobt, bekannte und sagte er aus:

Was Gestalten er den Dinstag vor letzteren Weynachten von Steinbach durch Limburg gekommen, und alda bei guten Freunden, die ihn angerufen, und ihm ein Glas Wein zugebracht, sich bis 11 Uhr Nachts verspätet gehabt, aber doch noch fortgegangen, und als er gleich an die Limburger Hehle gekommen, seines Bedünkens alda den Diezer Postwagen angetroffen, auch dem Postillion zugerufen: Wilhelm warte! weil es dunkel ist, will ich mit! worauf ihm dieser gleichfalls geantwortet, er aber solches wegen dem Getöße, so der Wagen und die Pferde gemacht, nicht verstehen können, inzwischen hätte er sich beständig hinter dem Wagen gehalten, und wiewohl er gern aufgesessen, denselben aber niemahls erreichen können, unerachtet der Wagen eben so gar geschwinde nicht gegangen und ganz nahe vor ihm gewesen. — Unter dem Sieghaus seye der Postillion etwas außer dem Weeg gefahren, da er dann demselben zugerufen, dieser auch ihm wieder geantwortet, er es aber wie vorhin nicht verstehen können, gleichwohl gedacht, der Postillion und Pferde laufen den Weg, mithin immer nachgegangen, und nachdem ihm die Zeit ziemlich lange gedäucht, endlich auf einen gepflasterten Weg gekommen, und da es etwas Berg ab gegangen, und er nun Gebäude und Lichter gesehen: wie nun die Kutsche alda stille gehalten, und zwei kleine Bursche mit weisen Camisölern und aufgewickelten Schürzen, kleine Handlaternen mit gelben Stiehlen in der Hand haltend, herausgekommen, seien 4 Capuziner mit langen Bärten aus der Kutsche gestiegen, welche wohl eines Kopfes größer als er gewesen und sehr lange Gesichter gehabt, also daß ihm gedäucht, es seyen keine rechte menschlichen Gestallten, und voller Verwunderung nicht gewußt, was er daraus machen solle, mit diesen seye er im Gedränge durch ein großes Thor und vieles Mauerwerk immer Berg ab über eine aufgezogene Brücke und so weiter, endlich, wie ihm gedäucht, unter die Erde in ein herrliches Zimmer durch eine kleine runde Thür, über zwei Trepplinge von gehauenen Steinen gekommen, alda Jemand in einem Bette, fast wie ein großer Schrank in der Mauer gelegen, und einen bunten sehr schönen beblümten Nachtrock angehabt, welcher sich etwas mit dem Leibe heraus gerückt,

und zu ihm gesagt: bleibt stehen! — In dem Zimmer hätten schöne Tische und Stühle gestanden, wovon unterwärts das Gestell sehr schön und künstlich über einander geschlungen gewesen, und allerhand Thiertatzen vorgestellt, an der Wand aber sehr viele Gemälde, und alles voller Lichter an gelben eben sehr breiten Leuchtern gehangen, und hätte er durch die zwei Thüren in dem Zimmer hinaus durch lauter Bogen sehr weit gesehen, und an denen ganz kleinen 4eckigen Fenstern man sich neben auf das dick aufgeführte Mauerwerk legen können. Hiernächst seye der Tisch gedeckt, und allerley Essen in großen weisen und inwendig gelben Schüßeln, nebst einer großen geschnittenen, etwa 2½mäßigen Boutteille mit weisem Wein darauf gewesen, woran sich die 4 Capuziner gesetzt und unter beständigem Gespräch, welches er aber nicht verstehen können, weil es sehr wunderlich und fast nur wie ein Geschnatter gelautet, aus ziemlich großen Gläßern gedrunken, und hätte einer von denen vorgedachten kleinen Aufwartern die Bouteille den Augenblick, als er damit hinweggegangen, auch wieder gefüllt gehabt.

„Wie ihm nun bei dem allem, weil der, so in dem Bette gelegen, sehr wunderlich und fahl in dem Gesichte, auch die andern, als er sie recht betrachtet, sehr fürchterlich, gar nicht recht wie Menschen, und an der Gestallt, die er selbst nicht recht beschreiben könne, alle gleich gesehen, überaus bange geworden, so hätte er sich hinweg zu kommen bemühet, hingegen, als er mit dem Stocke vor sich hingefühlt, befunden, daß alles hohl und seines Bedünkens unter ihm wie ein tiefer Keller gewesen, also daß er mit einem langen Staabe nirgends Grund finden können, und so lange stehen bleiben müssen, bis auf einmahl aus einem Balken ein wunderliches Feuer entstanden, so immer vor ihm hingeflattert, und er davor nichts mehr recht sehen können, auch sich umwenden müßen, diesen also nachgegangen, und damit fast den vorigen Weeg über ein schönes Pflaster mit kleinen Steinen wieder heraus gekommen. Unterwegs hätte ihm etwas in das Gesicht gegriffen, und ihn gleichsam zurückhalten wollen, wovon man bei seiner Heimkunft noch die Fingermahle sehen könnten und böße Plattern an den Ort ausgeschlagen, er auch darüber todt-

krank geworden, inzwischen hätte er noch im Rückweg hinter sich in dem Zimmer alles unveränderlich gesehen, um sich herum aber die Pferde in den Ställen wiehern, die Hähne krähen, und die Leute überall handthieren hören, welches so lang gedauert, bis es sich ganz allmählig verzogen, und er endlich den Weeg von dem Ardecker Schloß her, so er auch noch hinter sich gesehen, und es also nothwendig alda vorgangen seyn müsse, erkannt, mithin nach Holzheim und so weiter den Morgen hieher gekommen. Dieses alles seye ihm als einem Mann, der sich bekanntlich niemahlen gefürchtet, und alle Stundten der Nacht durchwandert, so gewiß begegnet, daß er es jedesmahlen auf Begehren mit einem körperlichen Eid zu Gott betheuern könne. *Actum ut supra.* J. F. Eberhard, Actuarius. Conrad Fritz, Bürgermeister. J. J. Schepp, Heinrich Schlumpp, Gerichtsschöff. *(L. S.)*"

Philipp von Reifenberg, der Anna von Dietz Ehegemahl, hatte einen jüngern Bruder, Emmerich genannt, der zu Lintheim gesessen, und kurpfälzischer Rittmeister, ein Vater geworden ist Johann Wilhelms, des Hochschultheißen der Herrschaft Bütgenbach im Luxemburgischen, (1620), als von welchem sonder Zweifel die Bd. 1 der II. Abtheilung, S. 437 besprochene Luxemburgische Linie abstammet. Sie ist vor wenigen Jahren, wenn ich nicht irre, in der Person des Professors an der Universität Löwen, des Barons F. von Reifenberg, und mit ihm demnach das ganze Geschlecht erloschen. Besagter Professor hat Zeitlebens Manches geschrieben, mehr noch edirt: wie z. B. Barantes *Histoire des ducs de Bourgogne. Avec des remarques par le baron de Reiffenberg, 6. éd. Bruxelles, 1835—1836.* 10 Bde. gr. 8; desgleichen *Chronique rimée de Philippes Mouskes. Bruxelles, 1836—1838.* 2 Bde. 4°. Ein Werk, das ganz füglich ungedruckt bleiben konnte. In Gesellschaft mit J. de Saint-Genois u. Andern gab er *Messager des sciences et des arts de la Belgique*, Jahrgänge 1836 und 1837. Ihm allein gehören an: *Annuaire de la bibliothèque royale de Belgique, par le conservateur, Baron de Reiffenberg, 1840*, eine Geschichte des Vließordens, *Souvenirs d'un pèlerinage en l'honneur de Schiller. Bruxelles, 1839,* gr. 8. Von dieser letzten Schrift habe ich

einige Auszüge gesehen, und mich sehr ergötzt an einem Vortrage, der ob der unerheblichsten Dinge sich begeisternd, überhaupt vergleichbar dem Berichte von den Großthaten einiger Knaben auf der Wartburg. Außerdeme kenne ich viele der Artikel, durch Reifenberg für die *Biographie universelle* geschrieben, namentlich denjenigen, worin er von der damals noch ungedruckten *Histoire de Limbourg, par M. Ernst, curé d'Afden* handelnd, berichtet: „*En 1828 le gouvernement des Pays-bas et les administrateurs de l'imprimerie normale nous avaient invité à révoir (!) et à publier l'histoire de Limbourg. La révolution de 1830 s'opposa à ce dessein que nous réprimes avec le libraire Lacrosse en 1834; mais il ne parut qu'un prospectus de cet ouvrage où il y a plus de savoir que de talent, plus de labeur que d'idées.*" Da ich in des von Reifenberg Artikeln überhaupt von *savoir* und *labeur* wenig, von *talent* und *idées* noch weniger fand, so habe ich damals mir die Freiheit genommeu, ihn an Sanchos Sprichwort zu erinnern: „*No se ha de mentar la soga en casa del ahorcado*", in dem Hause des Gehenkten sollst du den Strick nicht nennen. Das war ich dem gründlichen Ernst schuldig.

Kuno von R. ist durch seine Vermählung mit Elisabeth von Stein, Johanns und der Guta Brenner von Lahnstein Tochter, der Stammvater der Reifenberg zu Waldmannshausen geworden. Seine Schwiegermutter hatte der Söhne zwei, beide Ritter, dann vier Töchter, „deren auch eine jegliche einen Ritter zum Mann hatte, der erste Ritter war einer von Reiffenberg, der zweite von Hattstein, der dritte von Bubenheim, der vierte von Allendorf, und geburte sich, daß die obgenannte vier Ritter bey ihrer Schwiegerfrauen in ihrem Hauß waren, und die obgenannte zwey Ritter von Stein, ihre Söhne, waren auch bey ihr, und da sie zu Tisch bey einander saßen, da hatte die Frau sechs Ritter beysammen über ihrer Taffel sitzen, der waren vier ihre Eydam und zwey ihre Söhne, und ihr Mann war auch ein Ritter gewesen. Und als sie also bey einander über einer Taffel sassen, da sagte die Frau ingemein: dieser Ehren ist zu viel. Darauff hatte niemand keine Acht, sehr kurtz darnach stehet dieselbe Frau auff, und gehet heimlich ihre Strassen weg, daß nie

kein Mensch davon die Wahrheit erfahren können, wohin sie kommen wär." Einem spätern Enkel dieses Kuno, dem Friedrich von Reifenberg, hat der Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg 1462 einen Jahrgehalt von 50 Goldgulden auf den Lahnsteiner Zoll verschrieben, in Anerkennung der von ihm bei Seckenheim bewiesenen Tapferkeit. Friedrichs Bruder, Johann ist der Stammvater der Linie in Sayn, von der unten, ein anderer Bruder, Kuno wurde in der Ehe mit Anna Weyer von Nikenich ein Vater von sechs Söhnen, davon drei, Leonhard, Kuno, beide auf Weltersburg seßhaft, und Friedrich Nachkommenschaft erzielten. Friedrichs einziger Sohn Philipps wurde durch Kohlenbrenner ermordet. Von Kunos Söhnen kennt man den einen Kuno, von dem alsbald Rede. Leonhards Sohn, Philipps, auf Waldmannshausen, nachdem er in den ungrischen Kriegen sich den Ruhm eines tapfern Soldaten erworben, bekleidete in dem Kurfürstenthum Trier die Aemter eines Landhofmeisters und eines Amtmannes zu Limburg, Montabaur und Molsberg, und starb 1577, unvermählt; Mechtel hat ihn das eine Auge des Vaterlandes genannt.

Kuno von R., gest. 21. Jun. 1586, der so eben genannte Bruderssohn Leonhards, hinterließ unter mehren Kindern jenen Georg Hans, der eines Kurfürsten von Trier Rath und Amtmann zu Hartenfels, um 1599 von Nicolaus Print von Horcheim mehre Lehengüter, namentlich den Korn- und Haferzehnten zu Horcheim, wo er schon vorher das untere Burghaus besessen, erkaufte. Es ist derselbe der Stammvater der beiden Linien zu den Erlen und in Horcheim geworden. Einer seiner Enkel, Franz Philipp, Deutschordens Ritter, diente mit hoher Auszeichnung dem König von Spanien in den Niederlanden, ein anderer, Philipp Friedrich, verließ als Obrist-Lieutenant, in dem Verdrusse um eine erlittene Zurücksetzung, den kaiserlichen Dienst, nahm Obristenbestallung bei den kurpfälzischen Truppen und war letzlich Amtmann zu Coblenz und Ehrenbreitstein. Die friedliche Beschäftigung sagte ihm jedoch auf die Dauer nicht zu, er warb für des Kaisers Leopold I. Dienst ein Dragonerregiment, und focht an dessen Spitze, 19. Dec. 1674, in dem Treffen bei Brunstatt, unweit

Mühlhausen im Elsaß. Zwei Chargen, von seinen Dragonern ausgeführt, wurden durch die Franzosen zurückgewiesen; als er zum dritten Angriff seine Leute führen wollen, fand er sich von ihnen verlassen; einzig und allein hieb er auf die Feinde ein, und ein glorreicher Tod wurde seiner Verwegenheit Lohn. Ihm überlebten vier Söhne, die am 17. Aug. 1677 die Lehen über Horcheim u. s. w. empfingen. Davon ist der älteste, Franz Emmerich des Deutschordens Comthur zu St. Petersfuiren gewesen; der zweite, Karl Friedrich, dann Lothar Dietrich fielen beide im Krieg, jener im Peloponnes, für die Venetianer fechtend, Philipp Friedrich endlich nahm nach einander zwei Frauen, erzielte aber nur Töchter, sechs an der Zahl, und starb 1745, der letzte seiner Linie; um dieselbe Zeit war auch jene zu den Erlen erloschen.

Johann, der Stammvater der Linie in Sayn, wurde der Vater Kunos, aus dessen Ehe mit Katharina Schneds von Grenzau die vier Brüder Philipp, Friedrich, Wilhelm und Johann, alle vier Männer von Bedeutung, kamen. Sie wurden in dem lutherischen Glauben erzogen, nachdem ihr Vater, ein Zögling der Universität Wittenberg, zur neuen Lehre sich bekannte. Friedrich diente zuerst dem Kaiser, dann der Krone England, für deren Rechnung er in Sachsen einige Regimenter anwarb. Als ein Officier von Bedeutung wurde er in der schmalkaldenschen Bundesverwandten Sold genommen, und in Gemeinschaft des Grafen von Oldenburg ausgesendet, dem Grafen von Büren, der aus den Niederlanden 10,000 Fußknechte und 4000 Reiter dem Kaiser zuführen sollte, den Uebergang des Rheins zu verwehren. Ihre Absicht wurde durch Bürens Thätigkeit, dem sie doch 35 Fähnlein und 1000 Reiter entgegenstellten, vereitelt, es blieb ihnen nichts übrig, als in Eile auf die Hauptarmee sich zurückzuziehen. Nach der Schlacht bei Mühlberg wurde Reifenberg in die Reichsacht erklärt, auch ein Preis von 4000 Goldgulden auf seinen Kopf gesetzt. Er fand es räthlich, dem Sturm auszuweichen, 1548, hielt sich einige Monate zu Basel auf, und nahm demnächst französische Bestallung. K. Heinrich II. hoffte für fernere Schlimmstreiche ihn benutzen zu können, und demzufolge

wurde Reifenberg, wie nur der deutsche Krieg abermals zum Ausbruch gekommen, mit seinem Regiment nach Deutschland verschickt. Ihm vorzüglich und seinen Knechten hatte Kurfürst Moriz von Sachsen die Erstürmung der Ehrenberger Clause zu verdanken. Den andern Tag sollte der Marsch gegen Innsbruck fortgesetzt werden, des weigerten sich aber die Reifenberger, es werde ihnen dann in Betracht der eroberten Clause ein außerordentlicher, sogenannter Sturmsold ausgezahlt. Moriz hegte, von der Belagerung von Magdeburg her, Groll gegen das Regiment, wies der Soldaten Forderung zurück, und befahl den ungestümmsten der Quärulanten zu verhaften. Darüber erhob sich zu Aufruhr das ganze Regiment, geschossen wurde auf den Kurfürsten, mit blanker Waffe ihm zugesetzt, daß er mit genauer Noth durch die eiligste Flucht sein Leben retten konnte. Indessen wurde man doch, durch Zuziehung anderer Regimenter, der Empörung Meister, und hat das Standrecht den Rebellen den Sturmsold aberkannt.

Nachdem durch den Passauer Vertrag der Kurfürst von Sachsen mit dem Kaiser ausgesöhnt, über Reifenberg neuerdings die Reichsacht verhängt worden, 1552, folgte dieser den Fahnen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, er betheiligte sich bei den grausamen Executionen in Frankenland, hielt ganzer drei Wochen die Stadt Frankfurt blokirt, kam mit der übrigen markgräflichen Armee nach dem Trierischen, und schließlich nach Lothringen, woselbst, in Gemäßheit des am 24. Oct. 1552 von dem Kaiser ratificirten Vertrags, der Markgraf kaiserliche Bestallung nahm. Davon wollte Reifenberg nichts wissen, mit seinem Regiment ging er zu den Franzosen hinüber, und treufleißig hat er ihnen gegen die Spanier gedient, bis er, in Gefolge des Friedensvertrags von Catteau-Cambresis, von dem Kaiser begnadiget worden. Bejahrt und von dem Zipperlein geplagt, zog er sich nach Sayn zurück, doch blieb ihm bis zu seinem Ende eine französische Pension von 3000 Kronen. Ueberhaupt scheinen seine Kriegsdienste ihm einträglich geworden zu sein, hat er doch das Kirchspiel Heimbach, d. i. die Ortschaften Heimbach, Weiß und Gladbach von dem Grafen von Wied pfandweise übernommen, auch

darüber am 29. Jul. 1545 die kaiserliche Belehnung empfangen, dem Abt von Rommersdorf gar sehr zu Undank. Es schreibt derselbe, 20. Dec. 1545: „Und aber dem allem zugegen und widder, einer gnant Friedrich von Reiffenburg, der nie Recht, Theil oder Gemein, wenig oder viel an der obged. Vogtei und Herrlichkeit zu Heimbach gehabt oder herbracht hat, auch nit haben kann, soll oder mag, zu der Zeit, als er vergangenen Sommers des Königs von Engelland Obrister über ein ganz Regiment Kriegsvolks, und auch mit demselbigen im Anzug und gefasset ist gewesen, underſtanden, und so viel an ihme mit der That volfürt hat, die obg. Gerechtigkeit, Hoheit und Herrlichkeit zu Heimbach an sich zu ziehen, indem er die Undertanen des Kirspels unter dem Schein, als ob er sie umb ihren mit dem Kriegsvolk erlittenen Schaden vergnügen und zufrieden stellen wollt, in das Veldt erfordert, sie darnach mit etlichen Gewapenten zu Ross und Fuess umbringet, und ein nichtige untugliche Huldong mit wehrhafftiger Handt *de facto* und mit der That ihnen abgedrungen, auch darauf ein vermeint Gericht mit Schulthiß und Scheffen geordnet und besetzt hat, in Meinung sich nit allein der Jurisdiction, sondern auch aller andern Güter, dem Closter Rommerstorff zustendig, zu underziehen, und das alles in Crafft einer berömten und doch nicht fürbrachten kaiserlichen Investitur und Belehnung, so er darüber soll erlangt und ußbracht haben, die nit destoweniger von Kaiserlicher Maj. da dieselbig wahren Bericht der Sachen hat empfangen, cassiret und ufgehoben, und dem von Reiffenberg bei hoher Straf und Penen mandirt worden, sich derselben nit zu gebrauchen." . . . Solchen Streit hat Kurfürst Jacob von Eltz geschlichtet, indem er dem Grafen von Wied sein Recht zu dem Kirchspiel am 20. Mai 1570 abkaufte. Kinderlos in zwei Ehen starb Friedrich von Reifenberg zu Sayn auf dem Kaff. den 12. Mai 1595, in dem 80. Jahre. Um besagtes Kaff und andere Güter und Gefälle zu Sayn, Stromberg und Bendorf, wird sein älterer Bruder Kuno in dem Mannlehnbuch der Grafschaft Sayn von 1575, als Vasall aufgeführt.

Der Linie Mannsstamm hat ein anderer Bruder, Wilhelm, der lange in auswärtigen Kriegsdiensten verschollen gewesen,

in seiner Ehe mit Anna Brömser von Rüdesheim fortgesetzt. Johann Dietrich, der jüngere von Wilhelms Söhnen, nachdem er in mancherlei Kriegsdiensten hohen Ruhm sich erworben, wurde von dem Kurfürsten von Mainz am 26. Jul. 1610 mit dem Vicedomamte zu Aschaffenburg betrauet, gab aber solches 1614 auf, um fortan dem Kaiser als Kämmerer, Kriegsrath, Obrister und Commandant zu Komorn zu dienen. Diese Festung, das einzige Fundament der östreichischen Herrschaft in Ungern, hat er 12 peinliche Jahre lang gegen der Türken, und ihres Vasallen, des Bethlen Gabor offene Gewalt und heimliche Anschläge behauptet, auch während eines Zeitraums von 22 Monaten die ihm beigegebene Besatzung aus seiner Tasche ernährt, bis dahin Kaiser Ferdinand II. sich veranlasset fand, dem treuen Knecht die sauer verdiente, ehrenvolle Belohnung zukommen zu lassen. Reifenberg, für sich und seine ganze Familie in den Freiherrnstand erhoben, wurde zum Obristen der Stadtguardia, der Prätorianer der damaligen Kaiserstadt, ernannt, hat aber nur kurze Jahre dieser wichtigen Stelle genossen. Er starb zu Wien den 15 Dec. 1629, in dem Alter von 53 Jahren. Da seine Leichenfeier, 20. Januar 1630, einen Begriff von seiner Stellung in der Monarchie geben kann, außerdem für die Sittengeschichte von Bedeutung, mag deren Beschreibung hier Platz finden.

„Gleich umb 3 Uhr Nachmittags wurden alle Glocken der Stadt Wien Kirchen, vornemblich aber die grosse Glocke bei St. Stephan sehr stark geläutet, darauff alsbalds die Procession von der Kirche zum Heil. Creutz aus, hinder der neuen Burg über selbigen Platz (da Ihro Kaiserl. und Königl. Maj. neben dem Kaiserl. Frauenzimmer solcher zugesehen) und den Kohlmarkt under dem Weylerthor durch, hinder der Jesuiten Professhaus übern Hoff neben dem Heydenschuß hinauff dem Landhaus zu bis in gemelte Kirchen zum Heil. Creutz also angefangen und vollbracht worden. Erstlich gingen die Kaiserl. Hospitäler, Mann und Weib, in ihren gewöhnlichen weißen Hospitalmäntelen, mit einem ausgetragenen weißen Creutz, halt jede Person eine weiße Wachskertzen in der Hand, 3 Viertelellen lang, denen folgten die Augustiner, die Minoriten beym Heil. Creutz, sonst welsche

Mönch genannt, die Barfüßer und Dominicaner, je zween und zween, darauff etliche der Capitel- und Thumbherren bey St. Stephan, die Bruderschafft bey den Schotten, Priester bey St. Peter, und die Jesuiten bey St. Michael, da zuvor die Barnabiter gewesen, in ihren weißen Chorröcken, alle eine weiße Wachskertz theils brennend in Handen habend. Darauff folgte der Spielgraf, welcher sich als Hoffmeister bey solchen Conducten gebrauchen laßen, zu Pferd, mit einem gebrochenen Regiment (Commandostab), drey andere zu Pferd in der Trauer, darauff zwölff Trompeter, darzwischen eine Heerpaucken mit schwarzen Fahnen und darauff gehefften Wappen. Nach den Trompetern ritte des verstorbenen Obristen Cämmerling in einem ganz vergülten Harnisch, mit einem sehr stattlichen weißen und rothen Federbusch, wie man in Thurnieren sie pfleget zu führen, wie zugleich das Roß gezieret, ein schönes graues Pferd, die große Trauerfahnen, welche über sechs Ellen lang gewesen, mit dem Wappen führend; dann giengen zwey Personen zu beyden Seiten, deren die zur Rechten das Ende der Standart nachtruge, die zur Linken das Pferd mit einem Zügel leitte, darauff wurde ein lichtbraunes türkisch Leibroß mit einem sehr stattlichen Reigerbusch, und vergült gesticktem sammeten Zeug in einem silbernen *Capizan* (Kappzaum) mit zwey silbernen Ketten durch drey Personen nachgeführet.

„Gleich diesem folgte des Obristen seel. Page uff einem andern grauen Roß mit der Blutfahnen, darauff das Marienbild und Reichsadler abgemahlt, in einem vergüldeten Oberharnisch, darunter ein rother Zail, wie man in Thurniren zu führen pfleget, von ganz güldenem Stück, diesem ein scheckicht türkisch Pferd in sehr stattlichem Zeug, vornemblich einem roth sammeten von Silber beschlagenen, vergülten und gestickten türkischen Sattel, welchen beyden ein Ballasch oder Stoßsabel zur Lincken angehenckt, darauff ein braunes Roß mit einer schwarzen sammeten einer Handbreit von Seiden gestickten *Caval*trappen, deme folgte der Obrist-Wachtmeister von der Stadt*guardi* mit den vergülten Sporen, in einem Stücklein schwarzen Sammet: der vergülte Degen und Stilet in schwarz sammeten Scheiden wurde vom

Obristen-Lieutenant Pallenfein getragen. Diesem folgte ein anderer Obrist-Lieutenant mit einem vergülten und mit ansehnlichen Federn gezierten Helm, deme fünff Corporal mit einem sehr ansehnlichen Schild, darumb die 16 Anchen ausgeschnitzelt und mit Farben illuminirt, um selbige aber allerhand zum Krieg nothwendige und gebräuchliche Instrumenten, neben zur Seiten zwey armirt stehenden Männern, alles ganz vergült, gehenckt waren, dem Schild folgte der Obristwachtmeister Schobölintzki mit dem Regiment auff einem schwarzen sammeten Polster ligendt, darauff abermalen ein anderer Lieutenant mit drey anderen zu Pferd, sambt andern zwölff Trompettern und Heerpaucken mit ihren schwarzen Fahnen, und angehefften Wappen, solchen einer auff einem schwarzbraunen türkischen Roß, in einem ganz schwarzen Cürass mit der ganz schwarzen Trauerfahnen von Flor, die er ziemlich zur Erden sinken ließe, deme waren die Federn sowohl, als auch das Roß mit Flor überzogen, ganz kläglich anzusehen, das End der Fahnen wurde von einem nachgetragen.

„Darauff wurde einer von zwey Personen in des Obristen selig. Rennharnisch, die Pique auff der Erden schleiffend, nachbegleitet, imgleichen drey Leibroß in der Trauer, das erste under einer ganz schwarzen sammeten, die andern aber durch eine Decke über 9 Ellen lang, welche von sechs Personen zu beyden Seiten nachgetragen, dennoch uff der Erden nachgeschleifft, under anderen waren dem dritten Roß vier Wappen angeheft. Dem Roß folgten alsobald des Obristen gewesene Leibschützen in ihrer blauen Liberey, darauff seines Obristen-Lieutenants in gelber Liberey, alle mit einer weißen Federn und umbgekehrten Mußqueten, diesen zwei Glied Officierer, als Wachtmeister, Fendrich, Corporalen und Gefreyten, jedes von fünff Personen, mit umbgekehrten Hellparten in der Trauer, darauff 12 Trommelschläger mit 6 Pfeiffer ebenmäßig in der Trauer, mit überzogenen Trommeln und daran gehefften Wappen, denen folgten 16 Glied zu 5 Mußquetirer mit weißen Federn und umbgekehrten Mußqueten, darauff abermal zwey Glied zu fünf Officieren und Gefreyten in der Trauer, mit umbgekehrten kurzen Wehren. Als diese vorüber, giengen die Schüler, Sänger und übrigen Thumbherren.

bey St. Stephan, truge jeder eine weiße Wachskertze in der Hand, theils brennend, theils nicht, denen folgten underschiedliche Personen in der Trauer, vornemblich aber des Obristen selig. Gesinde, darauff zwey Personen mit schwarz überzogenen Krücken, darauff die Leich bisweilen ruhen konnte; diese trugen 26 Personen in langen Klagmäntelen, die Leich, so mit einer schönen schwarz sammeten Decken, darauff ein weißes Creutz mit umbhangenden 16 Anchen gemahlet, darauff lage zur Rechten ein Regiment, wie das vorige, auff der Linken ein vergülter Degen und Stilet, und zu Füßen ein Paar vergülte Sporen, zu beyden Seiten noch andere 26 in Trauerkleideren, so im Tragen umbwechselten. Neben der Leichen wurden über 100 weißwachsene brennende Windlichter, deren jedem ein Wappen angehenckt, getragen. Nach der Leich giengen aber drey wie oben mit Krücken, darauff underschiedliche Personen in der Trauer folgten, und denen folgten wieder zwey Glied Officierer von fünf, denen 12 Trommelschläger und 6 Pfeiffer, alles in der Klag, auch die Trommeln mit Klagtuch überzogen, 16 Glied Mußquetirer mit weißen Federn, und abermal zwey Glied Officirer von fünff.

„Darauff folgte des Hrn. Obristen jüngster Sohn und dessen hochansehnliche Befreundte, von Graffen und Herren, gleich diesen der (Rector) *Magnificus* in seinem Habit ganz allein, darauff underschiedliche Fürsten, und fast alle Herren bey Hoff, theils ganz schwarz, theils in ihren gewöhnlichen Kleydungen, under andern aber zwey Jesuitter, solchen wurde vom Hrn. Obristhoffmeister Graffen von Meggau, und Graffen von Trautmannsdorff das Frewelein, die Wittibe aber von Hrn. Obristcantzler des Königreichs Böheim, Graffen Slawata, und Hrn. Obristen-Hofmarschalck Graffen von Schwarzenberg nachgeführet, denen noch eilff andere Gräfflichen- und Herrenstands Personen, welche an Röcken einen großen Nachschleiff, in die 1½ Ellen lang, hatten, theils von zwey, theils von einem Herren, und zwar meistentheils Reichshoffräthen nachbegleitet. Diesen folgten auch underschiedliche vornehme Frauen, theils in weißen Schleyern, theils gewöhnlicher Kleidung, darauff zwey von Tuch überzogene Kutschen,

34 *

vor jeder 6 Roß, ganz mit Tuch bis zur Erden behengkt, bis zu gedachter Kirchen zum Heiligen Creutz, in welcher alle Altär mit schwarzem Tuch und weißem Creutz, darauff vier Wappen gehefft, überzogen. Die Leich wurde auff einem mit schwarzem Tuch und weißen Creutz überzogenen und ziemlich erhabenen Söller im hohen Chor, der ganz mit schwarzem Tuch überzogen, zwischen underschiedliche viele weiße Wachskerzen in einem sehr schönen zinnernen Sarck, an welchem 6 Löwenköpf mit großen Ringen, und die Nebenleisten, wie auch die vier Engelsköpf, anstatt der Füß, ganz vergült, gesetzt, darauff ein silbernes Creutz, vergolter Degen, Stilet, Sporen und das Regiment, neben seinem täglich gebrauchten silbernen Handbecken gestellet, alda er noch drey Tag stehend verblieben, under welcher Zeit ihme underschiedliche Seelmessen gehalten, und hernach under die Erde gesetzt worden. Der hohe Altar war mit 150 Lampen, die neben den Lichtern stets gebrannt, behangen, inmittels daß Schild, Helm und Fahnen gegenüber auffgesteckt. Die Predigt ist von einem selbiger Bruderschafft, welcher sonsten alle Sonn- und Feyertag bey St. Michael predigt, gehalten worden."

Auf einer zu des Obristen Gedächtniß geprägten Medaille erscheint im A. sein Bildniß, im R. das Wappen, samt dem Spruch: „Thue Recht, scheue Niemand." Aus seiner Ehe mit Elisabeth von Ursenböck sind, neben der Tochter Leonora Eva, vier Söhne gekommen. Davon hat der einzige Johann Schweikard, so nach seinem Pathen, dem großen Kurfürsten von Mainz genannt, Nachkommenschaft hinterlassen. Es ist aber dessen Sohn, Georg Heinrich 1665 kinderlos gestorben. Johann Schweikard selbst, Obrist im kaiserlichen Dienst, befehligte zu Friedberg in der Wetterau eine Besatzung von 200 Mann, „welcher, nachdeme sich einige Frantzösische mit denen Niederheßischen Völckern *conjungiret*, unter dem Commando des Generaln de Mortaigne den 9. May 1647 die Stadt Friedberg berennet, und den 10. *ejusd.* sich bey dem Mayntzer Thor eine Oeffnung gemacht, darauf auch die Stadt erobert, den 11. *ejusd.* aber die Burg, worinn sich die gantze Garnison gezogen, mit Feuer-Mörsern angegriffen und zwey Häuser in den Brand gesteckt hatten, sich *eodem* auf *Dis-*

cretion ergeben müssen, jedoch, nachdeme von seinen Soldaten 175 Mann untergestecket und das mit einem unter seinem Commando gestandenen Lieutenant und 20 Mann besetzte Schloß Reiffenberg, worinn auch etliche Bäue in den Brand gerathen, durch Vermittelung des Thum-Herrn von Reiffenberg ebenfalls übergeben worden, vor sich und 5 Personen sicher Geleit erhalten hat." Diese voreilige Uebergabe vor den Richtern zu rechtfertigen, ist ihm gelungen, die öffentliche Meinung blieb ihm jedoch feindlich, daß er, ihr auszuweichen, spanische Bestallung nahm, letzlich in Messina sein Leben beschloß.

Des Obristen Johann Dietrich älterer Bruder, Friedrich, „*maledictionem ob Lutheranismum sensit*", wie sich sein Enkel, der Geschichtschreiber Johann Philipp, ausdrückt. Mit gleich viel Unerschrockenheit und Glück hat er sein Burghaus zu Sayn und die daselbst aufgehäuften Vorräthe gegen einen Angriff der französischen Besatzung auf Ehrenbreitstein vertheidigt. Er starb 1642, aus der Ehe mit Clara Anna von Wersabée den Sohn Johann Anton hinterlassend. Dieser, „*vir multae scientiae*", starb in der Blühte des Lebens, den 2. April 1652, daß demnach seine Wittwe, Anna Elisabeth von Staffel, durch nichts gehindert, ihre Kinder in dem katholischen Glauben zu erziehen. Ihr älterer Sohn, Johann Philipp, geb. zu Sayn, 1645, wurde von ihr mit Sorgfalt erzogen, verdankte insbesondere dieser Sorgfalt eine seinem Zeitalter fremde Begeisterung für das classische Alterthum. Aber auch in anderer Hinsicht hatte Johann Philipp seiner Mutter vieles zu verdanken, sie war nämlich die Haupterbin ihres alten und reichen Geschlechtes, dessen Allodien, namentlich das romantische Balduinstein, auf ihren ältesten Sohn fielen, nachdem der jüngere, Karl Johann Friedrich, Hauptmann in spanischen Diensten, geb. 1652, unvermählt, im J. 1677 die Welt gesegnet hatte, und ihre beyden Töchter, Maria Christina und Maria Margaretha, ebenfalls unvermählt blieben.

Johann Philipp trat demnach unter sehr günstigen äussern Verhältnissen, aber auch, wie es scheint, mit nicht geringen Ansprüchen, dem öffentlichen Leben ein. Dergleichen Ansprüche ver-

zeiht die Welt nur den eigentlichen Schooskindern des Glückes, gewöhnlichen Menschen bringen sie nur Verdruß und Schaden in reichlichem Maase. Auch Reifenberg hat dieses empfunden; nachdem er länger als sieben Jahre alle Unbequemlichkeiten des Hoflebens getragen, sich aber überzeugt, daß er auf diesem Wege weder die Lia, noch die Rachel verdienen würde, wie er das ausdrückt, bezog er, seinen Freunden durchaus unerwartet, im J. 1680, das väterliche Haus in Sayn. Hier schrieb er zuerst, etwa 1684, die *Antiquitates Saynenses,* und zwar, wie es nach den Worten des Titelblattes, „*dum languet in ripa Saynae*", scheinen möchte, nicht in der besten Laune. Einsamkeit und Selbstbetrachtung verfehlten aber ihre gewöhnliche Wirkung nicht. Reifenberg erkannte allgemach, daß der Ehrgeizige, indem er sich von der Welt lossagt, um mit ihr zu schmollen, eben dadurch allen Anspruch auf sie aufgibt; ohne mit einemmale aus seinem ländlichen Dunkel hervorzutreten, war er nur mehr bedacht, die darin gefundene Muse auf die nützlichste Art anzuwenden, und sich solchergestalt zu einer anderweitigen Laufbahn vorzubereiten. Der Ruf von seinen Studien, von seinen Kenntnissen, erreichte den Kurfürsten Johann Hugo, und dieser, der auf des Junkers Hofdienste so willig verzichtet hatte, schätzte sich glücklich, ihn zu den Geschäften des Kurfürstenthums verwenden zu können (von 1685 an). Johann Philipp verfolgte mit Eifer und Lust die neugeöffnete Bahn, und wurde Oberamtmann zu Coblenz und Ehrenbreitstein, daher er im J. 1701 als adlicher Bürgermeister zu Coblenz vorkommt, ferner Oberamtmann zu Sayn, Heimbach, Vallendar, Grenzau, Hersbach und Montabaur, kurfürstlicher Geheimrath, auch des Cantons Mittelrhein erbetener Ritterrath. Trotz so vielfältiger Aemter, deren Pflichten er in ihrem ganzen Umfange ausübte, blieb ihm immer noch einige Zeit zu historischen Forschungen, die sich allmälig zu einem ganzen Werke, zu den *Notae et additiones ad Broweri annales,* ausbildeten. Diese Anmerkungen und Zusätze sind unstreitig von größerm Werthe als die *Antiquitates Saynenses*, und ist es nur zu beklagen, daß ein Autor, der so viel erlebt und gesehen hat, nicht mehr von seiner eigenen Zeit mittheilen will. Es wäre dieses für ihn ein glücklicheres

Feld gewesen, als die Etymologie, so in den *Antiquitates* vorzugsweise ihn beschäftigt: es ist nicht zu läugnen, daß seine Erklärungen von *Rigodulum*, *Ambivariti*, *Baudobriga*, *Alani*, *Bacenis*, zu dem Ergötzlichsten gehören. Zum Beschlusse schrieb er noch sein Tractätlein *de Origine et antiquitate gentis Reiffenbergicae*, dann eine Abhandlung über die Prophezeiungen der h. Hildegard. Einzig die *Antiquitates Saynenses* sind, spät genug, in Druck erschienen; den hat Ernst Münch, zu Aachen, 1830, freilich nach seiner Weise, besorgt. Reifenberg starb den 4. Feb. 1722, vier Tage vor seiner Gemahlin Maria Margaretha von Hoheneck. Von seinen drei Kindern starben Johann Hugo Philipp, geb. 1681, und Maria Barbara, geb. 1682, beide im J. 1690. Es überlebte ihm einzig der jüngere Sohn, Anselm Friedrich Anton, geb. 10. Feb. 1685. Dieser war, wie der Vater, kurtrierischer Geheimrath, Amtmann zu Sayn, Montabaur, Grenzau und Hersbach, wurde in seiner Ehe mit Maria Anna von Eltz Vater von mehren Kindern, und starb den 21. Dec. 1739. Dessen einziger Sohn, Anselm Friedrich Anton, Noviz in dem Jesuiten-Collegium zu Trier, meldete sich bereits am 24. Dec. 1739 als Lehensfolger bei dem kurfürstlichen Lehenhofe in Ehrenbreitstein und bat um die Belehnung; da er jedoch später der Gesellschaft Jesu eintrat, so scheint sein Gesuch nicht weiter berücksichtigt worden zu sein, vielmehr gerirten sich seine Schwestern, wovon Sophie Marie Anna an den Freiherrn, nachmaligen Grafen Ludwig Joseph Wilhelm Boos von Waldeck verheurathet, als des Vaters alleinige Erbinen. Mit Anselm Friedrich Anton, welcher der gelehrten Welt durch seine Geschichte der rheinischen Provinz des Jesuitenordens, wovon doch nur der erste Bd. zu Cöln, 1765, gedruckt worden, bekannt, ist die Linie erloschen; es starb derselbe zu Cöln, 1764.

Der Linie zu Horcheim dasiges Besitzthum, so viel davon freies Eigenthum, und die damit verbundene Hälfte von der Jurisdiction, Helfensteinschen Antheils, erkaufte der Geheimrath von Eyß, das Reifenbergsche Burghaus aber, als ein dem Erzstift heimgefallenes Lehen, brachte Karl Friedrich von Bastheim, Schwiegersohn des letzten Besitzers, am 1. März 1746, um den Preis von 760 Rthlr. an sich, und von ihm wurde es nachmalen an den

Hofrath Fritsch überlassen, als welcher das alte Gemäuer, bis auf den einen Thurm abbrechen ließ, und an die Stelle einen wahren Prachtbau zu setzen unternahm. Darüber, wie auch in dem Betriebe des Silber- und Bleibergwerkes zu Winden und Weinähr, hat er sich verblutet, das Haus, niemalen ausgebauet, wurde zu den verschiedensten Zwecken benutzt, und näherte sich dem Ruin, als es durch des Philosophen Mendelsohn würdigen Sohn, den Banquier Joseph Mendelsohn erkauft und in der stattlichsten Weise wiederhergestellet worden. Jahr für Jahr im Spätsommer kam der neue Eigenthümer für einige Monate das Haus bewohnen, und seinen reichen Herbst, an die 120—150 Ohm Wein einthun. Seine Ankunft war der Bevölkerung von Horchheim jedesmal ein Fest: die hat er mit Wohlthaten überschüttet, unter allen Umständen auch von ihr den lebhaftesten Dank empfangen. Mit Recht konnte man auf den greisen Mendelsohn anwenden, was Napoleon von dem Fabrikherren Overcamp und dessen Bestrebungen für die Beglückung eines Dorfes gesagt hat: *„c'est donc le seigneur du village."* Von den geschmackvollsten Gartenanlagen ist das Haus begleitet, ein zweiter Garten, jenseits der Straße, reicht bis zum Rheine, und bietet an dessen Rande einen Spaziergang sonder Gleichen. Den Raum für diesen Garten, dem Haupthause Aussicht zu gewinnen, mußten mehre Häuser abgebrochen werden, namentlich der Karmeliten Hof, in der Einbiegung, welche vorn an der Straße der Rheingarten macht; zwei andere Häuser, in dem Umfange des Gartens selbst, sind beibehalten worden. Das eine war das bescheidene Landhaus der Familie Winkelmann, deren ich zwischen Horchheim und Lahnstein gedenken werde, das andere ein Hof der Abtei Altenberg im Bergischen, dieser durch einen unterirdischen Gang mit dem Rhein, und aufwärts mit der Höhe, hinter dem Mendelsohnschen Hause, verbunden.

Die Herren von Altenberg pflegten einen aus ihrer Mitte als Kellner nach Horchheim zu schicken. Einer der letzten dieser Kellner hat Zeitlebens mancherlei den Horcheimern zu reden gegeben. Viel Durst hatte der gute Mann, und den zu befriedigen, befand er sich häufig in der Nothwendigkeit, die ihm zum Nutzen

der Weinberge bewilligten Baugelder anderweitig zu verwenden. Das war den Weinbergen des Klosters nicht eben ersprießlich, und ist auch manche Andeutung um deren Vernachlässigung nach Altenberg gelangt. Mehrmals wurden deshalb Deputirte ausgesendet, auf Ort und Stelle den Zustand der Weinberge zu untersuchen: es wußte aber der Kellner stets sie zu bethören. Die ihm, der ehrlichen, aber durstigen Haut von Herzen zugethanen Hofleute führten die Revisoren stets zu den schönsten, am besten gehaltenen Weinbergen: ob sie des Klosters Eigenthum oder nicht, das wurde nicht untersucht, das Resultat der Besichtigung, der davon abzustattende Bericht fielen unter diesen Umständen regelmäßig zu allseitiger Befriedigung aus. Dem guten Kellner wäre es aber einstens im Herbst beinahe ergangen, wie jenem Mönch zu Salmansweil, welcher, der Sage nach, ein Coblenzer von Geburt, durch das Spuntloch in seiner Abtei weitestes Lagerfaß, von 40 Fuder Gehalt, herabstürzte, und darin ertrinken mußte. Ungezweifelt hat der Mann einen sehr bittern Tod genommen, denn mit See- oder Mettenwein, vom Bodensee, war besagtes Lagerfaß gefüllt. Mettenwein heißt im gemeinen Leben der Seewein, nach der Glocke, welche die Capuziner in Markdorf zur Mette forderte, allen Anwohnern des ausgedehnten Sees aber zugleich eine Mahnung wurde, sich im Bette zu wenden, damit nicht die sauere Brühe, auf der einen Stelle angehäuft, sich durchfresse und also den Tod des Schläfers herbeiführe.

Nicht mit See-, Metten- oder Wendewein, nicht mit Schulwein, von dem ein bestimmtes Quantum herabzuschlucken, an manchen Orten widerspenstigen oder ungelehrigen Schülern zur Strafe auferlegt wird, auch nicht mit jenem Wein, dessen ein französischer Bericht von der Schlacht bei Lützen, 1813, gedenkt — „*au bas de ces collines qui portent un vin aigrelet, que les habitans s'efforcent de boire*“ — mit der gewähltesten Traubenbrühe bis zum Rande gefüllt stand zu Horcheim, in der Herren von Altenberg Kelterhaus eine Bütte von 22 Ohm Gehalt, und in voller Gährung befand sich der Schatz, den von Zeit zu Zeit zu besichtigen, der Kellner nicht verabsäumte. Wiederum war er zur Bütte gekommen, sattsam geprüft hatte er den Rand; dem

Mittelpunkt der Gährung die gleiche Aufmerksamkeit zu bezeigen, schwang er sich auf zu den Dielen, mit welchen das Ganze überdeckt, behutsam beugte er sich, um mit der Hand den Fortgang der Fermentation zu beurtheilen, und in dem Augenblick brach die morsche Decke. Kopfüber plumpste der Kellner in die Brühe, und es bedurfte der gemeinsamen Anstrengung des halben Dorfes, um den schweren Mann herauszuziehen, den gewissen Tod von ihm abzuwenden. Zum festen Boden, zum Bewußtsein zurückgekehrt, erfaßte den Aermsten die schwärzeste Ahnung um die Folgen seines Unfalls: die 22 Ohmen Würze waren unfehlbar, über dem unerwünschten, den gährenden Stoffen gewordenen Zusatz verloren, am andern Morgen konnten die aus Altenberg angekündigten neuen Revisoren eintreffen, denen das Ereigniß, den schmerzlichen Verlust verheimlichen zu wollen, ergab sich als eine Unmöglichkeit, die ganze Last der Verantwortlichkeit blieb auf dem unglücklichen Kellner haften. Schwarzer Verzweiflung hingegeben, dachte er durch die Flucht dem unvermeidlichen Schicksal zu entgehen. Er eilte dem Rheine zu, und des Fährnachens sich bemächtigend, ruderte er hinüber nach dem Kelterhaus, das ebenfalls seines Klosters Besitzthum. Kaum hatte er unter dem befreundeten Dache angefangen zu verschnaufen, und es wurde vom Rhein her ein Höllenlärm vernehmbar. „Sie kommen, mich einzumauern", rief in seiner Angst der Flüchtling, „einen Sack her!" Und den Sack unter dem Arm, lief er den Weinbergen zu. Da hat er, niedergekauert hinter einem Rebstock, über den Kopf den Sack gezogen, die lange, kalte Octobernacht zugebracht, am Morgen doch die Entdeckung gemacht, daß wenigstens der letzte Theil seiner Furcht vollkommen überflüssig gewesen, daß der Lärm, durch welchen sie veranlaßt, einem bei der Kripp verunglückten Kohlenschiff gegolten habe. In etwas beruhigt, begab er sich zur Stund auf den Weg nach Altenberg, in der Absicht, durch ein offenes, reumüthiges Geständniß aller seiner Vergehungen des Abten Verzeihung zu suchen. Gedacht, gethan, niederkniete er vor dem Prälaten, dessen Segen zu empfangen, und indem hat er aus aller Macht in das Bein ihn gebissen. Der Gebissene wehklagte und rief Hülfe, der Thäter wurde ergriffen, und als ein Narr

eingesperrt, entging aber mittels der leidlichen Haft aller weitern Strafe, wie reichlich sie auch in mancher Beziehung verdient gewesen.

In der nach des Klosters Hof benannten, dem Rhein zuführenden Altenberger Gasse stand auch der Karthäuser Hof, der Sage nach von einem schwarzen Mann bewohnt, der vorzugsweise unter freiem Himmel sich bewegend, häufig die Vorübergehenden erschreckte. Er ist aber mit dem alten Hause, das einem Neubau weichen mußte, verschwunden. In der Hauptstraße folgen die stark besuchte Hollersche Wirthschaft und auf der andern Seite der Pfarrhof, der in seinem Aeußern wie in der innern Einrichtung nicht unangemessen der Pfründe, als welche eine der besten in der ganzen Gegend. Sie verdankt das dem Umstande, daß sie dem gewöhnlichen Schicksale der Pfarreien des Niedererzstiftes, der Incorporation zu Handen irgend eines Collegiatstiftes entgangen war. Adolf Print, ungezweifelt dem bekannten Rittergeschlechte angehörend, wird 1294 als Pfarrer genannt. Ihm folgen Theoderich, 1327, Konrad von Henne, 1377, Johann Richter von Hachenburg. Dieser resignirte am 1. Dec. 1531, und wird als der Resignation Zeuge Peter, der Frühmesser in Horcheim, genannt. Auch des Richter Nachfolger, Hieronymus Piscatoris von Ernsch, ernannt durch den Kurfürsten Johann von Metzenhausen, den 1. Dec. 1531, resignirte am 30. April 1547, und die hiermit erledigte Pfarre verlieh Kurfürst Johann von Isenburg zur Stunde an Bernhard Schiller. Dem folgen Johann Sartoris, Johann von Reyl, der zeitherige Frühmesser, Mathias Haas, von Pünderich, ebenfalls Frühmesser, Adam Hatzler, „*substitutus Pastor*“, Paul Jacobi, „*Brandenburgensis*“, 1614, Johann Kempenich, Jacob Schütz, von Malberg, auch Frühmesser zu Nieder-Lahnstein, Johann Jünger, Edmund Hepius, 1625, Wilhelm Faber von Kamberg, 1640, Martin Textor, P. Adam Burker, zugleich Verwalter auf dem Altenberger Hof, Nicolaus Walter, Nicolaus Kreuter, Bertram Thelen, 1724, gest. 6. Oct. 1751, Karl Ernst Anton Saurborn, 1752, Wilhelm Kratz, 1774, gest. 12. Dec. 1802, Georg Bendel, von Steinenfrenz, 1803. Bendel hat stets versichert, daß seine Ernennung der letzte Act von des Kurfürsten Clemens Wen-

ceslaus Regierung gewesen. Andere wollen, daß er das angeblich von Heinrich Reuß von Plauen nach der Schlacht von Tannenberg aufgestellte Beispiel befolgend, wie dieser als der würdigste, den verwaiseten deutschen Orden zu regieren sich gefühlt hatte, so als den würdigsten Candidaten für die erledigte Pfarrei Horcheim sich betrachtet, und demzufolge, begünstigt durch die mit dem Regierungswechsel eingetretene Verwirrung, sich daselbst introducirt und behauptet habe. Wenn dem also, so muß ich hinzufügen, daß Hr. Bendel in der Erkenntniß seines Werthes sich nicht geirret hatte, daß er ein sehr würdiger und thätiger Seelenhirt geworden ist. Er starb den 10. Febr. 1840, und wurde sein Nachfolger Hr. Matthäus Assolino, den im Jahr 1846 Hr. Anton Knöll ersetzte.

An dem Brandweiher vorbei, führt eine Seitenstraße der Höhe und dem Walde zu; das Capellchen, an der Straße Ausgang, hat der fromme Karmelite, P. Cyrillus begründet, auch häufig davor, dem Bilde der Gebenedeiten zu Füßen gebetet. In Horcheim liegt er begraben. Die Pfarrkirche ist ein Monument der Milde K. Friedrich Wilhelms III., als Zehentherr hat der Monarch sie auf der Stelle des alten baufälligen Gotteshauses, von dem nur der Thurm, eine Flèche, beibehalten worden, von 1819 an neu und geschmackvoll erbauen lassen, obgleich die Verpflichtung hierzu nicht allerdings erwiesen. Denn die Johanniskirche, bei der Mündung der Lahn, ist von Horcheim wie von Nieder-Lahnstein die ursprüngliche und eigentliche Pfarrkirche gewesen, wenn auch Erzbischof Werner, in einer Urkunde *d. d.* Stolzenfels, 16. Januar 1405, der *„ecclesia parochialis“* in Horcheim Erwähnung thut. Die Trennung der beiden Ortschaften muß vor dem 23. April 1548 erfolgt sein, wurde aber definitiv, zumal in Bezug auf der Horcheimer Verpflichtung, zu dem Kirchenbau in Lahnstein zu steuern, ausgesprochen in dem Vertrage vom 9. Jul. 1582, laut dessen Horcheim, gegen Entrichtung einer Summe von 100 Rthlr., für ewige Tage von aller Verpflichtung gegen Lahnstein losgezählt wurde. Derer von Reifenberg Monument in dem Chor der alten Kirche ist verschwunden, erhalten der Grabstein mit der Inschrift: *Im Jahr 1451 ist gestorben Ja-*

cob Mant, dem God genad. Eine Familie des Namens Mand gibt es noch im Orte. Der Kirche gegenüber steht das Schulhaus. Dem folgt das Collengäßchen, das vordem zum Rheine reichend, jetzt nur mehr einen *Cul-de-sac* vorstellt. Das zweite Haus zur Linken trugen die von Heddesdorff von dem Erzstift Trier zu Lehen, und ist es ihnen deshalb bei der Veräußerung des größern Gutes geblieben. Den Schluß des Gäßchens macht ein geräumiges, wohnliches Haus, mit seinen Wirthschaftsgebäuden und ausgedehnten Gartenanlagen, die in ihren schattigen Gängen jetzt dem Nachdenken, der Träumerei die einladendsten Ruhepunkte, jetzt die reichsten, die lachendsten Aussichten bieten, bis zum Rheine sich ausdehnend. Gegenwärtig ist die reizende Villa samt einem bedeutenden Güterstock, das Eigenthum des General-Lieutenants von Müffling, als welcher, Besitzer der Stelle, so einstens der Printen von Horcheim Burghaus trug, der Printen Nachfolger heißen mag, mit dem gleichen Rechte, in welchem Ludwig **XV.** sich vermaß, in dem Besitze der schönen Dubarry ihrem ersten Liebhaber, Sainte-Foye, zu succediren. „*Comme votre majesté succède à Pharamond*,“ ergänzte den Satz, unter einer tiefen Verbeugung, der Herzog von Noailles.

Denn es wird kaum ein Besitz am Rhein wandelbar gewesen sein, wie jener von der Printen Erbe. In dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts befand das Gut sich in den Händen eines Kammerdirectors von Scheben, zu Mainz. Dem folgten der gelehrte Weihbischof von Hontheim, der Graf von Eltz-Kempenich, der Geheimrath von Coll, Sohn desjenigen, den wir als den Inquirenten in der Angelegenheit des Generals von Steenflycht kennen lernten. Er hat viel, namentlich den südlichen Flügel gebaut. Von dem Geheimrath übernahm das Gut sein Bruder, Johann Jacob von Coll, der Dechant zu St. Florin, gest. 1797. Viel hat zu dessen Zeit von den Kriegsunruhen das Haus, wie Horcheim überhaupt, zu leiden gehabt. Wohl mag ein angenehmer Gast genannt werden der Prinz, nachmalen Herzog von Braunschweig-Oels, der 1792 beinahe zwei Monate lang hier Quartier genommen hatte, aber ihm folgten bald andere, häufige, beschwerliche und kostspielige Besuche, jedesmal näm-

lich, daß der Ehrenbreitstein von den Franzosen angefochten wurde. Daß aber diesem Volke die Gabe geworden, jeder Lage eine rosige Seite abzugewinnen, hat sich auch hier bewährt; unter tausend Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren, sehnten diese Franzosen, Unterofficiere und Gemeine, sich nach den Genüssen des Theaters, und diese sich zu verschaffen, haben sie, dem Eigenthümer freilich zu Undank, den Saal des Erdgeschosses zu einer Schaubühne eingerichtet, und auf solcher die Schöpfungen von Molière und Corneille, auch kleinere Stücke und Opern aufgeführt.

Von dem Dechant hat sein Neffe und Pathe, Johann Jacob von Coll geerbt, doch bald wieder das Ererbte an einen Franzosen, M. Rey, wie dieser an einen Faßbinder, Namens Dahm, der in Kopenhagen sein Glück gemacht hatte, und Dahm an den Hofgerichtsrath von Mees verkauft. Von dem von Mees gelangte das Gut ebenfalls durch Kauf, um 11,500 fl. im April 1807 an den Marquis Franz von Beauharnais. Dieser war in der großen Emigration nach Coblenz gekommen, hatte des Geheimraths und Justizsenats-Directors Karl Kaspar Hubert von Cohausen Tochter kennen und lieben gelernt, und als Wittwer zu Baireuth sie geehlicht.

Die nunmehrige Marquise von Beauharnais hieß den Gespielen ihrer Jugend, vermuthlich in Folge der uns so beliebten Abkürzungen des Taufnamens, die Nuß, und kaum wüßte ich einen Namen zu finden, der wie dieser geeignet, einer liebenswürdigen Jungfrau Cardinal-Eigenschaften in einem einsylbigen Wörtlein auszudrücken. Dreifach umschlossen ist die Nuß. Wie sorgfältig der Ruf zu schonen, mag die Jungfrau aus der grünen Schale entnehmen; unauslöschliche Spuren läßt jede unzarte Berührung zurück. Steinhart ist die zweite Umgebung, wie des jungfräulichen Standes Wesentlichkeit. Den Seidenbast möchte ich dem Zauberschleier vergleichen, den Sittsamkeit und Bescheidenheit um die Anmuth winden. Darunter geborgen sitzt, wie jedem Nußkracher bekannt, das Nüßchen, weiß, knapperig, honigsüß, bis dahin, nach den allgemeinen Gesetzen der Natur, der milde Saft in ein mehr oder weniger scharfes Oel übergeht, zufolge des

unglücklichen widerwärtigen Sprüchworts: „*il n'y a pas de si belle rose, qui ne devienne gratte-cul.*"

Geschrieben und gesetzt war die vorstehende Abhandlung um die Nuß, als ich zu der Entdeckung gelangte, daß nicht der Marquise Beauharnais, der Christine von Cohausen, sondern vielmehr ihrer Schwester Agnes, Nese, Nuß, dieser vertrauliche Rufnamen zukomme. Schon war ich entschlossen, den Bogen und meine Abhandlung daneben zu vernichten, da fiel mir der Ausweg ein, von dem gelehrten Johann Bartholomäus Adam Beringer in ähnlicher Lage gebraucht. Gelegentlich eines Spaziergangs zu einer Sandgrube gelangt, fand an deren Eingang der Mann mancherlei, von Kindern zurückgelassenes Spielwerk, das nach Form und Stoff gleich sehr seine Aufmerksamkeit beschäftigte, und in welchem er letzlich, in wissenschaftlicher Begeisterung, Ueberbleibsel der Urwelt, Petrefacten, zu entdecken glaubte. Er las sorgfältig auf, was von dergleichen Dingen vorhanden, trug sie nach Hause, zeigte und erklärte den Fund in der Freunde Kreisen. Vermuthlich haben die es an Bemühungen, den Verblendeten um der Sachen wahren Befund aufzuklären, nicht fehlen lassen, weil aber ihre Zeit und Arbeit, wie es für ähnliche Fälle die Regel, verloren, hat einer von ihnen, der Jesuit Roderick, dem Starrkopf eine wohl verdiente Züchtigung zugedacht.

In der Hitze der Disputation äußerte Beringer die Absicht, die Geheimnisse jener Sandgrube weiter zu erforschen: darauf bauend, ließ Roderick, „um Beringers Fleiß in Aufsuchung solcher, dem Anscheine nach, unbrauchbarer Seltenheiten zu verspotten, mancherlei und zum Theile lächerliche Zeichen gewissen Steinen eingraben", auch vollständige Steingebilde anfertigen, die er sodann in jene Sandgrube verscharrte, um sie nach und nach unter des mystificirten Freundes ängstlicher und eifriger Forschung auftauchen zu lassen. Beringer, zum Besitze einer Sammlung ohne Gleichen in der Welt gelangt, wollte nicht geizen mit seinen Schätzen, beeilte sich vielmehr durch den Druck sie gemeinnützig zu machen. Unter seinen Händen entstand das berühmte Werk: *Litographiae Wirceburgensis ducentis lapidum figuratorum a potiori insectiformium prodigiosis imaginibus exornatae spe-*

cimen primum. Wirceb. 1726. fol. mit 21 Kupfertafeln. Hiervon war der letzte Bogen gedruckt, und das Werk zum Versenden bereit, da empfand doch Roderick Gewissensbisse um den Gedanken, seinen Freund vor aller Welt lächerlich gemacht zu haben, er bekannte den Betrug und eine verspätete Reue. Schreckliches Dilemma für Beringer, aus dem er doch als ein Ehrenmann hervorzugehen wußte. Das Buch blieb ungekränkt, unverkürzt in seinen kühnsten Hypothesen, nur der an den Fürstbischof von Würzburg gerichteten Zueignungsschrift wurde ein Zusatz eingeschaltet, worin der Verfasser die jüngsten Erlebnisse ohne Schminke mittheilt und bekennt, wie er, von falschen Freunden hintergangen, eine neue Welt zu entdecken geglaubt, statt deren aber die unendliche Beschämung gefunden habe. „Wohl hätte ich sie, mein Buch vernichtend, in der Stille hinnehmen können: ich zog es vor, öffentlich der begangenen Thorheit mich anzuklagen, um durch meine Erfahrung den geneigten Leser gegen die Eingebungen wissenschaftlicher Hoffart zu stärken, und ihn zu erinnern an der weisen Alten Wort: trau, schau wem."

Wie groß erscheint nicht der von mir zum Vorbilde erwählte Mann in der Ueberwindung seiner selbst, und im Vergleiche zu Hrn. Kaspar Anton Müller! Der Geschichtschreiber der Stadt Bonn hatte in dem Wochenblatte von 1817 die folgende Inschrift gefunden:

C. I. CAES. AS. LIBER.
SARD. ELL. EN.
V. N. D. IX. AVG EN.
AL. S. AVR C.
RAV. T. V. N.
D. C. CAES.

Er theilte sie mit, samt dem Zusatze: „es wurde um Auslegung dieser Inschrift gebeten, sie ist aber bis jetzt, unsers Wissens, nicht erfolgt." Die Erklärung fand sich jedoch ungesäumt, und vernehmend, daß ein Spaßvogel sich das Vergnügen gemacht habe, die höchst prosaischen Worte: C. J. Cäsar aß lieber Sardellen und Neunaugen, als Sauerkraut und Canterkäse, in dem Gewande einer antiken Inschrift aufzustellen, vergaß

Müller sich so weit, daß er gegen die ausgegebenen Exemplare ein Inquisitionsverfahren richtete, und an allen, die in seine Hände geriethen, das Blatt, so an sich hinreichend, seines Werkes Unsterblichkeit zu sichern, vernichtete und durch einen Carton ersetzte. Nur sehr wenige Exemplare sind diesem literarischen Vandalismus entgangen.

Um eine historische Person, dergleichen unstreitig jener Marquis von Beauharnais, und noch vielmehr um seine Familie wird man mir wohl eine Ausschweifung zu Gute halten. Als deren Stammvater kennt S. Simon einen reichen Bürgersmann aus Orléans, „*qui avait obtenu des lettres patentes pour changer son sale et ridicule nom de Beauvit en celui de Beauharnais.*“ Der Umgetaufte, ungezweifelt Franz von Beauharnais auf Miramion, wurde in seiner Ehe mit Anna Bourdineau ein Vater von mehren Kindern, davon ich namentlich doch nur die an Paul Phelypeaux-Pontchartrain, den Staatssecretair und Memoirenschreiber verheurathete Tochter Anna, gest. 20. Jan. 1653, und den Sohn Johann Jacob auf Miramion, kenne. Parlamentsrath und steinreich, verheurathete sich dieser, März 1645, mit Maria Bonneau, der am 2. Nov. 1629 gebornen Tochter von Jacob Bonneau auf Rubelle, bei Melun, und Jvry, als welcher ebenfalls als Finanzpächter zu bedeutendem Reichthum gelangt war. Johann Jacob de Beauharnais starb aber bereits am 2. Nov. 1645, nur 27 Jahre alt, eine 16jährige Wittwe, genau in der Hälfte ihrer Schwangerschaft, zurücklassend.

Maria, die Frau von Miramion, hatte in dem Alter von 9 Jahren die Mutter verloren, und scheint dieses Ereigniß nicht wenig beigetragen zu haben, des Kindes ernste, feierliche, der unsichtbaren Welt zugewendete Stimmung zu erhöhen. Als zwölfjährige Jungfrau war sie bereits die Pflegerin aller Kranken im elterlichen Hause geworden, und einem sterbenden Reitknechte in seinen letzten Augenblicken beizustehen, entschlüpfte sie, es war zu Dreikönigen, einer fröhlichen Gesellschaft. Des Mannes letzten Seufzer nahm sie auf, dann kehrte sie zurück in die Gesellschaft, durch keine Miene die Gefühle, denen sie eben sich hingegeben, verrathend. Nur zum Tanzen war sie an diesem Abend nicht

zu bringen. Nicht lange darauf, während sie in Gesellschaft einer Tante die Heilquellen von Forges besuchte, verlor sie auch den Vater, ein Ereigniß, welches ihren andächtigen Bestrebungen neue Nahrung bot, welches aber auch ihre frühzeitige Vermählung veranlaßte. Der alte Bonneau hatte, wie gesagt, durch glückliche Speculationen, als Finanzpächter insbesondere, ein großes Vermögen erworben.

Seine Tochter, die 16jährige Wittwe, verfiel in ihrem Wochenbette schwerer Krankheit; um die Gnade zu erwirken, daß ihr Kind die h. Taufe empfange, brachte sie der Mutter der Gnaden ein Gelübde dar, und glücklich wurde sie von einer Tochter entbunden. Als die Trauerzeit vorüber, stellten sich der Freier viele ein, allen lief Ludwig Franz le Fèvre de Caumartin, der *maître des requêtes*, den Rang ab, und ein Ehevertrag würde abgeschlossen worden sein, ohne die gewaltsame Intervention von Bussy-Rabutin, dem nicht minder geistreichen Vetter der geistreichen Sévigné, der so bekannt geworden ist durch seine *histoire amoureuse des Gaules*, und die lange, damit verwirkte Ungnade. Für Bussy war die junge, schöne und reiche Wittwe ein Gegenstand der Begehrlichkeit geworden, und er hatte, einen Fürsprecher seinen Wünschen zu gewinnen, die Bekanntschaft des Beichtvaters der Schönen gemacht. Der Beichtvater, ein Mönch von dem Orden der Trinitarier, der P. Clemens genannt, verfehlte nicht, von der Leidenschaft des im Irrgarten der Liebe taumelnden Cavaliers Vortheil zu ziehen, und vertraute ihm, daß die Frau von Miramion ihn verschiedentlich in der Kirche gesehen, auch Geschmack an ihm gefunden habe, und, wenn ihre Familie dem nicht entgegen wäre, ihn gern zu Mann nehmen würde. Ihre Verwandten hätten sich in den Kopf gesetzt, sie an einen Togaten zu verheurathen, daher, solches Vorhaben zu Schanden zu machen, eine Entführung der dienlichste Weg, vielleicht der einzige sein würde. Es könne aber, meinte der schelmische Mönch, die Sache fördern, wenn man diesen mit 50, jenen mit 100 Pistolen u. s. w. gewinne, und hat er unter dem Vorwande solcher Bestechung der Leichtgläubigkeit Bussys nach und nach 6000 Franken abgelockt. Als die Sache so weit gediehen, mußte für

das viele Geld doch etwas geschehen: der ungeduldige Liebhaber wurde benachrichtigt, daß an einem bestimmten Tage, Aug. 1648, die Angebetete nach der Kirche von Mont-Valérien pilgern, dort Messe hören würde. Augenblicklich traf Bussy die Anstalten zu der projectirten Entführung, die auszuführen, er sich mit seinem Bruder Rabutin, mit de Boccage und andern Cavalieren in dem Gehölze von Boulogne in Hinterhalt legte. Denn er wußte, daß von der Wallfahrt heimkehrend, die Beterin über Suresnes und Longchamps ihren Weg nehmen würde; das Gehölz hatte diese auch kaum betreten, als die Wegelagerer aus ihrem Verstecke hervorbrachen und sich ihrer Beute bemächtigten. Einzig die Frau von Miramion, die Schwiegermutter, setzte sich zur Wehre; sie riß demjenigen, der ihre Schwiegertochter ergriffen, den Degen von der Seite und verwundete damit einen der Räuber. Sie wurde entwaffnet und mit samt der jungen Frau in einen und denselben Wagen gepackt; fort ging es über Stein und Stock, doch auf weiten Umwegen, ein einziges Dorf wurde berührt, nachdem man vorher, aus Furcht einer Entdeckung, die Portièren herabgelassen hatte. Die beiden Frauen griffen nach ihren Messern, bevor aber das Leder losgeschnitten, hatte der Wagen das Dorf hinter sich. In dem Walde von Livry ließ Bussy halten. „*Comme la dame crioit fort, et que je crus que c'étoit la présence de sa belle-mère qui l'obligeoit d'en user ainsi, je fis mettre pied à terre dans le bois à cette belle-mère, et je ne laissai qu'une demoiselle avec la veuve dans le carrosse, et un laquais sur le derrière; mais la dame ne fit pas moins de bruit après cela, et je reconnus alors que je m'étois trompé.*“

Nichts desto weniger wurde die Reise bis nach Launay, einer Comthurei Malteserordens, drei Stunden von Sens, welche Bussys Oheim, Hugo von Rabutin, der Großprior von Frankreich besaß, fortgesetzt. „*Là elle fit l'endiablée,*“ berichtet Tallemant des Réaux, „*quoique Bussy, pour la fléchir, vint à elle à genoux, des l'entrée de la salle.*“ Nur eben dem Schlosse eingeführt, sprach sie, in Gegenwart der vielen um sie versammelten Männer, das Gelübde unverbrüchlicher Keuschheit, und hartnäckig wies sie alle Nahrung zurück, obgleich in dem

Laufe von 40 Stunden sie nicht das Mindeste zu sich genommen hatte. Das Gelübde namentlich wirkte auf einige Malteserritter, die bis dahin in dem Bubenstücke des Bussy Helfer gewesen; sie drohten ihn niederzustoßen, so er nicht augenblicklich die Gefangene freigebe. Auch hatte in Paris die Kunde von dem Ereignisse großen Unwillen erregt, und waren von der Obrigkeit, in Ermanglung andern Volkes, die sämtlichen *Archers des gabelles* zur Verfolgung der Spur der Entführer ausgesendet. Den innern und den äußern Feinden zugleich widerstehen zu können, verzweifelte Bussy: er suchte der beleidigten Dame Verzeihung, indem er alle Schuld auf seinen Unterhändler, den falschen Mönch wälzte, und jagte davon, indessen die Miramion, einigermaßen beruhigt, über Sens nach Paris zurückkehrte. Entscheidend ist für die ganze Folge ihres Lebens das Ereigniß geworden.

Wohl hat sie mit Bussy sich versöhnt, die gegen ihn erhobene Klage zurückgenommen, unter der Bedingung, daß er, mit derjenigen, so jüngst seine Gefangene gewesen, zusammentreffend, jedesmalen sich zurückziehen werde, eine Stipulation, die, demüthigend dem hoffärtigen Mann, doch Zeitlebens buchstäblich von ihm erfüllet worden ist, aber in jeder andern Beziehung hat die glücklich beseitigte Gefahr eine gänzliche Umgestaltung in der Lage der jungen Frau nach sich gezogen. Den Beichtvater, um daß er ihr, wie sie bekennt, von einem Anbeter gesprochen, hatte sie bereits durch einen verläßlichern Priester ersetzt. Caumartin, mit dem sie so gut wie versprochen, wurde auf den Grund des Gelübdes abgewiesen. In dem Verlaufe einer tödtlichen Krankheit, Folge des erlittenen Schreckens, glaubte sie, nach dem Empfange der Sterbsacramente, eine himmlische Stimme zu vernehmen, und die Worte: „dein Herz will ich, und daß es ungetheilt mir angehöre," und von dem Augenblicke an war sie nur mehr bedacht, des hehren Berufs, den sie hiermit empfangen zu haben wähnte, würdig sich zu erzeigen. Sie war 19 Jahre alt, als sie durch eine Retraite bei den *Soeurs de la Charité* dem veränderten Lebenswandel einleitete, und demnächst in einem Hause bei *S. Nicolas-des-champs*, 20 Waisen-

zinder, weiblichen Geschlechts, vereinigte, um sie unter ihrer persönlichen Aufsicht durch geprüfte Lehrerinen zu den Uebungen der Andacht, zu nützlichen Beschäftigungen heranziehen zu lassen. Häufig pflegte sie der Kranken im Hôtel-Dieu, was ihr, bei reinlichen Gewohnheiten, eine schwere Buße. Darauf mußte sie, nach dem Willen ihres Beichtvaters, ein ganzes Jahr in der Retraite zubringen, um sich, ohne irgend eine Zerstreuung in den Uebungen der Nächstenliebe zu suchen, mit der eigenen Vervollkommnung zu beschäftigen. Als dieses Probejahr überstanden, wurde ihr das Amt einer *Trésorière* der Armenpflege in dem Kirchspiel *S. Nicolas-des-champs*, und viel Arbeit hat sie in dieser Stellung, in dem manichfaltigen, durch den Bürgerkrieg hinterlassenen Elend gefunden, das Unglaubliche geleistet. Geraume Zeit wurden durch sie täglich 2000 Suppen ausgetheilt, ein Aufwand, den zu bestreiten, sie ihr Perlenhalsband um 24,000 Livres verkaufen mußte. Das Jahr darauf veräußerte sie auch ihr Tafelsilber, um Missionen für das In- und Ausland, dann Freischulen zu begründen, zugleich die Krankenpflege auf dem platten Lande zu bessern. Den Preßhaften um so wirksamer zu dienen, lernte sie zur Ader lassen, einen Verband auflegen, Salben bereiten; allen Bedürftigen stand ihre reich ausgestattete Hausapotheke offen. Im J. 1650 nahm sie in ihr Haus auf 28 Nonnen aus der Picardie, deren Klöster in dem Kriege zerstört worden: 6 Monate lang hat sie diese Emigranten genährt, bis daß sie samt und sonders in verschiedenen Anstalten untergebracht. Dagegen ruhete sie nicht, bis daß, hauptsächlich auf ihre Verwendung, mehre lüderliche Dirnen, der Auswurf ihres Geschlechtes, zu Sainte-Pélagie eingesperrt worden, „*dans l'espérance que les autres intimidées se contiendroient davantage, et même pourroient changer de vie.*“

Nachdem sie im J. 1660 ihre einzige Tochter an de Nesmond, den *maître des requêtes*, und nachmaligen Präsidenten, verheurathet, und hierdurch gleichsam mit der Welt sich abgefunden hatte, bezog Marie ein Haus in der Straße Saint-Antoine, 1661, wo sie in der Gemeinschaft einiger frommen Jungfrauen mit Schulhalten und Krankenpflege sich beschäftigte; der kleinen Gesellschaft,

la sainte famille genannt, Statuten hatte der Miramion Beichtvater, M. du Festel, kurz vor seinem Ableben entworfen. Durch Vertrag vom 14. Aug. 1665 vereinigte sich die *sainte famille* mit den *soeurs de Sainte-Geneviève*, von den gleichen Tendenzen, zu einer einzigen Corporation, welche die Frau von Miramion zu ihrer Oberin erwählte, auch sowohl des Erzbischofs, als des Königs Bestätigung erhielt. Eine Summe von 60,000, und nachmalen 10,000 Livres hat die Oberin für des Instituts Einrichtung gegeben, minder nicht 1670 das Haus auf dem Quai de la Tournelle, so der Miramionen bleibender Sitz geworden ist, erkauft. Jahre lang lebte die Gemeinde auf der Oberin Kosten, als das nicht mehr nothwendig, bezahlte sie ein Kostgeld von 1500 Livres. Das, unter den allmälig sich einstellenden körperlichen Schwachheiten ihr beschwerlich gewordene Amt hätte sie wohl gern niedergelegt, aber der Absicht widersprachen mit Lebhaftigkeit die Schwestern, und der Erzbischof verordnete, daß sie nur mit dem Leben ihre Würde aufgebe. Ein Lazarethfieber, so 1673 in außerordentlicher Heftigkeit die Stadt Melun heimsuchte, gab ihr Gelegenheit, ihre Unerschrockenheit im Dienste der Nächstenliebe zu bewähren. Sie eilte zum Schauplatz der Gefahr, und viele, vorzugsweise die von den Aerzten aufgegebenen Kranken hat sie eigenhändig gepflegt. In dem Hungerjahr 1694 machte sie, der allgemeinen Noth zu steuern, Anstrengungen, die bei weitem ihre Kräfte zu übersteigen schienen, und doch fand sie noch Mittel, dem, unter dem Drange unvorgesehener Ausgaben erliegenden Hôtel-Dieu zu Hülfe zu kommen, die Errichtung des allgemeinen Hospitals zu fördern, die Existenz des mit der Auflösung bedrohten Hospitiums der Findelkinder sicher zu stellen. Ihrem Kloster ein Exercitienhaus für Personen weiblichen Geschlechtes hinzuzufügen, mußte das anstoßende Gebäude um den Preis von 75,000 Livres angekauft werden; dazu steuerte sie aus eigenen Mitteln 15,000 Livres, andere 6000 der König, denn dieser hatte, seit des Fräuleins von Lamoignon Ableben, der Miramion die Vertheilung der auf seine Schatulle angewiesenen Almosen übertragen. Ihren Beziehungen zu dem Hofe verdankte sie vielleicht die Ehre, einer Vorstellung von Racines jüngster Schöpfung, das Trauer-

spiel Esther, in dem Hoftheater zu Versailles beizuwohnen. „*Madame de Miramion et huit Jésuites, dont le père Gaillard étoit, ont honoré de leur présence la dernière représentation. Si j'étois dévote, j'aspirerois à voir jouer cette pièce,*“ schreibt die Sévigné, 31. Januar 1689.

Saint-Simon ebenfalls gedenkt der frommen Wittwe: „*Elle se consacra entièrement à la piété et à toutes sortes de bonnes oeuvres. C'était une femme d'un grand sens et d'une grande douceur, qui de sa tête et de sa bourse eut part à plusieurs établissements très-utiles dans Paris; et elle donna la perfection à celui de la communauté de Sainte-Geneviève, sur le quai de la Tournelle, où elle se retira, et qu'elle conduisit avec grande édification, et qui est si utile à l'éducation de tant de jeunes filles et à la retraite de tant d'autres filles et veuves. Le roi eut toujours une grande considération pour elle, dont son humilité ne se servait qu'avec grande réserve et pour le bien des autres, ainsi que de celle que lui témoignèrent toute sa vie les ministres et les supérieurs ecclésiastiques et les magistrats publics.*“ Als Saint-Simon diese Zeilen niederschrieb, befand sich die seltene, die heilige Frau nicht mehr unter den Lebenden. Den fortwährenden Kasteiungen erliegend, war sie den 19. März erkrankt, den 24. März 1696 hinübergegangen in das Land der Verheißung. „*Et pour madame de Miramion, cette mère de l'église, ce sera une perte publique,*“ schreibt die Sévigné den 29. März; bei Dangeau heißt es, 26. März 1696: „*Madame de Miramion mourut à Paris; c'est une grande perte pour les pauvres à qui elle faisoit beaucoup de bien. Elle avoit travaillé à beaucoup de bons établissements de charité, qui presque tous avoient réussi. Le roi l'aidoit dans les bonnes oeuvres qu'elle faisoit, et ne lui refusoit jamais rien.*“ Sie selbst hat noch zu Amiens 1670, und zu *la Ferté-sous-Jouarre* 1695 die Miramionen oder *filles de Sainte-Geneviève* eingeführt, und diesen ihren Töchtern als ein unveräußerliches Erbe den Geist der Nächstenliebe hinterlassen. Schreibt doch 1791 der berüchtigte Dulaure, von den Miramionen zu Paris handelnd: „*Ces religieuses ne font point de*

voeux. Elles se consacrent à l'instruction des jeunes filles, et au soulagement des pauvres blessés. Elles font les saignées, et préparent les médicamens nécessaires. Ces secours sont gratuits, et administrés avec tout le zèle de la vraie charité, ce qui les rend plus précieux."

Ihre leibliche Tochter hingegen, die nachmalige Präsidentin de Nesmond, scheint außer dem zeitlichen Gut, 400,000 Thaler, nicht viel von der Mutter angenommen zu haben. „*Sa fille,*" schreibt Saint-Simon, „*dont la maison était contiguë à la sienne, se fit un titre d'en prendre soin après la mort de sa mère, et, devenue veuve, se fit dévote en titre d'office et d'orgueil, sans quitter le monde qu'autant qu'il fallut pour se relever sans s'ennuyer. Elle s'était ménagé les accès de sa mère de son vivant, et les sut bien cultiver après, surtout madame de* ***Maintenon*** *dont elle se vantait modestement. Ce fut la première femme de son état qui ait fait écrire sur sa porte:* **Hôtel de Nesmond.** *On en rit, on s'en scandalisa, mais l'écriteau demeura et est devenu l'exemple et le père de ceux qui de toute espèce ont peu à peu inondé* ***Paris.*** *C'était une créature suffisante, aigre, altière, en un mot une franche dévote et dont le maintien la découvrait pleinement.*" Sie hat in der Handschrift hinterlassen: ***Mémoire*** *pour servir à la* ***Vie*** *de madame de* ***Miramion.***

Mit Johann Jacob von Beauharnais auf Miramion war aber keineswegs der Mannsstamm der Familie erloschen. Vielmehr geschieht um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht selten Erwähnung zweier Brüder, der Marquis und der Graf von Beauharnais. Der Graf, als der jüngere Bruder, widmete sich dem Seedienst. *Chef d'escadre* seit April 1756, ging er am 29. Januar 1757 mit 7 Kriegsschiffen von Brest aus unter Segel; auf seiner Fahrt nach Westindien nahm er den englischen Dreidecker Greenwich, dann hielt er geraume Zeit Port-royal, auf Jamaica, blokirt, letzlich stieß er zu der Escadre des Grafen Du Bois de la Mothe. Er starb als General-Lieutenant von der Flotte. Im J. 1753 hatte er sich mit Marianne Franciska Mouchard de Chaban de Menneval, der in spätern Zeiten als

Schriftstellerin nicht unbekannten Gräfin Fanny de Beauharnais und des Roches-Baritaut verheurathet. Fanny, die Tochter eines *Receveur général des finances* für die Provinz Champagne, war 1738 geboren, und demnach 10 Jahre alt, wie sie im Kloster von einer Lehrerin in poetischer Thätigkeit betroffen wurde. Ohne Rücksicht für Werth oder Unwerth wurde dieses erstgeborne Kind der Laune eines Kindes den Flammen übergeben. Nicht geheilt, nur gewitzigt ist durch dieses *Auto da fé* die frühreife Dichterin, und angewiesen worden, ihre ferneren Bestrebungen profanen Augen zu entziehen. Die Geheimnisse ihrer ehelichen Verbindung behandelt in gewohntem Cynismus Restif de la Bretonne in der *Année des dames nationales ou histoire jour-par-jour, d'une femme de France, Avril, p. 1035.* Einzig die Schlußworte erlaube ich mir anzuführen: „*A 23 ans, elle vint à Paris: elle y vit des hommes aimables, des gens-de-lettres. Son caractère et ses sens s'étaient developpés: mais elle contraignit tous ses goûts, jusqu'à l'établissement de ses enfans, garçon et fille. Alors elle écrivit et eut des succès. Son père et son ayeule vivaient encore; ils en furent flattés: elle continua, malgré son mari. Elle perdit son ayeule; puis son père. Alors elle aima... Son mari avait 60 ans; Faënné (Fanny) en avait 33. M. de Bellearmure (Beauharnais) se plaignit. Faënné lui répondit: — M., j'ai rempli tous mes devoirs envers vous, par mille complaisances. Je vous ai donné deux enfans; j'ai bien gagné votre titre de comtesse. Tant que vous avez été homme, je vous ai dû ma personne pour vos plaisirs. Aujourd'hui, que vous n'êtes plus qu'un vieillard libertin, qui avez des caprices qu'une épouse n'est pas obligée de satisfaire, je vous demande la liberté de pouvoir commencer à faire quelque-chose pour mon bonheur, je vous laisse la liberté d'avoir une catin. Le mari s'emporta: elle suivit son plan. Il la fit mettre dans un monastère. Faënné y attendit sa mort, qui ne tarda guère. Depuis, elle a fait des livres, et toujours eu un jeune amant.*"

Unabhängige und reiche Wittwe, wünschte Fanny, nach dem Beispiel der Geoffrin, sich einen Kreis von Schöngeistern und

Schriftstellern, denen sie zur Berühmtheit und manchmal auch zu den Nothwendigkeiten des Lebens zu verhelfen geneigt, von denen sie aber hinwiederum den angemessenen Tribut von Huldigung, Anpreisung und Vergötterung erwartete. Mancher arme Teufel empfing von ihr eine Weste, Kleider u. dgl., wie ein dreißig Jahre früher, zu demselben Zwecke, die gleiche Freigebigkeit die Gräfin Tencin geübt hatte. „Die Frau von Tencin soll," schreibt ein Autor *de aō* 1752, „die Frau von Tencin soll die Gewohnheit gehabt haben, jährlich allen denen Gelehrten, die bey ihr aus- und eingegangen — absonderlich den 40 von der Akademie," *qui ont de l'esprit comme quatre* — „ein Paar sammtene Bein-Kleider zum heil. Christ zu schenken. Dieses hat einen, der vermuthlich kein dergleichen Geschenk bekommen, bewogen, folgende vier Zeilen abzufassen:

Regrets de Madame de Tencin en mourant.

J'ai donné tant que j'ai vécu,
Une culotte à chacun des quarante.
Respectable sénat, dont j'étois présidente,
Vous allez donc montrer le cul."

Dergleichen Anfeindungen hat die Gräfin Beauharnais nicht erlebt; aber die großen Männer jener Zeit, die Encyclopädisten und die sogenannten Philosophen zur Untreue gegen ihre Präsidentin, die Geoffrin zu verleiten, dieses fand sie unthunlich, und mußte sie deshalb in der Wahl ihrer Umgebung auf literarische Größen zweiten Ranges, auf Versemacher insbesondere, sich beschränken, wiewohl doch auch Mably, Dussaulx, Bitaubé ihre Gesellschaften besuchten, Buffon und Bailly als ihre Freunde galten, Voltaire einen Briefwechsel mit ihr unterhielt. Den größten Einfluß haben Dorat und Cubières auf die Frau geübt, gleichwie das Publicum ihr den Verkehr mit Cubières, Mercier, Restif de la Bretonne am mehrsten verargte. Dorat galt als ihr Rathgeber, als der Souffleur vielmehr für ihre poetischen Ergießungen, und als der eigentliche Verfasser der ***Oeuvres de madame de Beauharnais, Paris, 1772;*** wenigstens wurden diese *oeuvres* in allen Zeitschriften, auf welche Dorat nur einigen Einfluß übte, mit Lob überschüttet. Eine zweite Schrift, mit dem pretentiösen

Titel: *A tous les penseurs salut, 1773,* 8., S. 28, macht die Originalität einiger gleich pretentiösen Titel der neuesten Zeit, wie z. B. Dieses Buch gehört dem König, höchst verdächtig. Eine Apologie für die Schriftstellerin überhaupt, veranlaßte jener *Salut* mancherlei Widerspruch, sonderlich von Seiten des Dichters Lebrun, der u. a. auf die Gräfin den vor langen Jahren der Mlle. de la Force zu Ehren gedichteten Spruch anwendet:

Eglé, belle et poète, a deux petits travers,
Elle fait son visage et ne fait pas ses vers,

eine Impertinenz, die Laharpe, in seinem schriftlichen Verkehr mit dem Großfürsten der Moskau des Breitern ausführt: „*La dame, dont il est ici question n'est pas plus belle qu'elle n'est poète; et, en supposant qu'elle fasse son visage, cet ouvrage-là ne vaut pas mieux que les autres, à l'exception de ses yeux qu'elle ne saurait faire.*“ Dagegen liest man in den *Souvenirs de la marquise de Créquy*: „*Il est vrai que M^lle de la Force avait toujours la peau couverte de blanc de céruse, et qu'elle se faisait peindre les sourcils avec les cils des paupières et des veines bleues sur les tempes; mais je puis vous assurer que si la Comtesse de Beauharnois faisait son visage, c'était comme nous le faisions toutes, et qu'elle ne mettait que du rouge ainsi que toutes les autres femmes de qualité. Elle a toujours été blanche comme un cygne, et je n'ai jamais rien vu de si beau que ses yeux! Je n'ai pas besoin de vous dire qu'elle a fait des poésies fort agréables; mais ce que je vous dirai pertinemment, c'est que depuis la mort de son ami, et je puis ajouter de son protégé, M. Dorat, il n'y a jamais eu personne dans son intimité qui fût capable de les faire pour elle. Son épître au roi de Prusse, qui lui avait écrit en vers, est un véritable chef-d'oeuvre* und ein *Chef d'oeuvre* finden die *Souvenirs* in den *Lettres de Stéphanie, ou l'héroisme des sentiments, roman historique, 1772.* „*Il porte un cachet de supériorité véritable, le plan de ce charmant ouvrage est vaste et bien rempli, l'intérêt s'y trouve habilement ménagé, fortement soutenu; les situations y sont aussi variées que les caractères y sont naturels et vraisemblables; le style en est pur,*

élégant et simple; enfin l'éclatant succès qu'ont obtenu les lettres de Stéphanie, ne saurait manquer d'assurer à la Comtesse de Beauharnais un rang très-distingué dans la littérature de son temps. Si elle avait eu le bonheur d'épouser un homme que l'on pût aimer, la conquetterie littéraire ne serait pas venue se mettre de la partie; les illusions n'auraient jamais altéré sa raison naturelle, et la personne la plus parfaite de la terre aurait été la Comtesse de Beauharnais, sans restriction." Die Sage, daß Dorat sein Talent der Freundin geliehen habe, zu bekräftigen, wurde das Gerücht verbreitet, in dem Kummer um dessen Absterben habe die Gräfin beinahe den Verstand verloren. Die neue Erfindung durch die That zu widerlegen, veröffentlichte sie einen neuen Roman, *l'Aveugle par amour, 1781*, der gleichwie sein älterer Bruder, *l'Abailard supposé, ou le sentiment à l'épreuve*, der Ehre einer Uebersetzung in das Deutsche würdig befunden worden ist. Von dem *Abailard supposé* wird in den *Souvenirs de Créquy* geurtheilt: „*c'est bien certainement un chef d'oeuvre de goût, de délicatesse et de sentiment généreux. M^{me} de Beauharnais le préfère à ses autres ouvrages*," hingegen äußert Laharpe, gelegentlich dieses Romans, der Beauharnais Arbeiten seien zu jämmerlich, um einem Zweifel ob des Verfassers Raum geben zu können; allein ungeachtet dieses gewichtigen Ausspruchs ließ das Publicum sich nicht ausreden, daß der unglücklichen Schriftstellerin die Gabe, zu schreiben, versagt, daß ihr, mit dem fremden Pfunde zu wuchern, ein Liebhaber, der zugleich Literat, unentbehrlich, und betrachtete als Dorats Nachfolger in dieser gedoppelten Hinsicht den Laus de Boissy, den später Cubières ablösete. Diese Meinung oder dieses Vorurtheil wirkte nicht wenig zu dem eclatanten Sturz der *Fausse inconstance ou le triomphe de l'honnêteté*, so 1787 auf die Scene gebracht, kaum zum zweiten Act gelangte und in einem Sturm von Pfeifen unterging. Nach solchem Unfall sich zu zerstreuen, bereisete die Gräfin Italien, und reichliche Anerkenntniß und Huldigung fand sie in einem Lande, so damals den nichtigsten Bestrebungen ausschließlich hingegeben.

Um so mehr den Personen und dem verkehrten Geschmack der Hauptstadt zürnend, bezog die Gräfin ihr Schloß in Poitou, und alle die Vergnügungen, so in jener Zeit das Landleben noch zu bieten vermögend, hat sie dort genossen, ein Haustheater sogar stand ihr zu Gebote, und auf dieser Bühne wurde 1790 das Schauspiel *la Bonne Mère*, deren Ideal, wie die naive Dichterin in der Vorrede bekennt, sie selbst, gegeben. Aber die politischen Stürme verleideten ihr den Aufenthalt in der Provinz, der Aufmerksamkeit der Machthaber zu entgehen, kam sie nach Paris, und da wurde sie den 4. Nov. 1793 gefänglich eingezogen und nach St. Pélagie gebracht. Der Einfluß von Cubières muß aber ihre Gefangenschaft bedeutend abgekürzt haben, denn bei ihr fanden Hortense Beauharnais, bei der sie zu Gevatter gestanden, und Eugen Zuflucht, als Josephine, im Gefängnisse, berufen schien, ihres Eheherren Geschick zu theilen. Alles Liebe und Gute hat die Gräfin damals diesen Kindern erwiesen, hiermit die Mutter zu ewiger Dankbarkeit verpflichtend. „*Joséphine prodigua à sa tante les témoignages de sa reconnaissance avec une assiduité que les embarras de son haut rang ne lui firent jamais négliger; elle l'appelait toujours sa seconde mère, titre accordé justement à celle qui lui portait une tendresse vraiment maternelle.*“ Verbunden in dieser Weise durch die zwiefachen Bande, des Blutes und der herzlichsten Zuneigung dem neuen Kaiserhause, erlebte die Gräfin eine Reihe von schönen Jahren, und wiederum *grande dame* geworden, konnte sie frei ihren Neigungen opfern. Von 1800—1811 hat sie mancherlei geschrieben, *Poésies fugitives, l'Ile de la felicité, A la mémoire de madame du Boccage, la Cyn-Achantide ou le voyage de Zizi et d'Azor, la Marmote philosophe*, in derselben Zeit hat sie auch ohne allen Zwang der Gesellschaft von Cubières genossen. Dorat-Cubières, wie er selbst, vielleicht um seine Beziehungen zu der Gräfin zu maskiren, sich nennt, wohnte die 12 oder 15 letzten Jahre mit ihr unter einem Dache, speisete mit ihr an demselben Tische und machte die Ehren des Hauses, in der vollen faden Wichtigkeit eines beglückten Liebhabers, und nicht immer in dem Zustande vollkommener Nüchternheit. Doch glaubt ein scharfsinniger Beobachter alle die Freiheiten, so der *Majordome*,

unter dieser Bezeichnung war Cubières den Freunden des Hauses bekannt, sich erlaubte, einzig auf Rechnung der unerschöpflichen Güte seiner hohen Gönnerin setzen zu dürfen. Von der andern Seite spricht sie in ihren vertraulichen Briefen stets mit besonderm Interesse von dem *Majordome*; dieser Briefe, theils in gebundener, theils in ungebundener Rede, befinden sich viele in den Händen der Sammler, und geben sie den besten Beweis, daß die Schreiberin bei ihren Arbeiten keiner fremden Beihülfe gebrauchte, daß ihr kein *teinturier*, nach dem technischen Ausdrucke, zur Seite stand; Verse und Prosa sind in diesen Briefen um kein Haar besser oder schlechter, denn in den Arbeiten, welche durch den Druck veröffentlicht.

Geraume Zeit hat die Gräfin unter einem Uebel der eigenthümlichsten Art, von einem complicirten Alpdrücken gelitten. Sobald sie zu Bette gebracht, die Bettvorhänge zugezogen, die Dienerinen entfernt, empfand sie einen fieberhaften Druck; sie schellte, aber niemand wollte dem Rufe gehorchen. Um nicht zu ersticken, schob sie die Vorhänge zur Seite, und sie erblickte auf dem Herde des Kamins eine gewaltige Kohlpfanne in der vollen Gluht. Zugleich wurden die Flügelthüren, wodurch ihr Zimmer dem zweiten Saal verbunden, aufgerissen, und sie vernahm ein näselndes endloses Hüsteln. Dann trat in die Stube ein himmellanges, in Lumpen gehülltes Weib, den schmierigen Rock zu Fetzen ausgezackt, die bis in das halbe Bein hinaufreichten, den Kopf mit einer Art Turban von grobem ungebleichten Leinentuch, unter dem zwei Hörner hervortraten, bedeckt. Diese Hörner, etwan einen Finger lang, waren nicht zugespitzt, im Gegentheil schien das eine, das kürzere, durch Gewalt oder durch Zufall gebrochen. Ohne auf anderes zu merken, eilte das Scheusal zum Kamin, das Feuer anzuschüren, als worauf vornehmlich seine Rolle in diesem Drama sich beschränkte, ein Umstand, welcher der Gräfin die genaue Auffassung der widerwärtigen Erscheinung möglich machte. Zugleich füllte sich die Stube, besonders des Bettes nächste Umgebung, ganz unvermerkt mit gräßlichen Gestalten, die unaufhörlich in ihrem Aeußern, ihren Verhältnissen wandelbar, eine Reihe von abwechselnden Zerrbildern

darstellten. Am mehrsten litt doch die geplagte Frau von dem verwünschten Husten vor der Thüre, das unaufhörlich sich erneuerte, und, wie ihr das aus einer leidigen Erfahrung bekannt, die eigentliche Plage ankündigte.

Denn der Held des Nachtstückes war ein Kind, eine Misgeburt vielmehr, mit dem blauen Husten behaftet, die als ein wahrer Teufel, was sie nach ihrem ganzen übrigen Wesen, hustete, und jetzt, gemessenen Schrittes, unter allen Zeichen der Devotion und mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit introducirt wurde. Den Teufel in Windeln leitete ein größerer Teufel, ohne Zweifel sein Leibarzt, in den Zügen das genaueste Ebenbild von der Schwiegermutter der Gräfin, von der alten Marquise von Beauharnais, der verzweifelten Jansenistin; ein Schweif von Dämonen, des werthen Paares Ehrengefolge, erstickte beinahe unter Liebkosungen und Zärtlichkeiten die kleine Misgeburt. In dieser Gesellschaft waren keine der monströsen Figuren, wie sie um das Bett gedrängt zu erblicken, dagegen fanden sich darin Physionomien mit einem dergestalt höllischen Ausdruck von Dummheit, von der verächtlichsten Adulation, von der plumpsten Schmeichelei, daß das bloße Anschauen den Gleichgültigsten zur Verzweiflung hätte treiben können. Der Gegenstand der unendlichen Aufmerksamkeit wurde auf ein Sophakissen vor dem Feuer gesetzt, genau ihn zu inspiciren, konnte die Gräfin niemals sich enthalten. Der Größe nach schien es ein Kind von 5 oder 6 Jahren, in einem Kleid von himmelblauem Taffet; angeschwollen gleich einem Schwören, war der Bursche todtenbleich; das rothe Haar auf seinem maaslos dicken Haupte stand zu Berg, an der Stirne keimten zwei Hörner, in Beschaffenheit einem Schneckengehäuse vergleichbar.

Regelmäßig ergab sich zwischen dem Leibarzt und dem Gefolge der Misgeburt eine lärmende Verhandlung, und es wurde in großer Lebhaftigkeit, doch in fremder Sprache, disputirt, bis dahin der Kleine, durch Ausbrüche von Zorn und die verdoppelte Gewalt seines Hustens, für seine Person die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; die ganze Gesellschaft verwirrte sich alsdann zu einem phantastischen Knäuel, und während der in voller Bewegung, wurde die Gräfin aus ihrem Bette gerissen. Ein

Riese mit weißem Bart zerrte sie bei den Haaren in die Höhe, und ließ sie gewaltsam zum Boden fallen, dergestalten, daß sie jedesmal auf die Füße zu stehen kam. Das wurde so oft wiederholt, bis sie in die Kniee gesunken. Dann wurden ihr die Beine rückwärts aufgehoben, und mit einer Kette, die man als eine Schärpe ihr um den Leib legte, in der Höhe gehalten, was jedesmal die unerträglichsten Schmerzen in den Kniegelenken ihr verursachte. Die beiden Hände wurden ihren Hüften aufgelegt, die Arme in die Runde gebogen und weit auseinander gespreizt, so daß sie als Griffe anzusehen: dann wurde ihr, sehr unmanierlich, ja gewaltsam der Mund mit weißen Zwiebeln, Altheawurzeln, Süßholzstengeln, Büscheln von Quecken, durchgeschnittenen Aepfeln, ganzen Haufen getrockneter Feigen vollgestopft. Dazu kam rother Honig, auch Honig von Narbonne, den man ihr mit Löffeln eintrichterte; am mehrsten aber wurde sie belästigt durch ganze Ladungen von den *quatre-fleurs,* die man ihr aufzwängte, und die herabwürgend, sie beständig Gefahr lief zu ersticken. Eine unmäßige Quantität kalten Wassers, die man mittels eines Trichters ihr eingoß, mußte sie dann noch als eine Erleichterung betrachten.

Nach diesen Vorbereitungen wurde sie, in der Gestalt einer Kaffeekanne, wie sie doch in Umfang und Gehalt niemalen gesehen worden, vergleichbar, zum Feuer geschoben, um die lange Nacht durch als Kochmaschine, als Retorte verwendet zu werden. „Nein," sagte sie, von ihrem Leiden erzählend, und in der Erinnerung an die erduldeten Qualen abwechselnd Thränen vergießend und kichernd, „nein, eine Marter, wie ich sie Nacht für Nacht erleiden muß, ist noch nie erhört worden. Oft erpreßt mir der Schmerz ein Wuthgeheul, dann spricht das lange Scheusal von Weib mir zu: Bah, bah, man ist zu glücklich, um des schönen Engelchens willen leiden zu dürfen. Zu Zeiten empört mich auch der verfluchte Doctor durch seine Vorträge, in welchen er seinen Collegen, den Höllengeistern um ihn herum, zu beweisen unternimmt, daß ich bei allem dem nicht mehr, denn ein blecherner Kessel zu leiden habe, indem, fügt er, während die Unholde vor Lachen sich ausschütten wollen, hinzu, indem die mir einge-

gossene Quantität Feuchtigkeit gegen die Gefahr, zu verschmachten, mich sichere. „Ein anderes wäre es freilich, wenn ich unterlassen hätte, ihr das Quantum Wasser einzugießen, so nach den Gesetzen der Physik erforderlich, die vollständige Desication zu verhindern, dann allerdings hätte sie Ursache, zu klagen, aber Sie alle, Verehrteste, wissen, daß ein mit Feuchtigkeit erfülltes Gefäß durch die Wirkung des Feuers nicht beeinträchtigt werden kann . . ." — „Ein Geschwätz, worüber man, selbst zum irdenen Krug geworden, vor Wuth bersten möchte. In Wahrheit, der höllische Pedant quält mich am mehrsten, zumal er auf ein Haar meiner Schwiegermutter ähnlich."

Letzlich hat Cazotte die arme Frau von ihrem Alp befreiet, so viel bekannt, durch Gebete, während deren er zugleich ihre Hände berührte. In spätern Zeiten, nachdem Cazotte geschlachtet worden, erlitt sie wieder neue, nicht minder beschwerliche Anfechtungen, daß sie genöthigt, dem Bette ganz und gar zu entsagen. Viele Jahre lang war ein Sessel ihre Ruhestätte. Die Gräfin Fanny starb zu Paris, in dem Alter von 75 Jahren, den 2. Julius 1813. Ihre Tochter wurde an einen Vetter, den Marquis Franz von Beauharnais verheurathet, ihr Sohn, der Graf Claudius Beauharnais, geb. 29. Sept. 1756, stand, im Beginn der Revolution, als Officier bei den *Gardes françaises*, wurde als Senator 1804 mit der Senatorie von Amiens bekleidet, und 1810 zum *Chevalier d'honneur* der Kaiserin Marie Louise, am 4. Juni 1814 zum Pair von Frankreich ernannt. Verm. in erster Ehe mit einer Tochter des Marquis Claudius Adrian Franz de Lezay-Marnesia, in zweiter Ehe mit einem Fräulein Fortan, Tochter eines Rheders aus Nantes, hat er aus der ersten Ehe eine Tochter hinterlassen. Diese, Stephanie Louise Adrienne, war ein Kind noch, als die Mutter starb. Eine Engländerin, der sterbenden Mutter eng befreundet, übernahm auf deren Bitte die Sorge für die verwaisete Kleine, übergab sie aber späterhin, Behufs ihrer ferneren Ausbildung, einigen Klosterfrauen, die zu Montauban das gemeinsame Leben fortsetzten. Napoleon, damals noch erster Consul, hörte seine Frau der fernen Cousine erwähnen: „*Comment peux-tu*," fuhr er auf, „*comment peux-tu laisser quelqu'un de ton nom à la charge d'une Anglaise?*

Ne crains tu pas que ta mémoire n'en souffre un jour?" Unverweilt wurde ein Courier abgesendet, um die Waise nach den Tuilerien zu fordern. Die Nonnen wollten sie nicht ziehen lassen, und ein zweiter Courier überbrachte dem Präfecten ein Schreiben, wodurch er angewiesen, das Kind wegzunehmen. Stephanie wurde der Madame Campan übergeben, und empfing die glänzendste Erziehung. Sie entsprach vollkommen den in sie gesetzten Erwartungen. Am 4. März 1806 wurde sie von Kaiser Napoleon adoptirt, und am 7. April 1806 an den Erbgroßherzog von Baden vermählt. „*Elle vécut avec son mari,*" dessen beschuldigt sie Napoleon in dem *Mémorial* von *Sainte-Hélène*, „*elle vécut avec son mari à-peu-près comme la reine Hortense avec le sien, montrant des caprices, affichant de l'indépendance, ce que Joséphine blâmait fort.*" Ich muß bekennen, daß diese Beschuldigung mich überrascht. Mehrmals hat die Prinzessin ihren Oheim, den Präfect Lezay-Marnesia besucht, auch der Bäder in Ems sich gebraucht, und in Coblenz wie in Ems durch die gütigste Liebenswürdigkeit, durch den seltenen Reichthum ihres Geistes jedermann bezaubert, wenn auch dieser oder jener ihre fröhliche, kindliche Hingebung etwas auffallend finden wollte. Ihr Vater, Graf Beauharnais, starb zu Paris, 10. Jan. 1819.

Bleibt mir noch von den beiden Söhnen des Marquis de Beauharnais, den Neffen also des Seemanns, von Franz und Alexander zu sprechen. Der jüngere, Alexander Vicomte Beauharnais, geb. auf Martinique 1760, debutirte in der Armee als zweiter Major bei einem Infanterieregiment, diente in America unter Rochambeaus Befehlen, und wurde 1789, als des Adels Deputirter für das Amt Blois, an den Reichstag gesendet. Er präsidirte in der Versammlung zur Zeit von Ludwigs XVI. Flucht nach Varennes, stand hierauf als General-Adjutant bei der Nordarmee, und gelangte endlich zu dem Oberbefehl der Rheinarmee, im Sommer 1793. Als ein Cidevant und wegen seiner Unthätigkeit Angesichts der Nöthen von Mainz dessen entsetzt, suchte er sich zu la Ferté-Beauharnais, (la Ferté-Imbault), dem für seinen Vater zu einem Marquisat erhobenen Gut, in dem Dep. Loir-et-Cher zu verbergen, er wurde aber auf Befehl eines

Comité révolutionaire verhaftet, nach dem Luxembourg gebracht und in die sogenannte Verschwörung der Gefangenen verwickelt. Aengstlich bekümmert um die Folgen der Anklage, wendete seine Gemahlin sich an einen Groß-Kopten, einen der Seher aus Cagliostros Schule, sich von demselben Belehrung um das Schicksal des bedrohten Herren erbittend. Wie unbegrenzt auch des Groß-Kopten, eines M. Duvivier, Gewalt und Wissen, so ergab sich doch beides unzureichend gegen die unwiderstehliche Schreckensherrschaft, und der Mann war genöthigt, in stiller Ergebung, in einem Gefängnisse der *Rue Notre-Dame-des-champs* das Schicksal, so den Machthabern über ihn zu verhängen beliebig sein würde, abzuwarten. In seiner Bedrängniß glaubte er gleichwohl, der Bitte einer Dame die Gewährung nicht versagen zu können, ungesäumt traf er die Vorkehrungen zu dem Werke. Eine Columba war gefunden, des Kerkermeisters Tochter, ein liebliches Kind von 6 oder höchstens 7 Jahren; denn die Unschuld selbst wird, nach der Lehre der Balsamiten, mit 8 Jahren zu dem Schauen untüchtig. Dazu lieferte der Kerkermeister, als welcher für seine Bemühung ein Assignat von 50 Franken, im Werthe von 40 Sols, empfing, einen Tisch, eine weiße Flasche, und drei Kerzenreste. Die wurden dicht um die Flasche in Gestalt eines Dreiecks disponirt, Duvivier legte beide Hände der Columba Haupte auf, und fragte dazu, was in der Flasche sich zeige. Etwas stutzig erwidert das Kind: „in einer kleinen Stube sehe ich zwei Bürger, der eine schläft, der andere beschreibt ein Blatt, deß Unterlage ein dickes Buch.“ — „Kannst du lesen?“ — „Nein! Bürger. Sieh, jetzt schneidet er von seinen Haaren ab, und wickelt sie in Papier....“ „Der Schläfer?“ — „Warum nicht gar? der eben noch schrieb. Jetzt beschreibt er das Papier, worin die Haare gewickelt sind; er öffnet ein kleines rothes Portefeuille, er zählt seine Assignaten, schiebt sie wieder in das Portefeuille, geht im Zimmer auf und ab, leise.“ — „Was leise? Bis jetzt kannst du auch nicht einen Laut vernommen haben.“ — „Ich sage ganz leise, weil es aussieht, als ob er auf den Zehen gehe.“ — „Was siehst du jetzt?“ — „Jetzt hat er den Kopf in die Hände gelegt, sein Gesicht kann ich nicht

mehr sehen." — „Was hat er denn mit seinem Portefeuille gemacht?" — „Ja, das hätte ich schier vergessen; er hat es zusamt dem Papier mit der Locke in einen Rock gesteckt; der Rock liegt auf dem Bette, worauf der Andere schläft." — „Welcher Farbe ist der Rock?" — „Ich weiß es nicht, ganz und gar nicht, ob er grau ist, braun, roth oder . . . ich weiß es nicht. Er ist mit blauer Seide gefüttert, mit blinkenden Knöpfen." — „Genug, genug," sagte der Groß-Kopte zu seiner Columba, ihr auf die Stirne hauchend, „geh schlafen," dann fuhr er fort, „der General B. lebt noch, aber seine Thätigkeit erscheint mir als eine Vorbereitung zu der auf den Morgen festgesetzten Hinrichtung. Ohne Zweifel ist er in der gestrigen Sitzung verurtheilt worden: das wollen wir der armen Frau aber nicht sagen, nur zu früh wird sie es erfahren. Für jetzt mag sie sich mit der Mittheilung, daß ihr Mann um 2 Uhr nach Mitternacht bei Leben, begnügen." Die Abendzeitung, 24. Jul. 1794, meldete, wie daß Alexander Beauharnais, *„ce vicomte de Beauharnais, dont on avait tant parlé pour sa grâce accomplie, sa bravoure et son urbanité charmante"* im Laufe des Tages gelitten habe, und vor Ablauf der Woche empfing die Herzogin von Damville eine Locke zusamt einem Billet, an sie überschrieben, beides Gegenstände, welche der Absender, ein M. de Segrais, als des Vicomte Beauharnais Stubengenosse in dem Gefängniß *de la Force*, in seiner Tasche gefunden hatte. Aber auch der Wittwe kam ein schriftlicher Scheidegruß zu, worin ihr Mann sie mit der Betrachtung tröstet, daß Aristokraten, unter der Larve von Patrioten verkappt, seine Mörder seien; glühende Liebe für die französische Republik, verbunden mit stürmischen Wünschen für den Bestand der Freiheit, mit bittern Verwünschungen der Tyrannen, äußert; endlich dringend anempfiehlt, seine Kinder in den Gesinnungen des erhabensten Civismus zu erziehen. Der Mann hatte entweder den Verstand verloren, oder ist selbst des Mitleidens unwerth, um seine Buhlschaft mit der blutigen Göttin, die nach ihrer Weise seine Liebkosungen erwiderte.

Er hatte sich 1779 mit Maria Josephina Rosa von Tascher de la Pagerie, geboren *aux Trois-Ilets* auf Martinique den

24. Jun. 1763, verheurathet. Der jungen Frau Familie war in der Landschaft Blaisois heimisch, den Vater hatten aber seine bedrängten Umstände genöthigt, die Verwaltung einer Plantage auf Martinique zu übernehmen. Einen Bruder und vier Schwestern ließ er in Blois zurück; drei der Schwestern nahmen den Schleier, die vierte ist zu Blois gestorben, nachdem sie ihre Nichte als Kaiserin gesehen hatte. Diese, aufgewachsen in der sorglosen Ungebundenheit, so für der Creolen Familien hergebracht, zählte kaum 13 Jahre, als sie ihr Herz an einen Landsmann desselben Alters verschenkte. In dem Alter von 15 Jahren wurde sie nach Frankreich gebracht, und in Erwartung ihrer Vermählung mit dem Vicomte von Beauharnais in das Nonnenkloster Panthemont zu Paris gegeben. Die Ehe fiel nicht glücklich aus, Beauharnais zürnte seiner Frau von wegen der Liebschaft mit dem Creolen, und machte kein Geheimniß aus seiner Leidenschaft für eines Andern Weib. Sehr bittere Scenen hat die gegenseitige Eifersucht veranlaßt, zumal nachdem Josephine, berauscht durch die an dem Hofe der Königin ihr dargebrachten Huldigungen, sich hatte beigehen lassen, an dem Ungetreuen, „*le beau danseur*“, wie der Hof ihn nannte, vollständige Rache zu nehmen. Es kam so weit, daß Beauharnais, seines zweiten Kindes, der Tochter, Vaterschaft ablehnend, hinüberfuhr nach Martinique, um Documente, in Bezug auf den frühern Lebenswandel seiner Frau einzusammeln, und demnächst einen Scheidungsprozeß einleitete. Josephine fand einflußreiche Beschützer, und der Vicomte wurde verurtheilt, seine Frau wieder aufzunehmen, falls sie geneigt, zu ihm zurückzukehren, oder eine Pension von 10,000 Livres ihr auszuwerfen; ein nachträgliches Urtheil entband sie von der Verpflichtung, des Gemahls Wohnung zu theilen. Während dem Laufe der Verhandlungen hatte sie abermals nach der Abtei Panthemont sich zurückgezogen, die ihr zuerkannte Unabhängigkeit benutzte sie, um ihre betagte und leidende Mutter auf Martinique zu besuchen (1787). Drei Jahre brachte sie in der Heimath zu, dann erhoben sich zu Aufruhr die Schwarzen, dermaßen unvorgesehen, daß Josephine, ihnen zu entfliehen, nicht die Zeit fand, von den Ihrigen Abschied zu nehmen. So gänz-

lich war sie von Geld entblößt, daß sie nicht vermögend, für ihr Töchterlein ein Paar Schuhe zu kaufen, sondern sie von einem freigebigen Hochbootsmann annehmen mußte. Nach Jahren äußerte sie, in ihrer Damen Gegenwart ihre Diamanten durchmusternd: „*qu'elle avait été plus contente de recevoir une vieille paire de souliers, que tous ces joyaux étalés devant elle.*“

Bei all ihrer Bedrängniß gelangte Josephine nach Paris, und sie mit dem zürnenden Gemahl auszusöhnen, versuchten ihr Schwiegervater, der Marquis, der ihr herzlich zugethan, und eine Frau von Montmorin. Es kam zu sehr lebhaften Erklärungen zwischen Mann und Frau, Eugen und Hortense hingen an des Vaters Halse, und der Tochter zumal vermochte der Vater nicht zu widerstehen. In eines americanischen Pflanzers Tracht war sie ihm vorgeführt worden: „*C'est moi*“, sprach in der lebhaftesten Aufregung der Vicomte. „*Je me reconnais sous ces traits; telle était ma ressemblance à l'âge de sept ans.*“ Stürmisch drückte er das Kind an sein Herz: „*Verum putes haud aegre, quod valde exspectas,*“ äußerte er gegen die Vermittler. Die Versöhnung kam zu Stande, unter Verheißung vollständiger Vergessenheit für die Vergangenheit, unter der Zusage unwandelbarer Anhänglichkeit für die Zukunft. In vollem Anzuge befand sich die Revolution. Beauharnais, als eine der Stützen der constitutionellen Fiction betrachtet, genoß eines bedeutenden Einflusses; in seinem Hause wogten die politischen Größen jener Zeit auf und nieder, und sehr bald hat Josephine ihnen ihr Wissen, ihre Taktik abgelernt. Gleich dem begabtesten Redner lernte sie die verwickeltesten Fragen der politischen Metaphysik besprechen, und ihrer Gelehrigkeit hat sie eine reichliche Betheiligung bei dem ihrem Manne verstatteten Einflusse verdankt. Nie gebrauchte sie dessen sich anders, denn zum Guten; mehre bedrohte Individuen, darunter eine Béthisy, wurde durch ihre Vermittlung gerettet. Den eigenen Gemahl vermochte sie nicht zu retten, wie lebhaft sie auch zu dessen Gunsten sich verwendete; ihren lästigen Sollicitationen auszuweichen, ließen die Machthaber sie selbst verhaften, und nach der Karmelitenkirche in der Straße Vaugirard, so als Gefängniß diente, bringen. Sie fand dort der Unglücksgenossen viele, die Herzogin

von Aiguillon namentlich, und hatte nur eben die Kunde von der Hinrichtung ihres Mannes erhalten, als der Kerkermeister ihr den auf sie lautenden Anklageact zustellte, zugleich das ihr dienende Feldbett wegnahm, denn, fügte mit einem gräßlichen Lächeln der Mann hinzu, „*vous n'en aurez pas besoin, puisqu'on va vous chercher pour vous mener à la Conciergerie et de là à la guillotine.*“ Ein Jammergeschrei erhoben die Gesellschafterinen, das verwies ihnen die zunächst Bedrohte, versichernd, daß für sie, für die künftige Königin von Frankreich keine Gefahr zu fürchten. „*Que ne nommez-vous votre maison?*“ fragte, von Zorn erfüllt ob der thörichten Rede, die Herzogin von Aiguillon, und es erwiderte die Befragte: „*Eh! bien, ma chère, je vous nommerai dame d'honneur.*“ Reichlicher flossen der Freundinen Thränen, denn sie glaubten, die Unglückliche habe den Verstand verloren. Ihre Zuversicht soll aber auf einer Prophezeiung, die sie, noch unverheurathet, auf Martinique von einem Mulattenweib vernahm, beruhet haben. „*Vous serez unie*“, hatte die Alte gesagt, „*à un homme blond. Votre étoile vous promet deux alliances. Le premier de vos époux est né à la Martinique, mais il habitera l'Europe, et ceindra l'épée; un procès fâcheux vous désunira; il périra d'une manière tragique. Votre second mari sera très-brun, d'origine européenne, peu fortuné; cependant il remplira le monde de sa gloire et de sa puissance. Vous deviendrez alors une dame éminente, vous serez plus que reine; puis, après avoir étonné le monde, vous mourrez malheureuse*“, oder vielmehr, wie ich selbst 1801 die Formel vernahm, „*vous mourrez sur le fumier.*“ Einen ganz ähnlichen Orakelspruch soll die Vicomtesse von der Lenormand empfangen haben; die hatte sie schriftlich befragt, und schriftlich antwortete die Sibylle, als welche in der Petite-Force eingesperrt, zur Erwiderung finsterer, die Zukunft von Robespierre und Saint-Just betreffender Vorhersagungen.

Es war der 9. Thermidor gekommen. Noch beschäftigten sich die Gefangenen, die von der Straße aus ihnen gegebenen Zeichen zu deuten, und wiederum trat der Kerkermeister in die Zelle, der Vicomtesse Bett zurückzubringen, und die Nachricht

von Robespierres Catastrophe mitzutheilen. „*Vous le voyez, je ne serai pas guillotinée et je serai reine de France*“, sagte Josephine zu den Freundinen. Am zweiten Tage schon wurde sie durch Talliens Vermittlung entlassen; dem für den Augenblick allmächtigen Manne hatte sie durch die genaue, mit seiner Geliebten, Madame de Fontenay, der nachmaligen Madame Tallien eingegangene Verbindung sich empfohlen. Am 11. Thermidor wurden die beiden Frauen dem Convent vorgestellt; die Versammlung, scheinbar gerührt, richtete an sie tröstende Worte, Versprechungen, die zu erfüllen, niemand gesonnen. Josephine gerieth in die bedrängteste Lage, kümmerlich von einem zum andern Tage lebend. In der bereits sich ankündigenden Theuerung konnte sie glücklich sich preisen, eine Wohlthäterin in der Person der reichen Frau Dumoulin gefunden zu haben. Bei der war sie täglich zu Tische, und während die übrigen Gäste gehalten, ihr Brod, einen Luxusartikel in jener Zeit, mitzubringen, empfing die Vicomtesse, als die Bedürftigste in der ganzen Gesellschaft, ihre Brodportion aus den Händen der gütigen Wirthin, gleichwie die Frau von Montmorin, einst in dem ehelichen Zwiste ihre Fürsprecherin, mit Kleidern, sogar mit Unterröcken sie versorgte. Auch Tallien bewies ihr lebhafte Theilnahme. Er hatte sie zu einem großen Diner gebeten, sehr spät fand sie sich ein, als eine Entschuldigung anführend, daß sie, in Ermanglung eigener Equipage, in dem Falle gewesen, einer Freundin Wagen benutzen, und dieser Freundin zu einer weitern Excursion folgen zu müssen. Ueber Tisch wurde für den Abend der Besuch des Theaters vorgeschlagen. Dem auszuweichen, machte Josephine die Unpäßlichkeit ihres Kindes geltend, und daß sie spätestens um 7 Uhr an dem Krankenbett sich einfinden müsse. Da erbot sich Tallien, in seinem Wagen sie nach Hause zu führen, und dankbar wurde der Vorschlag angenommen. Kaum hatte sie im Wagen Platz genommen, und Tallien sprach: „*Vous vous êtes plainte de la rigueur du sort qui vous contraignait d'aller à pied. Cette voiture vous appartient, elle vous est rendue par les comités; de plus, j'ai obtenu en votre faveur une ordonnance pour que l'administration des domaines*

fasse effectuer tout de suite la levée des scellés sur votre mobilier. Quant au séquestre de vos biens vous pouvez demeurer paisible. Provisoirement recevez ce mandat sur le trésor."

In Talliens Hause kam Josephine in Berührung mit Barras, der, obgleich der entschiedene Anbeter der schönen Hausfrau, keineswegs gleichgültig blieb für die Reize, die Anmuth ihrer Freundin. Ohne Reibungen, ohne Rivalität nahmen die beiden Frauen des einen Liebhabers Huldigungen auf. In splendider Weise kam Barras den Nöthen der Vicomtesse zu Hülfe, die um so erwünschter, da von ihres Mannes Besitzthum doch nur Trümmer ihr zugekommen sind. Neuerdings erhielt sie auch eine politische Bedeutsamkeit, sie sah in ihrer Wohnung alle die *Thermidoriens*, die Machthaber des Augenblicks, vielfältig wurde ihr Protectorat angerufen, und hat sie, in Betracht ihrer Dienstfertigkeit, nicht selten Geschenke empfangen. Hoche, der bekannte Feldherr, den sie vor ihren Vertrauten „*le modeste Lazaro*" zu nennen pflegte, erzeigte sich einer der eifrigsten in ihrem Dienste, und soll tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben. Sein Andenken blieb ihr stets theuer, niemals sprach sie von ihm anders, denn in dem Gefühl einer wahrhaftigen Trauer. Sie hielt ihn, ungezweifelt zu Unrecht, für das Opfer eines Giftmordes.

Barras wurde zumal allmächtig durch den, unter seinen Auspicien, von Napoleon Bonaparte über die Sectionen erfochtenen Sieg. Den glücklichen Krieger führte Barras seinem Hofe ein; denn etwas einem Hofe ähnliches hatte sich bereits um den vergötterten Repräsentanten gebildet, und darin walteten als Leitsterne drei Frauen, zugleich Göttinen der Mode, die Beauharnais, Tallien und Château-Renaud. Der griechische, nicht eben decente Zuschnitt der Frauentracht ist von diesem Triumvirat ausgegangen, neben einem ungemessenen, die gesamte feinere Welt, nach dem Ablauf der Schreckensherrschaft ergreifenden Hang zu Vergnügungen. Josephine, mit ihrer verschwenderischen Toilette, mit der Unordnung in ihrem ganzen Haushalt, wollte allgemach für Barras eine Last werden, die ihm zu erleichtern, nahm sie auch anderer Freunde Geldbeutel in Anspruch, namentlich den Marquis von Caulaincourt, den Vater des nach-

maligen Herzogs von Vicenza. Selbst noch während des Consulats bezeigte ihr der Marquis seltene Ergebenheit, er ertheilte ihr Rathschläge, „*qu'elle écoutait sans les suivre*,“ sagt die Herzogin von Abrantes. Josephine nannte ihn, seit er überlästig geworden, „*le radoteur*“. Bonaparte, der vor dem 13. Vendémiaire den Damen der Umgebung von Barras eine höchst unbedeutende Person gewesen, nur „*la petite culotte de peau*“ geheißen hatte, war mit dem Siege doch etwas gewachsen. Josephine, in der Gesellschaft bei der Château-Renaud, beehrte ihn mit einigen Worten: „*Il me semble, citoyen général,*“ sprach sie, „*que ce n'est qu'à regret que vous avez jeté la consternation dans la capitale.*“ — „*C'est très-possible,*“ entgegnete er, „*mais que voulez-vous, madame? les militaires sont des automates que le gouvernement fait mouvoir à son gré; ils ne savent qu'obéir. Les sections sont très- heureuses, je les ai ménagées; la plupart de nos canons n'étaient chargés qu'à poudre.*“

Drei Tage später überraschte Barras die Freundin mit einem Vorschlag: „*Je veux vous faire épouser le petit Bonaparte, que je fais général en chef. Je lui ménage la conquéte de l'Italie. En vous épousant, il se crée un nom dans le monde; et, de son côté, vous trouvez en lui un soutien.*“ Ungemein kühl wurde der Antrag aufgenommen. Josephine glaubte in der nähern Bekanntschaft mit dem General Eigenthümlichkeiten, Ansprüche entdeckt zu haben, die ihr fürchterlich; in ihrer Abneigung für einen solchen Freier mied sie der Château-Renaud Haus, wo er seine Abende zuzubringen pflegte. Aber den Verkehr mit Tallien konnte sie nicht aufgeben, und je mehr sie bedacht, dem General auszuweichen, je emsiger hat er die Gelegenheiten gesucht, sich ihr zu nähern. Es mag sein, daß Ehrgeiz, die Aussicht, mit der Hand einer Freundin des *Directeur* Barras ein ferneres Recht auf dessen Patronat sich zu begründen, ihren Antheil bei dieser Zudringlichkeit gehabt habe, unverkennbar bleibt aber, daß Bonaparte durch eine wahre Leidenschaft für die liebenswürdige Frau ergriffen. Barras kam ihm nochmals zu Hülfe; nachdem er die Vermittlung der Château-

Renaud angerufen, ohne doch die Heurath durchsetzen zu können, verfiel er auf den Gedanken, Josephinens Correspondenz mit dem in der Vendée beschäftigten General Hoche zu unterbrechen. Das trieb er einen vollen Monat, und die Vicomtesse, gekränkt durch des Geliebten vermeintliche Vernachlässigung, glaubte Rache zu üben, indem sie am 19. Ventose IV. (9. März 1796) 10 Uhr Abends, zu Paris, vor der Municipalverwaltung des 2. Bezirks, die Civilehe mit dem General Bonaparte einging. Die Scheu vor seinem Wesen hatte sie kaum noch überwinden gelernt. Sie schreibt an eine Freundin: „*Je suis effrayée de l'empire qu'il semble vouloir exercer sur tout ce qui l'entoure. Son regard scrutateur a quelque chose de singulier et qui ne s'explique pas, mais qui impose même à nos directeurs; jugez s'il doit intimider une femme! Enfin ce qui devrait me plaire, la force d'une passion dont il parle avec une énergie qui ne me permet pas de douter de sa sincérité, est précisément ce qui arrête le consentement que je suis souvent prête à donner. Ayant passé la première jeunesse, puis-je espérer de conserver long-temps cette tendresse violente, qui chez le général ressemble à un accès de délire.*“

Jedenfalls gestaltete die Ehe in ihren ersten Zeiten sich minder glücklich, als wohl vorgegeben worden. Blind verliebt war der General in seine Frau, trotz ihrer 33 Jahre, trotz einem Athem „*qui sentait bien plus fort, mais non pas mieux que roses*“, aber manche Veranlassung zu Eifersüchteleien hat sie ihm gegeben. Einige Wochen lang blieb die Vermählung ein Geheimniß. Zwölf Tage nachher befand sich Bonaparte auf der Reise nach den Alpen, während die Frau, in Paris zurückgeblieben, selbst ihren Freunden nicht die Verbindung mit dem *petit Bonaparte* bekennen wollte. Es ist dieselbe auch von ihrer Familie, von ihren Bekannten aus der alten vornehmen Zeit misbilligt worden. Auf einem Ball bei Thélusson verschmähte die Marquise von Damas den ihr gebotenen Stuhl neben der *ci-devant vicomtesse de Beauharnais*. „*Je ne veux pas,*“ äußerte die stolze Marquise, „*me lier avec une pareille femme. Je n'aime pas les gens qui déshonorent leur malheur.*“ Aus

einem verwandten Grunde mied Josephine die Gesellschaft ihrer Schwiegermutter, der Brüder und Schwestern des Generals; das haben diese niemals verziehen. Um so inniger wurde der Verkehr mit den Tallien und Barras, der fürwahr, man muß das zugeben, nicht geeignet, einer Strohwittwe Reputation und Ansehen zu bessern. Gleichwohl empfing Josephine mit jedem von der Armee kommenden Courier die zärtlichsten Briefe. In dem einen heißt es: *„La nature m'a fait l'âme forte et décidée; elle t'a bâtie de dentelle et de gaze ... Femme, tourment, bonheur, espérance de ma vie ... Tes lettres sont froides: la chaleur du coeur n'est pas pour moi; je suis le mari, un autre doit être l'amant: il faut être comme tout le monde.“* Er wünschte die Frau um sich zu haben, sie übereilte sich nicht, sein Begehren zu erfüllen; in seiner Ungeduld schrieb er: *„Tu devais partir le 5. prairial, bon que j'étais! Comme si une petite femme pouvait abandonner ses habitudes, ses amis, sa M^me Tallien, un dîner chez Barras, une représentation d'une pièce nouvelle, et Fortuné* (der Lieblingskater), *oui Fortuné. Tu aimes tout plus que ton mari, car tu n'a pour lui qu'un peu d'estime et une portion de cette bienveillance dont ton coeur abonde.“* Als der verzögerten Abreise Grund wurde eine Schwangerschaft angegeben.

Murat, des Generals erster *Aide-de-camp* kam nach Paris, die im Beginne des Feldzugs eroberten Fahnen dem Directorium zu überreichen; Josephine, durch die Tallien unterstützt, verschaffte ihm den Rang eines Brigadegenerals. Er kehrte nach Italien zurück, und wurde nicht eben freundlich von seinem Feldherren empfangen: dem war allerlei Gerede um die plötzlich eingetretene Intimität Josephinens mit dem *Aide-de-camp* zugekommen. Doch wurde Murat vorläufig in seiner Stellung beibehalten, und nur erst, nachdem er vor Mantua einige Lauigkeit zu Schulden sich kommen lassen, empfand er, aber ganz und gar, die Ungnade seines Gebieters. Daß er nachmalen der Armee von Egypten zugetheilt worden, haben einzig die beiden Freundinen bei dem Kriegsminister durchgesetzt. Auf Murat folgte ein zweiter *Aide-de-camp,* beladen ebenfalls mit einer Sendung von Fahnen. Bei der Uebergabe war Frau Bonaparte, von

ihrer unzertrennlichen Freundin Tallien begleitet, gegenwärtig, und sind die beiden Frauen ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung geworden. Junot hatte zugleich den Auftrag, die Gemahlin seines Feldherren nach Italien zu geleiten. Im Laufe der Reise, unter den Augen der Herrin, knüpfte er mit der Kammerfrau einen Liebeshandel an. Jede Frau hätte das übel genommen, Josephine bezeigte dem Begleiter eine abstoßende Kälte, der dagegen ihr abgesagter Feind geworden ist. Selbst an dem fernen Strande von Pelusium hat der rachgierige Junot die Eifersucht seines Feldherren zu stacheln gesucht. Zu Mailand empfing Josephine die sonst nur gekrönten Häuptern vorbehaltenen Ehrenbezeigungen. Sie bewohnte den Palast Serbelloni, und einen fürstlichen Aufwand zu bestreiten, machte sie, wie allerwärts, Schulden. In dem Feldzug gegen Wurmser begleitete sie ihren Gemahl bis nach Verona; dann wollte sie über Castel nuovo nach Brescia zurückkehren. Daran verhindert durch die in Ponte-Marco aufgestellten Oestreicher, überschritt sie den Po, um über Bologna nach Lucca zu gelangen. Der Senat empfing sie mit allen Ehren, und brachte ihr als einer Fürstin das herkömmliche Ehrengeschenk, einige Flaschen Oel dar.

Unter fortwährenden Festivitäten und Freudenbezeugungen besuchte Josephine Livorno und Florenz, und wiederum verweilte sie längere Zeit in Mailand, wo ihre Freigebigkeit wesentlich beitrug, die durch die Nähe tyrolischer Streifparteien erschreckten Gemüther zu ihrer Begeisterung für ein unabhängiges Italien zurückzurufen. Deß wußte ihr Dank der Gemahl: „*une autre fois*,“ sagte er, „*je pourrai te confier sans crainte les rênes d'un état... puis alors, Joséphine, tu auras une voix délibérative dans mon conseil, mais pour la clef de mon trésor, tu ne l'auras jamais.*“ Auch zu Cremona, zu Piacenza, selbst zu Pavia, wo nur eben die blutige Execution statt gefunden, ließ sie sich bewundern. In dem kurzen, durch den Frieden von Tolentino beendigten Feldzuge kam sie in des Gemahls Gefolge nach Imola, der Bischof, Barnabas Chiaramonte wurde durch sie lebhaft dem Sieger empfohlen, doch soll Bonaparte die in dem Bischofshofe vorgefundenen Kostbarkeiten, Silber, Diamanten

an sich genommen haben. Josephine kehrte nach Mailand zurück, das für längere Zeit ihre Residenz sein sollte; in dem Strudel der Vergnügungen und der Ueppigkeit ergab sie sich, wie es heißt, einer zärtlichen Neigung für des Generals Leclerc *Aide-de-camp* Charles, und davon den Feldherren zu unterrichten, verfehlte nicht der *Aide-de-camp* Lemarrois, als welcher angewiesen, Josephinens Conduitenliste zu führen. Der Denunciation Gewicht wurde durch aufgefangene Briefe, deren Inhalt Bonaparte höchst strafbar gefunden hat, verstärkt. In der Heftigkeit des ehelichen Zwistes tödtete er mit einem Fußtritt den unschuldigen Mops, den seine Frau von Lazarus Hoche als ein Geschenk empfangen hatte, zeitig stellte sich jedoch die Reue ein, und ließ er, sie zu bezeugen, dem armen Thier zu Ehren in dem Park von Mondeza, bei Mailand, ein Monument errichten.

Dem Ehezwist unbeschadet, leistete die Frau dem zürnenden Gemahl die besten Dienste in der Ausbeutung der seinen Ehrgeiz begünstigenden Umstände. Häufig befanden sich die unter der Last der Forderungen erliegenden Großen der Lombardei in dem Falle, um Erleichterung suppliciren zu müssen. Dann wurden sie an Josephine verwiesen. Die erweckte durch ihre Verheißungen die besten Hoffnungen, schien unermüdlich in ihrer Verwendung, bis sie nach einiger Zeit zu dem traurigen Geständniß: „*le général ne le veut pas*“, sich genöthigt sah. Der Abgewiesene verfehlte nicht, um eine neue, verdoppelte Anstrengung zu bitten, und es bildeten sich zwischen ihm und der Vermittlerin trauliche Beziehungen, die nicht selten den Italiker zu der Entdeckung wichtiger Geheimnisse führten. Auf diese Weise wurde u. a. das mit der Ankunft der Franzosen verschwundene Archiv aus seinem Verborg erhoben. Mit ihrer wohlthätigen Wirksamkeit verdiente sich Josephine eine immense, den Absichten des Feldherren ungemein förderliche Popularität, daneben einen reichen Schatz von Diamanten, die sie unbedenklich aus den Händen dankbarer Clienten annahm. Während der öftern Entfernungen Bonapartes empfing sie Tag für Tag einen Courier; pünktlich wurde sie von allen Bewegungen der Armee unterrichtet, und sie vertheilte, selbst an die Befehlshaber, die Siegesberichte, während sie die minder

vortheilhaften Ereignisse verschwieg. Zu Gunsten der Einwohner von Verona schrieb sie: „*Le Prétendant de France a trouvé dans cette ville asile et protection; c'en est assez pour vous et pour moi; vous m'entendez, général.*“

Zu Rastadt trat Josephine an der Seite des welthistorisch gewordenen Mannes, und folgerecht als die Königin des Congresses auf. Sie nahm die würdigste Haltung an, und entzückte die fremden Diplomaten durch die von ihr unverfälscht beibehaltenen Traditionen des alten Hofes. Während der General in Rastadt zurückblieb, begab sie sich wieder nach Mailand, und das frühere Verhältniß zu dem *Aide-de-camp* Charles machte sich auf das neue geltend. Davon sprachen zu Bonaparte, der mittlerweile nach Paris gekommen, seine Brüder, und es trat abermalen eine Spannung ein; in einer jeden der häuslichen Fehden blieb gleichwohl Josephinen der Sieg. Ernsthafter wurde die Sache, als Antoine, der Kutscher, und insgeheim des Eheherren Spion, ihm die häufigen Besuche verrieth, so die Herrin, jetzt ebenfalls in Paris weilend, von des Directors Barras Secretair Bottot empfing. Der gewandten Frau diente aber diese Vertraulichkeit als ein Mittel, die Geheimnisse der fünf Könige zu erforschen: durch sie erfuhr Bonaparte, daß man im Luxembourg gar sehr seine Abdankung wünsche. Er lenkte ein, wurde vorsichtiger.

Aber der General vernahm, daß seine Frau, unter dem Vorwande, die Reitbahn zu besuchen, bei Barras Visiten gebe. Ueber einem solchen Ausfluge betroffen, wurde sie, nach den heftigsten Auftritten, Nachts um 11 Uhr, aus dem Hause verwiesen, daß sie genöthigt, bei ihrer Freundin Château-Renaud Obdach zu suchen. Die that aber noch mehr für sie, und brachte am Morgen schon eine Aussöhnung zu Stande, die so vollständig, daß am Nachmittag die beiden Eheleute in ihrer Gesellschaft eine Spazierfahrt nach dem Gehölz von Boulogne machten. Ohnehin war Bonaparte stets bedacht, vor der Welt als ein aufmerksamer Ehemann zu erscheinen. Das wurde besonders bemerkbar in einer Fête, so Talleyrand am 2. Januar 1798 zu Ehren der Frau Bonaparte veranstaltete. Es schreibt davon Stanislas de Girardin: „*Bonaparte a toujours été près*

de sa femme pendant toute la durée du souper. Il paraît être fort occupé d'elle. On dit même qu'il en est amoureux et excessivement jaloux. M^me^ Bonaparte n'est cependant plus jolie, elle a près de quarante ans, et les paraît bien; elle conserve une taille élégante et un bon coeur qui ne veillira jamais." Gelegentlich derselben Fète äußerte die Frau von Stael gegen den General, er stehe in dem Rufe, die Frauen nicht zu lieben: „*Pardonnez-moi, j'aime beaucoup ma femme*", hat er erwidert, in dem Augenblicke vielleicht nicht bedenkend Josephinens verschwenderische Neigungen, die ihm häufig ein Gegenstand des Anstoßes, sogar des Kummers.

Josephine begleitete den General, der im Begriffe, seine Expedition über Meer anzutreten, bis nach Toulon, und wünschte, ihm nach Egypten folgen zu dürfen. Das wurde ihr nach manchen Einreden zugestanden. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, die Pomona zu besteigen, das Fahrzeug, auf welchem sie zum erstenmal nach Frankreich gekommen. Die Fregatte zu ihrem Dienste ausrüsten zu lassen, versprach der gefällige Eheherr, zugleich aber rieth er, zu einer Badereise nach Plombières die auf die Ausrüstung des Schiffes zu verwendende Zeit zu benutzen. Nicht ungern befolgte Josephine den Rath, sie hoffte bei den Najaden von Plombières eine wenigstens zweifelhaft gewordene Fruchtbarkeit wiederzufinden. Wer die dortigen Badeeinrichtungen mit Augen gesehen, kann allein von deren Armseligkeit einen Begriff sich machen, den Bädern, den Anlagen entsprechen vollkommen die Wohnungen. Das nicht bedenkend, führte Josephine eines Tages eine zahlreiche Gesellschaft auf den Balcon ihres Hauses, der brach unter der Last, und all die Schaulustigen stürzten, zum Theil schwer verletzt, auf das Straßenpflaster. Die Generalin selbst kam mit einigen Beulen davon, fand sich aber, in Gefolge dieses Ereignisses, veranlaßt, ihren Aufenthalt in Plombières zu verlängern. Darüber ging die Pomona unter Segel, lediglich um der Engländer Beute zu werden. Indem auch, in allen seinen Briefen, Bonaparte die Reise nach Egypten widerrieth, hat Josephine, statt von Cairo, von Paris den Weg gesucht. In dessen Umgebung sollte sie, in des Gemahls Auftrag, eine ländliche Be-

sitzung, zu dem Werthe von etwan 60,000 Franken ankaufen. Ihre Wahl fiel auf Malmaison, das ihr 160,000 Franken zu stehen kam. Wie diese Summe aufzubringen, das kümmerte sie so wenig, als die Verwendung des von dem abwesenden Herren ihr angewiesenen Jahrgehaltes von 40,000 Franken. In dem einen Jahre mußte ihr noch eine gleiche Summe aus Egypten übermacht werden, unabhängig von den Geldern, so Fouché, den von Barras empfangenen Weisungen gehorsam, aus dem Ertrage der Spielhäuser ihr zukommen ließ. Eine Summe von 1000 Louisd'or, die er einstens in der verbindlichsten Weise ihr zusteckte, hat ihm für allezeit der künftigen Kaiserin Zuneigung und Zutrauen gewonnen. Von dem an vernahm er aus ihrem Munde die wichtigsten Mittheilungen, denn sie verkehrte mit allen Sommitäten von Paris, jetzt zwar mit Barras weniger, desto mehr aber mit Gohier, dem Präsidenten des Directoriums. Auch mit Ouvrard unterhielt sie die genaueste Verbindung: manches Darlehen, welches nie wieder bezahlt werden sollte, hat sie von ihm erhalten.

Ihre Schwäger, Joseph und Lucian verdammten ohne Gnade ihre Aufführung, Gohier nahm Anstoß an ihren Beziehungen zu Charles, die sie als eine bloße Sentimentalität darzustellen bemühet. So möge sie denn sich scheiden lassen, rieth der Freund. Das Wort traf um so schärfer, da jedermann die Armee in Egypten und ihren Führer verloren gab. Der Antrag auf Ehescheidung würde formulirt, und im Concept einem verläßlichen Manne mitgetheilt, auf daß er seine Meinung darum äußere. Lecoulteux de Canteleu widersprach lebhaft dem Beginnen. „*En supposant véritables les bruits sinistres*,“ dieses gab er der Clientin zu bedenken, „*qui courent sur le général, son nom seul est pour vous une auréole qui vous entoure d'une considération que vous perdez aussitôt que vous y aurez renoncé.*“ Vor seinen Augen zerriß, zur Besinnung gekommen, Josephine die Schrift. Während dem hatte auch Bonaparte in Egypten, verletzt durch die aus Junots Zuträgereien entnommenen Resultate, das Project einer Ehescheidung ergriffen, und im Zorne geäußert: „*j'exterminerai cette race de blondins et de freluquets. Quant à elle, le divorce, oui, un divorce public, éclatant!*“ Mühsam ließ er sich

durch Bourienne besänftigen, und, dem gewöhnlichsten Ehemann vergleichbar, wendete Bonaparte alsbald seinen Zorn gegen den Anträger. Einzig der Indiscretion des übrigens durchaus unfähigen Junot wird es zugeschrieben, daß er niemalen das Ziel seines Ehrgeizes, den Marschallsstab, erfassen können. Auch Josephine, welcher der Hergang nicht zu verheimlichen, wurde des Schwätzers unversöhnliche Feindin, ohne ihn doch jemalen ihre Feindschaft empfinden zu lassen, außer in Sarcasmen über sein in der That höchst gemeines Vorkommen. Bonaparte, der in der ersten Aufregung einen sehr derben Brief an die vermeintliche Sünderin abgehen ließ, beruhigte sich vollends bei dem Empfange eines von Meisterhand entworfenen Antwortschreibens. Als das Friedenspfand übermachte er an die Schmeichlerin zwei Kaschmirshawls. Sie gefielen nicht sogleich: „*Ils peuvent être très-beaux et très-chers*," schrieb Josephine an ihren Sohn, „*mais ils me paraissent fort laids. Leur grand avantage est dans leur légèreté. Je doute que cette mode prenne. N'importe, ils me font plaisir parcequ'ils sont extraordinaires et chauds.*" Es haben aber diese Shawls ein seltenes Glück gemacht, als eine Leidenschaft auf Josephine gewirkt. Sie hat deren 150 der schönsten zusammengebracht.

Sobald Bonapartes Landung bei Cannes zu Paris bekannt geworden, dachte Josephine ihm entgegenzueilen, indem sie aber nicht ohne Besorgniß um den zu erwartenden Empfang, suchte sie einen Begleiter, der ihr Fürsprecher zu werden befähigt, anzuwerben. Dazu wäre vor Andern Lecoulteur de Canteleu ihr erwünscht gewesen, der aber, nach der Weisen Art, eine Ehre, die ihn compromittiren konnte, verbat. Er rieth ihr, des Herren in Paris zu erwarten, das fand sie unthunlich, beharrte vielmehr auf ihrem Sinne. Das Reisegeld mußte sie von Barras erborgen, der gab ihr, höchst unwillig, 50 Louisd'or. Sie schlug die Straße über Autun ein, während Bonaparte über Moulins kam, und folglich mit seinem Bruder Lucian zusammentraf. Lucian hat nicht verfehlt, die mancherlei, seine Schwägerin anklagenden Berichte mitzutheilen, und fand damit um so leichtern Eingang, da der Eheherr, immer noch von Mistrauen erfüllet,

in dem unverschuldeten Ausbleiben seiner Frau das böse Gewissen zu erkennen glaubte. Wiederum hat er das Wörtlein Scheidung ausgesprochen, und kaum abgestiegen in seinem bescheidenen Hôtel, Rue Chantereine, ließ er die sämtlichen Effecten seiner Frau in des Portier Loge aufstellen, demselben zugleich anbefehlen, ihr den Eintritt des Hauses zu verweigern. Vergeblich stellten einige Freunde ihm das Unschickliche solcher Ausbrüche vor, in einem Augenblicke, daß Frankreich in seiner Gesamtheit zu ihm aufschaue, vergeblich äußerte Collot: „*Ce n'est pas le moment de débuter par un ridicule et de jouer le rôle d'un mari de Molière. Laissez là les torts de votre femme. Si vous n'en étes pas satisfait, vous la renverrez lorsque vous n'aurez pas autre chose à faire.*" Nimmer werde er verzeihen, dessen vermaß sich der Gewaltige. In der Nacht traf Josephine, von Lyon herkommend, wieder ein. Ganzer zwei Tage wurde sie nicht vorgelassen, dann folgten „*les explications qui ne se terminèrent pas toujours sans cris et sans violences.*" Aber den Bitten von Eugen und Hortense vermochte Napoleon auf die Länge nicht zu widerstehen; sie legten die Mutter, die am Fuße einer geheimen Treppe, vor Angst und Kälte zitternd, des Erfolges der Vermittlung geharrt hatte, in die Arme des versöhnten Gemahls.

Tiefen Eindruck haben jedoch diese Scenen der leichtsinnigen Frau hinterlassen. Sie war von nun an nur mehr bedacht, auf das neue ihre Herrschaft in dem Herzen ihres Gemahls zu begründen, und kein Mittel, das zu bewerkstelligen, ließ sie unversucht. In Egypten hatte Napoleon eine Liebschaft mit Frau Foures gehabt, und befand das Weib sich gegenwärtig in Paris. Josephine gab sich nicht zufrieden, bis, durch ihre Eifersucht geschmeichelt, der Feldherr die Nebenbuhlerin entfernen ließ. Ein leises Ahnungsvermögen in seiner Brust anschlagend, sagte sie ihm nicht selten: „*On parle de ton étoile, mais c'est la mienne qui l'influence: c'est à moi qu'il a été prédit de hautes destinées.*" Daneben zeigte sie sich beflissen, durch Thaten die Zuneigung, die Achtung ihres Herren zu verdienen. In allen Beziehungen hat sie als die liebende Frau sich gezeigt, als die zärtlichste Freundin, als

ein Muster von Anhänglichkeit, Gefälligkeit, Unterwürfigkeit; *„elle sut lui donner le bonheur.“* Sie leistete aber auch Dienste anderer Art, namentlich in der Einleitung zu dem 18. Brumaire. Bedeutende Männer wurden durch sie für die Absichten ihres Mannes geworben, nützliche Verbindungen in der ihm durchaus fremden Rheinarmee angeknüpft. Gohier und Frau, durch sie eingeschläfert, durch ihre Liebenswürdigkeit bestochen, überließen sich einer trüglichen Sicherheit, im Augenblick noch der Catastrophe. Als des ersten Consuls Gemahlin den Luxembourg beziehend, beschränkte sie ihre Gesellschaft nach den Ansichten des Gebieters, und jede, aus den Zeiten des Directoriums herrührende Verbindung wurde abgebrochen. In Ansehung der Tallien brachte sie damit ein schweres Opfer. Von Herzen der geprüften Freundin zugethan, hat Josephine sie doch manchmal, insgeheim, zu Malmaison empfangen. Tallien, der einst so mächtige Mann, erhielt von ihr in seiner Armuth eine Pension, die nach ihrem Ableben Eugen fortsetzte. Talliens Tochter Thermidor wurde auf der dankbaren Freundin Kosten erzogen.

Am 19. Feb. 1800 installirten sich die drei Consulen in den Tuilerien. Josephinen wurden die weiland von der unglücklichen Marie Antoinette bewohnten Zimmer angewiesen. Ihre Thränen flossen, gegen Bonaparte äußerte sie: *„je préférerais habiter la Malmaison, ce palais me déplaît; je tremble sur la solidité d'une si haute élévation.“* In den nächsten Tagen mußte Josephine eine *soirée diplomatique* veranstalten. Die Gesellschaft war vereinigt, und durch einen Diener in Livrée, gold und grün, ließ *„Madame, femme du premier consul“*, sich ankündigen. Ihr folgten des Consuls Mutter und Schwestern, und in weiterm Abstande, vier Damen, die bereits, ohne Titel, Josephinens gewöhnliches Gefolge ausmachten. Alsbald die Rolle einer Königin ergreifend, durchlief sie den Kreis, an der Hand geführt von Talleyrand, der zugleich die fremden Gesandten vorstellte. Die Republikaner murrten, lauter wie andere Carnot, der Kriegsminister; ihm waren der Pomp eines Hofes, Josephinens Bestreben, eine Königin vorzustellen, und die Einführung der vielen Frauen mit aristokratischen Namen anstößig. Er erlaubte sich

wiederholte Vorstellungen, bis ihm der Rath geworden, abzudanken. Napoleon, als Ehemann, fühlte sich geschmeichelt in den Salonserfolgen seiner Hälfte, als Regent beurtheilte er sie nach ihrer ganzen Wichtigkeit für sein Lieblingsproject, für die Fusion der alten und der neu geschaffenen gesellschaftlichen Größen. Schon wurde es Sitte, daß Gesandte oder Behörden, wenn sie bei den Consuln zur Audienz gewesen, auch der Frau des ersten Consuls die Aufwartung machten.

Gleichwohl blieb die Gesellschaft vorläufig ziemlich beschränkt. Der Langeweile zu entgehen, besuchten Josephine und ihre Tochter täglich das Schauspiel, dem folgte eine Whistpartie, oder, wenn es dafür an Theilnehmern fehlte, eine Piketpartie mit Cambacérès oder einer ähnlichen Würdigkeit. Lebhafteres Leben waltete zu Malmaison, da entwickelte die Gesellschaft sich in einfacher Eleganz, die gleich weit von republikanischer Ungeschliffenheit und von der steifen Förmlichkeit des Kaiserthums entfernt. Dahin eilte Bonaparte, seine Ferientage zuzubringen, da wurden Alle, Gelehrte, Künstler, auch einige Großen aus der alten Zeit, dergleichen z. B. der Prinz von Poix, auf den Fuß der vollkommensten, der bequemsten Gleichheit behandelt. Man ergötzte sich in ländlichen Spielen, auch in theatralischen Vorstellungen, Behufs deren der erste Consul ein kleines Theater hat erbauen lassen, man bewunderte einzelne Kunstgegenstände, durch Josephine angeschafft, und eine gewählte Sammlung von exotischen Gewächsen. Empfangen wurde jedoch niemand, auch keine Einladung angenommen, außer mit dem Willen des Gemahls, der sich sogar um seiner Frauen Toilette bekümmerte. In einer großen Ceremonie aufzutreten, hatte sie ein Kleid angelegt, so ihm unbeliebt; der Barbar goß darüber sein Dintenfaß aus, daß der Stein des Anstoßes abgelegt werden mußte. Am Tage vor der Gedächtnißfeier des 14. Jul. (1802) sprach er: „*Joséphine, je veux que tu sois éblouissante de beauté et de parure, et richement habillée, entends-tu?*“ „*Oui*“, entgegnete sie, „*et puis ensuite tu fais des scènes, tu cries, tu rayes mes bons à payer sur mes mémoires.*“ In der That waren die tollen Ausgaben das Einzige, worüber der Machthaber noch zu klagen Ver-

anlassung fand. In jene Zeit fällt die Vermählung Murats mit Karoline Bonaparte. Josephine hatte sehr eifrig sie betrieben, einzig und allein es durchgesetzt, daß ein anderer Freier, dem ersten Consul mehr zusagend, der Prinz von Santa Croce abgewiesen worden. Eine mächtige Unterstützung fand sie in dem Umstande, daß ihre Verwendung zu Murats Gunsten als eine Widerlegung der von Junot vorgebrachten Anträgereien gelten konnte. Die Freude um den Erfolg wurde aber Josephinen vergällt: Napoleon mußte sich für seiner Schwester Aussteuer auf die bescheidene Summe von 30,000 Franken beschränken, denen fügte er ein Halsband von Diamanten, aus seiner Frauen Schmuckkästchen herrührend, hinzu. Der Verlust soll dieser sehr empfindlich gewesen sein, sie indessen eine Entschädigung gefunden haben in den von den Lieferanten für die Hospitäler der italienischen Armee ihr dargebrachten 250,000 Franken, womit sie bei Foncier eine Sammlung der schönsten Perlen, vordem der Königin Marie Antoinette Eigenthum, erkaufte. Aber eine Schwierigkeit blieb noch zu beseitigen, die Perlen anzulegen, ohne daß darum der erste Consul zürne; denn der kannte auf ein Haar seiner Frauen Geschmeide. Josephine, nach ihrem Brauche, behalf sich mit einer Lüge, und behauptete, sie schmücke sich mit dem von der cisalpinischen Republik ihr verehrten Perlenhalsband. „*M^me Bonaparte*“, erzählt Bourienne, „*joua son rôle avec une dexterité charmante; je ne me tirai pas mal non plus du rôle de compère, et Bonaparte ne se douta de rien.*“ In andern Fällen mag gleichwohl der Imperator minder leichtgläubig gewesen sein; äußert er doch in dem *Mémorial de Sainte-Hélène*: „*Une autre nuance caractéristique de Joséphine, c'était sa constante dénégation. Dans quelque moment que ce fût, quelque question que je lui fisse, son premier mouvement était la négation et sa première parole,* non. *Ce n'était pas précisément un mensonge, c'était une précaution, une simple défensive.*“

Malmaison, das allzu theuer erkaufte Gut, war noch lange nicht bezahlt, auch nicht die einzige Schuld, durch welche die Gemahlin des ersten Consuls beunruhigt. Die Bauten, die Verschönerungen, durch sie zu Malmaison angeordnet, hatten schweres

Geld gekostet. Weder Josephine, noch Bourienne, ihr Vertrauter, fanden den Muth, den Schaden zu offenbaren. Die Mühe übernahm Talleyrand, der nicht leicht eine Gelegenheit verfehlte, den Consul gegen seine Frau einzunehmen, und ohne Umschweif gedachte er auch diesmal der vielen, ihre Unzufriedenheit äußernden Gläubiger. Augenblicklich erhielt Bourienne den Befehl, den genauen Betrag der Schulden zu ermitteln. „*Qu'elle avoue tout*“, sprach der Ehemann, „*j'ai l'argent de Hambourg; j'en veux finir et ne veux pas recommencer; mais ne payez pas sans me montrer les mémoires de tous ces coquins-là.*“ Josephine, wie freudig sie auch durch die ihr gewordene Botschaft überrascht, konnte sich nicht entschließen, die ganze Summe, 1,200,000 Franken zu bekennen, nur die Hälfte hat sie gebeichtet. Aber auch nach dieser Moderation blieb die Schuld groß genug, um den Unwillen des Ehegemahls herauszufordern. „*Eh! bien, prenez six cent mille francs; mais liquidez les dettes avec cette somme et que je n'en entende plus parler*“, sprach er in seinem Verdrusse. Die Liquidation brachte arge Betrügereien an Tag. Eine Rechnung von 80,000 wurde mit 35,000 Franken abgemacht, und rühmte sich der Betrüger, daß er, trotz der Reduction, noch ein gutes Geschäft mache. Eine Modehandlung hatte für eines einzigen Monats Bedarf 38 Hüte geliefert. Bourienne brüstet sich, daß er mit den 600,000 Franken die ganze Schuldenlast getilgt habe; was er bei der Liquidation verdiente, hat er verschwiegen. Nicht lange, und Josephine verfiel abermals denselben Nöthen, Erzeugnisse sorgloser Verschwendung und strafbarer Unordnung, und wenn dann einmal bezahlt werden mußte, erfolgten die unangenehmsten Scenen. Mancherlei Kunstgriffe versuchte die arme Frau, dergleichen zu verhüten; aber ihre Bemühungen wurden nicht immer von Erfolg gekrönt, manchmal unterlag sie ganz eigentlich dem widrigen Geschicke. Eines Morgens überraschte sie Napoleon durch einen unerwarteten Besuch, er traf sie umgeben von einigen Damen, die berufen, einem geheimen Toiletten-Conseil beizuwohnen, und der berühmten Modehändlerin Despeaux Vortrag über die neueste Mode anhörend. Gerade dieser Despeaux hatte er verboten, bei der Kaiserin sich

blicken zu lassen, weil sie stets zu den tollsten Ausgaben zu verleiten wußte. Doch hielt er an sich, nur daß Josephine die ganze Bedeutung des ironischen Blickes, von welchem seine Abschiedsworte begleitet, empfand. „*Continuez, mesdames, je suis fâché de vous avoir dérangées,*“ hat er gesagt; aber Savary vernahm seine Befehle, und die Modehändlerin wurde, als sie eben den Palast verlassen wollte, aufgegriffen und nach Bicêtre gebracht. Großes Aufsehen machte dieses Ereigniß zu Paris. Viele von den Freundinen der Kaiserin besuchten die Märtyrin der Mode in ihrem Gefängniß, Napoleon ergötzte sich ungemein an der einer Haubenstecherin bezeigten Theilnahme. Duroc hatte, in dem Moment der Verhaftung, bei Savary sich verwendet, daß er die Modistin entwischen lasse. „*Non, parbleu, je n'en ferai rien*“, erwiderte der Polizeimann, „*tu ne serais pas aussi indulgent si elle fournissait des modes à ta femme. C'est elle qui me ruine: je trouve une occasion de m'en venger, je ne serai pas assez sot pour la perdre*“.

Das kindische Treiben der bereits so hochgestellten Frau wird man leichtlich über der Betrachtung ihrer Güte, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer empfehlenden Eigenschaften im Allgemeinen verzeihen. Emigranten ohne Zahl wurden auf ihre Empfehlung von der unglücklichen Liste gestrichen, in ihre Güter wieder eingesetzt, empfingen Pensionen oder Unterstützung. Die Künste, die Industrie wurden durch sie ermuntert, Künstlern und selbst den demüthigsten Handwerkern erzeigte sie sich wohlthätig. „*Si je gagne des batailles, c'est toi qui gagne les coeurs*“, soll einst Napoleon gegen sie geäußert haben. Jede Art von Hülfsbedürftigkeit fand bei ihr Zugang. Der Amme des Dauphin reichte sie eine Pension. Eine natürliche Tochter, so ihrem ersten Manne im Ehestande geboren worden, wurde durch ihre Sorgfalt und auf ihre Kosten erzogen, dann reichlich von ihr ausgestattet und an den Präfecten des Cherdepartements, de Barral verheurathet. Selbst Virtuosin, Kennerin in dem Felde der zeichnenden Künste, eine Freundin der Dichtkunst und der Lecture, war sie allerdings befähigt, Künstler und Literatur zu würdigen. Unter ihrem

Patronat erhoben Gros, Girodet, Guérin, Redouté, dessen Schülerin sie gewesen, auf das neue den bei Seite gelegten Pinsel, bereicherten Spontini, Paer, Boyeldieu das Reich der Töne, schrieben Fontanes, Arnault, Andrieux, Lemercier. Vernehmend, daß Turpin de Crissé für seine Besuche zu Malmaison eines gar unansehnlichen Cabriolets sich gebrauche, ließ sie das schönste Fuhrwerk der Art und ein dazu passendes Pferd kaufen, und ihm, der eben in seiner kläglichen Equipage nach Paris zurückkehren wollte, beides als sein Eigenthum vorführen. Für ein Gemälde den Preis laut Uebereinkuft an den nämlichen bezahlend, fügte sie dem Gelde einen Diamant von 6000 Franken hinzu, und die gütigen Worte: „*ceci est pour votre bonne mère, mais si je n'ai pas deviné son goût, dites-lui bien que je ne serai pas choquée qu'elle change ce faible gage de mon amitié pour ce qui pourra lui convenir.*“ Die Schauspielerinen Duchesnois und Raucourt empfingen mancherlei Beweise ihrer Huld. Die Raucourt war, in den Zeiten der Gefangenschaft, ihre Stubengenossin gewesen, hatte späterhin mehrmalen der Bedrängniß der vornehmen Freundin abgeholfen; als diese von ihrem kaiserlichen Gemahl geschieden worden, empfing sie nicht selten zu Navarre oder Malmaison die Schauspielerin, es wurde ihr ein Stuhl gereicht, überhaupt jegliche Art von Aufmerksamkeit bezeigt. Die Kaiserin persönlich führte sie den Treibhäusern ein, besprach die Geheimnisse der Blumenzucht, beschenkte endlich, wie sehr sie auch in diesem einzigen Fache zu geizen gewohnt, die Scheidende mit mehren werthvollen Pflanzen, worunter vielleicht eine Camelie: diese und die schwarzen Schwäne hat Josephine zuerst nach dem Continent verpflanzt.

Wenn sie aber von Zittern ergriffen wurde ob des Bekenntnisses einer Schuld, oder wenn das gewöhnlichste Gnadengesuch dem Gemahl vorzutragen, so wußte sie in entscheidenden Augenblicken eine Festigkeit, dergleichen man sie kaum hätte fähig glauben sollen, zu entwickeln, wie sich das namentlich in der Catastrophe des Herzogs von Enghien ergab. Bonaparte wies sie in einer Härte zurück, die seit der Rückkehr aus Egypten nicht vorgekommen. „*Mêlez-vous de ce qui vous regarde, ce ne sont pas là des affaires de femme. Laissez-moi*“, also beschied er die Sup-

plicantin. Günstiger wurde ihre Verwendung für die Polignac, la Rivière, Hozier aufgenommen. Ueberhaupt darf man wohl annehmen, daß ihr besänftigender Einfluß nicht wenig beigetragen hat, dem allzu reizbaren Gemahl eine gewisse Popularität zu verschaffen. Ihren beharrlichsten Widersachern, den Bonapartes, männlichen und weiblichen Geschlechtes hat sie, in ihren vielfältigen Streitigkeiten mit dem Imperator stets die treuesten Dienste geleistet, auch in anderer Weise sie in Schutz genommen. Karoline Bonaparte, Frau Murat, fühlte sich zu Malmaison plötzlich unpaß. Die anwesenden Damen wetteiferten in Hülfleistungen, Josephine, der Ohnmächtigen Luft zu verschaffen, riß ihr das Corset auf, und traf auf einen Brief, der sicherlich nicht von Murat geschrieben. Sie steckte ihr das verrätherische Schreiben ohne Aufsehen in die Hand, und hielt diese Hand in der ihren, bis der Anfall vorüber. Durch Fügsamkeit, Selbstverläugnung, grenzenlose Gefälligkeit gelang es Josephinen, ganz und gar des Mannes sich zu versichern, den zu verlieren, mehr denn einmal sie hatte befürchten müssen. Den Einfluß fest zu halten, wurde sie unzertrennlich von seiner Person, ohne auf hierdurch veranlaßte Entbehrungen oder Mühseligkeiten zu achten. Zu der Vergünstigung zu gelangen, in seinen vielfältigen und durch ihre Eile höchst ermüdenden Reisen ihn begleiten zu dürfen, nahm sie nicht selten, wenn die inständigsten Bitten nicht ausreichen wollten, zu einer List ihre Zuflucht. „*Montais-je en voiture, au milieu de la nuit*,“ erzählt Napoleon selbst, „*à ma grande surprise j'y trouvais Joséphine établie, bien qu'elle ne dût pas être du voyage . . . et la plupart du temps il fallait que je cédasse.*“ Sogar hat Josephine, wie es scheint, den Versuch gewagt, ihrem Gemahl Monks Rolle aufzubringen, es sollen ihr und ihren Kindern im Namen Ludwigs **XVIII.** für den Fall des Gelingens die glänzendsten Verheißungen gemacht worden sein, dergleichen Lockungen konnten aber unmöglich wirken auf den Mann, vor dem bereits ein Welttheil sich beugte. Josephine hingegen fühlte sich von wahrem Schrecken ergriffen bei dem Anblicke des Thrones, dem jeder Tag sie näher führte. Nicht selten theilte sie der Tochter den Kummer mit, durch eine solche Aus-

sicht ihr bereitet. „*Nous montons à une hauteur d'où la chute sera terrible,*“ hat sie gegen andere Vertraute geäußert. „*Je voudrais que mon mari se contentât de ce qu'il a, et de moins encore, pour que nous vécussions avec nos amis dans une douce familiarité. Avant peu tout cela va disparaître et un espace immense nous séparera de vous.*“ Der Mordversuch vom 3. Nivose (24. Dec. 1800) hatte sie in ihren trüben Ahnungen vorzüglich bestärkt. Der ruhigen Fassung, so der erste Consul, kaum der Gefahr entgangen, im Schauspielhause bezeigte, contrastirten seltsam ihre Thränen.

Dem neuen König von Etrurien erwies sie große Aufmerksamkeit, als dieser, einige Monate später, samt seiner Königin zur Aufwartung nach Paris kam. „*Il nous arrive un roi et un Bourbon encore. Je suis tout émue à la pensée que je me trouverai en présence de ces grandeurs! Je ne saurai comment m'y prendre pour faire vis-à-vis d'eux la femme du premier consul,*“ also sprach sie in der freudigen Erwartung, ohne doch über der Ehrfurcht für das Blut der Könige den Wunsch, in der Eleganz und dem Reichthum ihres Putzes die Königin von Etrurien zu übertreffen, meistern zu können. Sie erschien endlich, die heiß Ersehnte, und mit ihr die Enttäuschung. Marie Louise, für die künftige Kaiserin der Franzosen ein ominöser Namen, Marie Louise, aller Grazie in der Haltung bar, imponirte gleich wenig durch die Eleganz ihrer Toilette, zog sich sogar den Vorwurf der Nachlässigkeit, der Unreinlichkeit zu. Josephine schämte sich beinahe eines zu leicht errungenen Triumphs. Ihr blieb die Toilette fortwährend die wichtigste aller Angelegenheiten. Täglich beinahe wurde der Modehändler Leroy bei ihr eingeführt, um das unerschöpfliche Kapitel der Hauben und Hüte zu besprechen, und würde sie um keinen Preis diese ihrem Herzen so wohlthätige Unterhaltung aufgegeben haben. Das unwiderstehliche Verlangen, einen Shawl weiter zu besitzen, führte sie zu heftigem Zwist mit ihrer Schwägerin Murat. Die hatte sich mit dem Verkäufer um den Preis des Tuches, 14,000 Franken, geeinigt. Josephine gelangte durch ein Uebergebot zu dem Besitze des Shawls. Bittere Feindseligkeit, in deren Laufe besonders Lätitia ihre Ab-

neigung für die Schwiegertochter blicken ließ, war hiervon die Folge, daß Napoleon genöthigt, zu interveniren. Er untersagte seiner Frau, den Shawl anzulegen, und entschädigte seine Schwester mittels eines Perlenhalsbandes.

Bereits tauchten in der Familie die Ideen von Erblichkeit, von Dynastie auf. Des Consuls Brüder fanden in deren Verwirklichung ein Mittel, der ihnen verhaßten Josephine durch eine Ehescheidung sich zu entledigen, Josephine, indem sie die Entwürfe des Ehrgeizes bekämpfte, vertrat zugleich ihre persönlichen Interessen, so oft, oder so selten vielmehr, als dieses möglich. Denn Napoleon verhandelte nur gelegentlich mit ihr öffentliche Angelegenheiten. „*Qu'elle file, qu'elle tricote*," hat er zum öftern geäußert. Um so lebhafter ergriff sie jede Veranlassung, eine Materie, die ihr vor allen andern wichtig, zur Sprache zu bringen. „*Je n'ai pas oublié*," lesen wir bei Bourienne, „*qu'étant un jour entrée dans notre cabinet sans être annoncée, Joséphine s'approcha de Bonaparte doucement, s'assit sur ses genoux, lui passa légèrement les doigts dans les cheveux et sur la figure, et, jugeant l'instant favorable, lui dit avec une expression de tendresse: „„Je t'en prie, Bonaparte, ne te fais pas roi. C'est ce vilain Lucien qui te pousse; ne l'écoute pas."" — Bonaparte lui répondit sans humeur et même en riant: „„Tu est folle, ma pauvre Joséphine. Ce sont tes vieilles douairières du faubourg Saint-Germain, c'est tu la Rochefoucault qui te fait tous ces contes là ... tu m'ennuies, laisse-moi tranquille."" Ce jour la meilleure intelligence régnait dans le ménage.*" Zu Zeiten, wenn Lucian ganz und gar an der Möglichkeit, seinen Bruder der gehaßten Schwägerin zu entfremden, verzweifelte, suchte er sich ihr zu nähern. In dem Laufe einer solchen trüglichen Aussöhnung äußerte er: „*Vous allez aux eaux de Plombières* (Aug. 1802), *il faut avoir un enfant d'un autre, puisqu'il ne peut pas vous en faire.*" Josephine wies mit Unwillen Rathschläge zurück, unter denen vielleicht nur eine Falle geborgen. „*Si vous ne voulez pas, ou si vous ne pouvez pas,*" fuhr er fort, „*il faut que Bonaparte ait un enfant d'une autre femme, car il faut assurer l'hérédité. C'est*

dans votre intérêt, vous devez savoir pourquoi.“ Nachmalen scheint doch Josephine die Bedenklichkeit überwunden und, nachdem alle Mittel der Heilkunde in Betreff der Unfruchtbarkeit erschöpft, sich das Herz gefaßt zu haben, „*de mettre son époux sur la voie d'une grande supercherie politique et la lui proposer même directement*“ (*Mémorial de Sainte-Hélène*).

Von allen ihren Gegnern ist Josephinen keiner verderblich gewesen wie Talleyrand. Der beiden Feindschaft reichte in die Zeiten der Expedition nach dem Nil hinauf. Talleyrand, der gleich vielen andern die Möglichkeit der Rückkehr des Feldherrn bezweifelte, hatte bei mehren Gelegenheiten die in Paris zurückgebliebene Strohwittwe eine gewisse Geringschätzung empfinden lassen. In einem Diner bei Barras überhäuft er die eine seiner Nachbarinen, die Tallien mit Aufmerksamkeiten, während er die andere, die Frau Bonaparte so auffallend vernachlässigte, daß diese von der Ueberzeugung ergriffen wurde, ihr Mann sei verunglückt. In Thränen gebadet, zugleich in ihrer Eitelkeit verletzt, erhob sie sich von der Tafel. Talleyrand, die Folgen seines Benehmens erwägend, beharrte von dem an unabänderlich in dem Gedanken, durch eine Ehescheidung die, wie er wähnte, unversöhnliche Feindin zu beseitigen. Einmal nur fand er sich durch ein mächtiges persönliches Interesse veranlaßt, im Verein mit Fouché, zu Gunsten Josephinens zu wirken. Der begabte Lucian trat seit einiger Zeit offen mit seinen Ansprüchen auf das Regiment hervor, einzig die Leitung der Armeen gedachte er seinem Bruder zu überlassen. Genöthigt, zwischen dem von Lucian zu befürchtenden Absolutismus, und dem sanften Einflusse der Beauharnais zu wählen, konnte Talleyrand nicht lange zweifelhaft bleiben in seiner Wahl. Im genauen Einverständnisse mit Fouché handelnd, brachte er es zu einer heftigen Scene zwischen Napoleon und Lucian, in deren Gefolge dieser als außerordentlicher Gesandter nach Madrid verschickt wurde.

Als am Ostertage 1802 der erste Consul dem *Te Deum* in der Notre-Dame-Kirche beiwohnte, erschien auch Josephine in großem Pomp, umgeben von sechzig oder achtzig zu dem Ende commandirten Damen, in der besagten Kirche. Unmittelbar nach

Abschluß des Concordats betrieb sie, nicht ohne Erfolg, eine zu Gunsten der Emigranten zu verkündigende Amnestie. Am Abend des 4. Aug. 1802 wurde in den Tuilerien das große Ereigniß des Tages, das lebenslängliche Consulat gefeiert; verfolgt durch die schwärzesten Ahnungen um ihre eigene, um ihrer Angehörigen Zukunft, präsidirte Josephine gleichwohl der glänzenden Soirée in unerreichbarer Liebenswürdigkeit und Hoheit. Im October bereisete sie, an der Seite ihres Gemahls, die Normandie, aller Orten empfing sie die gekrönten Häuptern zukommenden Ehren, allerwärts hinterließ sie das freundliche Andenken von Zugänglichkeit und Wohlthätigkeit. Bald nach ihrer Rückkunft wurden ihr durch Consularbeschluß vier Damen zugetheilt, „*pour lui aider à faire les honneurs du palais.*" Bei dem fortwährenden Anwachs ihres Hofstaats, der mit jenem des Consuls gleichen Schritt halten sollte, war Malmaison bereits zu enge geworden, St. Cloud trat an die Stelle, und die Diener der Königin Marie Antoinette, wie sie noch vorhanden, fanden alsbald Gelegenheit, der neuen Gebieterin sich zu beloben. Die invaliden sogar empfingen Pensionen. Im Juni 1803 folgte Josephine dem Gemahl in die Reise nach Belgien. Der Erzbischof von Mecheln, Roquelaure, begrüßte sie mit einer Rede, worin es heißt: „*après vous être unie au premier consul par les noeuds sacrés d'une alliance sainte, vous vous trouvez aujourd'hui environnée de sa gloire.*" Ohne Zweifel hat der Prälat sie an den wesenlichsten Defect ihres Ehebündnisses erinnern wollen. Moreau in seiner Catastrophe fand an Josephinen eine warme Fürsprecherin, wenn sie gleich im ersten Augenblick die über die Frau und die Schwiegermutter von Moreau gekommene Demüthigung mit einigem Vergnügen gesehen hatte. Einst die Vermittlerin von dessen Heurath, fühlte sie in späterer Zeit durch kleine Neckereien und Susceptibilitäten sich verletzt. Am 18. Mai 1804 empfing sie, die neue Kaiserin, zu großer Audienz den Senat, zum erstenmal wurde sie von Cambacérès als Majestät begrüßt. Des Tribunats Sprecher, Fabre de l'Aude, sagte ihr, unter mehrem: „*Les femmes reprennent enfin leur rang dont une grossière et funeste démagogie les avait éloignées; nous ne séparerons plus*

l'épouse de l'époux." Die Prophezeiung hat sich nicht bewährt, wohl aber die düstere Ahnung, von welcher Josephine unablässig verfolgt. „*Les souverains,*" äußerte sie gegen Napoleon, „*les souverains ne s'accoutumeront pas à fraterniser avec nous, on nous traitera de parvenus.*" — „*Certainement,*" entgegnete der Kaiser, „*mais si avant dix ans ma dynastie était la plus ancienne de toutes!*"

Was Josephinen besonders empfindlich traf in ihrer neuen Stellung, war die Absonderung von der Person des Kaisers, die eine unvermeidliche Folge seiner Erhebung. Jahre lang schliefen die beiden Eheleute in demselben Bette. „*Tant que dura cette habitude, aucune de mes pensées, aucune action n'échappait à Joséphine; elle suivait, saisissait, devinait tout; ce qui parfois n'était pas sans géne pour moi et pour les affaires,*" sagte Napoleon auf St. Helena. Zur Zeit des Consulats hatte er bereits ein eigenes Schlafzimmer sich zugelegt. Es schreibt von jener Zeit Constant: „*C'était une grande joie pour M^me^ Bonaparte, quand elle recevait la visite de son mari; toute la maison en était instruite le lendemain. Je la vois encore dire à tout venant, en frottant ses petites mains: „„Je me suis levée tard aujourd'hui; mais, voyez-vous, c'est que Bonaparte est venu passer la nuit avec moi.*" Gelegentlich des Lagers von Boulogne, wo einst Josephine über des Kaisers langes, durch Geschäfte verschuldetes Ausbleiben zu Eifersüchteleien sich hinreißen ließ, wurden jene ehelichen Besuche ganz und gar abgebrochen, und schwer hat darunter Josephinens Einfluß gelitten. Dafür fand sie wahrlich keine Entschädigung in der ihr aufgenöthigten strengen Etikette. Sie mußte sich, als *Dame d'honneur*, die Gräfin von la Rochefoucauld gefallen lassen, wiewohl sie die Stelle der Herzogin von Aiguillon, jetzt verehlichte Louis de Girardin, zugedacht hatte. Von der, als einer Geschiedenen, wollte der Kaiser nicht hören. Das klagt die Kaiserin in einem Schreiben an die in der Trübsal vergangener Zeiten erprobte Freundin: „*L'impératrice de France est la première esclave de l'empire et ne peut acquitter la dette de M^me^ de Beauharnais! C'est là le supplice de*

ma vie, et c'est ce qui vous expliquera pourquoi vous n'occupez pas une place près de moi; pourquoi je ne vois pas M^me^ Tallien etc." Außer der *Dame d'honneur* hatte die Kaiserin eine *Dame d'atours* und 36 Palastdamen, 24 Französinen und 12 Italienerinen, ferner Kammerherren, Ecuyers u. s. w. Darunter fanden sich nur wenige Illustrationen der neueren Zeit, meistens historische Namen aus frühern Jahrhunderten. Während der Kaiser in dem Lager von Boulogne beschäftigt, betrieb Josephine die Anstalten zu einer Reise nach Belgien, wo sie mit ihrem Gemahl zusammentreffen sollte. In dieser Fahrt war sie von eben den Beschränkungen umgeben, wie in den Tuilerien. Jede Handlung, jedes Wort ward ihr von dem Kaiser vorgeschrieben: am Morgen hatte sie die für den Tag ihr aufgegebene Rolle zu studiren. Die Reise erforderte drei volle Monate, denn es wurden unter der Hand mit mehren deutschen Fürsten die Einleitungen zu dem Rheinbund besprochen. Zu Aachen entfaltete Josephine den ganzen Glanz ihres Hofes, ohne doch mit allen ihren Anstrengungen den despotischen Launen ihres Herren genügen zu können. Dem wurde auch die unbedeutendste ihrer Handlungen mitgetheilt, und die Nachsicht für eines bejahrten Generals Unbekanntschaft mit den Formen der Etikette zog ihr bittere Vorwürfe zu. Der General hatte in einer Vorstellung neben der Kaiserin auf dem Divan Platz genommen, und sie ignorirte das, um den Mann nicht zu demüthigen. Die Nachsicht behandelte und rügte Napoleon, als er in Aachen mit der Sünderin zusammentraf, gleich einem schweren Verbrechen. Von Aachen ging die Reise nach Cöln und von da den Rhein hinauf nach Mainz, und freue ich mich, darum eine Art Reisebeschreibung mittheilen zu können, wie sie durch eine Dame von der Kaiserin Gefolge zu Papier gebracht worden, mit den reichlichen Zusätzen zwar, die ich einzelnen Correspondenzen entlehne. Außerdem, daß der Aufsatz einen Pendant vorstellt zu König Friedrich Wilhelms **II.** und seines Schützlings Rheinfahrt, bietet er auch einige für die Charakteristik Josephinens und ihres Gemahls wichtige Monumente, und demnach eine bedeutsame Episode in der Geschichte des Hauses Beauharnais.

Paris, 1. *Juillet* 1804. *J'ai prêté mon serment aujourd'hui à Saint-Cloud, comme dame du palais de l'impératrice, en même temps comme M. d'Aubusson comme chambellan. M*^{me} *de la Rochefoucault seule assistait à cette cérémonie. Joséphine y a mis beaucoup de grâce. Elle parle de son élévation très-franchement, très-convenablement. Elle nous a dit avec une naïveté tout-à-fait aimable qu'elle était très-malheureuse de rester assise, lorsque des femmes qui naguères étaient ses égales ou même ses supérieures, entraient chez elle; qu'on exigeait d'elle de se conformer à cette étiquette, mais que cela lui était impossible. M*^{me} *de la Rochefoucault, qui s'est fait prier long-temps pour accepter la place d'honneur, et qui ne l'a fait que par l'attachement qu'elle a pour Joséphine, se donne une peine infinie pour faire arriver à cette cour tout le faubourg Saint-Germain. La formation des maisons de l'empereur et de l'impératrice occupe tout Paris; chaque jour on apprend le nom de quelque famille de l'ancienne cour, qui va faire partie de celle-ci.*

Reims, le . . . *Juillet* 1804. *Ce matin avant de partir de Saint-Cloud, l'impératrice a traversé deux salles, pour donner un ordre à une personne assez subalterne de sa maison. M. d'Harville, son grand-écuyer, est arrivé tout effaré, pour lui représenter très-respectueusement que S. M. compromettait tout-à-fait la dignité du trône, et qu'elle devait passer ses ordres par sa bouche. „Eh! Monsieur, lui a dit gaiement Joséphine, cette étiquette est parfaite pour les princesses nées sur le trône, et habituées à la gêne qu'il impose; mais moi, qui ai eu le bonheur de vivre pendant tant d'années en simple particulière, trouvez bon que je donne quelquefois mes ordres sans interprète." Le grand-écuyer s'est incliné, et nous sommes parties.*

Aix-la-chapelle, le 4. *août. Ce que je trouve charmant en Joséphine, c'est cette défiance d'elle-même, qui, dans sa position, est un grand mérite. Son caractère est d'une douceur, d'une égalité parfaite; il est impossible de ne pas l'aimer. Elle se plaint de ne point posséder la confiance de l'empereur; elle me disait ce matin que jamais, dans toutes les*

années qu'elle a passées avec lui, elle ne lui a vu un seul moment d'abandon; que si, dans quelques instans, il montre un peu de confiance, c'est seulement pour exciter celle de la personne, à qui il parle; mais que jamais il ne montre sa pensée toute entière.

Aix-la-chapelle, le 20. *août* 1804. *Ce matin l'empereur a reçu toutes les autorités constituées de la ville. On est sorti de cette audience confondu, étonné au dernier point. „Quel homme! (me disait le maire) quel prodige! quel génie universel! Comment ce département si éloigné de la capitale lui est-il mieux connu qu'il ne l'est de nous; il connaît tous les produits de notre industrie.“*

Bonn, 16. *Sept. L'impératrice a quitté Cologne à quatre heures du soir; elle est arrivée à Bonn un peu avant la nuit. Cette ville paraît très-jolie; le peu que nous en avons vu, nous a laissé le regret de n'y pas faire plus de séjour. Depuis long-temps, je n'avais passé une soirée aussi agréablement qu'aujourd'hui. L'impératrice a été reçue chez M. de Belderbusch, qui a une maison charmante, le jardin, qui était illuminé, est terminé par une terrasse, du haut de laquelle on domine le Rhin, très-large en cet endroit. On avait placé des musiciens dans un bateau sur le fleuve. Après le souper, l'impératrice a parcouru le jardin, et a été reçue par la joie bruyante du peuple, accouru en foule au bas de la terrasse. Pendant le feu d'artifice, je me suis glissée seule dans le fond du jardin, jusqu'au bord du Rhin. J'avais besoin d'échapper quelques instans à cette contrainte qui pèse sur moi si péniblement. L'air était pur et calme; peu à peu on a quitté le jardin. Une musique douce, harmonieuse, se faisait seule entendre; mais bientôt elle a cessé, le plus profond silence n'était interrompu que par le bruit des vagues qui venaient se briser sur les pierres près desquelles j'étais appuyée. La lune, qui se reflétait sur le fleuve, est venu remplacer les lampions qui s'éteignaient dans le jardin, et répandre l'harmonie de sa douce lueur sur le beau tableau que j'avais sous les yeux. Absorbeé dans un recueillement profond, je ne m'apercevais pas que les heures s'écoulaient, lorsque des chants*

religieux, qui se sont fait entendre dans un extrême éloignement, ont reveillé mon attention. Je ne puis bien exprimer leur effet sur moi dans cet instant; on eût pu prendre pour un concert d'esprits célestes ces chants que les vents apportaient de l'autre côté du Rhin jusqu'à moi [1].

Coblentz, 17. *Sept. Lundi, à* 4 *heures du matin, l'impératrice est remontée en voiture. La route de Bonn à Coblentz est très-belle, nouvellement faite, et presque toute entière sur le bord du fleuve. Nous entrâmes à Coblentz à* 10 *heures du matin. L'empereur n'arriva qu'à* 6 *heures du soir, il était parti de Cologne le jour même. Les habitans de Coblentz m'ont paru polis, vifs et prévenans. Il est impossible de vous dire avec quel enthousiasme ils ont reçu les illustres voyageurs. L'hôtel de la préfecture, où ils étaient descendus, resta continuellement entouré de la foule du peuple qui attendait, tantôt en silence, tantôt avec des acclamations, l'instant où ils se montreraient. — Nous sommes logés ici à la préfecture. La simplicité, je dirai presque la pauvreté des meubles, fait grand honneur au préfet, M. de Chaban. L'empereur s'est étonné de ce denument; le préfet a répondu: „ce pays est si pauvre, il y a tant de malheureux, que je me serais reproché de demander à la ville une augmentation d'impôts pour payer des meubles de luxe. J'ai tout ce qui est nécessaire.“ Ce nécessaire, c'est quelques vieux fauteuils, un vieux lit et quelques tables. Cette simplicité est admirable. Il ne s'occupe que du soin de soulager les pauvres. On est heureux de rencontrer un être semblable qui joint beaucoup d'esprit à tant de vertus.*

Coblentz, 18. *Sept. Il paraît que Napoléon a eu cette nuit une attaque violente de la maladie de nerfs ou d'épilepsie à laquelle il est sujet. Il a été long-temps très-incommodé, avant que Joséphine, qui occupait la même chambre, ait osé demander du secours; mais enfin, cet état de souffrance se prolongeant, elle a voulu avoir de la lumière. Rou-*

[1]) Die Gesänge kamen von dem Wallfahrtsort Püßchen, wo eben die Octave von Marien Geburt und zugleich das Fest des Namens Mariä begangen wurden.

stan, qui couche toujours à la porte de l'empereur, dormaît si profondément qu'elle na pas pu le réveiller. L'appartement du préfet est si éloigné du luxe, qu'on n'y trouve pas même les objets de simple commodité. Il n'y avait pas une sonnette; les valets de chambre étaient logés fort loin; et Joséphine, à moitié nue, a été obligée d'aller entr'ouvrir la porte de l'aide-de-camp de service, pour avoir de la lumière. Le général Rapp, un peu étonné de cette visite nocturne, lui en a donné; et, après plusieurs heures d'angoisse, cette attaque s'est calmée. Napoléon a défendu à Joséphine de dire un seul mot de son incommodité. Aussi a-t-elle imposé le secret à tous ceux ou celles auxquels elle l'a racontée ce matin. L'empereur était assez pâle ce soir, assez abattu; mais personne ne s'est avisé de lui demander de ses nouvelles. On sait qu'on encourrait sa disgrâce, si on pouvait croire S. M. sujette à quelque infirmité humaine [1]. *Le prince de Nassau-Weilbourg est venu ici faire sa cour. Il a proposé à Joséphine de lui envoyer deux yachts pour remonter le Rhin jusqu'à Mayence, ce qu'elle a accepté. Nous partons demain, et l'empereur suivra la nouvelle route qu'on a fait pratiquer aux bords du Rhin.*

Le soir la ville a donné un bal dans la salle de la comédie. C'est une des plus jolies salles que j'ai vues, tant par sa forme et sa disposition, que par la manière dont elle est décorée. Une seule chose nous a paru moins bien que le reste. Au lieu de l'inscription si connue: castigat ridendo mores, *on a mis:* ridendo corrigo mores. *C'est, à ce qu'il me semble, changer assez malheureusement une épigraphe très-heureuse. Toutes les rues étaient illuminées comme la veille.*

Bingen, 19. *Sept. Le mercredi, à six heures du matin, l'impératrice s'est rendue sur le rivage, et là, au milieu des regrets que le peuple de Coblentz s'empressait de lui témoigner, elle s'est embarquée sur le yacht offert par le prince de Nassau-Weilbourg. Le brouillard très-épais ne permettant*

---

[1] *„Jamais l'empereur n'a été sujet à des attaques d'épilepsie. C'est encore là une de ces histoires dont on a tant débité sur son compte" (Constant).*

pas d'abord de se tenir sur le pont, les premiers moments furent employés à visiter l'intérieur de l'élégante gondole. Il est difficile de réunir dans un aussi petit espace plus de choses à la fois utiles et agréables. Chaque objet disposé avec goût, n'y tient que la place absolument nécessaire. On y a économisé le terrain, pour y prodiguer les agréments, pour le garnir de tentes et de siéges. Un Neptune doré, assis sur la poupe, semble commander au fleuve de n'agiter le vaisseau que mollement et sans danger; des balustrades placées des deux côtés rassurent encore davantage.

L'impératrice se fit servir à déjeuner sur le pont, non loin de Boppard, presque vis-à-vis les jolis village de Niederspai et d'Oberspai. Le temps s'était élevé, et dès ce moment rien de plus varié, de plus pittoresque que les tableaux qui se déployèrent successivement sous nos yeux, depuis Boppard jusque bien après Bacharach. Tantôt on voit de riantes prairies, des vergers, des villes qui s'élèvent en amphithéatre, et dans l'éloignement des montagnes couvertes de forêts. Bientôt la scène change, le fleuve se resserre, les montagnes se rapprochent, et l'on n'apperçoit plus que l'eau, le ciel et des montagnes d'ardoises, des rochers escarpés et sauvages, dont la cime inaccessible offre pour tout ornement les ruines de ces tours antiques, de ces vieux châteaux autrefois la retraite des preux chevaliers, et plus souvent encore de suzerains dangereux à leur vassaux. L'oeil et l'imagination sont également effrayés. Mais le pied de ces montagnes forme souvent une heureuse opposition avec leur sommet. On y voit avec plaisir le travail des hommes, et des vignes d'une très-belle apparence.

Un autre contraste non moins frappant, est celui qui résultait du passage même de l'impératrice. A peine on quittait ces déserts, où le silence de la nature était interrompu par le seul bruit des eaux, que le son des cloches et l'explosion des boites annonçaient le voisinage de quelque lieu habité. A chaque commune, les officiers municipaux, le clergé et le peuple bordaient le rivage, les pauvres villages avaient leurs gardes d'honneur, leurs drapeaux, leurs arcs de triomphe, et le son des instruments se joignait aux acclamations. La

rive droite, quoique étrangère, semblait rivaliser de zèle avec la rive gauche; partout les cris de joie et les salves d'artillerie se répondaient des deux côtés. Cette émulation nous offrit un spectacle très-agréable à Saint-Goar, qui est placé vis-à-vis le château de Katz. Tandis que la municipalité de la ville venait au-devant de l'impératrice, au son d'une musique militaire, sur des bateaux couronnés de verdure, nous appercevions de loin la garnison hessoise, rangée en ordre de bataille, sur la plate-forme du château, et leur feu redoublé se confondait avec celui de Saint-Goar. L'air était si calme, que l'impératrice est constamment restée sur le pont.

En passant, l'on eut le plaisir de faire résonner avec un porte-voix, le fameux écho de Lurleiberg, qui répète distinctement et plusieurs fois les mots qu'on lui envoie. A Bornhofen, sur la rive droite, nous vîmes de loin, un capucin qui courait depuis long-temps au bas des montagnes, sans espérance de pouvoir joindre la gondole. M^me de Vaude et M. d'Aubusson firent détacher le bateau qui nous suivait et lui portèrent avec plaisir, pour ses confrères et lui, les preuves de la bonté de l'impératrice. L'agrément de ce jour, qu'on peut réellement appeler un jour de fête, manqua d'être troublé entre Oberwesel et Kaub. Des femmes vinrent au-devant de la gondole, avec des fleurs et des fruits. Mais elles s'approchèrent avec si peu de précaution, que leur bateau fut à demi renversé. L'impératrice fit recueillir sur le pont ces femmes encore toutes tremblantes, et tâcha de les faire revenir de leur effroi, en leur parlant avec cette bonté qui donne tant de prix et de charme à toutes ses actions.

Notre voyage fut des plus agréables pendant toute la journée, mais le soir, le ciel, qui avait toujours été très-serein, s'est couvert de nuages, et nous avons été surpris par un orage. Joséphine et plusieurs dames un peu effrayées, se sont enfermées dans une petite chambre du yacht. On nous avait annoncé, comme devant exiger quelques précautions, un passage connu sous le nom de Bingerloch; mais la nuit nous surprit avant d'y être arrivés. De l'intérieur de la gondole le mouvement du vaisseau nous parût en effet beaucoup

moins doux, et les eaux beaucoup plus agitées; mais nous attribuames ce changement au vent qui était devenu très-fort, et nous passames le Bingerloch sans aucun accident, mais en regrettant que la nuit et l'orage nous eut privés du spectacle que doit offrir en cet endroit le fleuve extrêmement resserré par les roches qui l'environnent. Peu à peu, l'orage s'est calmé, et nous sommes arrivés à Bingen, à minuit, où nous étions attendus depuis plusieurs heures.

Mayence, jeudi, 20. Sept. A 7 heures du matin l'impératrice quitta Bingen, après avoir reçu les autorités, et des envoyés du prince de Nassau-Usingen, chargés d'offrir à l'impératrice tout ce qui pourrait lui être agréable dans ses possessions, situées sur la route qu'elle allait parcourir. S. M. en remontant sur la gondole, retrouva les mêmes acclamations et les mêmes regrets, qui s'étaient fait entendre à son départ de Coblentz. Il est difficile de voir un pays plus riche que celui qui s'ouvrait devant nous. C'est le Rheingau, célèbre par les meilleurs vins du Rhin. Il présente un tableau admirable, mais sans variété, sans opposition. Nous sommes arrivés ici à trois heures. Nous étions attendus à onze, mais Joséphine, fatiguée, la veille, par l'orage qui avait retardé son arrivée à Bingen, ayant été malade, n'a pu partir aussitôt qu'on le croyait. D'ailleurs, les relais des chevaux qu'on avait placés sur les bords du Rhin pour remonter les yachts, ayant été mal servis, on n'a pas pu arriver plus tôt. Cette circonstance, qui paraît bien indifférente, ne l'a pas été pour Bonaparte. Le hazard a voulu que le courrier qui l'annonçait, soit arrivé précisément dans l'instant où l'on commençait à apercevoir les deux yachts de l'impératrice.

Toute la population de Mayence était sur le port depuis onze heures. Douze jeunes demoiselles, des premières maisons de la ville, habillées de blanc, portant des corbeilles de fleurs, étaient placées des deux côtés d'un petit pont qu'on avait préparé pour le débarquement. Le général Lorges, commandant la division, le préfet, le maire, étaient là pour recevoir Joséphine, lorsque le courrier qui précédait l'empereur, a annoncé son arrivée. Le général Lorges, suivi seulement d'un aide-

de-camp, est monté à cheval pour aller le recevoir. Napoléon, en entrant à Mayence, a été surpris désagréablement, en voyant toutes les maisons fermées, pas une seule personne sur son passage, pas un seul cri de Vive l'empereur! Il a cru entrer dans un tombeau. Il était assez simple que tout le peuple qui s'était porté sur le port, depuis onze heures, n'ait pas quitté à l'instant où l'on appercevait les yachts. L'arrivée de l'impératrice, qui devait s'arrêter pour être haranguée, présentait un coup d'oeil plus agréable que la voiture dans laquelle Napoléon était enfermé. Il n'est donc pas étonnant que l'on soit resté sur le bord du Rhin. Il paraît que cette préférence a blessé vivement l'empereur. Les voitures de Joséphine arrivaient dans la cour du palais en même temps que la sienne. Napoléon, en passant devant nous, a fait un petit salut de la tête avec un air d'humeur; mais comme cela lui arrive souvent, nous l'avons peu remarqué, et nous sommes allées, chacune dans les appartements qui nous étaient destinés. Ce soir, l'empereur et l'impératrice ayant dîné seuls, nous attendions chez Mme de la Rochefoucault l'avertissement qu'on nous donne assez ordinairement à sept heures, pour descendre dans le salon; mais sept, huit, neuf heures ont sonné, et l'on ne venait pas nous chercher. Nous plaisantions sur le long tête-à-tête de leurs Majestés, lorsqu'on est venu nous avertir. En entrant dans le salon, nous avons été surprises de n'y trouver personne. Peu de temps après, Bonaparte est sorti de la chambre de Joséphine; il a traversé le salon en nous faisant encore un petit salut d'humeur, et il s'est retiré dans son appartement.

L'impératrice, ne quittant pas sa chambre, Mme de la Rochefoucault y est entrée; elle l'a trouvée pleurant amèrement. Napoléon lui avait fait une scène affreuse qui s'était prolongée jusqu'à ce moment. C'était sa faute si les chevaux avaient eu peine à remonter le Rhin; c'était sa faute si elle était partie aussi tard de Bingen; dans son injuste colère, je ne sais s'il ne lui a point fait un tort de l'orage qui avait causé son incommodité. Tout, selon lui, avait été arrangé et préparé par elle pour arriver à la même heure que lui. Il

lui a reproché d'aimer à capter les suffrages; enfin il lui a fait la scène la plus violente, la plus déraisonnable qu'on puisse imaginer, et sûrement la moins méritée.

Mayence, 23. *Sept. Je trouve que l'empereur ressemble beaucoup à cet homme qui ennuyé des raisonnements qu'une personne sage apportait en preuve de son opinion, s'écria: „Hé! Monsieur, je ne veux pas qu'on me prouve.“ Il était bien tenté d'en dire autant ce soir. Le prince archi-chancelier, qui posséde particulièrement cet esprit d'analyse qui décompose jusqu'au dernier principe d'une idée, discutait avec lui une question métaphysique de Kant; mais l'empereur a tranché la question en disant que Kant était obscur, qu'il ne l'aimait pas; il a quitté brusquement le prince, qui est venu s'asseoir près de moi. Il y avait pour un observateur un combat très-plaisant entre la volonte déterminée du prince courtisan de tout admirer dans l'empereur, et le petit mécontentement d'avoir été arrêté au milieu de sa discussion sur son cher philosophe; car il est grand partisan de Kant. Il m'a dit, en thèse générale, que souvent on déprisait les ouvrages de pur raisonnement, uniquement par la peine qu'il faut se donner pour les comprendre; qu'on ne tient pour bien pensé que ce qu'on entend sans peine; mais qu'il en est d'une idée profonde, comme de l'eau, dont la profondeur ternit la limpidité; et que rien n'est plus facile, avec le secours des idées intermédiaires, que d'élever les esprits (même les plus médiocres) jusqu'aux plus hautes conceptions; qu'il ne faut pour cela que perfectionner l'analyse et décomposer une question; que, si le fond en est vrai, on peut toujours la réduire à un point simple. J'ai profité de son petit mouvement d'humeur contre l'empereur (humeur dont il ne serait pas convenu pour tout au monde) et j'ai trouvé un grand plaisir à causer avec lui.*

Mayence, 25. *Sept. La ville de Mayence donnait un grand bal aujourd'hui à l'impératrice; mais étant très-incommodée, il lui paraissait impossible de s'y rendre; elle était dans son lit à cinq heures, avec une forte transpiration de la fièvre. Napoléon est entré chez elle, il lui a dit qu'il fal-*

*lait qu'elle se levât, qu'elle allât à ce bal. Joséphine lui ayant représenté ses souffrances et le danger de se découvrir, ayant une éruption très-forte à la peau, Bonaparte l'a tirée brusquement de son lit, par un bras, et l'a forcée de faire sa toilette. M*me *de la Rochefoucault, qui a été témoin de cette action brutale, me l'a contée, les larmes aux yeux; Joséphine, avec sa douceur, sa soumission si touchante, s'est habillée et a paru une demi-heure au bal.*

Mayence, 26. Sept. En entendant Napoléon appeler les princesses de Nassau qui étaient au cercle, Mesdemoiselles, *je souffrais incroyablement. Quelque peu d'attraits que cette cour ait pour moi, il n'en est pas moins vrai que j'en fais partie dans cet instant; et je suis humiliée comme Française que le souverain, à la suite duquel je me trouve, ait si peu d'habitude des usages des cours. Comment ignore-t-il que les princes, entre eux, se donnent leurs titres respectifs, sans pour cela déroger à leur puissance. Mais Bonaparte croirait compromettre tout-à-fait la sienne, s'il en usait ainsi. Il ne manque jamais de dire au prince archi-chancelier,* monsieur l'électeur, *et* mademoiselle, *à toutes les princesses; j'en ai vu plus d'un sourire un peu ironiquement.*

Mayence, 27. Sept. L'impératrice a passé le Rhin ce matin, pour aller faire une visite au prince et à la princesse de Nassau, au château de Bieberich, près de Mayence. Les troupes du prince étaient sous les armes; tous les officiers de sa petite cour, en grande tenue. Un déjeuner très-élégant était servi dans une salle, dont la vue s'étend au loin sur le Rhin, et offre un coup d'oeil magnifique. C'est une grande et superbe habitation.

Mayence, 29. Sept. Ce soir, en causant dans un coin du salon avec deux personnes, je ne sais comment la conversation m'a amenée à parler de cet empereur de la Chine, qui demandait à Confucius de quelle manière on parlait de lui, de son gouvernement. „Chacun se tait, lui dit le philosophe, tous gardent le silence.“ — „C'est ce que je veux,“ reprit l'empereur de la Chine. Napoléon, qui était assez près de

moi, causant avec le prince d'Isenbourg s'est retourné vivement. Je vivrais mille ans, que je n'oublierais jamais le regard menaçant qu'il m'a lancé. Nous partons mardi, 2. Oct. pour nous rendre à Paris par Saverne et Nancy. Le 6. nous serons à Saint-Cloud. — Leider hat die ungebetene Berichterstatterin mit ihrem Reisejournal schlechten Dank sich verdient. Es kam dem Kaiser zu Gesicht, und augenblicklich wurde die Schreiberin entlassen.

Wie ergeben auch Josephine gewöhnlich dem Willen ihres Herren erscheint, so wagte sie doch stets, wenn es den Interessen ihrer Kinder galt, dem Unwiderstehlichen gegenüber hartnäckigen Widerstand, und hat sie demselben, sogar in Bezug auf ihres Sohnes Stellung, in dem Verkehr mit den deutschen Fürsten manche Triumphe der Eitelkeit verdankt. In dergleichen Fällen wußte sie in der gewandtesten Weise die genaue Kenntniß von des Gemahls Charakter zu benutzen, daher Napoleon später bekennen mußte: „*Jamais il ne lui est arrivé de rien demander pour Eugène, d'avoir jamais même remercié pour ce que je faisais pour lui; d'avoir même montré plus de soin et de complaisance le jour des grandes faveurs, tant elle avait à coeur de se montrer persuadée et de me convaincre que tout cela n'était pas son affaire, mais la mienne.*“

Zwei Monate nach dem Besuche der Rheinlande ging die Krönung vor sich. Drei Tage vorher, um Mitternacht, traute der Cardinal Fesch, auf des h. Vaters ausdrückliches Begehren, das kaiserliche Ehepaar in der Capelle der Tuilerien. Unter den wenigen Zeugen der Handlung figurirten Fouché und Duroc; den Trauungsact stellte Josephine ihrem Sohne zu, in der Furcht, daß er verloren gehen oder entwendet werden könne. Der Tag, an welchem sie von dem h. Vater die Salbung, aus den Händen des Kaisers die Krone empfing, ward ihr, der eigenen Versicherung zufolge, der traurigste ihres Lebens. „*Que d'écueils environnent le rang où il me fait monter*,“ hat sie um diese Zeit an Pius VII. geschrieben. Selbst die Betrachtung des glänzenden von ihr geschaffenen Arsenals der Eitelkeit vermochte nicht immer das Gefühl der Nichtigkeit aller menschlichen Größe

in ihrem Innern zu besiegen. Von der Liebhaberei für Diamanten verstieg sie sich zu Antiken, Gemmen, Medaillen. Denon schmeichelte dieser jüngsten Phantasie, und redete der Kaiserin ein, daß es schicklich sein würde, zu Malmaison ein Kunstcabinet, unter der Aufsicht eines Custos, zu begründen. Der Entwurf kam zur Ausführung, aber die Liebhaberei war von kurzem Bestand; das Cabinet verwandelte sich in ein Besuchzimmer, sein kostbarer Inhalt wanderte in eine Antichambre. Nach einiger Zeit verfiel die Kaiserin auf eine neue Phantasie: sie wollte einen Schmuck von geschnittenen Steinen aus dem Alterthum haben. Den Wunsch trug sie dem Kaiser vor, er widersprach, mußte aber letzlich seine Zustimmung geben; Duroc erhielt den Auftrag, in dem Antikencabinet das nöthige Material zusammenzusuchen. Seine Wahl fiel auf die Perlen der Sammlung, der Kronjuwelier gab ihnen eine meisterhafte Fassung, aber den allzugewichtigen Schmuck hat die Kaiserin niemals anlegen können.

Im Begriffe, nach Mailand abzugehen, um dort die eiserne Krone zu empfangen, wollte der Kaiser eine Unterredung mit Bourienne haben: „*Il faut qu'avant mon départ pour l'Italie vous me rendiez un service. Allez voir ma femme, tâchez encore une fois de lui faire entendre raison sur ses folles dépenses; chaque jour j'en découvre de nouvelles. Quand je lui en parle, je me fache, je m'emporte, elle pleure, je lui pardonne, je paie; elle fait de belles promesses, mais le lendemain c'est là même chose, et c'est toujours à recommencer. Si du moins j'avais eu un enfant d'elle! c'est le tourment de ma vie que de n'avoir pas d'enfants. Je comprends que ma position ne sera assurée que quand j'en aurai un. Aucun de mes frères n'est capable de me remplacer; tout est commencé, rien n'est achevé; Dieu sait ce qui arriverait.*“ Dem Auftrag unterzog sich Bourienne, ohne doch des bedenklichen Zusatzes um die Nachkommenschaft zu erwähnen: „*la pauvre femme*“, schreibt er, „*je l'aurai mise au désespoir; car elle portait en elle un invincible pressentiment de ce qui devait lui arriver un jour.*“ Josephine entgegnete dem Vortrag des Vertrauten in Worten, die offen ihre Güte und den Mangel an berechnender Selbstständig-

keit darlegen. „*Je ne sais qui se plaît à lui faire des rapports, mais vraiment je crois qu'il y a des gens occupés partout à chercher quelles sont mes dettes pour aller le lui rapporter. Que voulez-vous? on m'apporte de belles choses, je les achète: on ne me demande pas d'argent, et puis on réclame le paiement quand je n'en ai pas. Quand j'en ai, vous savez l'emploi que j'en fais: je le donne en grande partie à des malheureux, à de pauvres émigrés. Allons, je vais tâcher d'être plus économe; dites-le-lui, si vous le revoyez.*"

Der Krönungsfahrt nach Mailand durfte Josephine beiwohnen, ein zweites Diadem hat sie daselbst nicht empfangen. Auch von andern Widerwärtigkeiten blieb die Reise nicht frei. Napoleon erneuerte den Verkehr mit der Sängerin Grassini, der er schon vor fünf Jahren das Schnupftuch zugeworfen hatte, die Sache kam der Kaiserin zu Ohren und veranlaßte Ausbrüche von Eifersucht, die mehr und mehr den gegenseitigen Abstand der beiden Eheleute erweiterten. Zu Mantua wollte der Kaiser seinen Bruder Lucian bereden, daß er sich scheiden lasse, um die verwittwete Königin von Etrurien zu heurathen. Er blieb taub für alle Vorstellungen, daß der Bruder im Unwillen auffuhr: „*vous voyez où vous conduit votre entêtement et votre sot amour pour une*" ... — „*Au moins,*" erwiderte Lucian, „*au moins la mienne était jeune et jolie.*" Im Januar 1806 erhob die Kaiserin sich nach München, um der Vermählung ihres Sohnes mit der baierischen Prinzessin beizuwohnen. In München, wie in Stuttgart wurden ihr der Fürstlichkeiten viele vorgestellt, namentlich die bejahrte Prinzessin Kunegunde, die in Coblenz der Gegenstand der tiefsten und verdientesten Ehrfurcht gewesen. „*Joséphine eut beaucoup de peine à ne pas rire, quand on lui annonça la princesse Cunégonde. Elle dit même le soir, aux personnes de son intérieur, que lorsqu'elle vit la princesse assise, elle s'imaginait la voir pencher de côté.*" Sehr würdig gehalten sind dagegen ihre Worte der Misbilligung um die ungeziemende Art, in welcher in den Bulletins von 1806 die Königin von Preussen besprochen. Seine verletzende Redensarten entschuldigend, sagte damals der Imperator: „*tu me parais fâchée du mal que je*

dis des femmes. Il est vrai que je hais les femmes intrigantes au-delà de tout. Je suis accoutumé à des femmes douces, bonnes et conciliantes: ce sont elles que j'aime. Si elles m'ont gâté, ce n'est pas ma faute, mais la tienne."

Noch war zu Tilsit nicht Frieden geschlossen worden, und es traf Josephinen ein Verlust von unberechenbaren Folgen. Der erstgeborne Sohn ihrer Tochter, der Königin Hortense, das Kind, so Napoleon als seinen dereinstigen Nachfolger zu betrachten schien, starb den 5. Mai 1807. Der Kaiser äußerte seinen Kummer in ungewohnter Lebhaftigkeit, Josephine verschloß sich ganzer drei Tage lang in das Innerste ihrer Gemächer, enthielt sich aller Nahrung, sah nur die wenigen, ihrem persönlichen Dienste unentbehrlichen Frauen, verschmähte jeden Trost. Als das theuerste Andenken an einen unersetzlichen Verlust, erbat sie sich des Prinzen blondes Haar, das sie auf einem Grunde von schwarzem Sammet einrahmen ließ. In der That wäre ihr Enkel als Thronfolger ihr ein Schild geworden gegen jene Politik, die mehr und mehr auf des Kaisers Gemüth zu wirken begann. Immer deutlicher schwebte ihm der Gedanken an Scheidung vor, dessen hatten alle seine Geschwister, alle seine Minister, den einzigen Montalivet und den Cardinal Fesch ausgenommen, sich bemächtigt, den sprach jetzt am lebhaftesten aus Fouché, weiland Josephinens Getreuer. Den mancherlei Sorgen und Bekümmernissen der Mutter und Gattin gesellten sich häufiger denn je eifersüchtige Zänkereien, indem Napoleon, jetzt in dem Genusse von Herrschaft und Ruhm sicher, einer Reihe von flüchtigen Neigungen, Leidenschaften, die seiner nicht immer würdig, sich überließ. Dagegen waltete am Hofe, während des Winters von 1807—1808 eine Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit, wie sie noch nicht vorgekommen: Lustbarkeiten, Vergnügungen folgten sich in ununterbrochener Reihe.

Es begannen die Verwicklungen in dem spanischen Königshause, und erhob sich, deren Fortgang zu beobachten, Napoleon, von Josephinen begleitet, nach Bordeaux, und demnächst nach Bayonne. Auch dahin folgte ihm, April 1808, die Kaiserin, nachdem für längere Zeit sie in Bordeaux zurückgeblieben war. In einzelnen Reisenotizen äußert sie die lebhafteste Misbilligung der Schlimm-

streiche, mit denen eben der Kaiser beschäftigt; das Unrecht, so viel es in ihre Macht gegeben, zu sühnen, bezeigte sie der spanischen Königsfamilie die rührendste Aufmerksamkeit. Der Königin gab sie Lectionen für die wichtigste der Angelegenheiten, für die Toilette. Marrac verließ sie den 20. Jul., in Aquitanien, wie allerwärts, den angenehmsten Eindruck hinterlassend. Ohne ihre Begleitung unternahm Napoleon die Fahrt nach Erfurt, dann die zweite Reise nach Bayonne, Oct. 1808. In seiner Abwesenheit hatte Josephine eine, an sie gerichtete Rede des Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung zu beantworten und entschlüpfte ihr die Phrase „*le premier sentiment de l'empereur a été pour le corps législatif qui représente la nation.*“ Der Ausdruck misfiel höchlich dem abwesenden Herren. Aus Madrid entsendete er einen Aufsatz, von seiner Hand geschrieben, worin in sehr herber Weise ausgesprochen, daß der Kaiser der Nation einziger Repräsentant sei. Kaum aus Spanien zurückgekehrt, zog Napoleon neuerdings aus, fortzusetzen den unsterblichen Strauß mit Oestreich. Die Kaiserin gab ihm bis Straßburg das Geleite, dort fanden sich zu ihr die Königinen von Holland und Westphalen, wie auch die Erbgroßherzogin von Baden. Zum letztenmal zeigte sie sich in dem vollen Glanze der Hoheit. Kaum den Tuilerien wieder eingekehrt, konnte sie die große, mittlerweile in der öffentlichen Stimmung eingetretene Umwandlung bemerken. Die durch Fouché und seine Polizei verbreiteten Gerüchte von einer bevorstehenden Ehescheidung waren zu einer bedrohlichen Consistenz erwachsen, und erhielten fortwährend durch einzelne, von den Ufern der Donau herkommende Winke neuen Zusatz. Die erste Begrüßung des aus seinem Feldzuge heimkehrenden Imperators ergab sich auch nichts weniger als freundlich. Man bemerkte an Napoleon, während des ganzen Aufenthaltes zu Fontainebleau, eine ungewöhnliche Zurückhaltung, einen ihm durchaus fremden Zwang in dem Verkehr mit der Kaiserin. Die bis dahin offen gehaltene Verbindung der beiderseitigen Appartements wurde gesperrt. Auch ab Seiten Josephinens trat eine schmerzliche Spannung immer deutlicher hervor, gegen Duroc, der sie, in Thränen gebadet, betroffen hatte, äußerte sie: „*Je suis perdue! tout est*

fini pour moi! comment cacher ma honte? Duroc, vous avez toujours été bon pour moi, vous et Rapp. Ce n'est pas vous qui l'avez engagé à se séparer de moi. Ce sont mes ennemis, c'est Savary, Junot, que sais-je. Ce sont encore plus ses ennemis que les miens. Et mon pauvre Eugène, quand il saura que je suis répudiée par un ingrat; oui Duroc, un ingrat."

Lebhaft wurde jetzt das so lange in der Schwebe gebliebene Vorhaben verfolgt. Ein Cabinetsrath, in welchem der einzige Cambacérès eine schwache Opposition vernehmen ließ, sprach sich für die Lösung des Ehebandes aus. Eugen wurde aus Italien beschieden, um seiner Mutter das ihr zugedachte Loos anzukündigen, Josephine schwankte zwischen entgegengesetzten Entschließungen: bald wollte sie ihre Zustimmung versagen, die Gültigkeit ihrer Ehe vor Gericht verfechten, bald setzte sie sich vor, hoffte sie durch Bitten und Thränen den Mann zu erweichen, dem sie theuer, nothwendig sogar gewesen. Darüber kam der 30. Nov. heran, der Tag, an welchem Napoleon selbst das harte Wort aussprechen sollte. Josephine erzählt: „*Nous dînâmes ensemble comme à l'ordinaire, et il me fallait étouffer les larmes, qui, malgré moi, s'échappaient de mes yeux. Je ne dis pas un mot pendant ce triste dîner, et lui ne rompit le silence que pour demander à un de ses serviteurs quel temps il faisait. Pour moi, je vis bien que le temps était à l'orage, et l'orage ne tarda pas à éclater. Aussitôt que Bonaparte eut pris son caffé, il congédia tout le monde et je demeurai seule avec lui. Quel air, quel regard il avait! je lisais dans l'altération de ses traits le combat qui se passait dans son âme; mais enfin je voyais bien que mon heure était arrivée. Il était tremblant, et moi, j'éprouvais un frisson universel. Il s'approcha de moi, me prit la main, la posa sur son coeur, me regarda un moment sans rien dire, puis enfin laissa échapper ces paroles funestes: „„Joséphine! ma bonne Joséphine! tu sais si je t'ai aimée. C'est à toi, à toi seule, que j'ai dû les seuls instants de bonheur que j'ai goûtés dans ce monde. Joséphine, ma destinée est plus forte que ma volonté. Mes affections les plus chères doivent se taire devant les intérêts*

de la France."" — *„„„N'en dites pas plus,""* *eus-je la force de lui répondre, „„„je m'y attendais, je vous comprends; mais le coup n'en est pas moins mortel."" Je ne pus en dire davantage, je ne sais ce qui se passa en moi; je crois que je proférai des cris; je crus ma raison à jamais perdue; je demeurai sans connaissance; et, quand je revins à moi, je me trouvai dans ma chambre."* Sie war niedergesunken zu den Füßen des Kaisers, und hatte dieser den Palastpräfecten de Bausset zu Hülfe gerufen. Bausset und der *Gardien du portefeuille* trugen die Ohnmächtige über eine innere Treppe nach ihren Appartements. Es erzählt Bausset: *„Je tenais l'impératrice dans mes bras qui entouraient sa taille, son dos était appuyé sur ma poitrine. Lorsqu'elle sentit les efforts que je faisais pour m'empêcher de tomber, elle me dit tout bas: „„„Vous me serrez trop fort."" Je vis alors que je n'avais rien à craindre pour sa santé et qu'elle n'avait pas perdu connaissance un seul instant."*

Napoleon hatte gehofft, daß seine Erklärung Josephinen bestimmen werde, die Scheidung zu beantragen. So leicht ist die Sache ihm nicht geworden. Keineswegs, so hat sie sich geäußert, bedauere sie einen Thron, der ihr stets ein Gegenstand des Schreckens gewesen, ihr einziger Kummer sei die Trennung von der Person des Kaisers, und reichlich flossen bei diesen Worten ihre Thränen. *„Ne cherche pas à m'émouvoir"*, erwiderte der wankelmüthige Ehemann, *„je t'aime toujours, la politique n'a pas de coeur, elle n'a que de la tête. Je te donnerai cinq millions par an, et une souveraineté dont Rome sera le chef-lieu."* Die Kaiserin, in Thränen gebadet, bestand darauf, in Frankreich zu bleiben. „Weißt du wohl, daß diese Ehescheidung als eine Episode in meinem Leben sich ausnimmt? Welcher Stoff zu einem Trauerspiel!" äußerte Napoleon. „Wer wird in dem Stücke den Tyrann vorstellen?" fragte Josephine. „Je nun, Fouché oder Talleyrand," erwiderte, etwas betreten, der Befragte. Josephine wohnte in *Notre-Dame*, 3. Dec., dem feierlichen *Te Deum* bei; für das große Banket in den Tuilerien, am Abend desselben Tages, war sie *„richement parée, beaucoup d'éclat, grâce aux pinceaux d'Isabey, l'air triste."* Am folgenden Tage, in der Festlichkeit auf dem Stadthause, zeigte

sie sich in voller Liebenswürdigkeit. Die ihr bestimmte Anrede durfte der Präfect Frochot nicht vortragen. Es ist das die letzte Ceremonie gewesen, in welcher die Kaiserin auftrat. Den Hofball vom 6. hat sie nicht besucht, wohl aber einen Brief an denjenigen gerichtet, den aufzugeben sie noch immer nicht sich entschließen konnte. Cambacérès übergab das Schreiben, in sichtlicher Aufregung klagte Napoleon: „*Joséphine m'écrit: ah! mon Dieu, pourquoi faire? ma résolution est prise; je la rends malheureuse, je le sais; mais qu'elle sache que je me suis immolé avant elle.*“ Nach Durchlesung des Briefes fuhr er fort: „*Dites à Joséphine que je lui répondrai, que je la regarde comme la plus excellente des femmes: elle vaut mieux que moi, je vous l'atteste: c'est une créature angélique; le courage que je mets à l'abandonner me surprend; mais il le faut: vous en sentez la nécessité: tâchez de la lui faire comprendre.*“ Schon in der nächsten Stunde erfolgte die schriftliche Beantwortung, gemessen, feierlich ernst, doch geeignet, jede Hoffnung, und der hatte Josephine ohnehin beinahe verzichtet, zu vernichten. Von dem Augenblick an fühlte sie sich gestählt durch die Kraft zum Leiden, welche der Resignation gewöhnliche Frucht. Inmitten ihres Schmerzes sprach sie ihren Kindern Tröstungen zu, gab sie ihnen den Rath, in den Beziehungen zu dem Stiefvater nur sich selbst, nicht aber die Mutter, als deren Schicksal unabänderlich, zu beachten. Stark genug fühlte sie sich, um in den Festivitäten, so Berthier zu Grosbois dem Hofe gab, aufzutreten. Der Zufall wollte, daß für eine mimische Darstellung die Farce *Cadet Roussel maître de déclamation* gewählt worden. Cadet Roussel vertraut einem seiner Freunde, daß er sich scheiden lassen will. Der Freund sucht in diesem Entschlusse ihn zu bestärken. Unerwartet wird der malcontente Ehemann andern Sinnes, denn, sagt er: „*Je sais ce qu'est ma femme, je ne sais pas ce que serait celle que je prendrais.*“ Dazu lachten die Höflinge innerlich, wie Stanislas de Girardin anmerkt.

Am 16. Dec. 1809 wurde in Gegenwart der vereinigten Familien, Bonaparte und Beauharnais, von Cambacérès und Regnault de Saint-Jean d'Angély, als den *Officiers de l'état*

civil für die kaiserliche Familie, Josephinens Scheidungsact aufgenommen. Die Rede, so für sie ausgearbeitet worden, vermochte sie nicht vorzutragen, ein Thränenstrom benahm ihr die Stimme, kaum daß sie abgebrochene Worte vernehmen ließ: „*Vous voyez une femme bien malheureuse. Je perds tout le repos de ma vie. Je mourrai bientôt. Ce divorce me tue. Que l'on fasse ce qu'on voudra, je me soumettrai à tout.*“ Die Rede, wie sie entworfen worden, ist gleichwohl im Moniteur erschienen. Der Kaiser, als eine Bildsäule unbeweglich, sprach während der traurigen Sitzung kein Wort. Er lag schon zu Bette, und es öffnete sich unerwartet die Thüre seines Schlafgemachs: Josephine, in allen ihren Zügen entstellt, mit aufgelösetem Haar, schwankend trat zum Bette, und es folgte eine erschütternde Scene, ein langes Zwiegespräch, dessen Geheimniß jedoch kein Lauscher verrathen hat. Den andern Tag schon verließ Josephine, von ihren Kindern und ihrem Schwiegersohn begleitet, die Tuilerien, um zunächst Malmaison zu beziehen. „*Heureux M. et Madame de Tascher de n'avoir pas été témoins de la disgrâce de leur fille*“, sagte sie bei dieser Gelegenheit zu der Gräfin la Rochefoucauld. Tascher, der Vater, ruhete längst schon im Grabe, die Mutter war 1807 verstorben; sie hatte auf Martinique, *aux Trois Ilets*, in der Dunkelheit des Privatlebens sehr glücklich sich gefunden, und beharrlich alle von dem Schwiegersohn ihr zugedachte Auszeichnungen abgelehnt. Nicht schwieriger als die bürgerliche, hat die kirchliche Trennung der Ehe sich ergeben. Am 9./12. Januar 1810 wurde sie für ungültig erklärt, angesehen die Trauung nicht durch den Pfarrer der Brautleute, auch nicht in Gegenwart von Zeugen, wie sie durch die Satzungen des tridentinischen Conciliums und die gesetzlichen Ordonnanzen erfordert, vorgenommen worden.

Der geschiedenen Kaiserin Hofstaat zu reguliren, wurde eine von Napoleons dringendsten Sorgen. Die Gräfin von la Rochefoucauld wünschte bei der Nachfolgerin in ihrer Stellung beibehalten zu werden, was dem Monarchen eben so unerwartet, als anstößig. Die Lieblose wurde entlassen, das erledigte Amt an die Gräfin von Arberg vergeben. Sie, von Josephinen *ma grande maîtresse* genannt, hat in den Haushalt einige Ordnung

eingeführt, und, wenn auch die 22 Tafeln in Navarre nur um 6 vermindert wurden, die Herrin in den Stand gesetzt, ihrem wohlthätigen Sinne zu folgen, ohne doch ihre luxuriösen Gewohnheiten beschränken zu müssen. Jährlich gab Josephine mehr denn hunderttausend Franken an den Bischof Bourlier von Evreux, in seinem Sprengel zu Almosen zu vertheilen. Sie gründete zu Evreux eine Schule für arme Waisen, weiblichen Geschlechtes, ließ die Promenade erweitern, ein Schauspielhaus erbauen. Abwechselnd mit Malmaison bewohnte sie nämlich, in der nächsten Umgebung von Evreux, das prächtige Schloß Navarre, so eigentlich des Hauses Bouillon Eigenthum, von Napoleon den spanischen Prinzen zugesagt worden. Der Zusage uneingedenk, hatte er es jetzt, samt der vormaligen Herrschaft, von 850,000 Franken Ertrag, Josephinen angewiesen. Der Bevölkerung von Evreux wohlthätig, empfing diese dagegen die Beweise der herzlichsten Zuneigung. Neben der Wohlthätigkeit, fand sie nach wie vor in dem Dienste der Eitelkeit den süßesten Genuß. Mehr Hüte und Roben soll sie in dieser Epoche sich zugelegt haben, als in den Tagen des höchsten Glanzes. Eine unendliche Zeit verbrachte sie an der Toilette, außerdem beschäftigte sie sich mit Blumenzeichnen, Botanik und den Sorgen für eine auserlesene Herde von Merinos. Sie empfing Besuche in großer Anzahl, alle Majestäten, alle Hoheiten von altem oder neuem Datum, wie der Winter von 1810 sie in Paris vereinigte, kamen zur Aufwartung nach Malmaison, und viel bedeutender noch ward der Andrang der übrigen vornehmen Welt, seit man sich überzeugt hatte, daß die Besuche dem Kaiser nicht misfielen. Bei allem dem war das Leben an dem reducirten Hofe ziemlich einförmig, und durch die pünktlichste, von dem Kaiser streng gehandhabte Etikette erschwert. Mit dem Schlage 11 Uhr wurde jedoch der Zwang beseitigt, dann überließ Josephine sich ihrer Neigung zu anmuthigen Plaudereien mit den Vertrauten, oder zum Kartenschlagen, das ihr von jeher eine Leidenschaft gewesen.

Eine neue Prüfung sollte sie bestehen. Am 2. April 1810 wurde ihres Gemahls zweite Ehe eingesegnet. *„Je voudrais faire montre de courage, cela m'est impossible; je voudrais*

être aujourd'hui à la Nouvelle-Zemble," hat sie damals gesagt. Einigen Trost fand sie in der allgemeinen Misbilligung, so die Trennung der ersten Ehe, die Wahl der zweiten Kaiserin fanden. Es hatte sich mehr und mehr der populaire Glauben befestigt, daß Napoleons Glück auf der Verbindung mit Josephinen beruhe. Ihr selbst wurden die allgemach an dem politischen Horizont aufsteigenden Wolken, indem sie diesem Glücke bedrohlich schienen, Veranlassung zu einem Kummer anderer Art. Manche Viertelstunde hat sie darum in Thränen zugebracht, dann aber in der gleichen Lebhaftigkeit wiederum dem Reiche der Futilitäten sich zugewendet, und lange Audienzen den Modehändlerinen, dem Erfinder eines neuen Putzes bewilligt. Ueber dem Anblicke eines hübschen Hutes versank die Frau, in welcher das Schicksal so unwiderstehlich sich offenbarte, zu der Rolle einer gewöhnlichen Putznärrin. In Wahrheit hat man von ihr gesagt, daß ihr Lebenslauf, die Zeit, welche sie in Thränen oder vor dem Spiegel zubrachte, abgerechnet, gar kurz ausgefallen sein würde. Zur Zeit der Scheidung hat sie der Thränen so viele geweint, daß ein halbes Jahr lang ihr Gesicht verdunkelt blieb. Doch nahm sie, die Geburt des Königs von Rom vernehmend, eine Haltung an, die zu dem Glauben, daß sie die allgemeine Freude theile, berechtigen konnte. Napoleon, der gewohnt, Woche für Woche durch die artigsten Billete sie zu erfreuen, schrieb ihr: „*Cet enfant, de concert avec notre Eugène, fera mon bonheur et celui de la France.*" Dem Ueberbringer, einem der kaiserlichen Pagen, lohnte sie mit einer Stecknadel von 5000 Franken Werth. Sie veranstaltete auch einen glänzenden Ball, dem sie, zum erstenmal seit ihrem Unglück, in der vollen Pracht ihrer Diamanten beiwohnte. Nur in den seltensten Fällen hatte sie das Krönungsdiadem, von drei Pfund Gewicht, getragen, denn die Last verursachte ihr arge Schmerzen.

Stets noch in einer Art von Anbetung für Napoleon befangen, erlaubte sie auch nicht die geringste Veränderung in dem Zimmer, so er vorzugsweise bewohnt hatte. In einem historischen Werke, so dem Schreibtische aufgelegt, war die Stelle, wo er aufgehört hatte zu lesen, gezeichnet, mehre von ihm herrührende

Kleidungsstücke waren auf Stühlen ausgebreitet. Josephine behielt es sich vor, diese Reliquien, wie sie es nannte, von Staub zu reinigen, und nur selten verstattete sie den Eintritt dieses Heiligthums. Die Staatskammern waren in der prachtvollsten Weise meublirt, des Saals Tapeten Josephinens eigene Arbeit. Der steigenden Liebhaberei für Blumen wurde die Menagerie aufgeopfert: die hierdurch ersparten Summen dienten zur Erweiterung, zur Bereicherung der Treibhäuser. Die durch die Besitzerin bei Schloß Malmaison gegründete Ackerbauschule konnte sehr nützlich werden. Unaufhörlich mehrten sich die Besuche, besonders fleißig kamen der Cardinal Maury und Cambacérès zur Aufwartung. Auch Napoleon ließ sich dann und wann zu Malmaison blicken, und wurde stets freudig begrüßt, den König von Rom, den sie einigemal, zuerst in Bagatelle gesehen hat, überhäufte Josephine mit Liebkosungen. Am längsten sträubte sich Murat, der gefallenen Größe in Malmaison seine Aufwartung zu machen, und er that es nur, wie er sich äußerte, in Gefolge einer bestimmten, von dem Schwager empfangenen Weisung: „*Il est trop servile avec l'empereur, pour lui être sincèrement dévoué*", hat Josephine damals von ihm gesagt, „*s'il se trouve jamais en position de le trahir, il le fera.*"

Im Sommer 1810 hatte sie mit ihrem Sohne und dessen Gemahlin in Genf einige Tage verlebt, im Sommer 1812 besuchte sie ihre Schwiegertochter zu Mailand, im Wochenbette, und eben hatte seinen Anfang genommen der Kampf, mit welchem ablaufen sollte der Traum des Kaiserthums. In den Wintermonaten 1813—1814 beschäftigte die Gesellschaft in Malmaison sich beinahe ausschließlich mit Charpiezupfen. Im Januar 1814 empfing Josephine zu Malmaison von Napoleon den letzten Besuch. Von Brienne aus schrieb ihr der Kaiser: „*J'ai cherché dans plusieurs combats à rencontrer la mort, je ne puis la redouter, elle serait aujourd'hui un bienfait pour moi. Mais je voudrais revoir une seule fois Joséphine.*" In den letzten Tagen des Märzmonats verließ sie Malmaison, in der Meinung, zu Navarre Sicherheit zu finden, da hat sie aber nur Stunden zugebracht. Denn dringende Einladungen der verbündeten Mo-

narchen für ihre Rückkehr nach Malmaison kamen ihr zu. Hier fand sie alle ihre Herrlichkeiten unversehrt, der König von Preussen, der Kaiser Alexander bezeigten ihr die verbindlichsten Aufmerksamkeiten, aber unüberwindlich ergab sich das Gefühl eines Schmerzes, der verbittert durch den Gedanken, daß ihr das Recht abgesprochen, dem Unglücklichen in die Verbannung zu folgen. „*Il est malheureux, et je ne puis être avec lui*“, so hat sie geklagt. Auch die Zukunft ihres Sohnes und ihrer Tochter wurde ihr der Gegenstand dringender Besorgniß. Intriguen aller Art spielten an dem kleinen Hofe von Malmaison. Man hatte Josephinen beredet, an Ludwig XVIII. zu schreiben: „*qu'elle ne savait ce qu'elle était, ce qu'elle avait été*“, und ihn zu bitten, daß er ihr eine Stellung für die Zukunft anweise. Den Abgang des Schreibens hat jedoch Kaiser Alexander hintertrieben: „es würde mit Schmach sie belasten, der Zar vermöge gegen Alle sie zu beschirmen.“ Bei einer andern Gelegenheit ermunterte er sie, in Bezug auf sich und ihre Kinder, ihn als einen zweiten Alexander der Familie des Darius gegenüber, zu betrachten. Wie wohlthätig auch dergleichen Tröstungen ihr geworden sein mögen, die Todeswunde trug sie im Herzen. Auf der Rückkehr von Saint-Leu, wo ihre Tochter die Monarchen festlich bewirthet hatte, empfand sie ein allgemeines Unwohlsein. Ein Brechmittel verschaffte ihr Erleichterung, ohne doch das Uebel heben zu können. Am 10. Mai speisete Kaiser Alexander zu Malmaison; Josephine, trotz eines empfindlichen Leidens, wollte bei der Tafel präsidiren. Nach Tisch versuchte sie bei ländlichen Spielen sich zu betheiligen, das untersagte ihr das Schwinden der Kräfte. Sie lächelte noch, aber die sichtbare Entstellung ihrer Züge wurde allen Anwesenden ein Gegenstand der Besorgniß. Am folgenden Tage wähnte sie den gewohnten Spaziergang erzwingen zu können, allein in die Unmöglichkeit mußte sie sich ergeben, mit jedem weitern Tage äußerten sich lebhafter die Fortschritte des Uebels. Am 24. erhob sich Josephine, dem Verbote des Arztes zu Trotz, von ihrem Lager, um den König von Preussen und den Kaiser aller Reussen zu empfangen. Die wollten bei Tisch ihre Gäste sein. Aber das Unwohl-

sein der Hausfrau nöthigte sie von der Tafel aufzustehen, und sich durch Hortense vertreten zu lassen. Von Stund an offenbarte das Uebel, eine krebsartige Halsentzündung, seinen entschieden bösartigen Charakter. In der Nacht vom 27. zum 28. empfing Josephine die Sterbsacramente, Morgens um 11 Uhr, den 29. Mai 1814 ist sie verschieden. Ihre letzten Seufzer nahmen ihre Kinder auf, während der Kaiser Alexander, unter allen Zeichen der Trauer, in der Allee des Parks sich erging. Anmuth und Geistesgegenwart hatten sie keinen Augenblick verlassen. Vernehmend, zwei Tage vor ihrem Scheiden, daß der Maler Redouté in den Treibhäusern mit der Abconterfeiung einiger merkwürdigen Blumen beschäftigt, ließ sie ihn zu ihrem Bette fordern; sie wollte ihm die Hand reichen, stieß ihn aber mildiglich von sich, denn sie fürchtete, so hat sie dabei gesagt, er möge ihr Uebel fangen. Sie wurde in der Pfarrkirche von Ruel beigesetzt, de Barral, der Erzbischof von Tours, als welcher unwandelbar in seiner Anhänglichkeit zu ihr gewesen, sprach die Trauerrede. Die schönste und eine durchaus wahre Leichenrede findet sich in Josephinens letzten Worten: *„la première femme de Napoléon n'a jamais fait verser une larme.“* Daß sie in dem feierlichen Augenblicke mit gerechtem Stolze sich erinnert, dem Manne des Jahrtausends angehört zu haben, dieses zumal mußte ihr die Ehre, die hochtragische Ehre verdienen, seiner Catastrophe nicht überleben zu müssen. Die Worte, durch Aria gesprochen, als sie den von ihrem Herzblut rauchenden Dolch dem zögernden Herren reicht: „die Wunde, mein lieber Pätus, schmerzet nicht,“ diese Worte hat Josephine, die Christin, nicht sprechen dürfen, aber verwirklicht sind sie in ihr geworden. Im J. 1822 wurde ihren Kindern die Errichtung eines Grabmonuments in der Pfarrkirche zu Ruel vergönnt; darauf ist Josephine betend, in knieender Stellung, ausgeführt in weißem Marmor, dargestellt.

Des Vicomte Alexander von Beauharnais Tochter, Hortense Eugenie, geb. 10. April 1783, wurde von ihrer Großtante, der Gräfin Fanny Beauharnais zur Taufe gehalten, daher diese sie gewöhnlich *ma céleste filleule* nannte. Im Beginne der Revolution wurden Hortense und ihr Bruder von den Eltern, denen

doch vor der Zukunft zu grauen begann, der Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen, geborne Prinzessin von Salm-Kyrburg, anvertraut. Die hohe Beschützerin flüchtete mit den Kindern nach den Niederlanden, und wollte eben hinüber nach England, als in Frankreich die Decrete gegen die Emigration ergingen; unter deren Einflusse forderte der Vicomte seine Kinder zurück, und war die Prinzessin gütig genug, sie persönlich dem Vater zu überbringen, was ihr manches Ungemach zuzog. Der Löwenhöhle konnte sie nicht mehr entfliehen, sie sah alle Greuel der Schreckensherrschaft, sie sah ihren Bruder unter dem Henkerbeile, sie selbst wurde in dem Hôtel von Salm durch einen Gendarmen bewacht. Dahin brachte man täglich die kleinen Beauharnais, die der Eltern und der Großtante beraubt, unter der Aufsicht einer treuen Haushälterin und des Präceptors geblieben waren. Nachdem die Vicomtesse von Beauharnais Frau Bonaparte geworden, trat eine vollständige Veränderung in der Lage ihrer Kinder ein. In dem Pensionat der Campan überragte Hortense durch Fassungsgabe und Geist alle ihre Gespielinen, und bereits wurde sie von diesen als ihre Königin geehrt. Sie verließ die Pension, um der Mutter, während Bonapartes Abwesenheit in Egypten, nach Plombières zu folgen. Mutter und Tochter blieben von dem an, bis zum 7. Januar 1802, unzertrennlich: es vereinigte sie das Band der herzlichsten Zuneigung. Auch Napoleon liebte die Stieftochter, und ist seine Zärtlichkeit ein Gegenstand der schwärzesten, einer durchaus grundlosen Verleumdung geworden. In dem Alter von 17 Jahren konnte Hortense als eine Zierde des Consularhofes gelten; schöne blaue Augen, eine blendende Haut, das prachtvolle blonde Haar bildeten im Verein mit einer grazienhaften Haltung, wenn auch keine eigentliche Schönheit, doch ein höchst verführerisches Wesen, an dem einzig die Bildung des Mundes zu tadeln. Er ließ Zähne blicken, die lang und über die Gebür hervortretend, zeitig schadhaft wurden. Außerdem war Hortense musikalisch, und zwar mit Auszeichnung, sie tummelte ein Pferd mit Geschick, eine vollendete Tänzerin, erndtete sie auf dem Haustheater zu Malmaison vielen Beifall; in ihre Rollen übertrug sie die Deli-

catesse des Ausdruckes, durch welche sie in dem gewöhnlichsten Gespräche den Zuhörer bezauberte.

Ein junger Mann, der nicht bei Hofe eingeführt, verfiel der heftigsten Leidenschaft für das verführerische Geschöpf. Seine auffallenden Huldigungen belustigten Anfangs, wurden aber dergestalten zudringlich, daß die Polizei sich veranlaßt fand, den verliebten Geck in eine *Maison de santé* zur Beaufsichtigung zu bringen. Hortense liebte bereits in der Stille, und die verborgene Neigung scheint der Absicht ihres Stiefvaters, sie an Duroc zu verheurathen, hinderlich entgegengetreten zu sein. Zudem hatte die Mutter anderweitig über ihre Hand verfügt; von allen Seiten durch die Bonapartes bedroht, glaubte Josephine wenigstens den einen für sich gewinnen zu können. Ludwig Bonaparte wurde ihrer Tochter am 7. Januar 1802 angetrauet; bittere Thränen hat Hortense während des Einsegnens geweint, und noch reichlicher flossen ihre Thränen in dem Laufe der Ehe. Es wollte die junge Frau unabhängig bleiben in allen ihren Handlungen, jeden ihrer Schritte beobachten der eifersüchtige Mann. Selbst der Hang zur schönen Literatur, der einzige, in welchem die beiden Eheleute sich begegneten, gab Veranlassung zu Rivalitäten und Neckereien. Häufig, in den tagtäglich sich erneuernden Fehden, suchte und fand Hortense Trost bei der Mutter; zu andern Zeiten, in der Aufregung und dem Leichtsinn der Jugend, stürzte sie sich in den Strudel von Vergnügungen, wie sie dem ungebundenen Geiste jener Epoche angemessen. Wohl zürnte der erste Consul über die Kunde von dergleichen Ausbrüchen einer wilden Laune, aber bis zur Schwachheit treibend die Nachsicht für seiner Angehörigen Verstoße, war sein Groll bald entwaffnet, vollständig die Verzeihung. Unvollständig hingegen blieb stets die zu wiederholten Malen angebahnte Versöhnung der beiden Eheleute; selbst die Geburt eines Sohnes, 10. Oct. 1802, konnte nur einen Waffenstillstand für den kleinen Krieg, keineswegs aber einen dauerhaften Frieden vermitteln.

In den unmittelbar dem Kaiserthum vorhergehenden Bewegungen suchte Hortense, im Einklang mit den Ansichten der Mutter, ihren Stiefvater für Monks Rolle zu gewinnen: „*Ma mère*

pourrait devenir duchesse,“ gab sie einstens dem ersten Consul zu bedenken. „*Elle est mieux que cela*“, versetzte der Mann des eisernen Willens, „*elle est ma femme, et avec mon nom les duchesses passeront toujours à sa suite.*“ In dem Beginn des Kaiserthums fand Hortense einige Schwierigkeit, sich an die so plötzlich ihr und ihrer Mutter gespendeten Ehrenbezeigungen zu gewöhnen. Eine Rede, von Cambacérès vorgetragen, anhörend, brach sie über das Josephinen gegebene Prädicat, *Auguste*, in ein Gelächter aus, das beinahe die ernste Würde des Redners beeinträchtigt hätte. Sie ergab sich jedoch zeitig in die veränderte Stellung und gefiel sich mitunter in den ihrer Größe dargebrachten Huldigungen. Napoleon lud seinen Bruder ein, der in dem Lager von Boulogne vorzunehmenden zweiten Vertheilung von Legionskreuzen beizuwohnen. Ludwig ließ sich nicht bewegen, seine Badecour in Saint-Amand zu unterbrechen, es folgten der Einladung einzig seine Gemahlin und ihr Sohn, begleitet von einem ganzen Hofstaat. Ein Empfang ist ihnen geworden, wie er nur der Beherrscherin von Frankreich hätte zukommen können, und hat davon Hortense mit sichtlichem Hochgefühl in einem Fragment ihrer Mémoiren gehandelt. „*De tous les honneurs qu'une femme peut recevoir, ceux que rendent les militaires ont toujours quelque chose de plus chevaleresque dont il est difficile de ne pas être flattée. Aucune circonstance, je crois, n'avait rien réuni de plus imposant et de plus magnifique que les hommages dont j'étais environnée: aussi est-ce la seule occasion où ils me firent quelque impression . . . Je n'allais pas visiter un camp qu'aussitôt il ne fût sous les armes, manoeuvrant devant moi. Je demandais la grâce de quelques militaires punis pour quelque faute de discipline et j'étais accueillie avec le plus vif enthousiasme. Tous les états-majors à cheval escortaient ma voiture, et partout une musique brillante annonçait mon arrivée . . . Un jour on me donna un déjeuner au camp d'Ambleteuse. Je voulus y aller par mer; malgré le vent contraire, l'amiral me conduisit. Je vis les Anglais, et passai si près d'eux qu'ils auraient pu facilement s'emparer de notre yacht. J'allai aussi visiter les Hollandais com-*

mandés par l'amiral Verhuell. Ils me reçurent avec de grands houras, aussi éloignés que moi de se douter qu'un an après je serais leur reine . . . A ce déjeuner d'Ambleteuse que le maréchal Davoust me donna sous la tente, des grenadiers avaient appris des couplets et venaient avec la timidité d'une jeune fille les chanter autour de ma table . . . Les huit jours expirés je pris congé de l'empereur, je passais par Calais, par Dunquerque: partout je vis les troupes défiler devant moi, et je laissai cette belle armée avec autant de regret que d'effroi, en songeant que quelques jours après elle serait peut-être exposée aux plus grands périls."

In der Austheilung der Kronen fiel auf Ludwig Bonaparte das Königreich Holland, 5. Juni 1806; zu Neapel würde Hortense sich besser gefallen haben denn zu Amsterdam. „*J'aurais rallumé*", sagte sie in einer poetischen Erhebung, „*la flamme des beaux arts en Italie. J'aurais voulu recommencer le règne des Medicis et des princes de la maison d'Este. On me destine la Hollande, un royaume chargé de brouillards, sans soleil, sans poésie, un royaume de bourgmestres pesants et épais. J'aurais été reine à Naples, tandis que selon toute apparence je serai reine de Hollande à Paris.* Doch brachte sie einen Theil der J. 1806 und 1807 in ihrem Königreich zu, bis ein Trauerfall den Aufenthalt für lange Zeit ihr verleidete. Ihr Erstgeborner starb den 5. Mai 1807, für sie, für das ganze Haus Beauharnais ein unersetzlicher Verlust. Napoleon hatte dem Prinzen die herzlichste Zuneigung geschenkt, nicht undeutlich als seinen dereinstigen Nachfolger ihn bezeichnet. Von nun an erwachte in ihm der Wunsch, sich einen Leibeserben zu geben, in seiner vollen Stärke. Die Eltern verloren in dem Kinde zugleich einen stets fertigen und glücklichen Mittler. In den häufig vorkommenden Zwistigkeiten pflegte der Kleine der beiden Zänker Hände zu erfassen, in einander zu legen, und jedesmal wurde unter dem Einflusse seiner kindlichen Ermahnungen der Frieden geschlossen. Sich zu zerstreuen, bereisete die trauernde Mutter die Pyrenäen, dann bewohnte sie für längere Zeit ihr Hôtel in der Straße Cérutti zu Paris, wo sie von einem kleinen,

aber gewählten Hofe umgeben. Denn lästig blieb ihr jegliche Repräsentation, ungern sah sie fremde Gesichter.

Von dieser eleganten Einsamkeit aus beherrschte Hortense jedoch die Mode und den Geschmack. Sie führte die gothischen Formen ein, die unvermerkt auf Literatur und Künste wirkend, der neuen Schule das Dasein gegeben haben. Der Aufputz ihrer Gemächer mahnte an vergangene Jahrhunderte, die Gemälde, Scenen aus der ältern französischen Geschichte darstellend, waren im Geschmacke des Mittelalters aufgefaßt. Das billigte Napoleon keineswegs, ihm waren, in seiner Vorliebe für das Antike, Richard oder Révoil mit ihren lieblichen Darstellungen aus der Ritterzeit misfällig. Hortense sah sich genöthigt, ihre Liebhaberei dem Manne, welchem alles, selbst die Mode unterthänig sein sollte, zu verbergen. Sie ermunterte, wenn auch ganz in der Stille, die beiden, und noch manche andere Künstler, in denen sie gleichsam Zunftgenossen erblickte. In dem Zeichnen von Landschaften und Blumen entwickelte sie ein bedeutendes Talent; mit einer lieblichen Stimme trug sie die von ihr in Musik gesetzten Romanzen vor. Zwei dieser Romanzen, *Partant pour la Syrie,* und *Reposez-vous, bon chevalier* verdanken der von der Königin componirten Begleitung ihre volksthümliche Bedeutung. Hortense ist auch die erste gewesen, den Romanzen als Titelblatt eine bildliche Darstellung beizugeben, was von dem an allgemeinen Gebrauchs geworden ist. In der Liebhaberei für Botanik und Blumen trat sie in der Mutter Fußtapfen.

Dieser Mutter in den Kümmernissen und Nöthen der Scheidung treulich beizustehen, hat sie nicht verabsäumt. Sie allein, ihre gewöhnliche Furcht vor dem Gewaltigen besiegend, wagte es, mit den eindringlichsten Vorstellungen seinen Entschluß zu bekämpfen. In der schmerzlichen Sitzung vom 16. Dec. 1809 stützte sie, todtenbleich und vernichtet, die trauernde Mutter. Daß beide Frauen bei dieser Gelegenheit in schwarzen Sammet gekleidet, nahm sehr übel auf der Imperator. Abgesehen von dem Verhältnisse der Tochter zu der Mutter mußte Hortense von der Auflösung jener Ehe die äußersten Nachtheile besorgen. Ihrer Söhne Aussichten, dereinst den Kaiserthron zu besteigen, traten

in den Hintergrund, während selbst das Königreich Holland mehr und mehr gefährdet schien. Am 6. Dec. 1809 hatte Napoleon in Gegenwart des gesetzgebenden Körpers geäußert, daß eine Veränderung mit dem Königreich Holland nothwendig geworden. Von Hortense um die Erklärung dieser bedrohlichen Phrase ersucht, erwiderte er: „*Ma foi, entendez ces paroles de manière à en avoir peur. Votre mari est un ingrat; la Hollande doit marcher avec la France: s'il me pousse à bout, j'irai jusqu'à le faire interdire.*“ — „*Il vaudrait mieux le detrôner que l'avilir ainsi*“, meinte Hortense. „*Eh bien! qu'il se soumette à mes volontés, donnez-lui ce conseil.*“ — „*Il ne m'écoutera pas.*“ — „*Tant pis pour vous, ce sera votre faute, vous n'avez point voulu de son amour, il ne vous accorde pas sa confiance. Si vous aviez voulu, votre mari serait votre esclave, et maintenant vous le dirigeriez dans l'intérêt de vos enfants.*“ In dem gleichen Sinne äußert auf St. Helena Napoleon: „*Hortense, si bonne et si généreuse, si dévouée, n'est pas sans avoir eu quelques torts avec son mari. Quelque bizarre, quelque insupportable que fût Louis, il l'aimait; et, en pareil cas, avec d'aussi grands intérêts, toute femme doit toujours être maîtresse de se vaincre, avoir l'adresse d'aimer à son tour. Si elle eût su se contraindre, elle se serait épargné le chagrin de ses derniers procès; elle eût eu une vie plus heureuse; elle aurait suivi son mari en Hollande et y serait demeurée. Louis n'eût point fui d'Amsterdam; je ne me serais pas vu contraint de réunir son royaume, ce qui a contribué à me perdre en Europe; et bien des choses se seraient passées autrement.*“

Napoleon wollte in dem Laufe der Vermählungsfeier durch die Königinen seiner Familie den Mantel der jüngsten Kaiserin tragen lassen. Hortense schloß sich, wie zu erwarten, dem von ihren Schwägerinen erhobenen Widerspruch an, aber der Gebieter beharrte bei seinem Worte. Niemanden entging der Ausdruck tiefer Trauer und Demüthigung, der in diesen Tagen auf der Königin von Holland Züge gelagert. Marie Louise fand es unter ihrer Würde, dergleichen Eindrücke zu verwischen, sie hielt die Anverwandtschaft des Kaisers in der Entfernung, wofür Hortense gewissermaßen

ihr dankbar: „*Dieu merci, nous sommes bien vengées, ma mère et moi, des malices de nos belles-soeurs; elles trouvent enfin à qui parler avec cette archiduchesse qui les déteste et qui ne se gêne pas pour le leur montrer.*“ Die Haltung der Kaiserin mag nicht ohne Einwirkung auf Hortensens Entschluß, wiederum in Holland sich zu zeigen, geblieben sein; zudem war ihre Bemühung, des verhaßten Ehebandes ledig zu werden, auf Schwierigkeiten gestoßen. Peinlich wurde ihr jedoch alsbald die Lage in der Nähe des Gemahls. Er hatte zu der Abtretung von Nord-Brabant sich verstehen, eine Schärfung der Mauthgesetze angeloben müssen. Kaum in seine Staaten zurückgekehrt, protestirte er gegen einen durch Gewalt abgedrungenen Vertrag: Hortense suchte ihn zu besänftigen. Er abdicirte, ohne diese Entschließung der Gemahlin mitzutheilen. Jetzt bewilligte der Kaiser die Auflösung der Ehe: Hortense sollte ihre beiden Söhne um sich behalten, und eines Einkommens von zwei Millionen genießen. Davon war die Hälfte dem jüngern Prinzen bestimmt, während der ältere mit Cleve-Berg abgefunden. Der Krone beraubt, ergab Hortense sich in den ersten Augenblicken ungemessener Verzweiflung, aus der sie jedoch zeitig sich erhob. „*J'aurai maintenant le loisir de faire de la musique. Mes sujets ne me fatigueront plus de leurs demandes perpétuelles d'audience. Ce rôle de reine honoraire a bien son agrément.*“ Sie führte in der That diese Rolle mit gleichviel Würde und Erfolg durch; sie wurde in Wahrheit der Mittelpunkt der von den Tuilerien abhängigen Gesellschaft, und konnte sich überzeugen, wie groß die Anzahl der Freunde, durch Milde und Dienstwilligkeit ihr gewonnen. Im Sommer 1813 besuchte sie die Bäder von Aix in Savoyen, und dort betraf sie ein Unglücksfall der ungewöhnlichsten Art, eines der vielen *omina*, durch welche der Sturz ihrer Angehörigen angekündigt. Ihre vertraute Freundin, Adele Auguié, durch sie an den General Broc verheurathet, stürzte vor ihren Augen in einen bodenlosen Abgrund. Lange hat sie der Freundin herbes Geschick beweint, auch in deren Andenken zu Aix ein Hospital gestiftet, zu dessen Bedienung sie Schwestern von der Congregation des h. Joseph einführte.

„*Pourvu que les Cosaques ne viennent pas me forcer à abandonner cette jolie chambre,*“ hat sie geäußert, indem sie nach der Badereise ihrem Hôtel in der Straße Cérutti einkehrte. Den Winter über zupfte sie Charpie. In großem Unwillen vernahm sie, daß in dem Regentschaftsrath die Abreise der Kaiserin beschlossen worden. „*Je suis outrée*“, sprach sie, „*de la faiblesse dont je viens d'être témoin. On perd à plaisir et la France et l'empereur.*“ Der Kaiserin gegenüber äußerte sie: „*Ma soeur, vous savez qu'en quittant Paris vous neutralisez la défense, et qu'ainsi vous perdez votre couronne.*“ Gegen Lavalette sprach sie die Absicht aus, in Paris zu verbleiben: „*je partagerai avec les Parisiens toutes les chances bonnes ou mauvaises.*“ Ihr Gemahl, im Interesse seiner Kinder, drang auf schleunige Entfernung: „*Je voudrais être*“, entgegnete sie, „*la mère du roi de Rome; je saurais, par l'énergie que je montrerais, en inspirer à tous.*“ Regnaud de Saint-Jean d'Angély, für jetzt Obrist bei der Nationalgarde, schilderte ihr die Entmuthigung, so eine Folge der Entfernung der Kaiserin. „*Malheureusement je ne puis la remplacer*“, entgegnete sie, „*et je ne doute pas que l'empereur exécute des manoeuvres qui le ramèneront bientôt ici. Il faut que Paris tienne, et si la garde nationale veut défendre la capitale, dites-lui que je m'engage à y rester avec mes enfants.*“ Des Weibes Entschließung hat Regnaud der Nationalgarde mitgetheilt, ohne auf sie wirken zu können. Am Abend stellte er sich nochmals der Königin dar, um ihrer Verheißung sie zu entbinden, ihr zu rathen, daß sie augenblicklich die Hauptstadt verlasse. Schwankend immer noch empfing sie neue Botschaft von König Ludwig, als welchen der Gedanke, daß seine Söhne als Geisel behandelt werden könnten, beunruhigte. Ihre Standhaftigkeit erlag der ihr mitgetheilten Besorgniß; um 9 Uhr Abends begab sie sich auf die Reise: sie übernachtete zu Glatigny, brachte mehre Stunden in Trianon zu, daß sie in Gefahr gerieth, von einer feindlichen Partei aufgehoben zu werden, und gelangte am Abend nach Rambouillet. Dort traf sie der bestimmte Befehl ihres, fortwährend um die Kinder besorgten Gemahls, sich nach Blois

zu begeben. Statt dessen eilte sie nach Navarre zu der Mutter. Da entließ sie die Personen ihres Hofstaates, 12. April 1814, und nochmals wendete sie sich nach Rambouillet, wo sie von Marie Louise in sichtlicher Verlegenheit empfangen, nicht undeutlich merken konnte, daß ihre Gegenwart vollkommen überflüssig.

Während dem hatte sie in Paris einen mächtigen Fürsprecher gefunden. „*Je plaide pour la reine Hortense, c'est la seule que j'estime*,“ als in welchen Worten Talleyrand seine Verwendung zu ihren Gunsten ankündigte; sie konnte nicht unberücksichtigt bleiben. Die Convention von Fontainebleau, vom 11. April, sicherte dem König Ludwig ein Einkommen von 200,000 Franken, die doppelte Summe wurde der Königin Hortense für sich und ihre Kinder zuerkannt. Einen noch ungleich mächtigern Freund sollte sie in der Person des russischen Kaisers finden. Alexander, gelegentlich eines Besuches in Malmaison, hatte ihr die dankenswerthesten Anerbietungen in Bezug auf ihre Kinder gemacht: sie blieb kalt und stumm. Er kam aber zu wiederholten Malen der liebenswürdige Mann, vor dem die Welt sich beugte, und Hortense hat dem Zauber seiner Persönlichkeit nicht widerstanden, bezeigte sich dankbar für des Kaisers Aufmerksamkeiten. Sie war seine Führerin, als es ihm gefiel, von Malmaison aus die Maschine von Marly zu besuchen. Der Kaiser, mehr beschäftigt mit dem kleinen Bonaparte, den er an der Hand hielt, als bekümmert um die eigene Sicherheit, kam dem Rade zu nahe, und würde sein Kleid erfaßt worden sein, ohne die heftige Anstrengung seiner Begleiterin, die mit einem Schrei des Entsetzens ihn wegriß und also das theuere Leben rettete. Von dem Augenblicke an schien Alexander nur in Malmaison sich behaglich zu fühlen: in unerschöpflichen Lobeserhebungen sprach er von der Königin, und seiner Verwendung bei der Restauration verdankte sie vornehmlich die Errichtung des Herzogthums Saint-Leu. Daß in die darum ausgefertigte Urkunde ihr königlicher Titel aufgenommen werde, hatte sie verlangt: „*J'ai reçu ce titre sans le désirer; il ne m'a pas rendue heureuse et je le perds sans regret; mais lorsqu'il s'agit de s'abaisser devant un parti vainqueur, je ne*

dois faire aucune concession", und gab ihr Anspruch zu längern Verhandlungen Anlaß, bis letzlich die Schwierigkeit durch die vermittelnde Wendung: „*ayant égard à la situation de Madame Hortense-Eugénie, désignée dans le traité du 11. avril 1814,*" gehoben wurde.

In der Theilung des mütterlichen Nachlasses übernahm Hortense eine Summe von 20,000 Franken, jährlich an Pensionen zu entrichten, sie vertheilte in Gratificationen 100,000 Franken, die sie zwar erborgte, und mußte sie überdem auf die reiche in Malmaison aufbewahrte Gemäldesammlung verzichten. Diese wurde als Staatseigenthum weggenommen, ein Schicksal, das nicht minder die auf das große Buch ihr verschriebene Rente von anderthalb Millionen traf. Für die Badesaison hatte sie mit ihrem Bruder eine Zusammenkunft zu Aix, in Savoyen, damals noch französischen Gebietes, verabredet. Dem widersprach aber das Ministerium, als welchem bereits der Kaiserin Marie Louise Aufenthalt in Aix verdächtig. „*Voilà un gouvernement qui se montre bien fort en redoutant ainsi l'entrevue de deux femmes dont l'une, au milieu de sa puissance, n'a pas essayé de défendre sa couronne, et l'autre n'aspire qu'au repos,*" äußerte Hortense, und sie wendete sich nach Plombières, dann nach Baden, wo sie mit der Frau von Krüdener zusammentraf, aus deren Munde die Prophezeihung von der Wiederkehr Napoleons vernahm, und zugleich den wohlgemeinten Rath empfing, in Rußland ihren künftigen Aufenthalt zu nehmen. Den Rath nicht beachtend, bereisete sie das untere Seinethal; kaum wieder in Saint-Leu eingetroffen, 19. Sept. vernahm sie die Trauerpost von der Aufhebung der Erziehungsanstalt zu Ecouen, dann forderte der in Italien weilende Gemahl die Auslieferung seiner Kinder, oder wenigstens des älteren Sohnes. Bereits unter dem 15. Mai hatte er darum schriftlich sie ersucht: „*Madame, si vous voulez m'envoyer mon fils Napoléon, cela me fera plaisir et vous garderez le plus jeune. Si vous ne voulez pas, dites-le moi; je consentirai à tout, parce que mon unique but maintenant est d'être dégagé de mes liens avec vous. Je sacrifierai tout à cela.*" Ihr Bruder, der Kaiser von Rußland riethen zur Nach-

giebigkeit, sie, taub für alle Vorstellungen, ließ die Sache zu einem Rechtsstreite erwachsen. An dem Tage, da sie die Kunde vernahm von ihres Stiefvaters Landung in der Bucht von Juan, an eben dem Tage wurde sie verurtheilt, nach Ablauf einer Frist von drei Monaten ihren ältern Sohn dem Vater wiederzugeben. In dem Beginne der Verhandlungen sagte sie zu Bonnet, dem einen ihrer Vertheidiger: „*Vous parlez pour moi, vous devez vous identifier à ma position et vous servir de mes paroles. Ce serait une lâcheté qui aurait l'air de venir de moi, que de ne pas donner à l'empereur un titre que la France lui a conféré.*" Nichts desto weniger sprach Bonnets Plaidoyer nur von Bonaparte.

Hortense hatte sich veranlaßt gefunden, persönlich ihren Dank für die Constituirung des Herzogthums Saint-Leu abzustatten, und es wurde ihr bei Ludwig XVIII. der huldvollste Empfang. Sémonville, eben so fleißig die Tuilerien, als den Salon der Herzogin von Saint-Leu besuchend, besprach mit ihrer Vorleserin Cochelet jene Audienz: „*Votre reine a tourné la tête au roi. Il ne parle que d'elle; il est enchanté de son esprit, de son tact, de toutes ses manières; enfin on le plaisante au château.* „„*Arrangez le divorce,*"" *lui dit-on dans sa famille,* „„*et épousez-la, puis que vous la trouvez si charmante.*""" Gegen den Herzog von Duras äußerte der König: „*Je m'y connais et je n'ai jamais vu de femme qui réunisse à tant de grâce des manières aussi distinguées.*" — „*Oui,*" versetzte Duras, „*c'est une personne que tout le monde s'accorde à trouver charmante; mais il est bien malheureux et peut-être bien à craindre qu'elle ne soit entourée que de gens connus pour être les ennemis acharnés de votre majesté.*" Das wirkte, und der König sah die Herzogin nicht wieder. In der That benahm diese sich höchst unvorsichtig: stets war sie von misvergnügten Officieren, von Beamten, deren Wirksamkeit mit der Restauration erloschen, umgeben; Saint-Leu sei der Mittelpunkt einer gegen die Bourbonen gerichteten Verschwörung, wurde allgemein geglaubt, und größere Consistenz gewannen die sie anklagenden Gerüchte, als die Herzogin am 16. Nov. wiederum ihren Palast in der Straße Cérutti bezog. Neben Fremden von hohem Rang

fanden dort einzig Bonapartisten Zutritt, Labédoyère und Flahault vorzügliche Aufmerksamkeit: dem Hauptargument der Unterhaltung, der Politik, gesellte sich der bitterste Spott über die Handlungen der Regierung. Schier wollte das zu arg werden der débonnairen Restauration: am 24. Dec. war die Rede, bei der Herzogin die Siegel anlegen zu lassen. Aber sie hatte ebenfalls gegründete Ursache zu klagen, denn die durch den Vertrag von Fontainebleau ihr zugesicherte Rente blieb unbezahlt. „*C'est que je gêne, j'aurais dû l'imaginer plus tôt*", äußerte Hortense gegen einen Freund, welcher des beunruhigenden Geredes erwähnte. Als aber die dunklen Gerüchte von der Landung zur Gewißheit sich erhoben, da vereinigten sich alle Stimmen, um die Herzogin einer Theilnahme bei den alsolches Ereigniß vorbereitenden Umtrieben zu beschuldigen: daß sie um die Ermordung des Generals Quesnel gewußt habe, wollte man sogar behaupten. Dessen Revelationen zu entgehen, hatten die Verschwörer am zweckmäßigsten gefunden, sich seiner zu entledigen.

In manichfaltiger Weise verdächtigt, für ihre Freiheit besorgt, bedachte Hortense vor allen andern Dingen ihre Kinder: sie wurden in Sicherheit gebracht, sodann die Abendgesellschaften ungestört fortgesetzt, und ohne Scheu darin die Erfolge des Kaisers gefeiert. Die Herzogin selbst schien entschlossen, jeglicher Gefahr zu trotzen. Als jedoch Fouché, von einem Verhaftsbefehl bedroht, sie um den Schlüssel ihres Gartens, als welcher seiner Entweichung dienen sollte, bitten ließ, und der Bitte den Rath, daß sie auf ihre Sicherheit denken möge, hinzufügte, suchte sie Zuflucht in der Straße Duphot bei einer Creolin aus Martinique, die mit der Kaiserin Josephine nach Frankreich gekommen war. Der Nothwendigkeit, sich verborgen zu halten, wurde sie durch den 20. März 1815 enthoben. Sie eilte, den Stiefvater in den Tuilerien zu begrüßen, traf aber eine kühle Aufnahme. Napoleon misbilligte, daß sie ihm nicht nach Elba gefolgt war, daß sie sich dem König vorstellen lassen, und ein Herzogthum angenommen habe. „*Vous avez*," fügte er hinzu, „*placé mes neveux dans une mauvaise position au milieu de mes ennemis.*" Den folgenden Tag, den 21. März, führte sie ihre Söhne dem Kaiser zu: er nahm sie in der vollen Zärt-

lichkeit eines Oheims auf, zeigte sie auch der unter seinen Fenstern zusammengeströmten Menge. In wahrem Entzücken schickte Hortense sich an, die Rolle der abwesenden Kaiserin an der Spitze des Hofes zu übernehmen. „*Les Bourbons*,“ äußerte sie gegen ihre nächste Umgebung, „*les Bourbons ne savaient pas représenter comme nous; leur cour était d'un mesquin à faire pitié; pas une femme un peu élégante; et la duchesse d'Angoulême, comme elle se mettait mal!*“ Labédoyère, der Held des Tages, wurde als ein Triumphator von der Herzogin empfangen und zu ihrer Tafel gezogen. Allen Freuden ihrer Häuslichkeit mußte sie verzichten, nur um den endlosen Audienzen abzuwarten; wer immer etwas nachzusuchen hatte, wendete sich an sie, als das Organ, mittels dessen am sichersten der Kaiser zu erreichen. Waren die Audienzen überstanden, dann eilte sie nach den Tuilerien, um in einem Gedränge anderer Art die Abendstunden von 7 bis 10 Uhr zuzubringen, endlich fuhr sie nach Hause, und wiederum hielt sie Cercle für die Gesellschaft ihrer Wahl. Auf das Neue zu Macht und Einfluß gelangt, machte sie davon den lobenswerthesten Gebrauch: wie in den vergangenen Zeiten war sie einzig bedacht, zu verpflichten, reactionairen Bestrebungen hindernd entgegenzutreten. Nach des Kaisers ausdrücklichem Befehl kamen die Behörden, die Officiercorps bei ihr zur Aufwartung. Gelegentlich einer solchen sagte ihr der Präsident des Appelhofes, Gilbert de Voisin, inmitten der über Frankreich eingebrochenen Uebel sei sie eine Bürgschaft für die kommende bessere Zeit, ihre Anwesenheit den Parisern ein Trost gewesen, „*comme l'espoir qui reste aux coeurs déchirés qui souffrent.*“ Gelegentlich eines Concerts, von Carnot, dem Minister des Innern gegeben, wurde sie der Gegenstand der lebhaftesten Begeisterung. Die anwesenden Deputirten belagerten sie, „*nous soutiendrons à la vie, à la mort, la famille impériale, c'est la dynastie créée par le peuple*,“ haben mehre gerufen. Dem Concert zum Beschluß wurde die von der Herzogin componirte Romanze: „*Il faut défendre sa patrie*,“ gesungen.

Am 12. Juni führte sie ihre Söhne dem Kaiser vor, demselben ihre Abschiedsgrüße darzubringen, am siebenten Tage dar-

auf gelangte die Nachricht von dem Misgeschick bei Waterloo nach Paris. In Malmaison hat hierauf Hortense den Kaiser empfangen und das lebendigste Mitgefühl ihm bezeigt. „*Je n'ignore pas,*“ äußerte sie, „*que c'est justifier tout ce qu'on a dit sur moi, relativement au retour de l'île d'Elbe, mais je remplis un devoir; l'empereur m'a toujours traitée comme son enfant, je serai toujours pour lui une fille dévouée et reconnaissante.*“ Es heißt, sie habe nach Kräften gesucht, den Kaiser zu bestimmen, daß er nochmals die höchste Gewalt erfasse, auch getrachtet, die Officiere, von denen er umgeben, zu dem verzweifeltesten Widerstand zu begeistern. Sie verließ Malmaison nicht, so lange dort Napoleon verweilte, und hat sie dem Scheidenden ihr Halsband, das um 800,000 Franken erkauft worden, als einen Nothpfennig aufgedrungen. Es wurde ihr dafür eine Anweisung auf Ersparnisse der *Liste civile*, deren sich zu bemächtigen, die königliche Regierung jedoch nicht verfehlte. Am 29. Juni begab Hortense sich nach Paris: sie wurde von Besuchen umlagert, daß Volk und Heer nur Waffen verlangten, ihr gesagt. Sie erwiderte: „*il est trop tard; on a repoussé l'empereur. Ceux qui l'ont éloigné auront de grands reproches à se faire; maintenant tout est fini.*“ Am andern Tage fand sich Courtois, weiland Mitglied des Convents bei ihr ein, mit der Meldung, daß ein Verein von Obristen und Generalen beschlossen habe, die provisorische Regierung zu stürzen, und den Kaiser, „*représentant et résultat de la révolution*“ an die Spitze der Armee zu stellen. Dergleichen tapfere Redensarten ermangelten bereits aller Bedeutung; Napoleon befand sich auf dem Wege nach Rochefort. Am 1 Jul. noch wollten Officiere, in großer Anzahl um die Herzogin versammelt, sie bereden, daß sie samt ihren Kindern, die vorläufig in Sicherheit gebracht, der Armee sich anvertraue. Ablehnend wurden die Versucher beschieden: „*Je dois subir mon sort tel que la destinée l'a fait. Je ne suis plus rien; je ne puis faire croire que je rallie des troupes autour de moi. Si j'avais été souveraine de la France, j'aurais fait tout au monde pour qu'on se défendit; j'en avais donné le conseil à ma soeur l'impératrice Marie-Louise 1814, mais aujourd'hui il ne m'ap-*

partient pas de mêler mes destinées à d'aussi grands intérêts, et je dois me résigner."

Ungezogenheiten, von einigen Ultra-Royalisten gegen die Herzogin verübt, gaben ihr Veranlassung, das Hôtel in der Straße Cérutti zu verlassen, um unter erborgtem Namen eine kleine Wohnung in der Nachbarschaft zu beziehen. Man gab ihr den Rath, den Schutz des Kaisers Alexander anzurufen, dessen weigerte sich beharrlich „*la douce entêtée*", wie ihr Bruder zum öftern sie nannte. Als der Fürst von Schwarzenberg am 10. Jul. das Erdgeschoß ihres Hôtels bezog, wagte sie, im Vertrauen auf solchen Beschützer, dahin zurückzukehren, auch des unglücklichen Labédoyère Abschiedsgruß zu empfangen. Jetzt endlich dachte sie an Auswanderung: die Kosten der Reise zu bestreiten, ließ sie mehre Gemälde verkaufen. Der Kaiser von Rußland stattete dem Fürsten von Schwarzenberg einen Besuch ab, ohne nach der Eigenthümerin des Hôtels zu fragen, hingegen berichteten die Zeitungen, sie habe dem Kaiser ihre Aufwartung machen wollen. Das verneinte sofort der Moniteur, mit dem Zusatze, daß der Herzogin von Saint-Leu Besuch nicht würde angenommen worden sein. Diese anzügliche, officielle Aeußerung gab den vielen Anfeindern einer gefallenen Größe freies Spiel. In der besten Absicht rieth der Herzog von Vicenza, Hortense möge in einem Schreiben an Kaiser Alexander dessen Schutz und Pässe sich erbitten. „*Je sais bien*", entgegnete sie dem Rathe, „*que je ne puis me passer de protection; mais j'aimerais mieux la devoir à l'empereur d'Autriche qu'à tout autre souverain.*" Ehe sie zu einem bestimmten Entschlusse gelangen können, wurde ihr ab Seiten der preussischen Commandatur am 19. Jul. aufgegeben, binnen zwei Stunden die Hauptstadt zu verlassen. Veranlassung hierzu ist die Sage von einer neuen Verschwörung, deren Seele angeblich die Königin, gewesen. Im Laufe des Tages wurde jedoch die Frist bis zum Abend ausgedehnt, auch ein östreichischer Officier bezeichnet, um die hohe Reisende gegen allenfallsige Unannehmlichkeiten zu sichern; die ihr angebotene Escorte hatte sie verbeten. Der Begleiter, ein Graf Woyna, ein blutjunger Mann, bezeigte den ihm anbefohlenen Emigranten die liebens-

würdigste Aufmerksamkeit. Ohne Unfall wurde Dôle erreicht: wähnend, die Königin werde in die Gefangenschaft geführt, erhob sich die dasige Bevölkerung zu dem Gedanken einer gewaltsamen Befreiung, und mußte, dem Grafen Woyna zu Schutz, Hortense die aufgeregte Menge anreden. Gleich nach ihrer Ankunft zu Genf empfing sie die Weisung, die Stadt zu verlassen. Auch ihrer Absicht, zu Pregny, wo sie begütert, sich niederzulassen, trat der französische Gesandte hindernd entgegen. In der Verzweiflung sprach die Königin: „*Je n'ai donc qu'à me jeter dans le lac, car il faut bien que je sois quelque part.*“ Während Graf Woyna nach Paris eilte, um neue Verhaltungsregeln sich zu erbitten, wendete Hortense sich nach Aix. Auch dort wurde sie durch die piemontesischen Behörden beunruhigt, bis daß Woyna ihr die Erlaubniß auswirkte, unter der Aufsicht der Gesandtschaften die Schweiz bewohnen zu dürfen. Dem widersprachen aber die Cantone, und der Aufenthalt in Aix verlängerte sich, verbittert noch absonderlich durch die Trennung von dem ältern Sohne, auf dessen Auslieferung König Ludwig bestanden hatte.

Am 28. Nov. endlich verließ die Königin Aix, um die erste Nacht in ihrem Hause zu Pregny, von allen Seiten zwar durch Gendarmen gehütet, zuzubringen. Zu Peterlingen angelangt den 1. Dec. behielt sie den General Ameil zum Abendessen, hiermit neuen Stoff zum Argwohn der Polizei bietend. In Murten wurde sie sofort angehalten, und ganzer zwei Tage von Gendarmen bewacht. Zu Bern sollte sie Rechenschaft ablegen um den zu Peterlingen bewirtheten Gast, in dem man ihren Schwager Joseph zu erkennen glaubte. Zu Constanz, wo sie einen bleibenden Aufenthalt zu finden hoffte, wurde ihr angekündigt, daß auch hier ihres Bleibens nicht sein könne. Sie machte ihre zerrüttete Gesundheit, die strenge Jahreszeit geltend, um wenigstens Duldung bis zum Frühjahr sich zu erbitten. Daß er diese ihr verweigere, wäre von dem Großherzog zu viel gefordert gewesen. Ungezweifelt ist seinen Verlegenheiten Hortense ein fernerer Zusatz geworden, hatte man ihm doch zugemuthet, daß er von seiner Gemahlin, der von Herzen er zugethan, sich scheiden lasse. Freier durfte die Großherzogin, wenn auch nicht handeln, doch sich aus-

drücken. In einem Schreiben an die Cousine sagt sie: „*Prenez patience, tenez-vous bien tranquille; et peut-être au printemps tout s'arrangera. D'ici là les passions seront calmées, et bien des choses oubliées.*“ In den ersten Tagen des Jahres 1816 bezog Hortense, welcher bei ihren beschränkten Verhältnissen der kostspielige Aufenthalt im Wirthshause allzu drückend geworden, ein Haus an den Ufern des Sees, um, wie in den Tagen der Vergangenheit, mit Musik und Zeichnen die leeren Stunden auszufüllen. In dem Anblick des herrlichen Wasserspiegels begeisterte sie sich zu einigen Romanzen, die noch nicht vergessen sind. Den Besuch, von der regierenden Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen ihr abgestattet, zu erwidern, machte sie einen Abstecher nach Sigmaringen, und wurde sie dort empfangen, wie sie nur immer in den Zeiten ihrer Herrlichkeit hätte empfangen werden mögen. Auch der Prinz Eugen brachte einige Tage bei der Schwester zu, und mit alsolcher Zusammenkunft die gesamte Diplomatie zu Aufruhr. Man wollte die Herzogin bereden, nach Bregenz zu übersiedeln, zumal auch ihr Verkehr mit den nach Constanz geflüchteten Königsmördern misfiel. Sie blieb, wo sie war, ließ sich aber in die Angelegenheit von Mouton-Duvernet verwickeln. In einem Schreiben aus Lyon wurde sie angegangen, 20,000 Franken zu steuern, um damit die Möglichkeit der Flucht dem General zu verschaffen. Das Geld aufzubringen, versetzte sie einen Diamant von hohem Werth, aber der Ueberbringer des an sie gerichteten Schreibens war ein Schuft, unterschlug die Gelder, und erhob in einer Schilderung der Vorfälle zu Grenoble gegen die Herzogin mancherlei Anschuldigung.

Im Frühjahr besuchte Hortense ihren Bruder in seinem ländlichen Aufenthalt zu Berg am Würmsee, dann gebrauchte sie zu Geis, im Appenzellschen, die Molkenkur. Alles mögliche hat der Landammann aufgeboten, um ihr den dasigen Aufenthalt angenehm zu machen, was aber wieder zu manchem Gerede Veranlassung gab. Der Canton Appenzell verweigerte sein Contingent für Ludwigs XVIII. Schweizergarde, und sollte Hortense zu dieser Weigerung den Mann bestimmt haben. Gewiß ist,

daß er aller Orten in Enthusiasmus von ihr sprach, und deshalb einstens von Just. Gruner den Rath vernahm, sie zu heurathen. Das buchstäblich verstehend, warb der ehrliche Schweizer um der Exkönigin Hand. Sie lachte nicht wenig ob der Zumuthung, und ob der damit sich ergebenden Aussicht auf den Titel einer Frau Landammännin, beschied aber dermaßen minniglich den Brautwerber, daß er, dem Körbchen zu Trotz, zeitlebens ihr zugethan blieb.

Allgemach schien die ängstliche und drückende Beaufsichtigung nachlassen zu wollen. Im Sept. 1816 ließ die Cantonalbehörde des Thurgaues die Herzogin wissen, daß, falls in der Landschaft sich niederzulassen ihr gefällig, Behörden und Volk zu ihrer Unterstützung sich willig finden lassen würden. Sie pilgerte nach Einsiedlen, und verehrte, in der Erkenntlichkeit für einen wahrhaft königlichen Empfang, dem Gnadenbilde einen Hortensiazweig, aus Diamanten zusammengesetzt. Den Winter über beschäftigte sie sich mit ihren Mémoiren, auch gab sie, in Ermangelung eines Zeichen- und Tanzlehrers, dem Sohne Unterricht, indessen sie sorgfältig seine übrigen Lectionen überwachte. Zu Anfang des J. 1817 wurde dem Großherzog angedeutet, daß seine Cousine nicht länger seine Staaten bewohnen könne. Sie erkaufte hierauf Arenenberg, den lieblichen Sitz, gleich vor Constanz, aber auf thurgauschem Boden, oberhalb Mannenbach gelegen, und mit vielem Geschmack hat sie den reizenden Aufenthalt verschönert. Den Winter brachte sie in Augsburg zu, wo ein Haus für sie erkauft worden. Dort lebte sie von aller Beunruhigung frei, die regste Sorgfalt der Erziehung ihres Sohnes zuwendend; von Zeit zu Zeit erfreute sie ihr Bruder mit einem Besuch, und ihr Gemahl, zu dem gewissermaßen eine Annäherung statt gefunden, schickte ihr für einige Monate den ältern Sohn zu (1818). Aber es wurde die endlich eingetretene Ruhe durch herbe Verluste ihr verbittert. Es starben Napoleon, Eugen, ihre Erzieherin, M. Campan, die Frau von Caulaincourt, die vor Zeiten ihre *Dame d'honneur*, im Unglück ihre treue Freundin geblieben, ihre Vorleserin, Mde. Parquin, geborne Cochelet (7. Mai 1835), „*qui passait pour faire la pluie et le beau*

temps chez la reine de Hollande." Längst schon war ihr letzter Beschützer, König Max Joseph von Baiern hinübergegangen. Nicht weiter durch Familienbeziehungen an Baiern gefesselt, sehnte sie sich nach dem mildern Klima von Italien, nicht ohne Schwierigkeit wurde ihr vergönnt, die Winter in Rom zubringen zu dürfen.

Dort gruppirten sich um sie Illustrationen aller Art, die Getreuen der kaiserlichen Dynastie vorzugsweise. Von denen wurde sie als Majestät behandelt; die Prinzen, die römischen Damen, die Fremden begrüßten sie nach Advenant als Königin, Herzogin, Majestät oder Hoheit. Sie bewohnte ihrer Schwägerin, der Prinzessin Borghese Eigenthum, die Villa Paolina. Alle politischen Gespräche waren da untersagt, jedermann hütete sich, durch eine Unvorsichtigkeit die Ruhe der Herzogin zu stören, ein Zwang, für den musikalische Vorträge entschädigten. Wenn aber nach dem Concert die eine Hälfte der Besucher aufgebrochen, dann versuchte sich Hortense in der eben zu Papier gebrachten Romanze, oder sie plauderte mit den eigentlichen Vertrauten von dem fernen Frankreich. Auch die neuesten, von den Parisern beklatschten Theaterstücke wurden aufgeführt, indem ein jeder die ihm zu Theil gewordene Rolle ablas, eine Aufgabe, in der Hortense vorzügliche Meisterschaft bewährte. Den Sommer brachte sie in Arenenberg zu, in dem Genusse unbeschränkter Freiheit, umgeben von den zahlreichen Reliquien der Kaiserzeit. Da war z. B. über einem Tische, der beladen mit den Geräthschaften der Kaiserin Josephine, das Bildniß des Königs von Rom angebracht, dasselbe Bild, vor welchem Napoleon den letzten Seufzer aushauchte. In Arenenberg hat Delphine Gay die rührende Wehklage, *la Pélerine* gedichtet (1828), und darin Hortensen gewissermaßen die Unruhen, von denen ihre nächste Zukunft bedrohet, angekündigt; um Arenenberg äußert Zschokke: „Da wohnt auf anmuthsvoller Höhe des Arenenbergs, den Stürmen der Welt entronnen, die Gräfin von St. Leu, in edler Muße, wohlthuend und verehrt. Ihr geistvoller und liebenswürdiger Sohn, Prinz Louis, vergißt da, im Umgang mit den Musen das glänzende und gefährliche Loos, welches durch seine Geburt ihm einst be-

stimmt zu seyn schien. Der Prinz ist Republikaner geworden, und der Bürger des freien Thurgaues steht unabhängiger, als er je im königlichen Pallast, und harmloser unter dem Himmel der Alpen, als er je unter der Pracht eines Thronhimmels gestanden seyn würde." Dichter, Geschichtschreiber, Theosoph, hat in wunderbarer Klarheit, man wird das anerkennen, Abällino, der große Bandit, die Zukunft gesehen.

Die Revolution von 1830 schien geeignet, die Verbannten nach Frankreich zurückzuführen; das hofften namentlich Hortensens Söhne, wovon der ältere, mit einer Tochter des Königs Joseph verheurathet, zu Florenz mit industriellen Erfindungen sich beschäftigte, der jüngere in der Kriegsschule zu Thun einen Cursus machte. Die Hoffnung schwand, wenn auch Ludwig Philipp der Mutter durch Vermittlung der Großherzogin von Baden freundliche Worte zukommen ließ. Im Oct. begab sich Hortense nach Florenz, wo sie 14 Tage in Gesellschaft ihrer Söhne zubrachte, dann ihre Reise nach Rom fortsetzend, traf sie in Bolsena mit ihrem Ehegemahl zusammen. Bekümmert um seiner Söhne politische Richtung, übergab er jetzt den ältern der Leitung der Mutter. Die scheint aber nicht viel auf den unruhigen Prinzen gewirkt zu haben, und der Governatore von Rom sah sich genöthigt, ihn über die Grenze schaffen zu lassen. In Rom selbst kam es in den Faschingtagen zu einem Aufruhr, der doch bald unterdrückt wurde. Was nur von Franzosen und Französinnen mit der Herzogin zu Berührung gekommen, suchte Zuflucht in ihrem Palast, einen der Unruhestifter, der schwer verwundet, hat sie darin aufgenommen. Unter solchen Umständen den Aufenthalt in Rom zu verlängern, schien nicht räthlich; in Florenz vernahm die Herzogin, daß ihre Söhne den Rebellen sich angeschlossen, daß Armandi, weiland der Prinzen Gouverneur, zum Kriegsminister ernannt worden; sie vernahm aber auch die Klagen des Gemahls, der ihr allein die von seinen Söhnen ergriffene Richtung beimaß, und ihr zumuthete, daß sie in die Reihen der Rebellen sich begebe, um die Verirrten von dem Abgrunde zurückzuziehen. Während Ludwig, Hieronymus, der Cardinal Fesch abwechselnd mit Bitten und Befehlen die beiden Jünglinge bestürm-

ten, schien das Schweigen der Mutter, derjenigen, die vor allen Folgsamkeit erwarten konnte, das thörichte Beginnen zu billigen. Doch neigte das Spiel, kaum angefangen, bereits sich zum Ende. Hortense verließ Florenz den 10. März, von Foligno aus schrieb sie an ihre Söhne, es wird aber Napoleon Ludwig kaum das Schreiben gesehen haben, dem Scharlachfieber erliegend, starb er zu Forli, 17. März 1831. Es blieb der trauernden Mutter der einzige jüngere Sohn, und den zu retten, wurde bei dem raschen Vordringen der Oestreicher eine schwierige Aufgabe. Zum Ueberflusse wurde er in Ancona ebenfalls von dem Scharlachfieber ergriffen; nicht nur gepflegt, allen Augen verborgen mußte er werden. Das vollbrachte Hortense in der vollen Hingebung eines Mutterherzens, und am Ostersonntag konnte die weitere Reise angetreten werden, nicht zwar nach Corfu, wie es die ursprüngliche Absicht gewesen, sondern nach London, auf dem kürzesten Landwege, durch Frankreich.

Alle mögliche Vorsichtsmaßregeln waren ergriffen, um auf dem Boden, den zu betreten ihr untersagt, einer Entdeckung auszuweichen, und glücklich gelangte sie nach Paris. Sie schrieb an den König, und wurde Kasimir Périer beauftragt, mit ihr sich zu besprechen. „*Je sais bien que j'ai transgressé une loi,*“ sagte sie zu dem Minister; „*j'en ai pesé toutes les chances, vous avez le droit de me faire arréter: ce serait juste.*“ — „*Juste, non, légal, oui,*“ versetzte der Minister. Bei dem König kam Hortense zur Audienz, dem allein hat sie vertrauet, daß sie von ihrem Sohn begleitet sei. Abermals erkrankt, war dieser am 6. Mai doch so weit hergestellt, daß die Fortsetzung der Reise möglich. Ueber Calais, 10. Mai, gelangten die Reisenden nach dem Inselland, und von dem Volke, von allen Parteien ohne Unterschied, wurde ihnen die erfreulichste Aufnahme bereitet. Die Hoffnung, ihrem Sohne das Königreich Belgien zu verschaffen, wenn dergleichen Hortense genährt haben sollte, verschwand jedoch zeitig, sie schiffte sich am 7. Aug. wieder ein, vermied Paris, besuchte aber zu Ruel der Mutter Grab, und gelangte nach Arenenberg. Daselbst befand sie sich auch zur Zeit von ihres Sohnes Schilderhebung zu Straßburg, 30. Oct. 1836.

Auf die erste Nachricht hiervon brach sie in Thränen aus: „*Mon Dieu! que de malheurs je prévois!*“ Eine Viertelstunde später folgte ein Eilbote, mit der Meldung von des Prinzen und seiner Genossen Verhaftung. Wie leidend auch die Mutter sich befand, ungesäumt begab sie sich auf die Reise nach Frankreich, um die Gnade des Königs anzurufen. Aus Viry, dem Landsitze der Herzogin von Ragusa, richtete sie die eindringlichsten Vorstellungen an die Königin, an den Minister Molé. Ihre Bitte fand ungesäumt Erhörung. Sie wollte dem Sohne nach America folgen, aber die Kräfte hatten sie verlassen, das Leben selbst schien im Erlöschen begriffen. Doch lebte sie noch lange genug, um der Rückkehr des Sohnes sich zu erfreuen; in dessen Armen verschied sie den 5. Oct. 1837, nachdem sie die letzten Monate hindurch in der erbaulichsten Weise zu dem Uebergang in eine bessere Welt sich vorbereitet hatte. In ihrem Testament vom 3. April 1837 sind ihre Angehörigen, auch Andere, von denen sie Zeichen der Anhänglichkeit empfangen, mit Legaten bedacht: „*Moi, Hortense Eugénie*“, so nennt sie sich in dem Aufsatze. Am Schlusse heißt es: „*Que mon mari donne un souvenir à ma mémoire, qu'il sache que mon plus grand regret a été de ne pouvoir le rendre heureux. Je n'ai point de conseils politiques à donner à mon fils; je sais qu'il connaît sa position et tous les devoirs que son nom lui impose. Je pardonne à tous les souverains avec lesquels j'ai eu des relations d'amitié, la légèrete de leur jugement sur moi. Je pardonne à tous les ministres et chargés d'affaires des puissances, la fausseté des rapports qu'ils ont constamment faits contre moi. Je pardonne à quelques Français auxquels j'avais pu être utile la calomnie dont ils m'ont accablée pour s'acquitter. Je pardonne à ceux qui l'ont crue sans examen, et j'espère vivre un peu dans le souvenir de mes chers compatriotes.*“ Nach dem Wunsche der Sterbenden ist sie der Mutter zur Seite in der Pfarrkirche von Ruel beigesetzt worden. Von ihren Mémoiren hatte sie nur ein Fragment: *La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre*, 1834, veröffentlicht.

Des Vicomte Alexander Sohn, Eugen, erblickte das Licht der Welt den 3. Sept. 1781 und verlor demnach den Vater, als er noch nicht 14 Jahre alt. Da zugleich alles Eigenthum der Familie confiscirt worden, mußte der Knabe die Erziehungsanstalt zu Saint-Germain-en-Laye verlassen, und erlebte er trübe Jahre, bis dahin die Geschicke seiner Mutter, durch ihre zweite Heurath den merkwürdigen Umschwung nahmen. Daß zu dieser Heurath sein Besuch bei General Bonaparte, von dem er sich die Rückgabe von des Vaters Degen erbitten wollen, Veranlassung geworden sei, ist eine reine Erdichtung. Wohl aber scheint der Jüngling, wenn auch nur für kurze Zeit, von Hoche in den Generalstab aufgenommen worden zu sein. Unter-Lieutenant gegen Ende des J. 1796, wurde er von Bonaparte zu seinem *Aide-de-camp* ernannt, und nach Italien berufen; er traf im Hauptquartier ein, wie eben zu Leoben die Präliminarien abgeschlossen worden, und ihm hat der Feldherr die Besitznahme der jonischen Inseln aufgetragen. Die Mission war erledigt, und Eugen befand sich in Rom, als der Unwillen des Volkes zum Ausbruch kam, und in dem Zusammentreffen Duphot das Leben verlor. Eines Regens von Kugeln nicht achtend, erhob der Jüngling den Leichnam vom Boden, und auf seinen Schultern trug er ihn nach dem Palast des französischen Gesandten. Dem Stiefvater in den Zug nach Egypten folgend, nahm Eugen in einem der unerheblichen, dem Falle von Malta vorhergehenden Gefechte eine Fahne: in dem Nilthal selbst bewährte er bei mehren Gelegenheiten eine seltene Unerschrockenheit. Daß er der erste beinahe den Mauern von Suez einzog, 8. Nov. 1798, verschaffte ihm den Lieutenantsgrad. Desgleichen war er bei der Erstürmung von Jaffa einer der ersten auf der Bresche, und an ihn ergaben sich die entmuthigten Vertheidiger. Daß die Capitulation gebrochen wurde, dessen trug er keine Schuld, er that alles mögliche, dem Tode seine Opfer zu entreißen. Bei einem Sturm auf Ptolemais wurde er von einer geplatzten Bombe getroffen, und blieb er geraume Zeit unter Mauertrümmern verschüttet liegen: es ist das die einzige Wunde gewesen, so er in allen seinen Kriegsfahrten davontragen sollte.

Einer der acht Officiere, von denen Bonaparte bei seiner Heimkehr sich begleiten ließ, wurde Eugen gleich nach dem 18. Brumaire zum Capitain ernannt, und als solcher zu dem Commando der *Chasseurs à cheval* von der Consulargarde berufen. Auf dem Schlachtfelde von Marengo wirkte er zu dem Cavalerieangriff, der entscheidend für das Geschick des Tages geworden ist, und auf diesem Schlachtfelde noch hat er den Grad eines Schwadronführers sich verdient. Obrist 1802, erhielt er im Juni 1804 die fürstliche Würde. Im Jul. stieg er zu dem Range eines *Colonel-général* der reitenden Chasseurs auf, im Oct. wurde er Brigadegeneral, und bei der Krönung, 2. Dec. 1804, trug er des Kaisers Ring. Am 1. Feb. 1805 empfing er den Titel eines Groß-Admirals, am folgenden Tage den Rang eines Großofficiers der Ehrenlegion, am 7. Jun. wurde er zum Vicekönig von Italien ernannt. Sehr bald fand er Gelegenheit, in der neuen Sphäre eine nützliche Thätigkeit zu entwickeln. Während Massena an der Etsch dem Erzherzog Karl gegenüberstand, beschäftigte sich Eugen mit der Aufstellung von Reserven, mit der Aushebung und Ausrüstung der Nationalgarde, die er bis zum 15. Dec. in den Lagern von Bologna, Modena und Reggio zusammengezogen, und dem äußern Ansehen nach vollkommen schlachtfertig aufgestellt hat. Befriedigt durch solche Resultate, übertrug Napoleon von Wien aus dem Vicekönig den Oberbefehl der italienischen Armee, und es nahm sofort ein unblutiger Krieg gegen ungetreue Armeeofficianten und räuberische Generale seinen Anfang. Auf Eugens Bericht wurde Massena durch den Kaiser zur Erstattung von dritthalb Millionen angehalten. Unruhige Bewegungen, die zu Anfang des J. 1806 im Parmesanischen zu Ausbruch gekommen, hat der Vicekönig durch zweckmäßige Maasregeln schnell unterdrückt, und in der schonendsten Weise des leichten Sieges sich gebraucht.

Der Kaiser entbot ihn nach München, wo seine Vermählung mit der Prinzessin Auguste Amalie Louise von Baiern zu vollziehen. In deren Erwartung wurde er, von nun an Eugen Napoleon genannt, am 11. Januar 1806 von Napoleon an Sohnes Statt angenommen, und mit dem Prädicat Kaiserliche Hoheit beehrt.

Am 13. Januar erfolgte die Trauung, am 29. Januar erließ der Vicekönig das Decret, wonach das Königreich Italien, mit Inbegriff der neuesten Erwerbungen, in 21 Departements eingetheilt. Ueberhaupt hat es an Beschäftigung ihm nicht gefehlt, wie er dann in Thätigkeit beinahe den Kaiser erreichte. Bereits in des J. 1805 Lauf waren die Festungswerke von Mantua bedeutend gebessert worden. Durch einige die Höhen um Peschiera krönende Befestigungswerke gewann die Defension dieses Platzes erhöhete Stärke. Rocca d'Anfo, der Schlüssel des Chiusathals, erhielt bedeutende Vergrößerung, für Palmanuova wurde das Inundationssystem eine werthvolle Zugabe. Außenwerke, Magazine, in den Felsen eingehauen, und ein befestigtes Lager, so 10,000 Mann aufzunehmen fähig, erhöheten die Wichtigkeit von Osopo. Bedeutende Straßen, z. B. von Ferrara nach Padua und Fusine, von Belluno nach Cadore wurden angelegt oder vervollkommnet. Zu Venedig entstanden der Canal und der Hafen von Malamocco, ein anderer Canal verband die Etsch mit dem Canal von Este, die Moräste zwischen Verona und Ronco wurden ausgetrocknet. Die Verwaltung der Justiz in Dalmatien regulirte fortan eine, den Localitäten angemessene Verordnung. Venedig, zum Freihafen erklärt, sollte allen, auch feindlichen Nationen, nur nicht den Engländern geöffnet sein. Die Universität Padua wurde in ihrer Organisation den Schwestern von Pavia und Bologna gleichgestellt; neben den drei Universitäten gab der Vicekönig acht Lyceen und einem Musikconservatorium das Dasein. Das Arsenal zu Venedig wurde nach allen seinen Beziehungen erneuert, auch eine Flottille für die Vertheidigung der Lagunen geschaffen. Die Armee erhielt Zuwachs durch die Errichtung neuer Regimenter.

Am 17. Dec. 1807 verkündigte Napoleon sein viertes constitutionelles Statut, wodurch, im Falle er ohne männliche eheliche oder uneheliche Nachkommenschaft abgehen sollte, Eugen zu der Thronfolge in Italien berufen. Durch das Decret vom 2. April 1808 wurde dem Königreiche die ganze östliche Hälfte des Kirchenstaates, die Legationen Urbino, Ancona, Macerata und Fermo ausmachend, zugetheilt. Es war das eine der Folgen der

Zwistigkeiten Napoleons mit dem h. Stuhle, welche zu vermitteln Eugen vergeblich sich verwendet hatte. Auch diese Erwerbungen kennen zu lernen, die Einwohner mit dem Wechsel in der Regierungsform zu versöhnen, begab er sich auf Ort und Stelle. Unter seinen Auspicien wurden die Straßen von Ancona nach Sinigaglia, von Pesaro nach Urbino eröffnet, den Häfen von Ancona und Sinigaglia, der Messe von Sinigaglia ihre Freiheit von allen Abgaben bestätigt. In Urbino, Fermo, Macerata wurden Lyceen begründet. Von allgemeinem Interesse für das Königreich waren die Eröffnung der Börse, die Begründung einer Wundarzneischule, die Anordnung eines Bergwerkcollegiums, die Eintheilung der Seeprovinzen in 17 Syndicate. Die Armee wurde bis zu der Stärke von 50,000 Mann, darunter 40,000 marschfertig, gebracht. Ihr zur Seite stand eine französische Armee, die aus kaiserlichen Cassen besoldet und verpflegt, und 30,000 Streiter zählend, dem Königreich den kräftigsten Beistand zu leisten bereit. Die Abgaben, stets um ein volles Drittel geringer, als sie es in Frankreich in den friedlichsten Zeiten der Restauration gewesen sind, ertrugen reine 114 Millionen, die 30 Millionen, welche als Subsidie an Frankreich zu entrichten, einbegriffen. Blieben demnach für Italien 84 Millionen, davon wurden 65 auf die Verwaltung der 25 Departements, auf die Ministerien, auf öffentliche Arbeiten und Verschönerungen verwendet, 12 andere Millionen bildeten eine Reserve, die bis 1812 in stetem Zunehmen begriffen.

Zu neuem Kampfe gegen die drohende Weltherrschaft hatte mittlerweile Oestreich sich vorbereitet. Seinen Anstrengungen verhieß, namentlich in Italien, der Völker Unzufriedenheit thätige Unterstützung; in Piemont, in Neapel, in dem Kirchenstaat, in Dalmatien, im Veltlin, in Tyrol besonders, erwarteten Tausende in Ungeduld das Zeichen zur Erhebung. Besorgt um die Stimmung der Tyroler, wohl erkennend, daß Tyrol, als ein Riesenalp auf die Brust von Italien gelagert, stets den Deutschen die Herrschaft der Halbinsel sichern wird, wollte der Vicekönig persönlich Erkundigung einziehen um die Lage der Dinge auf dem Schauplatz der zu erwartenden Stürme; er inspicirte, einzig durch ein

in Salurn aufgestelltes Chasseurpiket gedeckt, die Position zwischen Lavis und Cembra, während in Salurn, so erzählt man, alles in Bewegung, um den Unvorsichtigen aufzuheben, und sollte das wohl gelungen sein, wenn nicht einer von des Prinzen Escorte, des Deutschen mächtig, aus vernommenen Drohworten Verdacht geschöpft hätte. Der warnenden Stimme folgsam, eilte Eugen, sich nach Trient in Sicherheit zu begeben.

Bei der Eröffnung der Feindseligkeiten standen von der Armee des Vicekönigs, als welchem der Oberbefehl in Italien zugetheilt, 19,000 Mann zwischen Venzone, Palmanuova und dem Tagliamento, 9000 zwischen Tagliamento und Piave, 37,000 waren weiter rückwärts, bis nach Montechiaro disponirt, überdem befand sich eine nicht unbeträchtliche Truppenmasse aus Unter-Italien im Anzug. Dagegen betrug die östreichische Armee, von dem Erzherzog Johann geführt, 56,000 Mann, die ihr nachrückenden, freilich nicht für das Schlachtfeld brauchbaren Landwehren, 23,000 Mann, ungerechnet. Die östreichische Hauptmasse marschirte den 9. April über den Predil nach Flitsch und erreichte den 10. Karfried, während der Obrist Volkmann über Ponteba bis Villanuova vordrang und am 11. zwischen Ospidaletto und Venzone mit der eiligst zusammengezogenen Division Broussier ein lebhaftes Gefecht bestand, in dessen Gefolge Broussier auf das rechte Ufer des Tagliamento überging. Seiner Bewegung folgten die beiden andern französischen Divisionen, während die Oestreicher, ohne ihre Mehrzahl und die Ueberraschung der Gegner zu benutzen, über Cividale und Udine gegen Codroipo vorgingen. Drei Tage haben sie verloren über 8 Wegstunden, indessen der Vicekönig die ihm vergönnte Frist benutzte, um seinen Truppen eine festere Haltung zu geben, dann am 14. die Ufer des Tagliamento verließ, in der Absicht, den ihm nachrückenden Verstärkungen bis zur Livenza, der nicht minder günstigen Vertheidigungslinie, entgegenzugehen. Aber es wurde der von ihm mit 3 Bataillonen und 8 Escadronen in Pordenone zurückgelassene General Sahuc in der Nacht zum 15. von den Oestreichern überfallen, und nach einem Verluste von 800 Todten und 1500 Gefangenen bis Sacile zurückgeworfen, und Eugen,

die Wiedereinnahme von Pordenone als eine Ehrensache betrachtend, erzwang, wenn auch seine Armee immer noch nicht vollständig gesammelt, die Schlacht vom 16. April. Mit Einsicht hatte er sein Schlachtfeld gewählt, in Portia den taktischen, in Pordenone den strategischen Punkt aufgefunden. Indem gegen Portia seine Anstrengung gerichtet, annullirte er des Feindes Ueberlegenheit in Reiterei. Zudem beabsichtigte der Erzherzog für diesen Tag weder eine Bewegung, noch erwartete er von den Gegnern Anderes, als die Fortsetzung ihres Rückzuges. Seine Truppen lagerten zwischen Pordenone und Cormenons, in fünf Linien, und mußte über ihrem Heranziehen viele Zeit verloren gehen. Nur eine Avantgarde, unter Frimonts Befehl, hielt Portia besetzt, und wurde um 9 Uhr Morgens durch die Divisionen Serras und Severoli angegriffen.

Dieser Angriff brach sich an der Entschlossenheit des kühnen Frimont, eine schwache Defensive verschmähend, ging er unbedenklich zu lebhafter Offensive über, und hat er sich darin bis zu der Ankunft der Brigade Colloredo behauptet. Es trafen auch allgemach die Reserven auf dem Schlachtfelde ein, die französischen Divisionen, nachdem sie zum ersten- und andernmal Portia genommen, wurden zurückgeworfen, mußten Fontanafredda räumen. Hinter diesem Orte entspann sich nochmals ein langwieriges und hartnäckiges Gefecht, das vernichtend für die Franzosen ausfallen mußte, hätte nicht die Infanterie des 9. östreichischen Corps, 18½ Bataillons, in Gefolge unbekannt gebliebener Umstände, sich verspätet, so daß sie erst um 5 Uhr Abends eintraf. Um die gleiche Stunde gab der Vicekönig den Befehl zu dem unvermeidlich gewordenen Rückzug, den die Divisionen Serras, Severoli und Barbou nach Brugnera, die übrigen nach Sacile antraten. Jene Colonne, durch das sehr zerschnittene Terrain begünstigt, und schwach verfolgt, überschritt in der Nacht die Livenza; die gegen Sacile weichenden Truppen geriethen, in Gefolge wiederholter Reiterangriffe, schon diesseits der Livenza in Unordnung, und befanden sich in völliger Auflösung, als am späten Abend eine östreichische Abtheilung Sacile erstürmte. Die Division Broussier wurde beinahe vernichtet.

Ueber 4000 Gefangene, dann 14 Geschütze blieben den Oestreichern, welche ihren Sieg mit 3000 Todten und Verwundeten erkauft haben. Der Vicekönig, stets zu dem Nachtrab sich haltend, legte abermals Proben von ungewöhnlicher Standhaftigkeit und ruhiger Ueberlegung ab; übertrieben jedoch sind der Franzosen Berichte von der numerischen Ungleichheit der beiden Heere. Sie sprechen von 55,000 gegen 35,000, in der That zählten die Franzosen 39,000 Mann, die Oestreicher 40,000 Combattanten, nur daß sie in Reiterei ein entschiedenes Uebergewicht besaßen. Die geschlagene Armee erreichte ohne weitere Beunruhigung am 17. April das rechte Ufer der Piave, denn der feindliche Vortrab allein folgte ihr bis Fratta, indessen die Hauptmasse bei Sacile stehen blieb. Der für den folgenden Tag bestimmte Marsch kam nicht zur Ausführung, da ein 48stündiger Regen die ganze Gegend am Fuße des Gebirges unter Wasser setzte. Mit dem 20. endlich konnte die östreichische Armee sich wieder in Bewegung setzen, es hatten aber über dem Verzuge die Gefahren, mit welchen die Folgen des Tages von Sacile das Königreich Italien bedrohten, bedeutend an Intensität verloren. Wohl waren Osopo, Palmanuova, Venedig cernirt, wohl kam in der Romagna der Unwillen des unterdrückten Volkes zu Ausbruch, wohl ergaben sich in Mailand selbst bedenkliche Zeichen von Aufregung, aber der gewaltsame Angriff auf den unvollendeten Brückenkopf von Malghera wurde mit beträchtlichem Verluste abgewiesen, und, was von höherer Bedeutung, der Vicekönig, durch die italienische Garde, die Division Lamarque und die Dragonerdivision Pully, zusammen 13,000 Mann, dann durch die aus Tyrol zurückkehrende Division Fontanelli verstärkt, bezog in der Nähe von Caldiero die Stellung, deren Wichtigkeit in der neuesten Zeit abermals sich bewähren sollte.

Am 28. April hatte Eugen seine gesamten Streitkräfte, 53,700 Mann an den Ufern der Etsch vereinigt, an demselben Tage empfing er die Nachricht von den Ereignissen an der Donau, welche den freiwilligen Rückzug seiner Gegner bedingen mußten. Ihn zu beschleunigen, wurde die Division Rusca zu einer großen Umgehung über Trient und Valsugana beordert,

es drangen auch am 29. die Franzosen gegen Villanuova vor, in der Absicht, die feindliche Hauptmasse zu beschäftigen, und sie zu verhindern, daß sie dem gleichzeitig in Soave angegriffenen Corps von Colloredo beistehe. Diese Bewegung verfehlte jedoch ihres Zweckes, Colloredo vertheidigte Soave mit eiserner Standhaftigkeit, und wies auch, durch einige Bataillone verstärkt, die am folgenden Tage erneuerten Angriffe zurück, wobei die italienische Garde bedeutenden Verlust erlitt, und General Sorbier schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth. Am 1. Mai trat die östreichische Armee den allgemeinen Rückzug an, am 2. wurde ihre Arrieregarde bei Tavernelle angegriffen und bis Vicenza gedrängt. Am 4. rückte Rusca zu Trient ein, im Allgemeinen aber wurde die weichende Armee nur wenig beunruhigt, bis zur Piave, auf deren linken Ufer sie Stellung genommen hatte. Unter dem Schutze eines dichten Nebels bewerkstelligten des Vicekönigs Vortruppen am 8. Mai den Uebergang des besagten Flusses. Augenblicklich ließ der Erzherzog Cimadolmo, S. Michele und Tezze durch 6 Bataillons besetzen, und 14½ Bataillons, 8 Escadrons auf der großen Straße bis jenseits Campana vorgehen; rechts von ihnen sollten 25 Schwadronen einen Angriff ausführen, welchen Graf Colloredo, mit 6 Bataillonen unterstützen würde. Feldmarschall-Lieutenant Christian Wolfskehl befehligte diese Schwadronen.

Uraltem, edlem, hochgeehrtem Geschlechte entsprossen, vereinigte Wolfskehl in sich alle die charakteristischen Eigenschaften der Soldatencolonie, die ein Jahrtausend früher von den Ufern des Rheines ausgegangen, um die besiegten Allemannier und Thüringer in dem Main- und Tauberthal in der Unterwürfigkeit zu erhalten, und die auch in ihren Abkömmlingen, bis auf den heutigen Tag so auffallend von der übrigen Bevölkerung Franconiens sich unterscheidet. Für den Krieg geboren, hat Wolfskehl mit Leidenschaft dem blutigen Gewerbe sich gewidmet. Ich lernte ihn kennen und verehren, als er im Nov. 1805 mit drei Cavalerieregimentern mitten durch die französische siegestrunkene Armee vom Bodensee nach Eger ritt. Einen Monat vorher war ich auf derselben Stelle in die Reiterei gefallen, so Erzherzog Ferdinand aus Ulm entführte, ich hatte gleichzeitig tausende und tausende von

Fußknechten begegnet, die dem Unglück und der Schande von Ulm entfliehend, dem neutralen preussischen Gebiet zusteuerten. Eine solche Armee, ein solches Riesengeschlecht, war mir bis dahin nicht aufgestoßen, habe ich seitdem nicht mehr erblickt; man schämte sich seiner bescheidenen Formen inmitten dieser Hünen, die doch so schmählich vor den Französchen Reißaus nehmen mußten. Einen durchaus verschiedenen Anblick boten Wolfskehls Geschwader. Von Bregenz kamen sie her, um nicht das Geschick von Jellacics Infanterie theilen zu müssen, und hatte den Weg, doppelt so lang, wie jener der Ulmer Flüchtlinge, der Sieg ihnen verkürzt; mit Gefangenen und Beutepferden beladen, ruhete auf ihnen die ganze Freudigkeit, die Zuversicht des Sieges. Seine große Seele, seine Verachtung des Feindes den Mannschaften mitzutheilen, hatte der Führer das Geheimniß gefunden. Indessen mußte, so scheint es mir, eben diese Verachtung, die 1805 so wunderbar wirksam auf die Umgebung, Wolfskehl letzlich mit dem Tode büßen.

In jenem Treffen an der Piave, 8. Mai 1809, glaubte er das Eintreffen der ihm zugetheilten Infanterie nicht abwarten zu dürfen, und er richtete eine Attaque gegen die französische Avantgarde, die aber, zu einem großen Viereck sich bildend, den Angriff zurückwies. Mittlerweile kamen auch die Divisionen Pully und Sahuc heran, und durch die ungeheuere Uebermacht wurde die östreichische Cavalerie, nach einem wüthigen Handgemenge, das mehr denn eine halbe Stunde währte, über den Haufen geworfen. Der ganze Knäuel, Verfolgte und Verfolger, wälzte sich in grauenhafter Unordnung gegen Barco und vorzüglich gegen La Mandra zu. „Da war es, wo unter einem Thore bei der Casine der tapfere Wolfskehl, der bittend, drohend und mit hohem Heldenmuth fechtend, Ordnung herstellen wollte, von einem feindlichen Lanzner durchstochen ward," also Erzherzog Johann. Bis in die Nähe von Conegliano jagte der Franzosen Cavalerie, dann erlitt sie, in dem Versuche, auf der großen Straße über Campana zurückzugehen, vor der endlich herangekommenen östreichischen Infanterie beträchtlichen Verlust, daß sie genöthigt, nach La Mandra auszubeugen. War von dem Schlachtfelde verschwunden

die geschlagene, so war nicht minder die siegreiche Reiterei in einen Zustand versetzt, der ihr keinen weitern Antheil am Kampfe gestattete. Gleichwohl sollte der Erfolg des Cavaleriegefechtes von dem Vicekönig benutzt worden sein, hätte nicht das Anschwellen des Flusses den Uebergang seiner Truppen dergestalten verzögert, daß erst in den Nachmittagsstunden 45 Bataillone und 40 Schwadronen auf dem linken Ufer vereinigt. Jetzt ließ der Vicekönig die Dörfer Cimadolmo und S. Michele nach lebhaftem Widerstande nehmen, und die Anstalten zu einem erneuerten Angriff für den folgenden Tag treffen. Den abzuwarten, hat der Erzherzog nicht für gut gefunden, vielmehr ohne Zeitverlust den fernern Rückzug geboten; in den Morgenstunden des 10. Mai durchwateten seine Scharen den angeschwollenen Tagliamento, am 11. bestand sein Nachtrab hinter S. Daniele ein ungemein heftiges Gefecht. Ueber 800 Todte und Blessirte, an 1200 Gefangene und Vermißte kostete den Oestreichern diese durchaus zwecklose Anstrengung, während sie für die Action vom 8. an Todten 398, an Gefangenen 1679 Mann angaben. In der Nacht vom 12. wurde die Blokade von Palmanuova aufgehoben, an demselben Tage erreichte die Dragonerdivision Pully den Isonzo, die Avantgarde der den Tagliamento aufwärts instradirten Truppen Venzone. Die bisher auf die eine Linie beschränkte Verfolgung mußte hiernach sich ausdehnen, und sollte in Ausführung des von dem Vicekönig beliebten Plans Macdonald mit den Divisionen Broussier, Lamarque und Pully die Straße nach Laibach einschlagen, die Division Serras von Udine ausgehend, Karfreid am obern Isonzo berührend, den Uebergang des Predil erzwingen, und in der Nähe von Tarvis sich mit dem Vicekönig, der seine Colonne über Ponteba nach Malburget führen würde, vereinigen.

Am 14. Mai zeigten sich die französischen Vorposten Angesichts von Malburget, daß die Oestreicher, welche bei Saifnitz Stellung genommen hatten, genöthigt, auf das noch nicht vollständig verschanzte Lager hinter Tarvis zurückzuweichen. Hier wiesen sie am 16. und 17. wiederholte Angriffe ab, bis den 17. gegen Abend der Vicekönig mit Verstärkungen eintraf, und so-

gleich den allgemeinen Sturm gebot. Dem erlag die herzhafte Gegenwehr, mit Verlust von 2000 Mann und 11 Kanonen führte der östreichische General, Graf Giulay sein Volk über Weißenfels nach Wurzen. Das Fort Malburget wurde ebenfalls am 17. nach verzweifelter Gegenwehr erstürmt und die große Mehrzahl der tapfern Vertheidiger erschlagen, zuletzt fiel das Fort auf dem Predil. Nach längerm Beschießen wurde es am 18. in Fronte und Rücken zugleich angefochten, auch nach langwieriger Anstrengung die äußere Umfassung erstiegen: was von der Garnison noch wehrfähig, warf sich in das Blockhaus und beantwortete durch Gewehrsalven jede Aufforderung zur Uebergabe. Es blieb nichts übrig, als mit Granaten Feuer dem Neste einzuwerfen. Von Flammen umgeben, brach das heldenmüthige Häuflein hervor, den letzten Kampf der Verzweiflung zu bestehen. Ein Einziger, schwer verwundet, gerieth in Gefangenschaft, fünf andere, von den Siegern für todt gehalten, entkamen über das Gebirg. Ohne weitern Hindernissen zu begegnen, gelangte Eugen nach Villach und Klagenfurt, die Division Pactod entsendete er nach Marburg, den Erzherzog auf dem ferneren Rückzug nach Ungern zu beobachten, und die Verbindung mit Macdonald, der durch Krain sich ausbreitete, zu suchen, er selbst, mit den ihm verbleibenden 38 Bataillonen und 24 Schwadronen rückte auf der großen Straße von Klagenfurt fort nach Bruck an der Mur, und warf am 25. Mai die Divisionen Serras und Durutte auf das östreichische Corps unter Jellacic, welches die starke Position bei St. Michael, zwischen Leoben und Knittelfeld, eingenommen hatte. Stunden lang widerstand Jellacic den wiederholten Angriffen, bis eine starke Colonne sein Centrum durchbrach, und die ihr sich anschließende Reiterei mit Erfolg auf seine erschütterten Bataillone einhieb. Der hierdurch unvermeidlich gewordene Rückzug lösete sich bald auf in wilde Flucht; beinahe 5000 Mann geriethen in Gefangenschaft, über 1500 waren getödtet oder blessirt.

Am 26. Mai befand sich Eugen in Bruck, und denselben Tag trafen seine Vorposten am Sömmering mit den von Lauriston ausgesendeten Patrouillen zusammen; Lauriston war von dem

Kaiser detachirt worden, die italienische Armee aufzunehmen. Die Vereinigung begrüßte Napoleon in der berühmten Proclamation: „*Soldats de l'armée d'Italie, vous avez glorieusement atteint le but que je vous avais marqué. Soyez les bien-venus! je suis content de vous.*“ Drei Tage später traf Eugen in Wien mit dem Stiefvater zusammen, und es wurde ihm sein ferneres Tagwerk, eine Expedition nach Ungern aufgegeben. Schon am 4. Juni stand die italienische Armee, bis auf den einzigen Macdonald, der vorläufig in Gratz bleiben sollte, hingegen durch 7 Bataillone und 21 Schwadronen von der großen Armee unter Lauriston, Montbrun und Colbert verstärkt, bei Neustadt vereinigt, und in den nächsten Tagen trat die Hauptmasse den Marsch gen Oedenburg an, indessen Greniers zwei Divisionen nach Güns, Montbrun und Lauriston gegen Sarvar sich wendeten, ohne einem Feind zu begegnen. Vielleicht hätte der Vicekönig durch eine schnelle Bewegung über Sarvar und Belsövath auf Papa den Erzherzog Johann von der ungrischen Insurrection abschneiden, diese vereinzelt schlagen können, er ließ jedoch den Erzherzog ohne Beunruhigung Papa, den 12. Tette, den 13. die Umgegend von Raab erreichen, sich auf einige Avantgardengefechte bei Györ und Csanak, in denen der Feind nicht unbedeutenden Verlust erlitt, beschränkend. Es folgte am 14. Juni die Schlacht von Raab, nachdem noch in der Morgenstunde der italienischen Armee eine erwünschte Verstärkung, die Division Lamarque zugekommen. Die Infanterie kam zuerst bei den Uebergängen des Panszabaches zum Gefecht, Montbrun und Grouchy versuchten ohne Erfolg die ihnen gegenüberstehende Reiterei zu überflügeln. Indem aber deren Anführer sie weder zu einem Angriff verwendete, noch aus dem Bereich des zahlreichen französischen Geschützes brachte, gerieth die Insurrection in Unordnung, die zuletzt in ungeregelte Flucht gegen Komorn ausartete. Kräftigern Widerstand leistete das Fußvolk, bis auch hier der Rückzug als eine Nothwendigkeit sich ergab. Er sei geschlossen, in stolzer Ruhe, ohne weitere Nachtheile bewerkstelligt worden, behaupten die Oestreicher, während nach französischen Berichten ein großes Carré der Weichenden durch die Reiterei gesprengt wurde, und eine beträchtliche Anzahl

von Gefangenen zurückließ. Die geschlagene Armee ging bei Komorn auf das linke Donauufer über; sie zählte an Todten und Verwundeten 2500, an Gefangenen und Vermißten über 3700 Mann, unberechnet den zu 800 Mann angegebenen Verlust der Insurrection. Hiernach schritt ohne Verweilen der Vicekönig zur Belagerung von Raab; der Commandant, vom 20. an beschossen, capitulirte den 22. Juni.

Hinaufgezogen von den Ufern der Raab zu der Hauptarmee nahm die italienische Armee einen reichlichen Antheil an den Gefahren und Ehren des blutigen Tages von Wagram; sie allein büßte über 6000 Mann ein, folgte aber nicht den weitern Bewegungen gegen Znaym, sondern blieb in der Umgegend von Wien zurück, um allenfallsigen Demonstrationen des Erzherzogs Johann zu wehren. Ohne Widerstand besetzte der Vicekönig am 11. Jul. Marcheck; wie er hierauf nach Empfang der amtlichen Mittheilung um den Waffenstillstand, die stipulirte Linie einnehmen wollte, kam es noch am 13. mit der von Bianchi befehligten Arrieregarde des Erzherzogs Johann zu einem Gefecht, worin die Oestreicher mehre hundert Mann und zwei Geschütze verloren. Jetzt endlich, den 14. räumte Bianchi Preßburg.

Kaum war am 14. Oct. 1809 der Friedensvertrag unterzeichnet worden, als Napoleon Maasregeln anordnete, um auch den Kampf in Tyrol zu beendigen. Eine Streitmasse von 50,000 Mann, darunter drei Divisionen von der italienischen Armee, welche auf dem Rückmarsche bereits Kärnthen erreicht hatte, sollte dazu verwendet werden; daß dem Vicekönig der Oberbefehl übertragen wurde, scheint die Absicht zu verrathen, in der richtigen Mischung von Ernst und Milde das sicherste Mittel, für die Beruhigung eines erbitterten Volkes zu suchen. Aus seinem Hauptquartier zu Villach erließ Eugen am 25. Oct. eine Proclamation an die Tyroler, wodurch ihnen der in dem Art. 10 des Friedensschlusses bewilligte Generalpardon angekündigt, und sie aufgefordert, die Waffen niederzulegen. Dann erfolgte zu Anfang Novembers der Einmarsch der Divisionen Severoli, Barbou und Broussier, die aus dem Dravethal gegen Brixen sich bewegten. Aller Theilnahme an den Operationen hat gleich-

wohl Eugen sich enthalten, in Paraguay d'Hilliers hingegen einen Stellvertreter sich gegeben, der in des Commandirenden Gesinnungen eingehend, dem nothwendigen Ernst seiner Maasregeln Rücksichten versöhnender Milde beizugeben wußte.

In der Absicht, die Stärke von Tyrol zu brechen, verfügte Napoleon die Zerstückelung des Landes, so daß der ganze Süden, das Etschthal, dem Königreich Italien zugetheilt wurde, als eine Entschädigung für Istrien und Dalmatien, die fortan zu Illyrien gehören sollten. Auf diese Weise glaubte er eine gedoppelte Barriere zu schaffen, durch welche für immer den Deutschen der Eingang Italiens verschlossen. Er hat nicht bedacht, daß der Römer Barriere für Italien bis zur Donau sich ausdehnte, und daß sie gleichwohl jeden Augenblick, selbst noch in den Glanztagen des römischen Kaiserthums durchbrochen wurde. Denn wohl ist durch die Alpen von Frankreich Italien geschieden, hingegen werden durch die Alpen Deutschland und Italien verbunden. Möge man doch endlich dieses, wie überhaupt den gebieterischen Einfluß der Naturverhältnisse zu Turin, Mailand, Florenz, Rom begreifen, und sich fortan Wehen ersparen, die, nach den Erfahrungen eines Jahrtausends, stets ohne befriedigendes Ergebniß bleiben müssen.

Zwei Friedensjahre benutzte Eugen zu mancherlei administrativen Experimenten. Er versuchte dem Handel neuen Aufschwung zu geben, bei dem Heere der auf ihm lastenden Beschränkungen ein allzu verwegenes Beginnen. Er decretirte Monumente, schaffte Institutionen nach dem oberflächlichen Geiste der Zeit. Die Organisation eines Centralinstituts für Wissenschaft und Künste, dessen Sitz zu Mailand, und dem die Filiale zu Venedig, Bologna, Padua und Modena beigegeben, wurde allgemein belobt. Viele der in den Provinzen zerstreuten Akademien empfingen, als freie Athenäen, wie sie fortan heißen sollten, eine höhere Weihe. Die mancherlei, Frankreich regierende Coden wurden der Gesetzgebung des Königreichs eingeführt. Die Fortschritte der Industrie sollten durch eine Centralbehörde für Künste, Handel und Manufacturen befördert werden. Dem Erfinder der zweckmäßigsten Maschine für Flachsspinnerei war zur Prämie eine

Million Franken verheißen; eine Summe von 150,000 Franken wurde auf die Einführung der Baumwollencultur verwendet, durch Austheilung von 50,000 Franken die Fabrication des Runkelrübenzuckers befördert; außerdem waren durch das Budget von 1811 dem Minister des Innern 200,000 Franken zur Anschaffung von Spinnmaschinen bewilligt. Das alles erscheint ganz löblich, war aber nicht hinreichend, um den Eindruck anderer von Paris aus gebotener Maasregeln zu tilgen, die Bevölkerung mit den von Tag zu Tag lästiger werdenden polizeilichen Einrichtungen, mit den Folgen des Continentalsystems und mit der Tyrannei der Küstenwächter, so davon eine nothwendige Folge, mit dem Salzmonopol und dem Conscriptionsgesetz auszusöhnen. Große Gährung wurde auch durch die Zwistigkeiten mit dem h. Stuhl veranlaßt. Lange hatte Eugen als der eifrigste Diener nützlicher Anordnungen, als der unwillige Vollstrecker drückender, von dem König von Italien ausgehender Verfügungen gegolten, jetzt wollte man allgemach finden, daß er übermäßig strenge Befehle nicht genugsam modificire, daß er über die Gebür folgsam den von Paris ausgehenden Impulsionen. Die persönliche Zuneigung, deren er in den ersten Jahren sich erfreute, schien ihm abzufallen, häufig wurde sein gütiges, verbindliches Wesen als Heuchelei oder verborgener Ehrgeiz gedeutet. Die Entdeckung der Verschwörung von Lugo, indem sie zu strengen Maasregeln, zu der Hinrichtung von dreißig Individuen Veranlassung, schien manchen dieser Anklagen Bestand zu geben, wiewohl unläugbar, daß gerade in diesem Falle Eugen jede mit den Regeln der Klugheit vereinbare Mäßigung bezeigte. Der Verschwörer fanden sich mehre tausend; gegen die Gesamtheit einschreiten zu wollen, konnte ein Anlaß zum Aufruhr werden. Der Vicekönig, indem er sich auf die Bestrafung der Lenker der Verschwörung beschränkte, jagte den übrigen Theilnehmern einen heilsamen Schrecken ein, daß für geraume Zeit die Umtriebe unterblieben.

Gegen Ende des J. 1809, aus Veranlassung der bevorstehenden Ehescheidung seiner Mutter nach Paris berufen, überraschte Eugen durch die maaslose Unterwürfigkeit für den Willen seines Stiefvaters; er übernahm es, die Kaiserin für das von

ihr geforderte Opfer zu stimmen, er hat, nachdem seiner Mutter Händen die Scheidungsacte, deren Vorlesung man von ihr forderte, entfallen, das Blatt aufgenommen, und bis zum Ende vorgelesen, dann auch in dem Senat die Gründe, durch welche des Kaisers Entschließung bedingt, auseinandergesetzt. Er und seine Gemahlin haben nicht minder der Trauung Napoleons mit der neuen Kaiserin beigewohnt, alles Handlungen einer Selbstverläugnung, die in Frankreich wie in Italien auf entschiedene Misbilligung traf. Dafür mochte Eugen in seiner Ernennung zum Erbgroßherzog von Frankfurt nur mangelhafte Entschädigung finden. Der Krieg von 1812 kam zum Ausbruch, und hatte dazu das Königreich Italien 40,000 Mann und 5000 Reiter zu stellen. „*J'ai un superbe commandement,*“ schreibt der Vicekönig den 22. Feb. an Lavallette, „*je commande deux corps d'armée, savoir le mien et celui des Bavarois. Tu vois que cela fera 70,000 à 80,000 hommes, et près de deux cents pièces de canon. Les généraux et officiers qui nous viennent de Paris m'assurent que l'on y dit que j'aurai le commandement de la cavalerie. De toute manière je serai bien placé, et celui où il y aura à donner le plus de preuves d'absolu dévouement à S. M., sera le poste que je préférerai toujours. Une seule chose ne me ferait point rire du tout, ce serait celle qui pourrait appeler stablement ma chétive personne en Pologne. Je ne pourrais me supporter si loin de l'empereur. Je n'ai qu'une ambition, celle de vivre et mourir le plus près de lui possible. Tu me diras que je ne suis pas difficile; tu auras raison. Cette ambition là en vaut bien une autre, mais je n'ai pas celle des trônes.*“ Die Besorgniß ergab sich indessen als überflüssig, nur um zu fechten, sollte Eugen nach Polen kommen. Er überschritt am 30. Juni 1812 mit dem 11ten und dem 6ten Armeecorps, dem eigenen nämlich und dem von Saint-Cyr, zusammen 75,000 Mann, bei Olitta den Niemen, zunächst um des Königs von Westphalen Anzug gegen Bagration zu decken. Zögernd nur, in der Ungewißheit um des russischen Feldherren Richtung, ging er vorwärts gegen Lida und Nikolajew, um auf einem oder dem andern dieser Punkte den von dem König von

Westphalen gedrängten Bagration abzuschneiden. Dieser entschlüpfte, theilweise durch des Königs Langsamkeit, hingegen fand vor Smolensk die italienische Armee Gelegenheit, mit der Elite von Napoleons Veteranen zu wetteifern.

In der Schlacht vom 6. Sept. wurde Borodino durch eine von des Vicekönigs Divisionen genommen, aber die Rajewskischanze vermochte er nicht zu behaupten, gleichwie der erlittene Verlust und seine Wirkung auf die Ueberlebenden den Russen nicht verstattete, auf dieser Stelle ihre Gegner vollends hinter die Semenowka zu werfen. So mochte denn der Vicekönig durch eine heftige Kanonade neuen Angriffen einleiten, bis dahin seine Stellung in Borodino durch Platow und Uwarow, die mit ganzen Schwärmen von Kosaken über die Kolotscha setzten, angefochten wurde. In der ruhigsten Fassung ließ Eugen gegen 12 Uhr diese Schwärme über die Woina zurückwerfen, dann gelang es ihm in einem großen Angriff, zu dem auch das 4te Cavaleriecorps wirkte, nach einem sehr heftigen und blutigen Gefecht der Rajewskischanze, des Pivots der russischen Stellung sich zu bemeistern. Sofort ließ er zu weitern Operationen seine Corps sich ausbreiten, aber Napoleon hatte an den Anstrengungen des Tages genug. War ihm doch die Straße nach Moskau geöffnet. Während er hierauf, in der Annahme, eine ihm ergebene Partei in dem Cabinet des russischen Kaisers könne doch noch die Oberhand gewinnen, einen Friedensschluß vermitteln, in der Zarenstadt die kostbare Zeit verträumte, befand sich die italienische Armee fortwährend in Stellung auf der Straße nach Petrowskoi. Endlich, in den ersten Novembertagen mußte der peinliche Rückzug angetreten werden, in seinem Beginn wenigstens nicht aller Leitung entbehrend. In Kaltblütigkeit, Festigkeit und Thätigkeit beschämte Eugen viele der ihm gleichgestellten Generale. Bei Malojaroslawez widerstand er mit den ihm übrig gebliebenen 17,000 Mann ganzer zwei Tage lang der gesamten russischen Armee, daß Kutusow bereits im Begriffe, abzulassen, als Napoleon eine andere Marschlinie ergriff. In einem abermaligen Gefechte, bei Wiazma, 3. Nov. kämpfte Eugen, von Davoust und Ney unterstützt, einen harten Strauß mit Miloradowitsch

als welcher über die Uliza zurückgeworfen wurde. Doch konnten dergleichen Erfolge das traurige Geschick der retirirenden Armee nicht bessern. Zu Dorogobusch empfing Eugen den Befehl, die Straße nach Witepsk einzuschlagen. Der Marsch nach Dorogobusch hatte drei Tage erfordert; im Laufe von 24 Stunden fielen 1200 Pferde, bei dem Uebergang der Wop mußten 60 Kanonen zurückgelassen werden, aus Duchonovsczina war vordersamst ein russisches Corps zu vertreiben, und das kostete viele Leute. Als die italienische Armee Smolensk hinter sich sah, zählte sie nur mehr 6000 Combattanten, und mußten diese bei Krasnoi die wiederholten Angriffe von Miloradowitsch aushalten. Ein ganzer Tag ging hin über den Versuchen, unter dem Feuer von 100 Geschützen einen Bach zu passiren: ein Angriff, den der Vicekönig gegen das Corps von Dolgoruki gerichtet hatte, brach sich an der Entwicklung einer zahlreichen feindlichen Reiterei. Als endlich die Nacht gekommen, glückte es der schrecklich decimirten Colonne bei Kenzowa die junge Garde zu erreichen. Am 17. schloß sich auch Davoust dem vereinigten Corps an, daß nur mehr Ney zurück. Am 25. erreichte Eugen für seine Person die Beresina, sein Corps hatte sich vollständig aufgelöset. Von nun an hielten sich der Prinz und seine Generale zu der Abtheilung der Armee, welche von allen die zahlreichste, zu dem Schwarm der Versprengten und Vereinzelten. Indem Napoleon in Smorgony, 5. Dec. die Armee zu verlassen beabsichtigte, erhob sich eine Zänkerei um die Frage, ob Eugen, ob Murat an des Kaisers Stelle commandiren solle. Murat wurde vorgezogen, fand jedoch zu Wilna, in seinen Anstrengungen, dem bedrängten General Loison zum Beistand einige Streitkräfte zu vereinigen, ab Seiten Eugens treuliche Unterstützung. Kaum 600 Mann, die befähigt, ein Gewehr zu heben, konnten sie zusammenbringen; dies der ganze Rest von einer Armee, die fünf Monate vorher, 300,000 Köpfe stark, den Niemen überschritt.

Den Niemen und die Weichsel hatten die traurigen Trümmer hinter sich, und in der beleidigendsten Weise wurde der König von Neapel des Commandos entsetzt, der eben nicht lockende Posten an Eugen gegeben. Dieser, so hieß es im Moniteur, ist

erfahrener in der Weise, ein großes Heer zu führen, und genießt des unbeschränkten Vertrauens seines Kaisers. In der That hat hierauf der Vicekönig geleistet, was unter den waltenden Umständen immer möglich. Die Besatzungen der Festungen wurden vor allem vervollständigt, demnächst Anstalten getroffen, die wenigstens den Schein einer Armee herstellen konnten. Zu drei Divisionen, eine französische, baierische und polnische, ordnete Eugen seine 12,500 Mann, und wurden sie zu rechter Zeit durch einen kleinen Artilleriepark, dann zwei Bataillone von der jungen Garde verstärkt. Diese zwei Bataillone, samt zwei andern von der alten Garde stellten eine Reserve vor; als die Weichsel, die Stellung um Posen, so Eugen ganzer 23 Tage behauptet, nicht weiter haltbar, zog er sich auf die Oder zurück, durch tägliche Angriffe beunruhigt, häufig auch in bewundernswürdiger Gewandtheit einem Zusammentreffen ausweichend. Schon hatte der verwegene Czernyschew vor Berlin sich gezeigt, und jetzt endlich verließ Eugen Frankfurt, um in Berlin sich mit der Division Grenier zu vereinigen. Mit 20,000 Mann, denen noch einige vom Rhein gekommene Bataillone sich anschlossen, behauptete er sich den Februar hindurch zu Berlin, unter beständigem Scharmutziren, fortwährend in der Nothwendigkeit sich befindend, durch die strengsten Maasregeln eine feindlich gestimmte Bevölkerung im Zaum zu halten. Die Annäherung der Corps von Repnin und Wittgenstein entschied das Aufgeben von Berlin, in der Nacht vom 3—4. März 1813, es mußte hinter der Elbe eine neue Defensionslinie aufgesucht werden. Schon bildete sich an Rhein und Main die Armee, mittels welcher Napoleon das Verlorne wiederzugewinnen rechnete, und es hatte der Vicekönig, fortwährend die Trümmer der vernichteten Corps an sich ziehend, bei 50,000 Mann zusammengebracht, aber damit den vereinigten Russen und Preussen entgegentreten zu wollen, ergab sich als reine Unmöglichkeit. Nach dem Verluste von Hamburg, nach dem unglücklichen Gefechte bei Möckern, wo Eugen seinen *Aide-de-camp*, den Obristen Kliski eigenhändig aus einem Gros von Kosaken heraushieb, war er genöthigt, die retrograde Bewegung bis zur Saale fortzusetzen. Auf dem Schlachtfelde von Lützen bewerkstelligte er seine Vereinigung mit der großen Armee,

und sein kühnes Manoeuvre gegen die rechte Flanke der Alliirten entschied ganz eigentlich das Geschick des Tages. Von dem an bildeten seine Truppen, als 5tes und 11tes Corps, die Avantgarde, und hat an deren Spitze in den Tagen von Kolditz, Waldheim und Limbach der Vicekönig gleichviel Unerschrockenheit und Einsicht bewährt.

Von Dresden aus wurde er nach Italien entsendet, um auf der ebenfalls gefährdeten Grenze des Königreichs den Widerstand zu organisiren. Am 18. Mai 1813 traf er zu Mailand ein. Vor allem fehlte es dort an Vertheidigern. Sie aufzubringen, mußten die französischen Departements in der Lombardei und in Toscana concurriren. In unglaublicher Geschwindigkeit wurden die Rekruten bewaffnet, gekleidet, geübt, und es erstand eine Armee von 50—60,000 Mann, die in 8 Divisionen vertheilt, bei all ihrer Mittelmäßigkeit, für die höhere Intelligenz, welche also zu improvisiren verstand, Ehrfurcht gebietet. Die Feindseligkeiten begannen mit dem 17. August 1813; der von dem östreichischen General Hiller angeordneten Bewegung gegen Villach und die obere Save zu begegnen, führte Eugen sein Volk den Isonzo hinan. Frimont, der in Villach Posten gefaßt hatte, sah sich nach einem lebhaften Gefechte veranlaßt, die Stadt zu räumen, aber auf dem andern Flügel wurde die italienische Armee in den nachtheiligen Gefechten am Loibl und bei Krainburg, zuerst hinter die Save geworfen, dann allgemach aus Krain und Istrien hinausgedrückt. In Kärnthen, bei St. Ermachor wurde Piat geschlagen, von Tarvis, Saifnitz, Ponteba aus bedrohte Hiller die Stellung, durch den Vicekönig an dem Isonzo bezogen, daß diesem nichts übrig blieb, als Schritt für Schritt sich auf den Tagliamento, die Livenza, die Etsch zurückzuziehen. Schon waren ihm ab Seiten des Königs von Baiern Rathschläge zugekommen, durch welche er aufgefordert, von einer verlornen Sache sich loszusagen. Er entließ den Ueberbringer des Schreibens, und berichtete an seine Schwester, 29. Nov. 1813: „*Un parlementaire autrichien a demandé avec instance à nos avant-postes de pouvoir me remettre lui-même des papiers importants. J'étais justement à cheval, je m'y rends et je trouve un aide-*

de-camp du roi de Bavière, qui avait été sous mes ordres la campagne dernière. Il était chargé de la part du roi de me faire les plus belles propositions, pour moi et pour ma famille, et assurait d'avance que les souverains coalisés approuvaient que je m'entendisse avec le roi pour m'assurer la couronne d'Italie. Il y avait aussi un grand assaisonnement de protestations d'estime etc. Tout cela était bien séduisant pour tout autre que pour moi. J'ai répondu à toutes ces propositions comme je devais, et le jeune envoyé est parti rempli d'admiration pour mon caractère, ma constante fermeté et mon désintéressement; j'ai cru devoir rendre compte de tout à l'empereur, en omettant toutefois les compliments qui ne s'adressaient qu'à moi. Ce qui pour moi est la plus belle des récompenses, c'est de voir que si ceux que je sers ne peuvent me refuser leur confiance et leur estime, ma conduite a pu gagner celle de mes ennemis. Adieu, ma bonne soeur . . . je ne saurais assez te dire combien je suis heureux des sentiments de ma femme en cette circonstance. Elle a tout-à-fait suspendu ses relations directes avec sa famille depuis la déclaration de la Bavière contre la France, et elle s'est réellement conduite divinement pour l'empereur . . . Ne montre cette lettre qu'à Lavallette, car je désire éviter qu'on fasse des bavardages à mon sujet."

Beunruhigt durch die Landung bei Goro und die Occupation von Ferrara, noch lebhafter beunruhigt durch die aus Neapel eingehenden Nachrichten, suchte Eugen einen Waffenstillstand, den aber Bellegarde, seit dem 15. Dec. Hillers Nachfolger im Commando, verweigerte. Damals schrieb Eugen an seine Gemahlin, aus Verona, 17. Januar 1814: „*Il paraît, ma bonne Auguste, qu'il sera impossible de s'entendre avec l'ennemi pour une suspension d'armes. Oh, les vilaines gens! Le croirais-tu! ils ne consentent à traiter que si j'accèpte la proposition déjà faite par le prince de Taxis. Aussi a-t-on de suite rompu le discours. Dans quel temps vivons-nous! et comme on dégrade le trône en exigeant pour y monter ingratitude et trahison! Va! je ne serai jamais roi.*" Den ganzen Ja-

nuar hindurch behauptete sich der Vicekönig in seiner Stellung an der Etsch, bis dahin sie durch den offenen Bruch mit Neapel, die Occupation von Rom, Bologna, Toscana, die Blokade von Ancona unhaltbar geworden. Die Etsch aufgebend am 4. Feb., setzte er von diesem Entschlusse seinen Gegner Bellegarde in Kenntniß, mit dem Zusatz, daß er die Linie des Mincio mit aller Macht behaupten werde.

Aber damit mag es sein rechter Ernst nicht gewesen sein. Schon hatte er den Rückzug hinter die Adda geboten, und die solchem Vorhaben entsprechenden Befehle den Commandanten der Colonnen zugehen lassen, als die ihm gewordene Gewißheit um Murats eigentliche Gesinnung seine Besorgnisse um eine Diversion von der Südseite des Po her gar sehr minderte. Sogleich beschloß er, nicht allein die Stellung am Mincio zu behaupten, sondern auch, wo möglich, die Linie der Etsch wieder zu gewinnen. Zu dem Ende ließ er alle rückwärts gezogenen Divisionen wieder zum Mincio vorgehen, dann gedachte er durch eine lebhafte Offensive die Oestreicher, die er bei Villafranca vermuthete, auf die Etsch zurückzuwerfen. Es sollte die erste seiner Colonnen aus Mantua über S. Brigio gegen Roverbella, die zweite, zu welcher der Vicekönig sich hielt, von Goito über Marengo ebenfalls gegen Roverbella vordringen, und sich dort mit der ersten Colonne vereinigen. Die dritte Colonne sollte bei Monzambano über den Fluß setzen, und über die Höhen von Valeggio gegen Villafranca sich richten. Den Angriff zu unterstützen, waren die Division Zucchi und die Cavalerie-Brigade Rambourg beordert, von Mantua gegen Castellaro eine Demonstration zu machen, während auf dem entgegengesetzten Punkt die Division Palombini, von Peschiera ausgehend, operiren würde, daß demnach die Oestreicher auf ihren beiden Flügeln Beschäftigung finden sollten. Die Bewegungen selbst, mit dem Morgen des 8. Feb. beginnend, kreuzten sich mit einem Versuche des östreichischen Feldherren, von der entgegengesetzten Seite den Mincio zu überschreiten. Dazu hatte Bellegarde am Abend des 7. die Einleitung getroffen. Die Division Mayer sollte von Roverbella gegen Mantua vorrücken, und, wo möglich, die Festung von

allen Seiten einschließen, die Division Radivojevics bei Valeggio über den Fluß gehen, und ihr auf dem nämlichen Punkte die Divisionen Pflacher und Merville folgen, während die Brigade Vécsey bei Pozzolo den Uebergang versuchen, Feldmarschall-Lieutenant Sommariva von Salionze aus die Festung Peschiera und den Brückenkopf bei Monzambano beobachten würde. In der Nacht veränderte jedoch Bellegarde insoferne seine Disposition, daß er dem Feldmarschall-Lieutenant Merville den Befehl zukommen ließ, „mit seiner Division, statt der Armee auf der Straße nach Valeggio zu folgen, den Weg nach Pozzolo einzuschlagen, hinter diesem Ort auf einer dort befindlichen kleinen Anhöhe aufzumarschiren, und die weitern Befehle abzuwarten." Gefahren ohne Gleichen sind durch diese nachträgliche Anordnung von der östreichischen Armee abgewendet worden, sintemalen diese Division alsbald der Schwerpunkt einer auf dem linken, wie auf dem rechten Ufer des Mincio sich bewegenden Schlacht werden sollte.

Mit dem Morgen des 8. Feb. begannen die Division Radivojevics und die Brigade Vécsey den Uebergang, sie begegneten, wie Sommariva vor Monzambano, hartnäckigem Widerstand, breiteten sich jedoch allgemach auf dem rechten Ufer aus, während zu gleicher Zeit des Vicekönigs zwei erste Colonnen, von Mantua und Goito ausgehend, auf dem linken Ufer bei Marmirolo, Marengo, Pero und Castiglione auf die Vortruppen der östreichischen Division Mayer trafen, und nach einem kurzen aber lebhaften Feuer zwei Bataillone gefangen nahmen. Hiermit hatten sie den Weg nach Villafranca sich geöffnet. Schließend jedoch aus dem starken von Valleggio her vernommenen Feuer, daß seine Gegner vornehmlich an des Mincio Rand zu suchen, veränderte der Vicekönig seine Disposition in der Weise, daß er einzig die Division Marcognet den Marsch gegen Roverbella und Villafranca fortsetzen ließ, er selbst aber mit den Divisionen Quesnel und Rouyer, dann den Cavaleriebrigaden Perreymont und Bonnemain, in allem 15,340 Mann mit 30 Geschützen, gegen Pozzolo und die Division Merville sich wendete. Es entspann sich ein Kampf, dergleichen wenige die Kriegsgeschichte darzubieten hat. Ganzer acht Stunden

widerstanden die Oestreicher, 5 Grenadierbataillone, zusammen 2583 Mann, dann 1200 Reiter, mit 8 Geschützen, dem fünffach überlegenen, zuletzt noch durch eine Brigade von der Division Marcognet verstärkten Feinde, ohne mehr als den Raum einer halben Stunde zu verlieren, und als ihnen in dem letzten Moment die Infanterieregimenter St. Julien und Deutschmeister, drei Schwadronen Uhlanen und drei Batterien zu Hülfe gekommen, wurde das schon aufgegebene Dorf Massi, von welchem das Schicksal des Uebergangpunktes Valeggio abhängig, wieder gewonnen, worauf dann die einbrechende Nacht Ruhe gebot. Ihrer bedurften gar sehr die tapfern Grenadiere, als von welchen nur mehr 1200 streitfähige Männer übrig.

Solchen Ausgang nahm, was man in Frankreich die Schlacht vom Mincio nennt, und als einen ausgezeichneten Sieg betrachtet. Daß sie für den Vicekönig das nicht geworden ist, lag einzig in dem heldenmüthigen Widerstand jener Grenadiere, den er, vermöge der kläglichen Zusammensetzung einer Armee, die beinahe ausschließlich von Rekruten gebildet, nicht zu überwinden vermochte. Ohne diesen Widerstand war Alles, was von Oestreichern auf das rechte Mincioufer übergegangen, verloren, war nicht minder gefährdet der anderen Hälfte ihrer Armee Rückzug über die Etsch. Einer solchen Eventualität verglichen, scheint der Verlust der Oestreicher, den man zu 8000 Mann angibt, und den sie hauptsächlich auf dem rechten Ufer erlitten, nur eine Kleinigkeit. In der Nacht gingen sie auf das linke Ufer zurück, das am folgenden Tage Eugen seiner Seits räumte. Nicht glücklicher fiel ein zweiter Uebergangsversuch der Oestreicher, am 10. Febr. aus; dazu diente die Brücke von Borghetto, in deren Besitze sie sich behauptet hatten; nach einem heftigen Gefechte wurden sie zum Rückzuge gezwungen. Daß aber von dem 10. Feb. an Bellegarde, der Minciolinie gegenüber, für lange Zeit vollkommener Unthätigkeit verfiel, dieses war nicht sowohl das Ergebniß des erlittenen Verlustes, als vielmehr Folge einer untrüglichen Berechnung. Der Oestreicher eigentliche Operationslinie gegen Frankreich bewegt sich von der Donau dem Rhein, der Maas, der Seine zu; was in Italien, dem Anhängsel von Deutschland, sich ereignen mag, ist Nebensache.

Das scheint man in Wien endlich, nach den schmerzlichen Erfahrungen von 1799—1800, von 1805 und 1809 eingesehen zu haben. Getrost mochte demnach die kleine Armee am Mincio die Lösung der Hauptfrage, wie sie eben im Seinethal bevorstand, abwarten. Einzig die Division Nugent ließ Bellegarde den Bewegungen der Neapolitaner folgen. Die hierdurch auf dem südlichen Ufer des Po vereinigte Macht errang bei Casal-Maggiore einen leichten Vortheil, den aber Eugen empfindlich sie büßen ließ. Er warf die Division Grenier, 14,000 Mann, auf das rechte Po-Ufer, und ließ durch sie in den Gefilden von der Nura und von Parma Nugents Corps angreifen, während eine andere Abtheilung, die Brücke von Borgoforte benutzend, Guastalla bestürmte. Aller Orten überwältigt, verloren die Oestreicher an Todten und Verwundeten an 400, an Gefangenen über 2000 Mann; Besatzung in Parma und Reggio zurücklassend, kehrte Grenier über Borgoforte in seine Linien zurück. Den Vorwurf, daß er bei dieser Gelegenheit die Waffenbrüder im Stiche gelassen, von sich abzulehnen, verfügte König Joachim, von Nugent unterstützt, eine lebhafte Bewegung gegen Reggio. In dem Gefecht bei der Brücke von San Maurizio büßten die Franzosen an 1100 Mann ein, den Trümmern der Abtheilung, die sofort in Reggio selbst eingeschlossen wurden, vergönnte Joachim freien Abzug, hiermit den dringenden Verdacht gegen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung nicht wenig bestärkend. Sich gegen die Folgen dieses Verdachtes zu schützen, entwarf er in einer Conferenz mit Bellegarde den Plan zu einem combinirten Angriff auf die Stellungen der Gegner. Bellegarde sollte die Linie des Mincio durchbrechen, das neapolitanische Heer den Uebergang des Taro erzwingen. Abermals hatte jedoch Bellegarde am Mincio den Vicekönig vor sich, und seine Anstrengungen blieben erfolglos (13. April), wo hingegen der Taro nach einem lebhaften Gefecht überschritten wurde. Eben sollte in Gefolge dessen der Angriff auf Piacenza vorgenommen werden, und es kam die Meldung von den Ereignissen zu Paris und Fontainebleau.

Indem hiermit Napoleon des Thrones entsetzt, war eine Fortsetzung der Feindseligkeiten nicht weiter denkbar. In Aus-

führung der zu Schiarino Rizzino am 16. April 1814 abgeschlossenen Convention verließen die Franzosen Italien, wurden Osopo, Palmanuova, Venedig den Oestreichern eingeräumt, während die Entscheidung über das Schicksal des übrigen Königreichs Italien den verbündeten Mächten vorbehalten blieb. Für den Vicekönig war demnach der Zeitpunkt gekommen, seine persönlichen Interessen öffentlich zu verhandeln. Daß dieses bereits früher in der Stille geschehen, wird von mehren Zeitgenossen versichert. Ihnen zufolge hätte Eugen lange um die Bedingungen seines Abfalles, deren schönster Preis die Krone von Italien sein sollte, mäkeln lassen, und sogar zu dem Ende, auf Bellegardes Rath, den Congreß zu Châtillon beschickt. Es ist von schriftlichen Zeugnissen um diese Dinge Rede gewesen. Andern zufolge blieb Eugen, unangesehen mancher von seinem Stiefvater empfangenen Unbild, unerschütterlich und bis zum Ende ihm ergeben, und wird diese Ansicht von Allen, die zu persönlicher Bekanntschaft mit dem Prinzen gelangt waren, getheilt. Daß er, nach Napoleons Fall, Absichten auf die Krone von Italien an Tag legte, kann in keiner Weise zum Vorwurf ihm gereichen. In der Proclamation vom 17. April äußerte er gegen die nach Frankreich abgehenden Waffenbrüder: durch höhere Pflichten werde ihm auferlegt, von ihnen sich zu trennen; ein gutes, edeles und getreues Volk habe Ansprüche auf den Rest eines Daseins, das seit zehn Jahren ihm gewidmet. Den von dem Prinzen empfangenen Weisungen zu gehorchen, brachte der Präsident des Senats, Melzi ein Decret in Vorschlag, laut dessen eine Deputation an den Kaiser von Oestreich abzusenden, und für Italien ein freier, unabhängiger König, namentlich der Prinz Eugen zu fordern. Die Deputation wurde beliebt, jedoch lediglich angewiesen, vor den hohen verbündeten Mächten die Verehrung des Senats für die Tugenden des Vicekönigs, zusamt der Dankbarkeit für dessen Regierung auszusprechen. Darüber kam in der Hauptstadt Mailand die Insurrection vom 20. April zu Ausbruch, in wenigen Augenblicken versank der ganze Lügenbau von Anhänglichkeit und Bewunderung, an welchem so lange die französischen Machthaber sich ergötzt hatten. Des Volkes eigentlicher

Willen gab sich kund in einer dem Zwang der vielen Jahre angemessenen Wildheit. Der Finanzminister Prina wurde zerrissen.

Eugen versuchte es nicht, dem Sturm entgegenzutreten; vielmehr schloß er am 23. April mit Bellegarde eine zweite Uebereinkunft, vermöge deren alle von den Alliirten noch nicht besetzten Plätze ihnen eingeräumt wurden. Sein Hauptquartier befand sich fortwährend in Mantua, er selbst soll sich jedoch, unmittelbar nach der Convention vom 16. April, im tiefsten Incognito in der Nähe der Stadt Mailand aufgehalten haben, um aus seinem Verborg auf die öffentliche Stimmung zu wirken, er soll auch geraume Zeit noch die Hoffnung genährt haben, daß das Volk, in tumultuarischer Weise als König ihn proclamirend, und also der von dem Senat ausgehenden Manifestation sich anschließend, entweder ein energisches Einschreiten bei den verbündeten Mächten veranlassen, oder ihm Gelegenheit geben würde, in einem pompösen Protokoll seine Verachtung für eine vergängliche Größe auszusprechen. Zu dem Ende wurde auch die Armee bearbeitet, und gingen die Generale Bertoletti und Fontanelli nach Paris, Ueberbringer einer Adresse, in welcher der Prinz Eugen als der von der Armee ausersehene Throncandidat den verbündeten Mächten bezeichnet. Die Adresse verfehlte ihrer Wirkung, die von dem Senat beliebte Deputation durfte nicht ausrücken. In allen diesen Dingen scheint des schlauen Bellegarde Einwirkung unverkennbar, und doch unterhielt er mit Eugen das freundschaftlichste Verhältniß: bei dessen Tochter Theodolinde soll der Feldmarschall zu Gevatter gestanden haben. Am 26. April 1814 nahm der „Prinz Eugen" von den „Völkern des Königreichs Italien" Abschied, am 27. verließ er mit seiner Familie Mantua, am 1. Mai Italien: zu Roveredo Tyrol betretend, fühlte er sich einigermaßen beunruhigt durch die Ereignisse von 1809, in welchen sein Name wenigstens genannt worden. Er befragte den Commandanten um die Stimmung des Landes. Der Prinzessin Sicherheit, erwiderte der Officier, wolle er verbürgen, keineswegs die des Prinzen, für dessen Dienst er zugleich seinen Wagen, seine Uniform, seine Leute und seine Livrée anbot. Dringend empfahl er, kein französisches Wort vernehmen zu lassen. Mittels dieser Vorsichtsmaasregeln wurde jeder Unfall vermieden.

In München von seinem Schwiegervater auf das liebreichste empfangen, begab schon am 4. Mai Eugen sich auf die fernere Reise nach Paris. Am 9. stieg er daselbst in seinem Hôtel in der Straße Bourbon ab. Bei dem König ließ er sich als Marquis de Beauharnais anmelden, *„faites entrer le prince Eugène,“* entgegnete Ludwig **XVIII.**, der auch den Marschallsstab dem Prinzen angeboten haben soll. Von dem Kaiser Alexander wurde er mit freundschaftlicher Auszeichnung behandelt. Als nothdürftig der Kaiserin Josephine Nachlaß regulirt, verließ Eugen die Hauptstadt von Frankreich, und befand er sich am 1. Jul. wieder in München. Den Congreß in Wien besuchend, wurde er der Gegenstand der verbindlichsten Aufmerksamkeit, bis dahin Napoleons Landung einigermaßen ihn compromittirte: man wollte mit Gewißheit behaupten, daß er dem Stiefvater die Nachricht von seiner bevorstehenden Uebertragung nach St. Helena mitgetheilt, und also die Schilderhebung veranlaßt habe. Schon war die Rede davon, den Prinzen nach Munkatsch zu bringen, was jedoch Kaiser Alexander verhinderte. Eugen hatte sein Ehrenwort gegeben, daß er in dem Laufe des bevorstehenden Krieges Baiern nicht verlassen werde. Daß seine Rolle in der Politik abgelaufen, hatte er bereits erkannt, und zeigte er demnach sich nur mehr bedacht, seine persönlichen Beziehungen zu ordnen.

Durch den Art. 8 des Vertrags vom 11. April 1814 war ihm *„un établissement convenable hors de France“* zugesichert; diese Bestimmung erklärte der östreichisch-baierische Staatsvertrag vom 23. April 1815. „Die hohen verbündeten Mächte," heißt es darin, „verpflichten sich, dem Prinzen ein Etablissement zu verschaffen, sobald die Umstände kein Hinderniß mehr in den Weg legen werden. Er soll wieder erhalten und behalten den freien und vollen Genuß seiner Dotationen und seiner beweglichen und unbeweglichen Privatgüter in allen Ländern, welche Bestandtheile des Königreichs Italien waren. Zum Wohnsitz für ihn und seine Familie wird ihm der König von Baiern das Schloß zu Baireuth und dessen Zugehörungen anweisen." Durch den Art. 193 der Congreßacte wurde dem Papste auferlegt, die Immobilar-Dotation, so Napoleon seinem Stief- und Adoptivsohn in

den Marken verliehen hatte, und deren jährlichen Ertrag man zu 800,000 Franken berechnete, anzuerkennen, endlich machte sich der König von Neapel verbindlich, einen Bezirk mit 50,000 Einwohnern, als das dem Prinzen verheißene Etablissement abzutreten. Es erlitten jedoch diese Bestimmungen noch mancherlei Abänderungen. Im Mai 1816 verständigte sich Prinz Eugen, unter Vermittlung des Cardinals Häffelin, mit dem päpstlichen Hofe. Laut des Vertrags sollte er seine in den Marken belegenen Güter als Erbleihe, gegen Zahlung einer Lehnwaare von 150,000 Scudi, und gegen einen jährlichen Grundzins von 20,000 Franken besitzen. Es wurde festgesetzt, daß diese Güter auf männliche und weibliche Nachkommen zu vererben, daß aber nicht über den 8ten Theil davon zu veräußern. Die jährlichen Einkünfte zu 850,000, der Capitalwerth zu 17,000,000 Franken angeschlagen, bedingte sich der h. Stuhl das Kauf- oder Einlösungsrecht für die nächstfolgenden neun Jahre. Das Schloß Galiera bei Bologna war aber in dem Vertrage nicht einbegriffen, maßen solches Napoleon durch Kauf erworben und an Eugens älteste Prinzessin eigenthümlich verliehen hatte. Der König von Neapel, hierzu durch Oestreich, Rußland und Preussen veranlaßt, bequemte sich, statt der verheißenen Cession fünf Millionen Franken an die Krone Baiern zu zahlen, wogegen diese dem Prinzen einen Landesbezirk abzutreten verhieß.

Der übernommenen Verpflichtung nachzukommen, überließ König Max Joseph an seinen Schwiegersohn die Landgrafschaft Leuchtenberg und einen Theil des vormaligen Hochstiftes Eichstädt, mit einer Bevölkerung von 24,000 Köpfen, Alles unter Vorbehalt des Rückfalls nach Erlöschung von Eugens Mannsstamm, in welchem Falle jedoch das Kaufgeld von fünf Millionen Franken den weiblichen Erben zu erstatten. Dazu erkaufte der Prinz noch aus baierischem Staatseigenthum das Residenzschloß zu Eichstädt mit den Hofgebäuden, Klöstern und Gärten, und der Burg Hirschberg um 100,000 fl. Kaufgeld, ferner verschiedene landschaftliche Complexe, Forste, Jagden, das Brauhaus zur Hofmühl bei Eichstädt, viele grund- und lehenherrliche Renten, die Berg- und Hüttenwerke Ober-Eichstädt,

Altendorf und Hagenacker. Er wurde zugleich 1817 von dem König zum Herzog von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstädt, mit dem Prädicat Königliche Hoheit für ihn und seine Nachfolger in der Standesherrschaft creirt, und dabei weiter bestimmt, daß die Prinzen des Hauses Leuchtenberg, als des ersten fürstlichen Hauses in Baiern Glieder, den Rang unmittelbar nach dem königlichen Hause haben sollen. Ueber große Schätze verfügend, man spricht von einer Summe von 30 Millionen Franken, die aus den Einkünften des Königreichs Italien erspart, wurde Eugen der Stadt und dem Fürstenthum Eichstädt ungemein wohlthätig, und hat auch die Hauptstadt München ihm manche Vortheile verdankt. Das Ameublement des Palastes, den er dort erbauen ließ, kam ihm 1,800,000 Franken zu stehen. Und dennoch hat man ihm den Vorwurf des Geizes gemacht, von wegen der strengen Ordnung in seinem Haushalt, die doch gar wohl vereinbar mit der zu einem Sprichwort erwachsenen Pracht. Sein Gesammteinkommen mochte die Summe von 6 Millionen Franken erreichen. Die Güter in der Lombardei, worunter ungezweifelt das bedeutendste die vor Zeiten von dem trierischen Kurfürsten Karl besessene Abtei Chiaravalle, das italienische Cisterz, hatte er um 7 Millionen Franken an Oestreich, sein Hôtel zu Paris an Preussen verkauft. Es bewahrte dieser Palast, noch vor wenigen Jahren, manche Andeutungen von Eugens galanten Neigungen; da befand sich z. B. in dem Salon, wo er seine Audienzen zu geben gewohnt, ein Sopha, das, auf eine leise Berührung sich in Bewegung setzte, und durch eine Reihe von Zimmern, deren Flügelthüren zugleich sich öffneten, dem Boudoir im Hintergrunde zulief. Dergleichen Anstalten mögen befremden, zumal der Prinz ein ausgezeichnet schöner Mann, von den einnehmendsten Manieren gewesen ist. Seiner ganzen Haltung und Führung verdankte er einen reichlichen Antheil an der Affection, die bis auf den heutigen Tag in Frankreich den Beauharnais geblieben ist, und die auszubeuten, Eugen selbst noch wiederholte Versuche anstellte. Es erzählt Louis Blanc: „*Napoléon mort, les prétendants se pressèrent dans la carrière obscure des conspirations. Il y eut un parti pour Napoléon II., un parti pour Joseph Bonaparte, un parti pour*

le prince Eugène; et la couronne fut mise à l'encan par une foule d'ambitions ténébreuses et subalternes. Ce fut alors qu'on vint offrir à Lafayette, de la part du prince Eugène, la somme de cinq millions, pour couvrir les premiers frais d'une révolution en faveur du frère de la reine Hortense. Cette proposition, qui ne fut ni acceptée ni repoussée par Lafayette, donna lieu, plus tard, à son voyage en Amérique, et lui suggéra l'idée des étranges démarches qu'il fit auprès de Joseph." Seit längerer Zeit leidend, erlag Eugen einem schlagartigen Anfall den 21. Febr. 1824. „*C'était un de ces hommes rares qui*", schließt General Saint-Yon, „*sous un extérieur simple et modeste, cachent une grande âme et des talens supérieurs. La droiture, l'humanité et l'amour de l'ordre, formaient la base de son caractère. Intrépide en présence du danger, sage dans le conseil, modéré dans l'exercice du pouvoir, l'adversité même le trouva toujours inébranlable. Affable, bienveillant, disposé à l'indulgence, il méprisait la calomnie et encourageait la franchise. Sa vie publique et sa vie privée se présentent toutes deux également exemptes de reproches, et son nom est sorti pur du milieu des orages politiques.* Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Auguste von Baiern, „*la plus belle et la plus vertueuse des princesses de son temps*", also hat Napoleon sie in seinen Mémoiren begrüßt — sie starb den 31. Mai 1851 — überlebten ihm sechs Kinder, 1) Josephine Maximiliane Auguste, geb. 14. März 1807, Prinzessin von Bologna durch Creation vom 20. Dec. 1807, mit dem König von Schweden verm. 19. Jun. 1823. 2) Eugenie Hortense Auguste, geb. 23. Dec. 1808; verm. 22. Mai 1826 mit dem Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, ist sie den 1. Dec. 1847 gestorben. 3) August Karl Eugen Napoleon. 4) Amalie Auguste Eugenie Napoleone, geb. 31. Jul. 1812, verm. 17. Oct. 1829 mit dem Kaiser Peter von Brasilien, Wittwe 24. Sept. 1834. 5) Theodolinde Louise Eugenie Auguste, geb. zu Mantua, 13. April 1814, verm. 8. Feb. 1841 mit dem Grafen Wilhelm von Würtemberg. 6) Maximilian Joseph Eugen August.

Der ältere Sohn, August Karl Eugen Napoleon, geb. 9. Dec. 1810, zählte demnach noch nicht volle vier Jahre, als sein Vater nach München oder Eichstädt übersiedelte. In der Person des Grafen Méjean war ihm ein geist- und kenntnißreicher Gouverneur gegeben, und hat unter dessen Leitung der junge Prinz die erfreulichsten Fortschritte gemacht. Seine Erziehung war weit vorgerückt, als ihm durch des Vaters Absterben Leuchtenberg und Eichstädt anfielen. Mit 17 Jahren hatte er den ganzen Cyclus classischer Studien durchgearbeitet, eine Masse anderer Kenntnisse sich erworben. Von 1826 an besuchte er die Vorlesungen an der Universität München, in einer keineswegs alltäglichen Beharrlichkeit. Besonders verlegte er sich auf die Rechtsstudien, wiewohl der Kriegsdienst seine Bestimmung. Das 6te Chevaulégersregiment, dessen Inhaber sein Vater gewesen, ging auf ihn über. Es kam für ihn die Zeit der Großjährigkeit, aus den Händen der von seiner Mutter geleiteten Vormundschaft übernahm er ein Vermögen von vier Millionen Franken Ertrag, König Ludwig führte ihn dem Staatsrathe ein, ohne doch zu München ihn festhalten zu können. Es bereisete der Herzog Italien, längere Zeit zu Rom und Neapel verweilend, zugleich aber eine lebhafte Aufmerksamkeit den Ereignissen in Belgien zuwendend. Ihm scheinen damals die nordischen Mächte den neu zu erbauenden Thron zugedacht zu haben. „*Il n'y avait alors*," schreibt Louis Blanc, „*que deux candidatures sérieuses: celle du duc de Nemours et celle du duc de Leuchtemberg. L'un et l'autre convenaient à la France. Roi des Belges, le duc de Nemours était un lien naturel entre les deux pays. Le duc de Leuchtemberg etait d'un sang cher à la nation française: roi des Belges, il pouvait un jour demander à la France une plus brillante couronne, et lui offrir en échange un beau royaume. Mais l'intérêt de la France ici ne se combinait pas avec celui de la dynastie de Louis-Philippe. Consentir au couronnement du duc de Nemours, c'était offenser l'Angleterre, qu'on désirait avant tout ménager. Consentir au couronnement du duc de Leuchtemberg, c'était courir les risques du voisinage d'un Bonaparte. Aussi M. Sé-*

bastiani n'hésita-t-il pas à déclarer à M. Firmin Rogier, au nom de Louis-Philippe : 2) „„que le prince Othon de Bavière était le roi qui convenait le mieux à la Belgique; 3) que le roi des Français n'accorderait jamais une de ses filles au fils d'Eugène Beauharnais, et que les Belges, en couronnant ce prince, s'exposaient à être privés de la puissante amitié de la France."" Und am 11. Januar 1831 schrieb Sebastiani an Bresson nach Brüssel: „„*Le gouvernement de S. M. verrait dans le choix de M. le duc de Leuchtemberg une combinaison de nature à troubler la tranquillité de la France. Nous n'avons point le projet de porter la plus légère atteinte à la liberté des Belges dans l'élection de leur souverain: mais nous usons aussi de notre droit en déclarant, de la manière la plus formelle, que nous ne reconnaîtrions point l'élection de M. le duc de Leuchtemberg. Sans doute, de leur côté, les puissances seraient peu disposées à cette reconnaissance."" Comme il arrive presque toujours, en commettant une injustice, le gouvernement français venait de commettre une faute. Son penchant bien connu pour la paix, rendait ses menaces vaines, sans les rendre moins irritantes. La force du parti de Leuchtemberg s'en accrut. Ce qui n'avait été jusque-là pour la Belgique qu'une affaire de calcul devenait une question d'honneur, et les injonctions blessantes du cabinet du Palais-Royal faisaient naturellement passer du côté des Leuchtembergistes toute l'autorité des sentiments généreux, toute la puissance des entraînements patriotiques. Déjà le protocole du 9. janvier, par lequel la conférence enjoignait aux Belges de renoncer à leur entreprise sur Maëstricht, et au roi de Hollande, de rétablir la libre navigation de l'Escaut, avait excité dans le congrès le plus terrible orage, et n'avait été accepté qu'au milieu d'un frémissement universel, comme on accepte les lois de la violence. Or, si les Belges s'indignaient des prétentions de la diplomatie, avec quel surcroît de douleur et de colère ne devaient-ils pas voir ces prétentions dépassées par celles de la France, dont ils n'avaient attendu qu'amitié, secours et protection! Bientôt l'éloge du fils d'Eugène vola de bouche en*

bouche. Son buste fut couronné au spectacle, en présence de tout un peuple qui faisait retentir l'air de ses acclamations, tandis que les partisans de la France n'osaient plus élever la voix." Ludwig Philipp verzweifelte jedoch nicht, frische diplomatische Kräfte wurden in Bewegung gesetzt, die Wahl des Herzogs von Leuchtenberg zu hintertreiben. Einer der Vertrauten des Palais-Royal mußte sich nach Brüssel begeben, „*M. de la Woestyne vint en aide à l'influence expirante de M. Bresson, et tout ce qu'ils purent imaginer pour ruiner la candidature du duc de Leuchtemberg, ils le mirent en oeuvre, aidés du reste, en cela par lord Ponsonby; car l'Angleterre ne voulait pas pour roi des Belges d'un prince qui aurait pu devenir roi des Français. En dépit de tous ces efforts, le parti du duc de Leuchtemberg allait se fortifiant chaque jour, parce que les habiles refusaient de compromettre leur avenir en se prononçant contre un candidat sans concurrent. M. de la Woestyne écrivit donc au Palais-Royal que l'élection du fils d'Eugène était assurée, si on ne lui opposait pas formellement le duc de Nemours.*" Der Rath mußte befolgt, der Herzog von Nemours als Candidat aufgestellt werden, und hat sich für ihn, wie man weiß, der Congreß entschieden, trotz aller Anstrengungen eines Staffart, Jottrand, Gerlache, Rhodes, Lebeau, die in ihrer Vorliebe für den Herzog von Leuchtenberg unerschütterlich.

Während dem Herzog die Aussicht zu dem einen Throne schwand, reiften allgemach Verhandlungen, die eine ungleich glänzendere Zukunft ihm zu eröffnen schienen. Nach der Mutter Wunsch führte er seine Schwester, die künftige Kaiserin, hinüber nach Brasilien, und empfing er bei dieser Gelegenheit von seinem Schwager den Titel eines Herzogs von Santa Cruz, samt dem Prädicat Königliche Hoheit. Es war das ohne Zweifel die Einleitung zu der beabsichtigten Vermählung des Herzogs mit der 1819 gebornen ältesten Prinzessin des Kaisers. Volle fünf Monate hat der Herzog in Brasilien zubringen müssen, denn es erforderte eine langwierige und schmerzliche Kur die Beschädigung, so er in einem Sturze aus dem Wagen empfangen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er mit baren Summen, oder wenig-

stens mit seinem Credit des in Brasilien entthronten Kaisers Bemühungen, Portugal dem Infanten Dom Miguel zu entreißen, unterstützte, und darf es demnach nicht befremden, daß Dom Pedro, sterbend, seiner Wittwe, seiner Tochter aufgab, ein Ehebündniß abzuschließen, so der Dinge jüngsten Zustand in Portugal zu consolidiren, den Finanzverlegenheiten abzuhelfen geeignet. Die Verbindung dem Volke um so angenehmer zu machen, wurde die Sage verbreitet, es seien die Beauharnais weibliche Abkömmlinge von Alfons Henriquez, dem Sieger von Durem und ersten König von Portugal. Der Herzog hatte Baiern zu Ende Novembers 1834 verlassen, und feierte seine Vermählung mit der Königin zu Lissabon den 25. Januar 1835. Ohne Verweilen wurde ihm die Würde eines Groß-Condestable, Feldmarschall, Generalissimus verliehen, und es bewilligten ihm die Kammern eine Dotation von 250,000 Franken jährlich. Davon widmete er alsbald 15,000 Franken zu Pensionen für die Wittwen von 36, unter Dom Pedros Fahnen gefallenen Patrioten. Ueberhaupt ward er in kurzer Zeit ungemein populair, aber der ihm zugewendeten Gunst der Nation sollte er nicht lange sich erfreuen. Von der Halsbräune befallen, verschied er nach einem Krankenlager von fünf Tagen, den 28. März 1835.

In Titel und Gütern succedirte des Herzogs Eugen jüngerer Sohn, Maximilian Joseph Eugen Napoleon, geb. zu München, 2. Oct. 1817. Seit dem 14. Jul. 1839 mit der Großfürstin Marie von Rußland vermählt, empfängt derselbe, laut Bestimmung seines kaiserlichen Schwiegervaters, das Prädicat Kaiserliche Hoheit. Seiner Kinder sind fünf, Maria Maximilianowna, geb. 16. Oct. 1841, Nicolaus Maximilianowitsch, geb. 4. Aug. 1843, Eugenie Maximilianowna, geb. 1. April 1845, Eugen Maximilianowitsch, geb. 8. Feb. 1847, Sergius Maximilianowitsch, geb. 20. Dec. 1849.

Der Marquis Franz von Beauharnais, des Vicomte Alexander älterer Bruder, war den 12. Aug. 1756 zu la Rochelle geboren; sein Vater hatte das Gouvernement dieser Stadt. In der Nationalversammlung hielt Franz streng zu der Adelspartei, und lebhaft protestirte er gegen alle revolutionären Beschlüsse.

Dem Antrage seines Bruders, dem König die oberste Leitung der Heere zu nehmen, und den mancherlei in Bezug auf diesen Antrag vorgebrachten Amendements widersprach er mit Heftigkeit, als womit er den ehrenden Beinamen „*féal Beauharnais sans amendement*“ sich verdiente. Der Bericht an seine Committenten, den er zu Ende der Sitzung veröffentlichte, erregte Aufsehen. Ein Plan, die königliche Familie in Sicherheit zu bringen, durch ihn 1792 mit Zuziehung von Hervilly, Briges und Vioménil entworfen, scheiterte an der Verhaftung seines Begleiters, des Baron Chambon, er selbst verließ das Reich, um in der Armee des Prinzen von Condé den Posten eines *aide major-général* zu übernehmen. Als solcher und als „*député par l'ordre de la noblesse de Paris aux états généraux*“ unterzeichnete er das Schreiben an den Präsidenten des Convents, worin er sich erbot, die Vertheidigung des Königs zu übernehmen, und zugleich das Ungesetzliche in dem Verfahren gegen Ludwig XVI. nachwies. Im Laufe der Emigration hielt er sich längere Zeit zu Coblenz auf. Er hatte sich bei dem Geheimrath von Cohausen eingemiethet, Aufnahme in den Familiencirkel gesucht, und darin jenen Trost gefunden, dessen er mehr beinahe, denn irgend einer seiner Schicksalsgenossen bedurfte. Das Frankreich, dessen er sich gefreuet, war nicht mehr, dem Raube verfallen sein großes Eigenthum, höchst unglücklich seine Ehe mit einer Cousine, mit der Tochter der Gräfin Fanny Beauharnais. Statt ihm zu folgen in die Verbannung, hatte die Ungetreue zwei Jahre in den Gefängnissen der Schreckensherrschaft zugebracht, darauf flüchtigen Leidenschaften sich hingegeben, auf Ehescheidung geklagt, letzlich einen Douanier geheurathet.

Durch die Fortschritte der republikanischen Heere aus Coblenz vertrieben, wendete der Marquis sich nach Baireuth, und von dort aus, wenn ich nicht irre, schrieb er den berühmten Brief, worin dem ersten Consul von Frankreich der Rath ertheilt, seinen Ruhm zu krönen, Ludwig XVIII. aus der Verbannung zum Throne zu rufen. Das Schreiben hat des Marquis Schwägerin, Josephine, dem künftigen Imperator überreicht, vielen Dank aber der Briefsteller damit nicht verdient.

Ohnehin war er mit seiner Familie, um daß er die „*Allemande*“ zu seiner zweiten Frau gemacht, fortwährend in Unfrieden, bis dahin seine Tochter erster Ehe an Lavallette verheurathet worden. Im Frieden mit seinen Angehörigen empfing der Marquis 1804 aus den Händen seines kaiserlichen Schwagers den Posten eines *Envoyé extraordinaire* und *Ministre plénipotentiaire* bei dem Hofe von Florenz, und hat er „*franc sans rudesse, poli sans flatterie, spirituel sans prétention, et du commerce le plus sûr,*“ unbeschränkten Einfluß auf das Gemüth, auf die Entschließungen der Königin-Regentin gewonnen. Diese Erfolge, und absonderlich das Zutrauen, durch die Tochter K. Karls IV. von Spanien ihm geschenkt, scheinen zu dem Gesandtschaftposten in Madrid ihn empfohlen zu haben. Arge Verwickelungen erwarteten seiner dort, und wird sehr ungünstig, nach den Resultaten, von Napoleon und seinem Geschichtschreiber Thiers der Gesandte beurtheilt. Es schreibt Thiers:

„*M. de Beauharnais avait remplacé en 1806 le général Beurnonville à Madrid. C'était un esprit médiocre, un ambassadeur gauche et parcimonieux, peu propre aux finesses de son état, et moins encore au genre de représentation que cet état commande, doué cependant de quelque bon sens et d'une parfaite droiture. A tout cela il ajoutait une morgue assez ridicule, excitée par le sentiment de sa situation, puisqu'il avait l'honneur d'être beau-frère de sa souveraine. Sa gravité, sa probité, sa maladresse concordaient peu avec la fourberie et la légèreté du favori* (des Prinzen de la Paz), *et il aimait ce dernier aussi peu qu'il l'estimait. Il adressait à Napoléon des rapports conformes à ce qu'il sentait. Aussi le regardait-on à Madrid comme ennemi du grand-amiral.*“ Das brachte des Prinzen von Asturien Vertraute auf den Gedanken, in dem französischen Gesandten eine Stütze gegen die Unternehmungen und Entwürfe des Günstlings zu suchen. Der Canonicus Escoiquiz übernahm die Vermittlung zwischen dem Prinzen und dem Gesandten. „*M. de Beauharnais était beaucoup trop nouveau dans la profession qu'il exerçait pour ne pas s'effrayer d'une position aussi délicate, car il s'agissait*

d'accepter des rapports clandestins avec l'héritier de la couronne. Il refusa d'abord d'en croire le chanoine Escoiquiz, et accueillit ses ouvertures avec une froideur capable de décourager des gens moins décidés à se faire écouter et comprendre. Mais le chanoine imagina un moyen singulier d'obtenir crédit: ce fut d'établir un échange de signes entre le prince et M. de Beauharnais, dans les visites que celui-ci faisait à l'Escurial. Ces signes convenus d'avance ne devaient pas laisser de doute sur la secrète mission que le chanoine Escoiquiz disait avoir reçu de Ferdinand. En effet M. de Beauharnais à sa première visite à l'Escurial observa le prince avec attention, apperçut les signes convenus, fut en outre de sa part l'objet des prévenances les plus marquées, et ne put dès lors conserver aucune incertitude sur la mission du chanoine Escoiquiz. Quand il fut rassuré sur ce point, il différa encore de l'écouter, jusqu'à ce qu'il eût été autorisé par sa cour à s'engager dans de pareilles relations. Il écrivit alors à Paris une dépêche mystérieuse, pour dire qu'un fils innocent, cruellement traité par son père et sa mère, invoquait l'appui de Napoléon, et demandait à devenir son protégé reconnaissant et dévoué. Napoléon, impatienté de ce ridicule mystère, fit enjoindre à M. de Beauharnais de se rendre plus intelligible et plus clair. Celui-ci obéit en racontant tout ce qui s'était passé; il en fit le récit détaillé dans une correspondance secrète, qui révélait également sa maladresse et sa sincerité, et qui ne devait pas être, et qui n'a pas été déposée aux affaires étrangères. Commencées en juillet 1807, *ces relations continuèrent en août et septembre, avec la même crainte de se compromettre de la part de M. de Beauharnais, et le même désir d'être accueilli de la part de Ferdinand.*" Letzlich, den 11. Oct. entschloß sich der Prinz, durch Vermittlung des Gesandten an den Kaiser sich zu wenden, ausdrücklich Schutz und die Hand einer Prinzessin aus dem Hause Bonaparte zu begehren. Der Brief konnte über dem Bemühen des Gesandten, eine sichere Gelegenheit zu dessen Beförderung zu ermitteln, erst am 20. abgehen, und gelangte nach Paris den 27. oder 28. Oct., daß er also beinahe mit der Meldung von der Verhaftung des Prinzen von Asturien zusammentraf.

Augenblicklich setzte Napoleon sich in Verfassung, von Ereignissen, die kaum ausbleiben konnten, Vortheil zu ziehen. „*Tandis que ses troupes devaient s'avancer mystérieusement sur Madrid, ne disant de paroles rassurantes que pour le peuple espagnol, et pas une seule pour la famille régnante, il fit agir sa diplomatie dans le même sens. M. de Beauharnais demandait sans cesse des instructions pour une catastrophe qui semblait imminente. Il sollicitait surtout la permission d'accorder quelques témoignages d'intérêt à Ferdinand, toujours convaincu qu'il fallait renverser le favori au profit de ce prince, et opérer la fusion des deux dynasties par un mariage. Napoléon qui était maintenant bien éloigné d'un plan pareil, et qui se riait souvent de la credulité de M. de Beauharnais, de sa gaucherie, de son avarice, de l'importance qu'il aimait à se donner, et qui le laissait où il était, parce qu'un honnête homme sans esprit lui convenait mieux qu'un autre pour jouer le personnage ridicule d'un ambassadeur à qui on laissait tout ignorer, lui fit prescrire de garder la neutralité la plus absolue entre les factions qui divisaient l'Espagne, de ne témoigner d'intérêt à aucune d'elles, de répondre seulement, quand on lui parlerait des dispositions de l'empereur, qu'il était mécontent, très-mécontent, sans dire de quoi; d'ajouter, quand on lui parlerait de la marche des armées françaises, que Gibraltar, Cadix réclamaient probablement une concentration de troupes, car les Anglais amenaient beaucoup de forces sur ce point, mais que le cabinet espagnol était si indiscret qu'on ne pouvait lui confier le secret d'une seule opération militaire.*

Beauharnais hatte dem preussischen *Chargé d'affaires* Henri gegenüber seltene Großmuth bewährt, ganzer zwei Monate den Mann, dem sein Einkommen nicht zukommen können, samt Frau und Kindern unterhalten, nicht mindern Edelmuth bekundete der Marquis, wie nach den Ereignissen von Aranjuez die Bevölkerung von Madrid den lange verhaltenen Groll gegen den Günstling und dessen Angehörige zu äußern wagte. „*M. de Beauharnais, après l'abdication de Charles IV. revenu immédiatement à Madrid, eut le temps de donner asile à la famille*

Godoy. La mère, le frère d'Emmanuel, ses soeurs, mariées aux plus grands seigneurs d'Espagne, avaient passé une affreuse nuit, sous le toit de leurs palais. M. de Beauharnais leur offrit un abri dans l'hôtel de l'ambassade.“ Den einen der Schwäger, den Marchese de Branciforte zu retten, hatte Beauharnais nicht angestanden, persönlicher Gefahr sich auszusetzen. Nach wie vor blieb aber dessen Stellung, dem eigenen Hofe gegenüber, höchst peinlich. „*M. de Beauharnais, très-honnête homme, très-incapable, ne fut pris que pour jouer le personnage ridicule d'un ambassadeur, qu'on trompait, afin qu'il trompât mieux la cour auprès de laquelle il était accredité.* Ne dites rien à Beauharnais . . . . Je n'ai rien dit à Beauharnais . . . . *sont les paroles qui se trouvent sans cesse dans la correspondance de Napoléon et de ses agents en Espagne.*“ Auch Murat hat auf eigene Rechnung das unwürdige Spiel mit dem Gesandten fortgesetzt.

„*Murat manda auprès de lui M. de Beauharnais, dont il se défiait fort, parce qu'il le savait attaché à Ferdinand VII., et auquel il supposait plus de finesse que cet honnête et maladroit ambassadeur n'était capable d'en montrer dans une trame politique. Il lui persuada de se rendre sur-le-champ à Aranjuez, et d'user de son ascendant sur Ferdinand VII. pour lui arracher les résolutions que réclamait la circonstance. Afin de décider M. de Beauharnais, Murat commença par l'effrayer sur la fausse manière dont il avait entendu les intentions de Napoléon, en contribuant à empêcher le voyage d'Andalousie (ce qu'à tort ou à raison l'on imputait en effet à M. de Beauharnais). Murat, pour l'inquiéter davantage, lui affirma, ce qu'il ne savait pas, que Napoléon aurait voulu le renouvellement de la scène de Lisbonne; puis il lui suggéra, comme un moyen certain de réparer sa faute, l'idée de se transporter immédiatement à Aranjuez pour obtenir de Ferdinand VII. qu'il fît rétrograder les troupes espagnoles, qu'il ne vînt pas à Madrid, et qu'il laissât sa nouvelle royauté en suspens, jusqu'à la décision de Napoléon. M. de Beauharnais, cédant à ces conseils, partit à l'instant même pour Aranjuez. Avec son opiniâtreté ordinaire il obtint le renvoi des troupes*

espagnoles dans leurs premières positions. Cette partie de sa commission remplie, M. de Beauharnais, soit qu'il n'eût pas compris l'intention de Murat quant à la seconde, soit que l'ayant comprise il ne voulût pas s'y conformer, s'attacha à persuader à Ferdinand qu'il fallait acquérir à tout prix la bienveillance de Napoléon, et pour cela courir à sa rencontre, se jeter dans ses bras, en lui demandant son amitié, sa protection et une épouse; que plus tôt il ferait une pareille démarche, plus tôt il serait assuré de régner; que le mieux serait de partir à l'instant même d'Aranjuez pour un tel voyage; qu'il n'aurait pas à faire beaucoup de chemin, car il trouverait Napoléon en route; qu'enfin il ne fallait venir à Madrid que pour le traverser, et se transporter le plus promptement possible à Burgos ou à Vittoria. C'était de très-bonne foi, et sans se douter qu'il contribuait de son côté, comme Murat du rien, à l'invention de l'intrigue à laquelle Ferdinand succomberait bientôt, que M. de Beauharnais donnait un semblable conseil. Ferdinand adopta du conseil ce qui lui convenait actuellement, c'était de quitter Aranjuez pour se rendre tout de suite à Madrid, et il annonça son entrée solennelle dans la capitale pour le lendemain 24. mars.

„M. de Beauharnais, revenu à Madrid, raconta naïvement à Murat tout ce qu'il avait dit et fait. Murat crut y voir un calcul perfide pour amener Ferdinand à entrer immédiatement à Madrid, et à prendre un peu plus tôt possession de la couronne. Il le dénonça sans perdre de temps à l'empereur, comme un secret complice de Ferdinand VII., comme un agent actif de la révolution qui avait précipité le vieux roi du trône, comme un ambassadeur dangereux, qui favorisait la nouvelle royauté, la seule qui fût à craindre. Ces reproches étaient injustes, ou du moins fort exagérés. M. de Beauharnais s'était dès l'origine sincèrement attaché à Ferdinand VII., parce qu'il lui semblait le seul personnage de la cour qui méritât quelque intérêt; peut-être cet attachement était-il devenu plus vif depuis qu'il s'agissait de lui faire épouser une demoiselle de Beauharnais; mais il croyait en conscience que s'unir fortement à Ferdinand VII. était

pour la France la meilleure des solutions; et, en poussant ce prince sur la route de France, il voulait l'amener, non pas à Madrid, mais aux pieds de Napoléon, afin d'assurer le résultat qu'il estimait le meilleur. Du reste il n'était ni assez actif ni assez habile pour avoir pris une part quelconque à la dernière révolution, où il n'avait figuré qu'en apportant au vieux roi, à l'instant du danger, le secours de sa maladresse et de son courage."

Savary, der eben jetzt eintraf, der in das ganze Geheimniß um des Kaisers Absichten mit Spanien eingeweihet, schloß sich mit Lebhaftigkeit dem von Murat ergriffenen Trugsystem an. „*Murat et le général Savary s'entendirent pour mener à bien cette difficile trame. Ils avaient dans les mains un commode auxiliaire, c'était M. de Beauharnais, d'autant plus commode qu'il était convaincu, dans son aveùgle confiance, que Ferdinand VII. n'avait rien de mieux à faire que de courir audevant de Napoléon, pour se jeter dans ses bras ou à ses pieds, et obtenir de lui la reconnaissance de son nouveau titre, la confirmation de ce qui s'était passé à Aranjuez, et la main d'une princesse française. Tous les jours M. de Beauharnais conseillait cette conduite à Ferdinand, et celui-ci, qui avait grande impatience de recevoir de Napoléon la permission de régner, mais n'osait encore prendre aucun parti en l'absence de ses favoris, promettait de faire tout ce que lui conseillait l'ambassadeur de France dès qu'il aurait réuni à Madrid les hommes revêtus de sa confiance. Murat se servait tous les jours de M. de Beauharnais pour faire parvenir à Ferdinand le conseil de partir, en répétant à ce malheureux ambassadeur que c'était le seul moyen de réparer la faute qu'il avait commise en empêchant le voyage en Andalousie."* Aus dem allen ergibt sich sehr deutlich, daß Beauharnais, der Absicht fern, den Sohn Karls IV. zu betrügen, mehr wie irgend jemand gethan hat, um ihn nach Bayonne zu liefern, daß er mithin, nachdem einmal der Plan, das spanische Königshaus zur Auswanderung nach America zu vermögen, gescheitert, den Entwürfen seines Monarchen, ohne darin eingeweihet zu sein, den wirksamsten Vorschub geleistet hat.

Dafür ist ihm aber keineswegs Belohnung geworden: „*au moment de la catastrophe, Napoléon envoya M. de Laforêt pour seconder Murat, n'estimant pas qu'on pût se servir de M. de Beauharnais, et il disgracia ce dernier sans vouloir même l'entendre, ce qui était de toute injustice.*“ Die Umstände seiner Ungnade finden sich mitgetheilt in den *Mémoires sur l'impératrice Joséphine*: „*Rappelé pendant que l'empereur était à Marac, il ne put obtenir de le voir en arrivant. M. le duc de Cadore (Champagny) le reçut avec quelque embarras lorsqu'il lui demanda si l'empereur consentirait à le voir:* „„*S. M. est mécontente de votre obstination à contrecarrer ses projets; vous savez combien ses premiers mouvemens sont quelquefois impétueux, ainsi je vous conseillerais de laisser passer quelque temps, avant de vous présenter devant elle. — Je n'ai jamais, Monsieur le duc, craint de rendre compte de ma conduite; dans cette circonstance, comme dans toutes les autres de ma vie, je suis prêt à donner sur elle tous les renseignemens qui me seront demandés. C'est pourquoi je tiens à voir l'empereur. Me recevra-t-il oui ou non? — Mais .... non. — Eh bien! je vais joindre ma famille à Paris; veuillez assurer S. M. qu'on la trompe sur tout ce qu'on lui dit de l'Espagne. Je n'ais pas à me reprocher d'avoir employé d'espions, et cependant je suis mieux informé que qui que ce soit, des désirs de cette nation aussi courageuse que superstitieuse. Quand on voudra m'entendre, je serai prêt à dire ce que je sais. — Pardon, Monsieur, je suis forcé de vous annoncer que l'empereur désire que vous n'alliez pas à Paris, mais en Pologne. — En Pologne, bon Dieu! Qu'irai-je y faire? Je n'y ai aucune propriété, je n'y connais personne. C'est sûrement en Sologne que vous voulez dire. Eugène y a des terres où je pourrais me retirer. — Eh bien soit; en Sologne.*“““

Der unglückliche Mann hat aber weder Pologne noch Sologne zu seinem Aufenthalt gewählt, sondern, wie gesagt, das von Collsche oder damals des Hofgerichtsrathen von Mees Gut in Horchheim gekauft, und daselbst, oder in Bendorf, in der Heimath demnach seiner zweiten Frau, Christine Louise von Cohausen, einen großen Theil seines durch acht ganze Jahre sich verlängern-

den Exiliums zugebracht. Ohne Zweifel ist es so lang geworden, weil er doch am Ende die Angelegenheit richtiger, als der Kaiser selbst, beurtheilt hatte. Mitunter durfte er für seine Person das alte stattliche Schloß La Ferté-Beauharnais, in der Sologne, das einstens, samt den davon abhängenden 20,000 Morgen, sein Eigenthum gewesen, das aber die Revolution ihm entrissen, Napoleon an Eugen Beauharnais verschenkt hatte, bewohnen. Bei dem mußte der Oheim sich einmiethen. Der Verbannung vollständig ledig mittels der Ereignisse von 1814, hat der Marquis von der Restauration weder Gutes noch Böses, wohl aber von König Ferdinand **VII.** das Großkreuz des Ordens K. Karls **III.** mit Diamanten bedeckt, empfangen, und ist diese Verleihung eine der ersten Handlungen des der Freiheit wiedergegebenen Monarchen gewesen. Des Marquis andere Gemahlin, von der drei Kinder, starb 1822, er selbst bewohnte unausgesetzt sein Hôtel in der Straße de la Pépinière zu Paris, dessen ausgedehnter Garten seiner Liebhaberei einen weiten Spielraum bot. Ausschließlich mit diesem Garten hat er seine letzten Lebensjahre hindurch sich beschäftigt, dabei bis zu den letzten Augenblicken des Vollgenusses seiner körperlichen und geistigen Kräfte sich erfreuet. Er starb, 96 Jahre alt, im April 1846.

Des Marquis Tochter erster Ehe, Emilie Louise Beauharnais, geb. 1780, wurde in das gemeinsame Geschick ihrer Familie während der Revolution verwickelt. Der Pflege der Eltern entzogen, „*la jeune Emilie fut confiée aux soins d'une gouvernante, ou plutôt livrée aux grossiers caprices de quelques domestiques qui partageaient les mouvemens et les passions de la multitude. Fille de parens émigrés, la pauvre enfant était forcée d'assister aux processions patriotiques qui se renouvelaient tous les mois, aux fêtes de la république.* „„*J'y étais fort maltraitée,*““ *m'a-t-elle raconté souvent,* „„*par mes compagnes les filles du quartier. Elle ne me pardonnaient pas ma taille élevée et des traits assez distingués pour faire contraste avec la plupart d'entre elles. La fille d'un émigré, d'un marquis, d'une mère emprisonnée, ne devait pas prétendre à l'honneur d'être avec elles. Je n'aurais pas mieux demandé; mais ma gouvernante, quoiqu'elle ne partageât pas les préju-*

gés de mes compagnes, avait grand soin de me conduire à leur réunion dans son propre intérêt: montrer la plus légère répugnance l'eût exposée à être arrêtée."" *A cette affreuse époque de délire et de fanatisme, la vie privée subissait la surveillance jalouse et continuelle de tout ce qui vous entourait. Le portier d'un hôtel ne se faisait pardonner sa condition que par l'espionnage et la délation. Les domestiques étaient maîtres, ou plutôt tyrans de ceux qui les employaient; et l'on trouvait mauvais qu'une jeune fille d'émigré ne fût pas mise en apprentissage, conservât dans ses moeurs et dans ses occupations quelque chose de distingué et de délicat."* Diese unerträgliche Tyrannei wurde 1794 gestürzt, Josephine, des Vicomte Beauharnais Wittwe, durfte ihr Gefängniß verlassen, und Eugenie, ihre Tochter, Emilie, ihre Nichte, wurden in das unlängst zu S. Germain-en-Laye von der Campan eröffnete Pensionat gegeben. Zwei Jahre brachte Emilie in der Anstalt zu, dann wurde sie, unter des General Bonaparte Vermittlung, an seinen *Aide-de-camp* Marie Chamans de Lavallette verheurathet. Höchst anziehend fand dieser die ihm bestimmte Braut, als die ganze Pension ihm vorgeführt worden. *„Elle était effectivement la plus jolie: une taille élevée et d'une élégance pleine de grâce, un visage charmant, de belles couleurs que la confusion augmentait, mais une timidité, un embarras qui fit rire le maître."* Eine prächtige Frau war Emilie auch noch zur Zeit der Catastrophe ihres Gemahls geblieben, eine Schönheit ersten Ranges fand sie nicht selten lästig die auf den Straßen von dem Publicum ihr gezollte Bewunderung. Lavallette hingegen war klein, gedrungen, sein Gesicht aufgedunsen und stark pockennarbig.

Die Civilehe wurde in dem Klösterlein *de la Conception*, Straße S. Honoré, durch einen armen ungeschwornen Priester eingesegnet. *„C'était à peu près défendu, mais Emilie y tenait beaucoup, car elle avait une piété douce et sincère."* Vierzehn Tage später befand sich Lavallette auf der Straße nach Toulon, fertig und gerüstet, seinem Feldherren in den waglichen Zug nach dem Lande der Pharaonen zu folgen. Achtzehn Mo-

nate hat er in Egypten zugebracht; die verlebte die junge Frau theilweise in Gesellschaft ihrer Tante, vorzugsweise in dem Hause ihres Großvaters, *„qui avait alors quatre-vingt-six ans, et qui conservait, dans un âge si avancé, une tête saine, une égalité de caractère aimable, et une véritable adoration pour sa petite-fille.“* Bald nach dem 18. Brumaire wurde Lavallette nach Dresden entsendet, um von dort aus eine Unterhandlung mit Oestreich zu versuchen. Seine Frau gab ihm das Geleite: *„Depuis 1792 l'Allemagne du nord n'avait pas vu une Française: on s'était imaginé que toutes étaient des femmes perdues, sans éducation et à peine vêtues. L'étonnement fut au comble quand on vit une jeune personne d'une extrême modestie, d'une grande timidité, et mise avec une décence et un goût qui pouvaient servir de modèle aux femmes les plus sévères. Ces succès augmentèrent à mesure qu'on la connut davantage. Nous allâmes passer le carnaval à Berlin; toute la cour, et particulièrement la reine, la comblèrent de bons traitemens et de distinctions. Elle eut l'honneur de détruire tous les prejugés extravagans qu'on avait contre les dames françaises, et de rendre peut-être les Allemands très-exigeans pour celles qui vinrent après elle.“*

Bei der Erhebung des Kaiserthrons wurde der Posten einer *dame d'atours* bei der Kaiserin an die Gräfin Lavallette gegeben. *„Les fonctions n'étaient pas faciles à remplir; l'empereur, qui réglait sa maison comme son vaste empire, était loin d'y obtenir en tout la même obéissance. Il avait établi que les marchands qui fournissaient la toilette de l'impératrice ne devaient se présenter à elle qu'un jour par semaine, que la dame d'atours serait présente, tiendrait registre des achats, et serait responsable du désordre. L'exécution du réglement deplut bientôt à l'impératrice; la dame d'atours osa réclamer; elle fut boudée, et peu à peu ses fonctions se réduisirent à celles de dame du palais.“* So erzählt ein mit Recht in die Anbetung seines Weibes vertiefter Ehemann. Doch gibt es auch eine andere Lesart um die Angelegenheit, und die darf ich, in dem Streben nach Unparteilichkeit, nicht verschweigen. Es wird erzählt:

„M^me de Lavallette s'était persuadée qu'elle devait avoir la direction entière de la toilette; mais Joséphine pour qui cet objet était la plus sérieuse des occupations, et qui trouvait d'ailleurs que sa nièce manquait de goût, lui signifia qu'elle entendait choisir elle-même ses étoffes et ne céder ce soin à personne." Napoleons Ehescheidung und seine zweite Vermählung entbanden die Gräfin Lavallette ihrer amtlichen Stellung, ihr Herr verlor unter dem Einflusse der Restauration von 1814 das wichtige Amt eines Generaldirectors der Posten des Kaiserreichs. Am 20. März 1815, Morgens um 6 Uhr, verließ wiederum Ludwig XVIII. die Hauptstadt, einige Stunden später trat Lavallette, von General Sebastiani begleitet, vor den Grafen Ferrand, und entsetzte denselben der Postverwaltung, um sie in eigenem Namen zu übernehmen. Das Wagestück wurde den Angelegenheiten des Kaisers ungemein förderlich, es sollte dafür aber der Verwegene nach Ablauf der 100 Tage büßen. Er wurde den 18. Juli 1815 verhaftet, am 19. Nov. dem Assisengericht vorgeführt, und nach zweitägiger Verhandlung, in Gefolge des Verdicts der Geschwornen, zum Tode verurtheilt. Alsbald schrieb die Gräfin an den *premier gentilhomme de la chambre*, Herzog von Duras, um durch dessen Vermittlung den König zu erreichen. *„Il était fort douteux que le rendez-vous fut accordé; mesdames de Labédoyère et Ney avaient été refusées. Cependant, contre toute attente, une heure après, la permission de se présenter au château fut apportée.* Le roi attend dans son cabinet madame de Lavallette; *telle était la réponse. Elle monta donc dans la voiture de la princesse de Vaudemont avec ma fille, et elle descendit chez le premier gentilhomme, aux Tuileries. M. le duc de Duras la prit par la main, et la conduisit à travers tous les courtisans jusque dans le cabinet. Là elle tomba aux genoux de Louis XVIII., qui lui dit: „„Madame, je vous ai reçue d'abord pour vous donner une marque de tout mon intérêt."" Ce furent les seules paroles qu'il prononça. On la releva, et elle sortit. Mais les paroles du roi avaient été entendues, elles circulaient à mesure que M^me de Lavallette passait; et sa douleur, sa beauté, sa noblesse et la grâce de*

son maintien, malgré l'abattement sous lequel elle paraissait succomber, émurent toutes les personnes qui la voyaient. On se rappelait qu'elle était fille d'un émigré, et l'on ne doutait pas que la grâce ne fut accordée, puisque le roi l'avait admise à l'honneur de sa présence. Il ne devait pas cependant en être ainsi."

Am andern Tage wurde der Frau vergönnet, den Mann, von dem sie seit vier Monaten getrennt, zu besuchen. Er fand sie sehr verändert: der quälenden Besorgniß um das Geschick des Gefangenen hatte ein Wochenbett sich gesellet. Daß der Schmerzenreich, der Tristan, von dem die Gräfin entbunden wurde, nur kurze Tage erlebte, dieses zu berichten, dürfte beinahe unnöthig scheinen. Nochmals, als das Cassationsgesuch am 20. Dec. verworfen worden, wagte die Gräfin den Versuch, das Herz des Königs zu rühren. Eingeführt wurde sie nicht ohne Schwierigkeit, durch Marmont den Herzog von Ragusa. Der König kam eben aus der Messe. „*Le roi, prévenu, sentit qu'il était trop tard pour éloigner de sa vue une infortunée qui peut-être causerait du scandale par sa résistance. Il continua donc à avancer, et quand il fut en face de M^me^ de Lavallette, elle tomba à ses pieds en lui présentant son mémoire. Le prince s'inclina vers elle, prit les papiers en lui disant: „„Madame, je ne puis faire autre chose que mon devoir,"" et il passa outre. Ma femme tenait un second mémoire pour madame la duchesse d'Angoulême. Le duc de Raguse, la voyant hésiter, la pressa de courir après la princesse pour le lui remettre. Elle s'avançait, lorsque M. d'Agoult, chevalier d'honneur, se retourna, et, lui opposant ses deux bras étendus et ses mains ouvertes, la força de s'arrêter. Elle imagina de faire une nouvelle tentative auprès de la duchesse. Cette princesse habitait le rez-de-chaussée des Tuileries, où avait logé le roi de Rome. M^me^ de Lavallette quitta ses vêtements noirs sous lesquels elle avait paru la veille au château, descendit de sa chaise à porteurs dans une rue voisine, et se présenta à la porte de la princesse à l'heure où on avait coutume d'entrer. La pâleur de son visage, ses yeux gonflés, sa démarche pénible la*

firent remarquer et bientôt reconnaitre par les valets. A l'instant la porte fut fermée, et l'ordre donné hautement de ne laisser entrer personne. Refusée à cette porte, elle se hâta d'en aller chercher une autre sous le grand vestibule; mais un valet de pied courut devant elle pour avertir, et elle fut également repoussée. Epuisée de fatigue, elle s'assit sur les marches de pierre de la cour, et y resta pendant une heure, se faisant encore l'illusion qu'on la laisserait entrer. Elle attirait les regards des passans et surtout des gens qui montaient au château; mais personne n'osait lui donner un signe de compassion. Enfin elle se décida à s'éloigner du palais et à retourner dans mon cachot." Einen letzten Versuch, durch des Herzogs von Richelieu Vermittlung auf den König zu wirken, hat die Frau noch angestellt, als dieser ebenfalls erfolglos blieb, nur mehr mit den Anstalten einer Flucht, wobei sie ab Seiten des Gefangenen auf mancherlei Bedenklichkeiten und Einreden stoßen sollte, sich beschäftigt.

Widerlegt waren alle diese Einwürfe; den 22. Dec. Abends 5 Uhr kam die Gräfin mit ihrer Tochter nach dem Gefängniß. Sie hatte ein Merinoüberkleid, reichlich mit Pelz gefüttert, angelegt, in der Tasche trug sie einen Unterrock von schwarzem Tafft. „*Il n'en faut pas davantage, pour vous déguiser parfaitement,*" und es folgte dieser Einleitung eine weitläufige Instruction: „*A sept heures sonnant, vous serez habillé. Vous sortirez en donnant le bras à Joséphine; vous aurez soin de marcher bien lentement, et en traversant la grande pièce du greffe, vous mettrez mes gants, et vous vous couvrirez le visage de mon mouchoir. J'avais pensé à prendre un voile, mais malheureusement je n'ai pas pris l'habitude d'en porter en venant ici; il n'y faut donc pas penser. Ayez bien soin, en passant sous les portes, qui sont si basses, de ne point accrocher les plumes du chapeau; car tout serait perdu. Je trouve toujours les geôliers dans le greffe, et le concierge a l'habitude de me donner la main jusqu'à la chaise à porteurs, qui est toujours placée près de la porte de sortie; mais aujourd'hui elle sera dans la cour, au haut du grand escalier. Là vous serez ren-*

contré peu de temps après par M. Baudus, qui vous conduira jusqu'au cabriolet, et vous indiquera votre cachette. Alors, à la grâce de Dieu! mon ami.“ Dann wurde der Tochter ihre Rolle aufgegeben. „*Ecoutez bien mon enfant, ce que je vais vous dire, car vous allez me le répéter. Je sortirai aujourd'hui à sept heures, au lieu de huit; vous passerez derrière moi, car vous savez que les portes sont étroites; mais quand nous entrerons dans la grande pièce du greffe, ayez soin de vous mettre à ma gauche: le concierge a l'habitude de me donner le bras de ce côté, et il me dégoûte. Quand nous serons sorties de la grille pour monter l'escalier du dehors, placez-vous alors à ma droite, pour que ces vilains gendarmes du corps-de-garde ne viennent pas me regarder sous le nez comme ils le font toujours. Avez vous bien compris?*“ Buchstäblich wiederholte das Kind seine Lection.

Josephine war nur eben mit Auffagen fertig, und es kam in der wehmüthigsten Stimmung ein Vetter, Tascher de Sainte-Roses, weiland des Prinzen Eugen *Aide-de-camp*, dann der Obrist Briqueville, einst, als des Präfecten Lezay-Marnesia Stiefsohn, in Coblenz wohlbekannt. Aber es hatte den Obristen ganz und gar verlassen sein freudiger, kecker Muth, einer schmerzlichen Rührung war er hingegeben. Die Mittheilung solcher Stimmung zu verhüten, flüsterte Lavallette ihm zu: „*Sortez, c'est la dernière fois que je la vois. Un instant de faiblesse la tuerait.*“ Briqueville zog sich zurück, wie schon vor ihm Tascher gethan hatte. Das Essen wurde aufgetischt. Die kleine Gesellschaft wollte sich niederlassen, und es schloß sich ihr eine Madame Dutoit an, die besorgte und vertraute Bonne, welche das Töchterlein aus dem klösterlichen Pensionat in der *Abbaye-aux-bois* abgenommen und nach dem Gefängniß geführt hatte. Sie sollte, so hatte die Gräfin bestimmt, einstweilen in der Greffe sich aufhalten, dann dem Gefangenen zur Straße folgen. Des Ofens Gluht, zusamt der schmerzlichen Spannung, von der sie ergriffen, hatten ihr Nervensystem dergestalten erschüttert, daß der Schließer, ernstlich um sie besorgt, ihr den flehentlichen Wunsch, noch einmal den Gefangenen sehen zu dürfen, nicht

versagen konnte. Ohne des Castellans Zustimmung abzuwarten, führte er sie der trauernden Tischgesellschaft ein. Die arme Frau wurde da eine Belästigung weiter, sie wollte in Wehklagen ausbrechen, wurde aber ungesäumt von der Gräfin zurechtgewiesen: „*Point d'enfantillage. Restez à table, ne mangez pas, ne dites pas un mot, et respirez ce flacon d'odeur. Dans moins d'une heure vous serez à l'air libre. — Ce repas, qui devait être le dernier de ma vie, était effrayant. Les morceaux s'arrêtaient à la gorge, nous n'échangions pas une parole; et il fallait ainsi passer près d'une heure.*“ Es schlug das Viertel vor Sieben. Die Gräfin zog die Schelle an, den treuen Kammerdiener Bonneville herbeizurufen. Dem flüsterte sie einige Worte ins Ohr, dann setzte sie, allen vernehmlich, hinzu: „*Ayez soin que les porteurs soient prêts; je vais sortir. — Allons, il faut vous habiller,*“ sagte sie zu dem Eheherren. Er trat hinter die spanische Wand, und die Gräfin leistete ihm in seiner Toilette einen Beistand, dessen Geschick und Geschwindigkeit er bei aller Bedrängniß des Augenblickes nicht umhin konnte zu bewundern. „*Noubliez pas,*“ fügte sie hinzu, „*de bien baisser la tête au passage des portes. Marchez lentement dans le greffe, comme une personne épuisée par la souffrance.*“ Nicht über drei Minuten hat der Kleiderwechsel erfordert. „*Comment trouvez-vous votre père?*“ fragte die Gräfin die Tochter. Das Lächeln der Ueberraschung, des Zweifels auf den Lippen, entgegnete die Kleine: „*mais pas mal,*“ und von Besorgniß ergriffen, ließ sie das Köpfchen auf die Brust sinken. Auch die Dutoit wollte wiederum verzweifeln, denn zu auffallend ergab sich der Unterschied in der Größe der schlanken hohen Frau zu dem kurzen stämmigen Mann. Gleichwohl mußte das Wagestück bestanden werden. Scheidend erinnerte der Graf, daß es des Castellans Brauch, jeden Abend, wenn der Besuch fort, nachzusehen. Das werde er auch heute nicht unterlassen. Um ihn zurückzuhalten, möge die Gräfin hinter die spanische Wand treten, und ein Geräusch mit dem Leibstuhl vornehmen. Das würde den Mann bestimmen, für einige Augenblicke, als welche unentbehrlich der Flucht, sich zurückzuziehen. Wiederum wurde

die Schelle angezogen. „*Adieu, me dit-elle, en levant les yeux vers le ciel. Je pressai son bras de ma main tremblante; nous échangeâmes un regard; nous embrasser, c'était nous perdre.*“

Der Schließer wurde vernehmbar. Die Gräfin barg sich hinter der spanischen Wand, die Thüre schloß sich auf, und heraus trat zuerst Lavallette, ihm folgte die Tochter und zuletzt die Dutoit. Glücklich war der Gang durchschritten, die Thüre der Greffe erreicht. Den Fuß zur Schwelle erhebend, mußte der Vermummte zugleich den Kopf beugen, damit die Federn des Hutes nicht dem Thürgesimse anstießen. Das ist ihm gelungen, und er sah vor sich fünf Schließer, sitzend, angelehnt, stehend, vor denen er defiliren sollte. Er hielt das Schnupftuch vor die Augen, in der Ueberzeugung, daß die Tochter sich ihm zur Linken anschließen würde. In der Verwirrung ergriff das Kind seinen rechten Arm, und der Castellan, die Stufen von seiner gegenüber belegenen Stube hinabsteigend, trat dicht zu ihm heran, legte seinem Arm die Hand auf, und bemerkte dabei: „*vous vous retirez de bonne heure, madame la comtesse. — Il paraissait fort ému, et pensait sans doute qu'elle venait de faire un éternel adieu à son mari.*“ Der Ausgang der Greffe war endlich erreicht, da saß, sitzt wohl noch, Tag und Nacht in einem geräumigen Sessel ein Schließer, der mit der einen Hand den Schlüssel zu der innern Gitterthüre, mit der andern Hand jenen der Außenthüre, „*du premieur guichet,*“ erfassen kann. Der Schließer starrte unbeweglich den Grafen an. Ihn zu mahnen, mußte Lavallete zwischen die Stäbe des Eisengitters die Hand stecken. Die beiden Schlüssel wurden in Bewegung gesetzt, die Gesellschaft mochte ihren Weg fortsetzen. Zum Hofe der Conciergerie waren wiederum 12 Stufen zu ersteigen, an dieser Treppe Fuß hatten die Gendarmen ihre Wachtstube. Ein viertelhundert Soldaten, den Officier an der Spitze, waren ausgerückt, um im Vorbeigehen die Gräfin zu schauen; der Raum zwischen ihnen und dem Gefangenen betrug keine drei Schritte. Auch diese Prüfung ging vorüber, bedachtsam erstieg Lavallette die letzte Stufe, er warf sich in die Sänfte. Aber kein Kammerdiener, keine Träger ließen sich blicken, die Tochter, die Alte, in Verzweiflung, schmieg-

ten sich der Sänfte an, unverwendet blickte die Schildwache, aus einer Entfernung von höchstens 6 Schritten, die Gruppe an. Volle zwei Minuten währte die Stockung, für Lavallette einer langen, schrecklichen Nacht vergleichbar. Da kam Bonneville, flüsternd: „*un des porteurs m'a manqué, mais j'en ai trouvé un autre.*“ Die Sänfte setzte sich in Bewegung, gelangte auf die Straße. Auf dem *quai des orfèvres*, vor der kleinen Harlaystraße hielt sie, die Thüre wurde geöffnet, und mit den Worten: „*vous savez, madame, que vous avez une visite à faire au président,*“ bot ein Freund, Baudus, der verkappten Gräfin den Arm. Sie entstieg der Sänfte, in der Nähe, in dem dunkeln Gäßchen, stand ein Cabriolet in Bereitschaft, darin wurde aufgenommen der Flüchtling, und fort brausete das leichte Fuhrwerk. „*En passant, je vis Joséphine sur le quai, les mains jointes, et qui priait Dieu de toute son ame.*“

Die Höllenpforte mochte der Entsprungene kaum hinter sich haben, und der Castellan ging hinauf, nach seinem Gefangenen zu sehen; das Geräusch hinter der spanischen Wand vernehmend, zog er sich zurück. Fünf Minuten später kam er nochmals zur Stelle, und diesmal ließ er sich durch dasselbe Geräusch nicht in Ehrfurcht halten. Er schob die Wand zur Seite, erblickte die Gräfin, schrie laut auf und eilte der Thüre zu. „*Madame Lavallette s'attache, se cramponne à son habit, en lui disant: „„Laissez aller mon mari; attendez un peu.““ — „„Vous me perdez,““* tobte der Mann, aber mit Löwenmuth und mit Löwenkraft wurde er in einen verzweifelten Ringerkampf verwickelt. Ihn festzuhalten, auf daß für des Mannes Flucht einige Augenblicke gewonnen würden, hat die Frau gesucht, mit solchem Erfolge, daß nicht um den Sieg der Castellan stritt, sondern nur sich loszumachen suchte. Das ist ihm nach unsäglicher Arbeit gelungen, übel mitgenommen, einen Rockzipfel zurücklassend, gelangte er mit dem Rufe: „*le prisonnier est sauvé!*“ in den Gang, und nach kurzen Augenblicken trug er, verzweifelnd und in seinen Haaren wüthend, die unerwünschte Mähre dem Polizeipräfecten zu. Nach allen Richtungen verbreiteten sich die zur Verfolgung ausgesendeten Schließer und Gendarmen. Zwei der Rührigsten

erreichten auf dem Quai die Sänfte, so ohne Uebereilung ihren Weg fortgesetzt hatte. Zu halten wurde ihr geboten, auszusteigen genöthigt Josephine Lavallette. Auf einen in Frauenkleidern entsprungenen Mann zu fahnden ausgesendet, beruhigten die Häscher sich bei dem Anblicke des Kindes. Sie entfernten sich, anderwärts ein besseres Glück zu suchen. „*Madame Lavallette, un peu rassurée après une demi-heure, commençait à surmonter son agitation, et aurait joui de son bonheur, si les brutaux de geôliers, qui avaient laissé sa porte ouverte, ne s'étaient pas abandonnés contre elle à mille imprécations, et ne l'eussent assurée qu'il était impossible que je ne fusse pas promptement repris. L'arrivée du procureur-général Bellart termina toutes leurs insultes. Il se mit gravement à verbaliser, et fit à madame Lavallette des reproches qui n'étaient que ridicules. Par son ordre, elle fut traitée avec une sévérité qui, dans l'état de santé où elle était, fut la principale cause de la cruelle maladie qui l'a tourmentée pendant plus de douze années, et dont elle est enfin guérie au moment où j'écris. On lui fit habiter la chambre du maréchal Ney. La vue donnait sur la cour des femmes. Les cris bruyans de ces malheureuses duraient toute la journée, et leur langage obscène et grossier était un supplice pour une jeune femme si bien élevée. Le plus rigoureux secret lui fut imposé. Assaillie sans cesse de mille terreurs, la nuit surtout, quand on relevait les sentinelles, elle s'imaginait que c'était son mari qu'on ramenait. Pendant plus de vingt-cinq jours elle ne put trouver un moment de sommeil.*“ Ganzer sechs Wochen hat der Minister alberne Niederträchtigkeit das edle, treue Weib im Gefängniß gehalten. „*Une mélancolie profonde et des terreurs continuelles lui inspirèrent du dégoût pour la société, et jetèrent dans son esprit un désordre assez grand pour qu'il fut caracterisé de maladie mentale.*“ Und doch hatte Ludwig XVIII. geäußert: „*je ne vois ici qu'une seule personne qui a fait son devoir.*“

Während die Gräfin von den Schließern, von dem General-Procurator gepeinigt wurde, hatte der Gegenstand ihrer Sorge auf weiten Umwegen die Ecke der Straße Plumet, auf dem neuen

Boulevard, erreicht. Hier schied von ihm der treue Freund, der Führer des Cabriolet, Graf Chassenon, wiederum übernahm ihn, acht Uhr Abends, ein anderer Freund, der schon genannte Baudus. Der führte ihn, nach einem Marsch von einer Stunde, in die Straße du Bac, blieb dann vor einem stattlichen Hause stehen, bezeichnete ihm die Localität, wo er Aufnahme finden würde, im obersten Geschosse nämlich. Das Haus war kein anderes, als das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, gegenwärtig von dem Herzog von Richelieu bewohnt. Wie von einem Schwindel ergriffen, stieg Lavallette die Treppen hinan, oben, in der Dunkelheit, wurde er von einer befreundeten Hand in Empfang genommen und einer unerleuchteten Stube zugeführt. Auf das Neue trat Baudus vor ihn: „*Vous étes chez M. Bresson, chef des fonds aux affaires étrangères. Madame Bresson, depuis la proscription de son mari, a fait voeu, dans l'effusion de sa reconnaissance pour ceux qui l'ont caché, de sauver un malheureux condamné pour délit politique, si la Providence la favorisait assez pour que l'un d'eux s'adressát à elle. J'allai donc la trouver. „„Votre voeu est exaucée,““ lui dis-je, je lui racontai votre histoire et la résolution de madame Lavallette. „„Qu'il vienne,““ me dit-elle avec enthousiasme, „„mon mari est absent, mais je n'ai pas besoin de le consulter pour faire une bonne action, il partage mes sentimens. Je vais préparer une chambre où l'infortuné sera en súreté; courez en prévenir madame Lavallette. Je revins donc chez elle, et ce fut alors qu'elle me fit connaître son plan.*““

Auch die Bresson verfehlten nicht, ihren Gast zu besuchen, und hat Hr. Bresson durch seine Erzählung von dem Eindruck, durch die Flucht in höhern Kreisen hervorgebracht, nicht wenig ihn erheitert. „*Je viens de courir les salons, et surtout ceux de quelques hauts dignitaires. Vous ne pouvez vous faire une idée de la peur et de la consternation qui bouleversent tous les esprits; aux Tuileries personne ne se couchera. Ils se persuadent que votre fuite est le résultat d'un grand complot qui va éclater; on vous voit à la téte de l'ancienne armée, marchant sur les Tuileries, et*

tout Paris prenant les armes; je ne serais pas étonné qu'on arrêtât le mouvement des troupes étrangères qui commencent à s'éloigner. On parle de fermer les barrières. Imaginez où cela peut aller! les laitières ne pourront entrer demain; plus de lait pour le déjeuner des bonnes femmes! et moi qui écoutais toutes ces lamentations, moi qui vous tiens sous ma clef." Zu wiederholten Malen kamen die Ausrufer dicht unter Lavallettes Fenster und verkündigten die für seine Auslieferung verheißenen Belohnungen, die Strafen, womit bedroht, wer ihm Herberge geben würde. Das weckte doch Anfangs seine Besorgniß, er theilte sie der Frau Bresson mit. „*Ce n'est rien, me dit-elle; une vieille ordonnance de police renouvelée de 93, et qui fait rire tout le monde, car c'est une incroyable joie dans tout Paris. Madame de Lavallette est portée aux nues. Rien n'est piquant comme les propos des femmes du peuple et surtout à la halle. Aux spectacles, les plus légères allusions sont saisies avec fureur, et si l'autorité s'avisait de vouloir réprimer ces transports qui cachent au reste beaucoup de haine, ses agens seraient assommés. Ainsi tenez-vous en repos sur ce point.*" Achtzehn Tage brachte Lavallette unter dem gastlichen Dache zu: nichts verlautete um seinen Aufenthalt, wie hartnäckig auch die Nachforschungen der Polizei, wie viele Personen auch nach und nach in das Geheimniß gezogen wurden.

Unvollständig blieb indessen die Befreiung, so lange nicht der Gerettete über die Grenze gebracht; das zu bewerkstelligen, wurden verschiedene Mittel vorgeschlagen, Unterhandlungen angeknüpft, mit einem russischen General namentlich, der aber am Ende das Wagestück zu verwegen fand. Zwei Frauen, die Prinzessin von Vaudemont und Madame de Saint-Aignan, geborne Caulaincourt, riefen einen jungen Engländer, Bruce, zu Beistand an, und, genugsam mit der Sinnesart und der Stimmung des Generals Wilson bekannt, zog Bruce diesen in das Vertrauen. In dem Versuche, den Marschall Ney zu retten, war Wilson gescheitert; die Scharte auszuwetzen, ergriff er in Begeisterung die ihm dargebotene Gelegenheit. Am 9. Januar 1816, Abends 8 Uhr beurlaubte sich Lavallette bei der ihm so theuer gewordenen

Familie, Bresson und Baudus begleiteten ihn bis zur Ecke der Straße von Grenelle. Da nahm ihn wieder auf in sein Cabriolet der treue Chassenon. Sie fuhren über den Carousselplatz; „*je ne pus m'empêcher de sourire en passant le long des nombreuses sentinelles qui bordent la grille des Tuileries, et en voyant le château illuminé, rempli de gens furieux de ne pouvoir mettre la main sur moi, lorsque j'étais à cinquante pas d'eux.*“ In der Helderstraße wurde angehalten; das Haus bewohnte Dupuis, der Instructionsrichter, vor dem zuerst Lavallette vernommen worden. Dem Richter galt aber nicht der Besuch, sondern den drei Engländern, welchen der Gefährdete empfohlen. Es war General Wilson, der ihn empfing und ihn seinen beiden Landsleuten, Bruce und der Gardecapitain Hutchinson, vorstellte. Hier, in Hutchinsons Quartier, sollte er die Nacht zubringen, am Morgen, bekleidet mit der Uniform eines englischen Gardecapitains, den Wagen besteigen, in welchem Wilson vor der Thüre ihn erwarten würde.

Wiederum hat unendlich lang Lavallette die Nacht gefunden. Am Morgen ging er hinab zur Straße: es erwartete seiner General Wilson in Staatsuniform. Sie warfen sich in den unbedeckten Wisky, Hutchinson bestieg seinen Gaul, und rasch ging es der Barriere von Clichy zu. Zu La Chapelle wurde ein frisches Wagenpferd angelegt, zu Compiegne holte sie, Abends um 6 Uhr, des Generals Reisewagen, mit Postpferden bespannt, ein, er trug sie durch Condé nach Valenciennes. Um 7 Uhr Morgens hielten sie vor den Thoren der Grenzstadt, bald war der niederländische Boden erreicht. „*J'étais sauvé. En pressant les mains du général, je lui exprimais, avec une profonde émotion, toute ma reconnaissance. Mais lui, gardant sa gravité, souriait seulement sans me répondre. Après une demi-heure, il se tourna vers moi, et me dit d'un grand sérieux: „„Ah çà! mon cher ami, expliquez-moi pourquoi vous ne vouliez pas être guillotiné.“„ Je le regardais surpris, sans lui répondre. „„Oui, on a dit que vous aviez demandé, comme une faveur, d'être fusillé. — Mais on conduit le condamné dans une charrette, les mains liées derrière le dos, et quand*

il est sur l'échafaud, on l'attache sur une planche qu'on abaisse, et on le glisse ainsi sous le couteau. — Ah! je comprends; vous ne vouliez pas être égorgé comme un veau."" Zu Mons schied Lavallette von dem edelmüthigen Wilson, den in Paris eine neue Glorie erwartete, ein Proceß, in den auch Hutchinson und Bruce verwickelt wurden, um daß sie es gewagt, der sogenannten Gerechtigkeit ein Opfer zu entführen. Lavallette fand in Baiern eine Freistätte, und hat deren bis zu seiner Begnadigung, 1822 genossen. „*Je vins à Paris, où je fixai mon séjour, vivant dans la solitude, fort oublié de la plupart de mes anciens amis, mais aussi de la police, qui pouvait jeter sur ma vie beaucoup d'ennui et de chagrin. Enfin la santé de madame Lavallette se rétablit assez pour que je pusse la fixer près de moi. Une mélancolie profonde la jette trop souvent dans la préoccupation; mais elle est restée douce, aimable et bonne. Nous vivons dans la retraite, pendant l'été à la campagne, où elle se plait beaucoup. J'ai conservé mon indépendance, le premier des biens, sans pensions, sans traitement, sans indemnité, après une longue carrière consacrée à mon pays, mais faisant pour la liberté des voeux qui ne seront peut-être jamais exaucés, et vivant avec les souvenirs d'une grande époque et d'un grand homme.*" Lavallette starb zu Paris, 15. Feb. 1830, seine Wittwe lebt, in ihrem traurigen Zustande allen Frauen ein Spiegel, den Zeitgenossen und den kommenden Geschlechtern ein Gegenstand der Verehrung und Bewunderung. Auch ihre einzige Tochter, verehelichte Baronin Forget, ist bereits Wittwe. Nach dem Abenteuer in der Conciergerie war Josephine zum Kloster zurückgekommen, in einer freudigen Aufregung, die an Verrücktheit zu grenzen schien. Genauer befragt am andern Morgen, erzählte sie, wozu sie geholfen. Die Oberin, von Schrecken ergriffen, legte ihr das tiefste Schweigen auf, die Nonnen und selbst einige der Gespielinen mieden sie gleich einer Pestkranken. Mehre Eltern bedeuteten die Oberin, daß sie ihre Kinder zurücknehmen würden, falls Josephine Lavallette in der Anstalt verbleibe. „*Ainsi d'une action louable, généreuse, qui devait être pré-*

sentée en exemple à de jeunes personnes, la peur, l'intérêt personnel, et peut-être des passions plus viles firent une espèce de crime et un titre de proscription." Das hat die Mutter veranlaßt, als sie kaum die Conciergerie verlassen, ihr Kind zurückzufordern.

In seiner zweiten Ehe war der Marquis Franz von Beauharnais Vater von drei Töchtern, Eugénie, Hortense und Auguste geworden. Die erstgeborne, Eugénie, des Vicekönigs von Italien Pathe, starb zu Bendorf, 1812. Auguste, ein liebliches Kind, nach der Herzogin von Leuchtenberg genannt, wurde in dem Alter von 15 Jahren durch die Blattern hingerafft. Hortense, bei welcher die Königin von Holland zu Gevatter gestanden, nahm zu Mann den verwegenen Grafen Querelles, der, eines Generallieutenants Sohn, am 30. Oct. 1836 bei des Prinzen Ludwig Napoleon verzweifeltem Unternehmen auf Straßburg sich betheiligte, gegen den Prinzen, der in der Caserne Finkmatt umringt, sich vermaß, ihn herauszuhauen, dann, in Gesellschaft von sechs Unglücksgenossen, den Assisen von Straßburg vorgeführt wurde. „*L'attitude des accusés répondit à l'intérêt qu'ils excitaient .... **MM.** de Querelles, de **Gricourt** et de **Bruc** soutinrent l'interrogatoire avec assurance*," und die Geschworenen erklärten am 18. Januar 1837: „*non, les accusés ne sont pas coupables.*" Allem Ansehen nach hat des Lieutenant Querelles schwärmerische Hingebung für den Prinzen dessen Cousine ihm gefreiet. Sie wurde ihm nach dem Ereignisse angetrauet, hat ihn auch nicht abgehalten, dem zweiten gleich waglichen Zuge gegen Boulogne sich anzuschließen. Abermals ergriffen, entsprang Querelles der Haft: er wurde *in contumaciam* verurtheilt, stellte sich nach längerer Zeit und erhielt Begnadigung. Er ist 1846, nach seinem Schwiegervater, gestorben; seine kinderlose Wittwe, die Gräfin Hortense folgte ihm in den Tod den 25. Januar 1847.

Der Besitz in Horcheim hatte für den Marquis von Beauharnais ferner keine Wichtigkeit: er verkaufte an einen holländischen Edelmann, Tatz von Amerongen, und dieser 1816 an den frühern Besitzer, an den Regierungsrath Johann Jacob von Coll. Von diesem erbte 1827 seine Schwester die Hofgerichtsräthin von

Mees, von welcher das Gut durch Kauf, um 13,000 Thlr. an den Lieutenant außer Dienst, Hrn. Schmitt überging. Des Lieutenants Nachfolger wurde ein Hr. von Norden; dieser verkaufte an Rosenbaum, und Rosenbaum an den General von Müffling. Mit einem von dessen jüngsten Vorgängern hatte ich zu verkehren: gar bekannt mit des Hauses Zu- und Ausgängen gelangte ich zu des Besitzers Wohnstube. In etwas ungelegen mag ich ihm, der eben in einem lebhaften Gespräche mit seiner Haushälterin begriffen, gekommen sein. Das schöne Mädchen verschwand, wir, die beiden Männer, plauderten eine Weile, wollten darauf hinabsteigen zum Garten. Das verwehrte uns die von außen verschlossene Thüre; lange mußte der Hausherr rufen und klopfen, bis sich jemand zur Stelle fand, die Gefangnen zu erlösen. Ohne Zweifel hatte die flüchtige Schöne erwogen, daß gegen Ueberraschung nichts sichert gleich einer verschlossenen Thüre, und nur in der Anwendung alsolcher Theorie sich verspätet und geirrt. Hoffentlich wird sie nachmalen in verwandten Fällen von der gemachten Erfahrung Nutzen zu ziehen gewußt haben, gleich K. Karl II. Den hatten die rebellischen Schotten durch Vertrag vom 23. Jun. 1650 als ihren König anerkannt, dafür aber mußte er sich ganz und gar in den Willen der streng presbyterianischen Geistlichkeit ergeben. Das wurde dem jungen Herren sauer, und zumal wollte seine Leidenschaft für das schöne Geschlecht sich nicht gänzlich unterdrücken lassen. Ein Nachbar hatte vom Fenster aus Vertraulichkeiten bemerkt, die gegen ein junges Frauenzimmer der König sich erlaubte, und das Geheimniß sofort offenbart. Feuer fing die Synode, und nach verlängerten Debatten wurde eine Anzahl von Predigern ernannt, welche dem Sünder für eine Aufführung, so unanständig dem in die heilige Covenant aufgenommenen Monarchen, einen derben Verweis zu geben beauftragt. Ungesäumt trat diese Deputation in Thätigkeit und vor den König, und finstern Angesichtes sprach Douglas, ihr Wortführer, von dem großen Aergerniß, durch Karl den Heiligen gegeben, von der Häßlichkeit jener Sünde im Allgemeinen: die begeisterte Rede schloß mit der Ermahnung, daß Se. Maj., wenn sie künftig ein Vergnügen sich machen wollten,

vorher, wie das schicklich, ihre Fenster schließen möchten. Den gutên Rath hat Karl sich gemerkt, sein Leben lang nicht vergessen.

An zärtlichen Erinnerungen ist nicht nur das Haus, auch der Garten reich. Die Eremitage, die vor wenigen Jahren noch an die südliche Wand gelehnt, soll, wie mir einstens der durch sein Luftbad auf dem Geisenköpfchen, Abth. II. Bd. 2. S. 318 bekannte Spaziergänger erzählte, eines vornehmen Sünders letzte Zuflucht gewesen sein. Ein ganz junger Mann noch hatte derselbe eine rasende Leidenschaft für seine Schwester, die im fremden Lande bei einer Tante erzogen wurde, empfunden, unter erborgtem Namen sich in der Tante Haus introducirt, der Pflegetochter Zuneigung gewonnen, letzlich sie entführt, und in Stockholm, so ich nicht irre, mit ihr sich trauen lassen. Als gesättigt die Begierde, hat er die Schwester, samt dem Kinde, so sie unter dem Herzen trug, hülflos im fremden Lande zurückgelassen, um anderwärts seine Lüste zu suchen. Das ist ihm häufig und an verschiedenen Orten gelungen, bis endlich ein Weib, der Inbegriff aller körperlichen und geistigen Vorzüge, tiefen, wie er damals glaubte, untilgbaren Eindruck auf ihn machte. Das Wohlwollen, die Gunst der schönen Louise zu erwerben, ist ihm schwer geworden; schwieriger noch fand er es, den Widerwillen der nächsten Angehörigen der Geliebten für einen unheimlichen Freier und die Schwierigkeiten, mit denen die Beibehaltung seines Incognito, scharfen und geübten Augen gegenüber, verbunden, zu überwinden. Louise wurde endlich sein Weib, sie verlebte an seiner Seite einige glückliche Jahre, es schwanden ganz unvermerkt in ihrer Anverwandtschaft die Vorurtheile, so Armands Auftreten erweckt hatte, es schwand aber gleich unvermerkt in seiner Brust die gewaltige Leidenschaft, so an Louisen ihn gefesselt, wenn sie auch bei der Geburt eines Söhnleins auf das neue sich zu beleben geschienen hatte.

Jetzt endlich gewann Armand Zeit, seine Angelegenheiten daheim zu bedenken. Er fand sie in grauenhafter Unordnung und dermaßen verwickelt, daß nur auf Ort und Stelle die Lösung zu bewirken. Nicht ungern hat er die Gelegenheit ergriffen, für eine Zeitlang wenigstens Liebkosungen, die lästig ihm geworden, sich zu entziehen. Unter dem Vorwande einer ihm zugefallenen

Erbschaft begab er sich auf die Reise nach der Heimath, nach der immensen Hauptstadt. Frank und frei mochte er hier wieder unter seinem Namen auftreten, in dem glänzendsten Verkehr die ihm gebürende Stellung einnehmen. Viel verzweifelter jedoch, als er sich vorgestellt, fand er die Beschaffenheit seiner Angelegenheiten, tief verschuldet die prächtigen Güter, belastet insbesondere mit einer schweren, erdrückenden Hypothek, zum Vortheil einer reichen Cousine. Die hatte durch ihre Persönlichkeit bereits Armands Aufmerksamkeit beschäftigt, als er ihre anderweitige Wichtigkeit eingesehen, begann er, der Bigame, um ihre Hand zu werben. Gerne wurde sie ihm zugesagt, denn er hatte ebenfalls auf die Cousine Eindruck gemacht: die Fesseln der zweiten Ehe, von der Schwester war keine Rede, zu brechen, setzte er sich zur Aufgabe. Ohne zu einer bestimmten Entschließung gekommen zu sein, doch ausgerüstet mit den Mitteln, das schwärzeste Verbrechen zu begehen, verließ er die Hauptstadt, suchte er die trauernde, die treue Gattin auf. Dem Besitze der reichen Erbschaft sie einzuführen, sei der Zweck seiner gegenwärtigen Reise, hat er der Arglosen hinterbracht, und willig folgte sie, von dem lieblichen Knaben begleitet, dem Mann ihrer Wahl.

Den dritten oder vierten Tag begann der Sünder zu beichten. Seinen wahren Namen hat zuerst er genannt, dann von der verzweifelten Lage seiner Glücksumstände gesprochen, und von der reichen Heurath, die alle seine Verwicklungen zu lösen vermöge, auch ihm erlauben werde, die Zukunft über alles ihm theuerer Wesen, denen er aber nur unter dem Schirm eines Betrugs verbunden, daher diese Verbindung aller Rechtskraft bar, zu sichern, als zu welchem Ende er in den glänzendsten Verheißungen sich aussprach. Wie das liebende Weib dergleichen Mittheilung aufnahm, wage ich nicht zu schildern; es erfolgte eine Reihe der erschütterndsten Scenen, die abzubrechen, Armand der Mörder seines Weibes, seines Kindes, ein Giftmörder geworden ist. Den Jammer, durch ihn angerichtet, nicht zu sehen, der Folgen seiner That gewiß, entlief er dem gedoppelten Sterbelager, auf den Flügeln des Verlangens eilte er der jüngsten Braut zu. Vollzogen war der Ehevertrag, in glänzender Umgebung zur Kirche geführt

das angehende Ehepaar, in Erwartung des Priesters, durch welchen die Einsegnung zu verrichten, die Versammlung, da wurde vom Altar abgerufen die Braut. Ein Unbekannter, des ehrwürdigsten Aussehens, erwartete ihrer in der Sakristei. Es war der Priester, welcher vernommen hatte der unglücklichen Louise letzte Beichte; die Spur des Mörders zu verfolgen, zu verhindern, daß er fernere Frevel verübe, hatte er sich zur Pflicht gemacht, an dem zur Trauung bestimmten Morgen die Hauptstadt erreicht. Vernehmend, was im Werke, eilte er der Kirche zu, und so viel er wußte, hat er der aus ihrem Traum erweckten Braut mitgetheilt. Sattsam unterrichtet, ließ sie ebenfalls zur Sakristei fordern den Mörder, und in vernichtenden Worten hat sie, in Gegenwart des fremden Priesters, das Sündenregister ihm vorgehalten, schließlich ihn bedeutet, es hänge von ihr ab, der Gerechtigkeit den überwiesenen Verbrecher zu überliefern: daß sie seiner verschone, möge er dem Namen danken, der durch ihn geschändet, der Verachtung, die sie für ihn empfinde.

Armand entlief dem Schauplatz der Beschämung, durchirrte, dem ewigen Juden vergleichbar, einen großen Theil von Europa, und fand letzlich bei Hrn. Beauharnais den Stein, worauf niederzulegen sein müdes Haupt. Buße zu thun für ein ungeheueres Vergehen, hat er eine Einsiedelei sich erbauet, und in seiner ganzen Strenge dem Lebenswandel der Anachoreten der Thebais den seinigen nachgebildet. Um stets vor Augen zu haben das Gedächtniß der schrecklichsten Verirrung, ließ er von eines geschickten Bildners Hand die Statuen des durch ihn gemordeten Weibes und des Kindes anfertigen, sie in der Nähe der Einsiedelei, vor dem kleinen Wasserbecken aufstellen. Nacht für Nacht, in der grimmigsten Kälte, hat er dem Bilde zu Füßen gebetet und geweint, letzlich, als er keine Erleichterung gefunden, keine mehr gehofft in seiner Pein, sich erschossen. „Aber", fiel ich ein, den Schluß der Erzählung vernehmend, „aber ich erinnere mich, daß ich die Eremitage bauen gesehen, 1822 oder 1823, ich weiß, daß sie, außer einem Automaten, nie einen andern Bewohner gehabt, ich weiß auch, daß die Statuen ein Namenstagsgeschenk für den damaligen Eigenthümer gewesen sind." —

„Mag sein“, entgegnete der Berichterstatter, Capitain Salingre, „aber was Sie 1822 aufführen sahen, das wird wohl nur ein *Fac simile* der eigentlichen Einsiedelei gewesen sein, und so viel die Statuen betrifft, so hat Armand, der Nachwelt eine Erinnerung an seine Missethat zu hinterlassen, die Namen der beiden Unglücklichen dem Piédestal eingraben lassen. Wir wollen sie uns doch ansehen“, und damit gingen wir zur Stelle, *Isis, Horus* las ich auf dem Piédestal. Die Geschichte theile ich mit, nicht um der Leichtgläubigkeit des Referenten zu spotten, sondern um zu verhindern, daß sie irgendwo als eine romantische Rheinsage gefeiert oder besungen werde. Und hiermit dem Garten valedicirend, komme ich nochmals auf das Wohnhaus zurück.

Wie vollständig auch von der Printen Stammhaus die geringen Ueberbleibsel verschwunden sind, von der Gesellschaft, die einst zu jener Stelle durch sie gerufen, haben sich vor etlichen 50, ja 30 Jahren nicht selten einzelne verspätete Individuen in dem neuen Wohnhause sowohl, als in dem Oeconomiegebäude blicken lassen, und Furchtsamen nicht nur, sondern wohl auch Beherzten ist das unerwartete Zusammentreffen mit dem grauen Ritter oder mit der Edelfrau im rauschenden seidenen Kleide keineswegs eine angenehme Ueberraschung geworden. Die Edelfrau absonderlich machte sich lästig, weniger noch durch häufiges Vorkommen, als durch das gebieterische Wesen, so sie gegen des Hauses gegenwärtige Bewohner annahm, und das genau ließ, als wenn sie, die Eigenthümerin, nur aus Barmherzigkeit die Eindringlinge um sich dulde. Das hat in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu argen Conflicten geführt zwischen dem Schatten und dem körperlichen Besitzer, ohne daß damit sonderlich viel ausgerichtet worden. Der Spuk war nicht zum Weichen zu bringen, wie eifrig auch die berühmtesten Banner ihm zugesetzt haben. Das vergebliche Streben hatte jedoch die Folge, daß der turbirte Hausherr fleißig seine Brieflade durchforschte, in der Absicht, aus den Aufzeichnungen seiner Vorgänger irgend etwas Zusammenhängendes um die räthselhafte Hausgenossin zu ermitteln, und das führte ihn zunächst auf der Printen Stammbaum zurück. Ziemlich vollständig hat er den aufgestellt: für meinen

Zweck entlehne ich daraus, daß des Geschlechtes wichtigstes Besitzthum, außer dem Stammhause und vielen einzelnen Gütern in Rheinortschaften, von Braubach bis über Linz hinaus, die bedeutende Herrschaft Oberehe in der dichtesten Eifel, unweit Prüm, und daß vor allen andern Printen Hr. Emmerich unternehmend, reise- und streitlustig gewesen ist. In Italien hatte er die letzten Geheimnisse der *scienza cavalleresca* ergründet, in Liefland gegen die Moskowiter sich versucht, hierauf eine Compagnie Reiter für des Königs von Spanien Dienst nach Flandern geführt. Zu einem Regiment war die Compagnie erwachsen, und mit seinem Regiment zog Emmerich unter des Grafen von Egmond Oberbefehl nach den blutigen Gefilden von Ivry, 1590. Glücklicher denn Egmond, glücklicher denn sein Waffenbruder, der Graf von Ostfriesland, bewerkstelligte er nach dem Verlust der Schlacht einen meisterhaften Rückzug, dann fuhr er fort, an Somme und Aisne die Unternehmungen, oder vielmehr die furchtsame Defensive des Herzogs von Mayenne zu unterstützen.

Wie es seine Stellung, dem Feinde gegenüber, mit sich brachte, kam er an die Spitze des Vortrabes jenes Heeres, welches gegen Ausgang Augusts 1590 der Herzog von Parma den Parisern zu Hülfe führte. Mit seinem Regiment that er das Beste zu der Erstürmung von Lagny, und da Quartiere zu beziehen, von den Mühseligkeiten der letzten sechs Monate sich zu erholen, war seiner Soldaten Hoffnung, anders des Feldherren Meinung. Die Reiter sollten einem spanischen Terzo weichen, dem die Frucht ihrer Anstrengung überlassen. Ueber die Zumuthung erhob sich in blindem Zorn das Regiment, mehre der welschen Befehlshaber wurden thätlich angegriffen, andere bedrohet, und es kam, da der Herzog von Parma unabänderlich bei seiner Bestimmung beharrte, stets neues Volk, die Empörer zu bändigen, anrücken ließ, zu scharfem Gefecht, in dessen Gefolge des Printen Regiment ganz und gar zersprengt wurde. Viele der Reiter, die dem Blutbad entronnen, suchten den Heimweg, andere gingen hinüber zu dem feindlichen Heere, und ließen da sich unterstecken. Der Obrist selbst, zu Grunde gerichtet durch die Auflösung seines Regiments, voll Grimm über die empfangene Unbild, wollte keinen Augenblick

länger einen Dienst fortsetzen, der so übel ihm gelohnt worden, er verkaufte seine Pferde, und verließ das Heer, in der Absicht, unter des Königs von Navarra Fahnen ein besseres Glück zu suchen. An demselben Tage noch hatte er gehofft, Melun zu erreichen, es dämmerte jedoch, bevor Blandy erreicht, dazu erweckte das Zusammentreffen mit einzelnen französischen Streifern manche Besorgniß für die Fortsetzung des Rittes in der späten Stunde. In Blandy wollte deshalb Emmerich für sich und seinen Reitknecht Nachtlager suchen, das zu finden in dem rein ausgeplünderten Dorfe ergab sich als eine Unmöglichkeit. In dem nahen Schlosse Aunoy würde, was hier nicht zu haben, im Ueberflusse ihnen geboten, so hat man die Reisenden bedeutet, und dahin haben sie ohne Bedenken sich gewendet.

Zum Schloßgraben gelangt, fanden sie aufgezogen die Zugbrücke, und lange, sehr lange hat es gewährt, bis dahin vom Söller aus gefragt wurde, was des hartnäckigen Rufens und Schreiens Zweck. Dann mußten die Reisenden ein umständliches Examen bestehen, und nur erst als die befriedigendsten Aufschlüsse durch sie gegeben, sank die Zugbrücke, wurde in dem hohen, mächtigen, sorgfältig verrammelten Thor ein Pförtlein ihnen geöffnet, eben nur weit und hoch genug, um einen abgesessenen Reiter, der sein Roß an der Hand führe, einzulassen. Ziemlich frostig ergab sich der Empfang ab Seiten des steinalten Castellans, doch hat er den Pferden einen Stall, und daneben dem Reitknecht eine Streu angewiesen, auch dem Obristen ein frugales Nachtessen bereitet. Als das eingenommen, setzte der Alte sich in Bewegung, dem ungebetenen Gast nach seinem Schlafzimmer vorzuleuchten. Endlose Gänge, in denen schauerlich das matte Licht sich spiegelte, bequeme Prunk-, steile Wendeltreppen wurden erstiegen, dann öffnete sich eine Reihe weiter Gemächer, theilweise in dem Zustande vollständigen Verfalles, ein letzter winklichter Gang blieb zu durchschreiten, und die Wanderer betraten einen prächtig ausgeschmückten Saal, dem nicht minder prächtige Zimmer folgten. „Hier ist Euer Bett gedeckt," sprach der kurz angebundene Alte, und zwischen den Zähnen etwas wie einen Abschiedsgruß murmelnd, ging er seines Weges, der Obrist aber, ohne weiter seine

Lage inmitten des halb wüsten Schlosses in Erwägung zu ziehen, warf sich in das Bett, und der schwer Ermüdete verfiel ohne Verweilen in tiefen Schlummer.

Eine Stunde wohl mochte er geschlafen haben, da traf, blendete, weckte ihn stralendes Licht. Hoch schaute er auf, und deutlich konnte er wahrnehmen, daß seine Fenster entlang eine Galerie sich ziehe, und daß über diese Galerie, unter Vortretung einer Escouade von Pagen, alle Windlichter tragend, zwischen einem Spalier von andern, ebenfalls Windlichtern führenden Pagen, zwei Reihen der schönsten Jungfrauen gar langsam und sittsamlich sich bewegten. Den Jungfrauen folgten zwei Pagen, silberne Leuchter von außerordentlicher Höhe tragend, dann eine Dame, in himmelblauen Sammet mit reicher Silberstickerei gekleidet, tief jedoch verschleiert, zu beiden Seiten geführt von einem Cavalier in prächtigem Jagdhabit, eine goldene Kette um den Hals. Denen folgten wiederum mehre Damen, jede von einem in Gold leuchtenden Jäger geführt, endlich Zofen und Pagen durcheinander. Eben schwand vor den Fenstern das letzte Licht, mit Vorsicht wurde eröffnet die äußere Thüre von des Junkers Schlafgemach, und herein schlüpfte, unter zierlichen Verbeugungen, in himmelblauem *Justeau-corps*, mit goldenen Leoparden über und über gestickt, in knapp anliegenden ledernen *haut-de-chausses*, in der rechten Hand einen silbernen Leuchter tragend, mit der Linken das weiße Sammetbarret haltend, dem über einem goldenen Leoparden eine Pfauenfeder aufgesteckt, ein Page, der in ehrerbietiger Entfernung verbleibend, sprach: „*Haute et puisante dame, la princesse de Déols*, vernehmend, bei der Rückkehr von der Jagd, daß der gefeierteste Ritter Allemanniens ihrer Burg eingekehrt sei, wünscht heute noch seine Bekanntschaft zu machen, und entsendet mich, anzufragen, ob der hohe Besuch Euch nicht unangenehm sein würde?" — „Leider findet Ihr mich", das erwiderte der Ritter, „schon im Bette, ansonsten ich mich beeilen würde, meiner Schuldigkeit gegen die hohe Frau wahrzunehmen." — „Sie wird Euch die Mühe ersparen," entgegnete der Page, in der zierlichen Freundlichkeit, die einzig am Hofe zu erlernen, mit alsolchen Worten eröffnete er die Thüre, und herein trat die Gesellschaft, die Emmerich kaum über den Gang

defiliren gesehen. Sie stellte sich auf zu den Seite einer Gasse, die breit genug, um die verschleierte Dame mit ihren beiden Führern zum Bette herantreten zu lassen.

Die Dame warf den Schleier zurück und der Junker schaute Züge, in denen Hoheit, Liebreiz und geistige Feinheit in einer Weise, dergleichen vielleicht niemals einem sterblichen Wesen gegeben, vereinigt. Ungeachtet seiner peinlichen Lage, einer Fürstin gegenüber, verschlang er das reizende Bild, deß Auge hinwiederum wohlwollend auf ihm ruhete. „Heil dem Tage," sprach die Herrin, „der meinem Hause den Tapfern einführte," ein Compliment, welches Emmerich in seiner Verlegenheit ziemlich linkisch beantwortete. Doch dienten die abgebrochenen Worte einem Zwiegespräch, einem Austausch vielmehr von schönen Redensarten zur Einleitung, bis eine Stimme sich vernehmen ließ in den stereotypen Worten: „*Madame est servie.*" — „Ihr wollet mein Gast sein," sprach zu dem Fremdling die Fürstin, und damit hat sie der Thüre sich zugewendet. Ihr folgte die Begleitung, der Obrist aber, sobald er allein sich gesehen, fuhr in seine Kleider, dann den Prachtstuben zu, die er eben, von dem Castellan geführt, durchschritten hatte. Damals schon, bei der dürftigen Beleuchtung, waren sie in dem geschmackvollen Reichthum der Ausstattung ihm aufgefallen, bei dem stralenden Lichte der Kron- und Wandleuchter fand er, daß dieser Pracht verglichen, Alles, was er in Rom, Venedig, Florenz und Neapel, an dem Kaiserhofe und in Brüssel gesehen, nur Armseligkeit zu nennen. Für jetzt ist er, von Dienern in dem glänzendsten Aufzug vielmehr getragen, als umgeben, doch nur vorüber geflogen an den hier zur Schau ausgestellten wunderbaren Schöpfungen, schon drängte es ihn, das größte der Wunder, die Eigenthümerin aller der Herrlichkeit wiederzusehen. Sie erwartete seiner in dem Speisesaal; ihr zur Seite wurde Emmerichen ein Stuhl angewiesen.

Servirt war die Tafel in einem der prachtvollen Einrichtung vollkommen angemessenen Raffinement, darauf hat aber wenig der Obrist geachtet. Ihn beschäftigte beinahe ausschließlich die holde, die liebenswürdige Hausfrau, und das interessante Gespräch, in das sie ganz unmerklich ihn zu verwickeln gewußt

hat. Von den Gefahren und Beschwerden eines nordischen Feldzuges handelte die Fürstin, und genauer beinahe, denn Emmerich selbsten, wußte sie anzugeben, was er darin geleistet und gelitten, dann berührte sie seine Abentheuer, den niederländischen Rebellen gegenüber, und die Großthaten, bei Ivry durch ihn verrichtet; unerkenntlich, hart, ungerecht nannte sie den Herzog von Parma, darauf wendete sie in einzelnen Winken den zärtlichen Verbindungen sich zu, so durch den Gast in Welschland angeknüpft worden, und ihre glühenden Augen ruheten auf ihm in dem unverkennbaren Ausdrucke einer werdenden Leidenschaft. Sie erhob sich von ihrem Sessel: das *Gratias* wurde nicht gebetet, wie auch beim Niedersitzen nicht gebetet worden, ihre ganze Hoheit wiederfindend, sprach die Fürstin: „Ihr werdet müde sein, Ritter, auf Wiedersehen morgen gegen dieselbe Stunde. Früher kann ich Euch nicht empfangen, von wegen der großen Jagd, zu welcher ich auf eine ganze Reihe von Tagen gebeten.“ Tief sich verbeugend, nahm der Ritter seinen Abtritt; zur Schlafkammer geleiteten ihn zwei Pagen. Die setzten auf den Tisch die Armleuchter nieder, die sie ihm vorgetragen; einen goldenen Humpen, deß Inhalt die edelste Malvoisie, zum Schlaftrunk bestimmt, hatte schon vorher der Mundschenk zur Stelle geschafft. Der heftigsten Aufregung hingegeben, legte Emmerich sich nieder: wunderliche Träume hielten ihn gefangen bis beinahe zur Mittagsstunde; vom Lager sich erhebend, gewann er über dem Anblick der silbernen Armleuchter, des Pokals die Ueberzeugung, daß nicht Alles, was ihm vorgekommen, ein Traum. Den Malvasier schüttete er herunter, dann entwarf er ein Schreiben an Duplessis-Mornay, durch dessen Vermittlung dem König von Navarra seine Dienste anzutragen, und die Stube verließ er, um den Reitknecht aufzusuchen. Der sollte des Schreibens Bestellung übernehmen, und hörte in großer Freude von der ihm aufgetragenen Sendung. „Gott Dank,“ sprach der Bursche, „daß ich von dem Teufelsschloß scheiden mag. Was war das ein Lärm diese Nacht in den obern Räumen, und wie haben meine armen Gäule getobt und gezittert. Der leibhaftige Teufel muß sie geritten haben.“ Er schwang sich in den Sattel und jagte davon.

„Wohl dir,“ sprach ihm nachblickend der Castellan, „und auch Ihr, edler Ritter, würdet am besten thun, so bald als möglich von dannen zu ziehen.“

Zur Unmöglichkeit war das bereits dem Gast geworden, von tausend Liebesbanden fühlte er sich umstrickt. Einzig in der Hoffnung, irgendwo die Jagd, die Angebetete zu erreichen, warf er sich zu Gaul, und nach allen Richtungen hat er die Ebene durchstöbert, von Zeit zu Zeit ermuntert durch fernen Hörnerklang, doch endlich sich überzeugend, daß vergeblich all sein Nachspüren, daß er endlich sich bequemen müsse, wiederum dem Orte der Verheißung sich zuzuwenden. Abermals hat er nicht ohne Mühe den Castellan zur Pforte gerufen, abermals hat mürrisch und schweigsam der Alte zu dem Schlafgemach ihn geleitet, einen bedeutsamen Blick den Armleuchtern zugeworfen, dann eilends sich entfernt. Allein blieb Emmerich, versunken in das Meer der süßesten, der begehrlichsten Melancholei. Ueber dem Träumen wurde es lebendig in seiner bis dahin nur durch eine armselige Leuchte beschienenen Stube, hell brannten auf einmal die Wachskerzen auf den Armleuchtern, und hell wurde es zugleich vor den Fenstern. An ihnen vorüber zog von gestern die ganze Gesellschaft, unverändert nach ihrer Ordnung, prachtvoller nach ihrer Ausstattung. Wiederum der Fürstin Besuch zu empfangen, hatte Emmerich sich geschmeichelt, er ist jedoch unterblieben, nur fand einer von den unmittelbaren Begleitern der Herrin sich ein, zur Gesellschaft den Gast zu fordern. Dem Cercle eingeführt, zum Handkusse gelassen, fühlte Emmerich in dessen Erwiderung einen leisen Druck, und wie gestern ist er bei Tische der Angebeteten Nachbar geworden. In Liebenswürdigkeit, in der Kunst, Liebe zu erwecken, sich überbietend, hat sie leibeigen sich erworben in diesen Stunden den geblendeten Ritter, mit dem grauenden Morgen doch endlich geruhsame Nacht ihm gewünscht.

Den Tag zur Nacht machend, brachte ihn ganz und gar im Bette zu der gleich sehr durch die stürmische Leidenschaft und die totale Umwandlung seiner Lebensart erschöpfte Ritter, und nur eben angekleidet war er, als zum drittenmal die nächtliche Gesellschaft an seiner Stube vorbei wanderte. Eine Stunde später

wurde zur Tafel geblasen, zur gewöhnlichen Stelle neben der Fürstin gewiesen Junker Emmerich. Gegen das Herkommen beschränkt war diesesmal der Gäste Zahl, lebhafter dagegen und allgemeiner die Unterhaltung, lebhafter zumal das Minnespiel der beiden Hauptpersonen. In Entzücken schwamm der glückliche Liebhaber, viel höher noch stieg sein Entzücken, als nach aufgehobener Tafel mit sanfter Gewalt zum Boudoir ihn zog die Fürstin, und auf das neue in den süßesten, den zärtlichsten Plaudereien sich ergoß, dann von einer Reise sprach, in diesen Tagen nach der Landschaft Berry, wo ihre wichtigsten Güter belegen, vorzunehmen. Dort müsse sie, dies fügte sie hinzu, für den Empfang ihres Bräutigams Anstalt treffen. Als vom Donner gerührt, sprang vom Lotterbett Emmerich auf, „Euer Gnaden Bräutigam," dies waren die einzigen Worte, so hervorzubringen er mächtig. Sie umfaßte ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit, sie zog ihn zu sich herab, ihre Lippen ruheten auf den seinen. „Fürstin, Weib, Fee, du wirst mich rasend machen," sprach er in der gewaltigsten Aufregung. „Die Feen," fiel sie ein, „sind gute Leute, wir wollen nichts Böses von ihnen denken, viel weniger sprechen, aber setzt Euch, und vernehmt, was ich mit Euch vorhabe." Sie nannte eine ganze Reihe von Gütern, die ihm zugedacht, sprach von großen Summen, die in den Stand ihn setzen sollten, unter den Großen Frankreichs den ersten, den Rang einzunehmen, der gebürend dem Fürsten von Déols. Von der schwärzesten Verzweiflung zum Uebermaaße des Entzückens erhoben, warf Emmerich sich der Huldin zu Füßen, er küßte ihre Hand, sie steckte ihm einen Demant an den Finger. „Doch," verbesserte sie sich sofort, „wozu dieses Symbol, das Zeichen einer künftig vorzunehmenden Handlung? Warum nicht sogleich sie vornehmen?" Brennende Küsse empfangend, und sie gleich brennend erwidernd, zog sie an das Glöcklein. Ein Kammerherr trat auf die Schwelle, der Herrin Befehle zu vernehmen. „Der Notar der Herrschaft, dann soll in der festlich geschmückten Capelle der Burgpfaff meiner erwarten." Zur Hand war alsbald der Notar, und den höchsten Willen vernehmend, entwirft er den Ehevertrag, laut dessen die Fürstin in die Ehe bringt Déols,

das Fürstenthum, Châteauroux, das Herzogthum, überhaupt von Berry das gesamte Niederland, Aunoy mit dem herrlichen Zubehör, u. s. w., dagegen zu einem Wittwensitz sich verschreiben läßt der Printen Eigenthum am fernen Rhein.

Als gebürend verlesen, von den Parteien und den Zeugen beglaubigt die Urkunde, verläßt, durch den Bräutigam geführt, die Fürstin ihr Cabinet, sie tritt in das Vorgemach, so durch einen glänzenden, theilnehmenden, freudigen Hofstaat belebt, hinab die prächtige Marmortreppe steigt das glückliche Paar, und weit geöffnet steht die Pforte einer im höchsten Glanze der Beleuchtung stralenden Capelle. Vor dem Altar lassen sich nieder die Liebenden, feierlich rührende Gesänge steigen auf zu der hochgewölbten Kuppel, und als zu Ende gelesen die Messe, spricht der Priester über Mann und Weib den Segen. Auf dem Wege, den sie gekommen, kehren sie zurück nach der Fürstin Prunkgemächern, in der Dürnitz empfangen sie der unterthänigen Menge devote Glückwünsche, zur Brautkammer gelangt, öffnet die Fürstin einen Wandschrank, den Deckel schiebt sie zurück von einer eisernen Kiste, die bis zum Rande gefüllt mit Goldstücken. „Nimm das als eine Morgengabe," sagt sie zu dem erstaunten Gemahl, und noch manches andere, das wiederzugeben, niemand von mir verlangen wird.

Zehn Tage, Nächte vielmehr, hat Emmerich zugebracht in einem unaufhörlich sich erneuernden Strudel von Vergnügungen, Lustbarkeiten und Lust, darauf ist heimgekehrt aus des Königs von Navarra Feldlager der an Duplessis = Mornay abgesendete Bote, und eine verbindliche Antwort hat er überbracht, zusamt der von dem König unterfertigten Bestallung für die Anwerbung eines Reiterregiments; der hiermit übernommenen Verpflichtung sich zu entledigen, konnte, wollte der ehrgeizige Junker nicht unterlassen. Schwer sollte es ihm gleichwohl angekommen sein, das holde Weibchen zu verlassen, hätte das nicht selbst die Nothwendigkeit der schon früher besprochenen Reise nach Déols in Anregung gebracht. Unter dem Einflusse dieser Nothwendigkeit wurde eine Trennung für die Dauer des Winters beliebt: den sollte der Junker benutzen, sein Regiment zusammenzubringen,

und mit dem Eintritt der schönen Jahrszeit nach Aunoy, in die Arme der Geliebten zurückkehren. Ströme von Thränen flossen bei der Scheidung, auf den Knieen liegend vor der Geliebten, erneuerte Emmerich den Schwur unverbrüchlicher, ewiger Treue. „Schrecklich müßte ich mich rächen, so den Schwur Du brechen könntest," entgegnete mit einem wunderlichen, ungewohnten Ausdruck die Fürstin. Als ein Prinz ausstaffirt, den goldenen Segen der eisernen Kiste mit sich führend, gelangte zum Rhein, nach Horcheim der dreimal glückliche Junker. Denn, obgleich mit jedem Tage der Raum, durch den er von der Geliebten getrennt, sich erweiterte, Nacht für Nacht hat er zur Seite sie gefunden; daß der ausschließliche Gegenstand seiner Gedanken am Tage auch in den Stunden der Ruhe ihn beschäftige, konnte ihn nicht befremden, mußte vielmehr dem Traumgott er verdanken.

Zusammengebracht, geordnet, theilweise schon nach Metz geschafft war das Regiment, denn Wunder hatten gethan die aus Frankreich mitgebrachten Henrisd'or, und doch wollte kaum noch in der Kiste ein Abgang sich ergeben. Damit sie ihm nicht lästig falle, wie auf der Herreise, hat Emmerich in den Garten des Burghauses zu Horcheim sie begraben, ohne Säumen darauf die Straße, so dem Paradies der Liebe ihn zuführen sollte, gesucht. Um die Mitternacht gelangte er nach Aunoy, sattsam vertraut mit den Localitäten, hat er nicht den widerwärtigen Castellan anrufen mögen, sondern durch den Park einem Ausfallpförtchen sich zugewendet. Da standen, ihn zu empfangen, Diener in Bereitschaft, oben auf der Wendeltreppe erwartete seiner die Fürstin, stürmisch war die Begrüßung, ungemessen der Jubel, und hat alsolcher Jubel durch viele Wochen sich verlängert. Es pflegt jedoch ungemessener Sättigung der Ueberdruß zu folgen, und fühlte außerdem der Junker mehr und mehr die Unbequemlichkeit der vollständigen Umwandlung in seinen täglichen Gewohnheiten, des Nachtlebens vorall. Statt der abjecten Unterwürfigkeit, so der Hofstaat ihm bezeigte, wünschte er sich den freien, ungezwungenen Verkehr mit seines Gleichen, zumal der eine anständige Gelegenheit werden konnte, Liebkosungen, die ihm lästig zu werden anfingen, sich zu entziehen. Und was vollends den Werth

dieser Liebkosungen beeinträchtigte, das war eine in diesen Tagen erst gemachte Entdeckung. Das Rosenmündchen, ganz eigentlich zum Kuß geschaffen, mit der doppelten Perlenreihe, ließ dann und wann ein Zahnfleisch blicken, deß Schwärze höchst widerlich auffiel. Solchen Defect hat in einer zärtlichen Stunde der Ehemann berührt, und wäre die Freimüthigkeit ihm beinahe sehr übel bekommen; die Fürstin, nach allen andern Beziehungen das Urbild eines sanften, folgsamen, schmeichelhaften Weibes, entbrannte zu heftigem Zorn, und wenig fehlte, daß in Thätlichkeiten dieser Zorn sich Luft gemacht hätte.

Schmollend ging vor der Zeit der Ritter zu Bette, schmollend erwachte er am Morgen, und einer Versöhnung wollte, konnte er nicht einleiten, denn einsam fand er das Prachtgemach, auch von dem Hofstaat, von Dienerschaft, wie sorgfältig er die weiten Räume durchstöberte, nirgends eine Spur. Irgendwo die nöthige Bedienung sich zu verschaffen, drang er vor bis zu des Castellans Stube; da saß der Mann beim Frühstück, neben ihm der treue Reitknecht. Die beiden sprangen auf, als seien vom Blitz sie gerührt, kreuzigten und segneten sich. „Seid Ihr es denn wirklich, gestrenger Herr," hob mit zitternder Stimme der Reitknecht an, „seid Ihr denn noch bei Leben? hat der böse Feind noch nicht den Hals Euch gebrochen?" Daß er vollkommen wohl sich befinde, werde er sehen, meinte der Ritter. „Nun, da sei Gott Lob und Dank," sprach weiter der Knecht, „Ihr müßt einen guten Schutzengel haben, aber verdient habt Ihr den Schutz nicht mit Eurer Vermessenheit." Und nun erzählte der treuherzige Bursche von dem Gespenst, das oben in den Prunkgemächern hause, mittels des lockendsten Aeußern junge Leute anziehe, sie in höllische Praktiken verwickele, und dann endlich der Verzweiflung sie überliefere oder dem schrecklichsten Ende, und um das Alles berief er sich auf des Castellans Zeugniß, das denn auch in einer der gewohnten Schweigsamkeit gar ungleichen Schwatzhaftigkeit abgegeben wurde, mit dem Zusatze, daß nicht dem höllischen Drachen, obgleich er dessen sich berühme, sondern dem guten Ritter, dem Vidame von Chartres, die Burg gehöre. „Brecht doch um Alles Willen," so schloß der Mann,

„die unseligen Bande, in die Ihr Euch ergeben habt. Kommt, ich führe Euch hinüber zu dem Pfarrherren in S. Méry, fromm und hochgelehrt zugleich, wird der, viel anders denn ich, Euch sagen können, welch unsauberer Geist Euch bestrickte, auch Mittel angeben, wie dessen Netze zu zerreißen.“ Die heftige Bewegung, von welcher der alte Mann ergriffen, die Bestimmtheit in seiner Aussage, des eigenen Dieners Jammern und Flehen, verbunden mit der Entdeckung des schwarzen Zahnfleisches, mit einigen andern Wahrnehmungen, bestimmten den Ritter, dem Warner zu folgen nach S. Méry.

Aufmerksam lauschte seiner Beichte der Pfarrherr; daß sie nicht die erste der Art, so er vernehmen müsse, hat er nach deren Anhörung versichert, dann die Weise besprochen, wie das mit dem *démon-succube* eingegangene *pactum implicitum* zu lösen. Als das Dringendste gebot er die augenblickliche Entfernung von dem Orte der Bethörung, ferner Gebet, Kasteiung und gute Werke. Nachträglich fragte er, ob der Spuk vielleicht etwas von des Junkers Leibe herrührend, Haare, Nägel, Blut verlangt habe. Daß eine Locke ihm abgeschnitten worden, wußte der sich zu erinnern. „In diesem Falle,“ fuhr der Priester fort, „müßt Ihr, sonder Zweifel zum letztenmal, unter die höllischen Geister Euch begeben, und werde ich Euch zur Seite stehen. Die Locke muß ich wieder haben.“ Ueber den mancherlei Verhandlungen, unter gottesfürchtigen Ermahnungen und den tugendhaften Vorsätzen des Verirrten war der Abend herangekommen. Der Pfarrherr legte die Stola um, steckte ein Fläschchen zu sich, empfahl Standhaftigkeit, Vertrauen, und trat in des Junkers Begleitung den Weg an nach Aunoy. Da hat er noch eine Reihe von Stunden in einsamem Gebet zugebracht, dann hinauf verlangt nach den obern Stuben. Von Bangigkeit erfüllt, diente Emmerich ihm zum Wegweiser. Sie kamen an der Capelle vorüber, wo das unselige Bündniß geschlossen worden; hell erleuchtet fanden sie auch diesmal die hohen Bogenfenster. Auf der Marmortreppe stürzten in ehrerbietiger Hast Diener ohne Zahl den Ankommenden entgegen, um eben so schnell, in sichtlicher Scheu, sich zurückzuziehen. Das nämliche wiederholte sich in den Vorzimmern, unangemeldet ge-

langten in den Rittersaal der Pfarrherr und sein Führer. Da hielt große Cour die Fürstin von Déols, von Huldigungen war sie umgeben, die doch erstarrten über dem Anblick der Eintretenden. Unverkennbare Bestürzung durchlief den weiten Saal, einzig die Fürstin hat Bestürzung nicht, freudige Ueberraschung vielmehr offenbart, mehre Schritte vorwärts gethan, dem etwan noch zürnenden Geliebten die Versöhnung zu erleichtern. Aber es sprach in lateinischen Worten der Priester, es erstarrte zur Bildsäule, weit die Arme geöffnet, das Weib im Hermelinmantel, regungslos stand die ganze übrige Gesellschaft. Und es zog aus der Tasche das Fläschchen der Mann des Schreckens, und immer noch in begeisterten, gebietenden Worten sich ausdrückend, verbreitete er um sich einen Regen von geweihtem Wasser, der doch als eine Feuertaufe auf die vor Augenblicken so lebendige Gesellschaft fiel. Haufenweise stürzen die Truggestalten über einander, es schwinden der Jugend Anmuth und Schönheit, des reifern Alters Würde, der Bekleidung Pracht, der Hülle bar brechen zusammen die bleichen Gerippe, es ergießen sich über des Bodens Spiegel die Todtengebeine, hin und her kollern die grinsenden Schädel, von Trümmern nur mehr ist umgeben der Priester, und es verschwinden selbst diese Trümmer, aus denen doch zuletzt wieder eine menschliche Gestalt sich erhebt, nicht bekleidet mit dem Fürstenmantel, sondern mit dem Todtenhemde, zu dem gar wohl sich schickt des edel geformten Angesichtes Leichenblässe und das rabenschwarze, in wilder Unordnung aufgelösete Haar. Hoch hält die Gestalt mit der rechten Hand eine Locke, und in schmerzlichem Ausdruck redet sie den Priester an: „Wie magst du, o Mann, eine Verbindung trennen wollen, die aus dem freien Willen zweier Liebenden hervorgehend, sogar durch die in deiner Kirche gebräuchlichen Formen bestätigt ist? Wie kannst du begehren, daß ich aufgebe, den zu besitzen, aus tiefem Grabe ich erstand. Unauflöslich ist unsere Verbindung, ein Leib Mann und Weib.“ Aber es fahret fort in seiner Beschwörung der Priester, es schwindet die Gestalt, in dem Augenblick der vollständigen Auflösung wirft sie von sich die Locke, die ungesäumt der Sieger vom Boden erhebt, um eilig mit seinem Schützling den Saal zu

verlassen. Dunkel sind die Gänge, die Treppen geworden, mühsam greifen sich, die Wände entlang, die beiden zu des Castellans Stube, die Locke wirft der Geistliche in das Kaminfeuer, prasselnd erhebt sie sich zu wiederholten Malen, bis sie dann endlich zu Asche gebrannt.

Den Rest der Nacht und die nächstfolgenden Tage brachte unter dem Dache seines Erretters der Genesene zu, als er sattsam sich erholt von den erlebten Schrecknissen, in Sicherheit gegen fernere Anfechtungen sich wähnte, wollte er nicht länger in ruhmloser Unthätigkeit verharren, sondern herzlichen Abschied machen mit seinem Wohlthäter, und aufsuchen das verwaisete Regiment. An dessen Spitze hat er bei jeder Gelegenheit den ihm vorhergehenden Ruf eines erfahrnen, unerschrockenen Führers bewährt, aber das Glück vergangener Zeiten fand er im Felde nicht wieder. Um den theuersten Preis mußte er den geringsten Vortheil erkaufen, war für eine Unternehmung auf seine Mitwirkung gezählt, dann verfehlte er sicherlich den rechten Weg und folglich die Stunde, wollte er den Feind überraschen, ein Quartier aufschlagen, dann schnatterten alle Gänse, bellten alle Hunde, befand sich auf den Beinen die Gesamtheit der Bevölkerung. In einer einzigen Nacht fielen 80 Pferde, die besten im Regiment, die Einbuße, von den königlichen Truppen vor Laon erlitten, wurde einzig der Fahrlässigkeit Emmerichs zugeschrieben, das Regiment cassirt, die Tonne Goldes, die man ihm von wegen der gestellten Truppen schuldig, confiscirt, er selbst lange Zeit eingesperrt gehalten und mit einer capitalen Sentenz bedroht. Der Aufenthalt im Gefängnisse brachte ihn zu Berührung mit einem Jüngling von den seltensten Gaben, mit dem nachmals so berühmt gewordenen Cardinal von Bérulle. Dem klagte Emmerich ein Leiden von der schmerzlichsten Art, von dem empfing er den Rath, sobald er der Freiheit wiedergegeben sein würde, Frankreich zu verlassen, um in Rom sich die Lösung von erdrückenden Banden zu erbitten. Denn es wurde nicht müde die Hexe von Aunoy, ihn zu verfolgen. Regelmäßig an zwei Tagen der Woche, den Montag und den Donnerstag, drängte sie ihm ihre Gegenwart im Bette auf; in dem Zustand zwischen

Wachen und Träumen vernahm er die bittersten Vorwürfe um seine Lieblosigkeit, um seine Treulosigkeit, es wurden ihm Zumuthungen gemacht, durch Lockungen unterstützt, von denen man kaum glauben sollte, daß ein Mann von dreißig Jahren ihnen widerstehen könnte. Dann endlich ließ ab die Verschmähete, um Flüche auszustoßen und Drohungen, die in den folgenden Nächten sich verwirklichend, Qualen erzeugten, unter deren Einflusse das Leben dem armen Junker eine unerträgliche Last.

Nach bittern neun Monaten dem Gefängnisse entlassen, unabläßig, trotz seines Pilgergewandes, von Phantomen und Quälgeistern verfolgt, gelangte er nach Rom, beichtete er die gräßliche Sünde, unter deren Folgen er zu erliegen vermeinte. Worte des Trostes und der Labsal richtete an ihn der Groß-Pönitentiar, vergeben wurde die Sünde, der Absolution der Rath hinzugefügt, daß der Büßer, um ferneren Nachstellungen zu entgehen, in einem geistlichen Ritterorden sich heiligen möge. Außerdem mußte er den Ring, den er von dem Gespenst empfangen, den er fortwährend am Finger getragen, ausliefern, und vor seinen Augen wurde das kostbare Kleinod zertrümmert. Von dem an beschränkte sich die Verfolgung auf die nächtlichen Besuche am Montag und Donnerstag, und auch die unterblieben, seit Emmerich in Mergentheim aus des Erzherzogs Maximilian Händen den weißen Mantel und das Kreuz des deutschen Ordens empfangen hatte. Unter dieses Erzherzogs Befehlen streitend, ist er in der Schlacht bei Erlau, 26. Oct. 1596 gefallen. Am Morgen des blutigen Tages dem Schlachtfelde zuziehend, so hat nachmalen sein Diener, wohlbehalten aus Pannonien heimgekehrt, erzählt, wurde er von einer stattlichen Frauensperson angehalten, und dringend, zuletzt kniefällig gebeten, dem gefährlichen Spiele fern zu bleiben. Mit Abscheu hat er die Warnerin abgewiesen, der Warnung jedoch eingedenk, dem Getreuen aufgegeben, sein Herz, falls er in der bevorstehenden Schlacht den Tod finden sollte, nach Horcheim zu überbringen, auf daß es dort bei der Eltern Grabe ruhen möge. Des Auftrags sich zu entledigen, hat der Diener nicht verfehlt, und wurde das Herz, eingeschlossen einer zinnernen Capsel, in einer Nische der Pfarrkirche, hinter einem Eisengitter verwahrt, bis zu den ominö-

sen 70er Jahren, die dem Alten ohne Unterschied den Krieg erklärten. Die Capsel wurde eingeschmolzen, der Inhalt entfernt. Schwieriger ergab es sich, die Dame im seidenen Gewande, oder die Hexe von Déols, aus dem durch sie beunruhigten Hause zu vertreiben. Entweder hat sie ihr Recht an das zu Witthum ihr verschriebene Gut behaupten, oder ihre in dem Garten vergrabene Henrisd'or hüten wollen. Endlich soll sie doch um das J. 1806 von dannen gezogen sein, und das in Gefolge der Erhebung eines in dem Garten gefundenen Skeletts, das, nach den Zähnen zu urtheilen, einem Manne in der Blüthe des Lebens angehört haben muß. In welcher Beziehung er aber zu der Hexe gestanden haben sollte, weiß ich nicht zu ermitteln. Vielleicht war er jener graue Ritter, der, nachdem er seit Menschengedenken die Hausbewohner geplagt hatte, ebenfalls um 1806 ausgewandert zu sein scheint. Die eiserne Truhe mit den Henrisd'or liegt noch immer im Garten eingesenkt, die Stelle ist mir unbekannt, und die wußte auch nicht zu finden jener Eigenthümer, der 1772 treufleißig die Erzählungen, die schriftlichen Nachrichten um den geplagten Print zu Papier brachte, und für meine Darstellung der Gewährsmann geworden ist. Vielfältig hat er, in der Absicht, den Schatz zu heben, des Gartens Grund und Boden umwühlen lassen, aber kein Gold, nicht einmal das Skelett zu Tage gebracht.

Zur Rechten wird Horcheim durch Rosenbaums Wirthshaus, eine neue, stark besuchte Anlage geschlossen, zur Linken folget noch eine Reihe von Häusern, darunter weiland des Stiftes St. Florin Hof, und machet den Schluß dieser Reihe, wie des Dorfes, das von Eyßsche, bereits jenseits des Schlagbaums belegene Burghaus. Auf dessen Stelle hatten zu Anfang des 14. Jahrhunderts die von Brandenburg ihren Sitz. Entsprossen dem großen Hause, so nach der Gemeinschaft des Wappens zu urtheilen, ein Zweig des mächtigen Grafengeschlechtes von Vianden, vertheilten sich zeitig die luxemburgschen Brandenburg, durchaus verschieden von denen in dem romantischen Limburg, in mehre Linien. Dem Zweige, so nach Horcheim verpflanzt, dem Stolzenfels eine Reihe von Burgmännern gegeben hat, gehörte an Johann von Brandenburg, den das Gedicht,

la bataille des trente, und minder nicht Froissarts prosaische Relation verewigen. Paul Louis Courier äußert irgendwo: „*la poésie est l'enfance de l'esprit humain, et les vers l'enfance du style, n'en déplaise à Voltaire et autres contempteurs de ce qu'ils ont osé appeler vile prose. Voltaire s'étonne mal à propos que les combats de Salamine et des Thermopyles, bien plus importants que ceux d'Illion, n'aient point trouvé d'Homère qui les voulût chanter; on ne l'eût pas écouté, ou plutôt Hérodote fut l'Homère de son temps. Le monde commençait à raisonner, voulait avec moins d'harmonie un peu plus de sens et de vrai. La poésie épique, c'est-à-dire historique, se tut, et pour toujours, quand la prose se fit entendre, venue en quelque perfection. La prose naissante, à peine du filet encore débarassée, s'empara de l'histoire, en exclut la poésie, comme de bien d'autres sujets; car d'abord les sciences naturelles et la philosophie appartinrent à la poésie, chargée seule en ce temps d'amuser et d'instruire: on lui dispute jusqu'à la tragédie maintenant, et, chassée bientôt du théatre, elle n'aura plus que l'épigramme.*“ Der gleichen Ansicht huldigend, lasse ich unbeachtet das Gedicht, um einzig dem Chronisten zu folgen. Der erzählt in des ersten Buches zweiter Abtheilung, Capitel 7: „In denselben Zeitläuften ergab sich in Britannien eine seltene Waffenthat, die man traun nicht vergessen, sondern laut verkündigen soll, auf daß sie allen angehenden Rittersleuten zur Ermunterung und zum Beispiel gereiche. Und Euch der Sache besser zu berichten, so möget Ihr wissen, daß fortwährend die Parteien der beiden hohen Frauen in Britannien rauften, unangesehen Herr Karl von Blois gefangen saß; und befehdeten einander diese Parteien mittels der Besatzungen, so den wehrhaften Burgen und den festen Städten eingelegt. Nun fügte sich, daß eines Tages Herr Robert von Beaumanoir, ein mannhafter, gestrenger Ritter, und einem der vornehmsten Geschlechter des Landes entsprossen, der zugleich ein Castellan war der Feste Châtel-Josselin, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Geharnischten aus seiner Freundschaft, auch andern Kriegsleuten, vor Ploermel, Stadt und Feste, sich blicken ließ. Die hütete, als ihr Haupt-

mann der Brandenburg, und waren dem beigegeben Scharen von deutschen, englischen und britannischen Söldnern, alle der Gräfin von Montfort anhängend. Und es tummelten sich Angesichts der Schlagbäume Herr Robert und sein Volk, hätten auch gerne gesehen, daß die drinnen ausfielen, es wollte aber keiner zum Vorschein kommen.

„Das beklagend, prellte Herr Robert weiter vor, ließ den Hauptmann zur Stelle bescheiden. Der kam vor die Pforte, mit Herrn Robert sich zu besprechen, nachdem sie beiderseits Sicherheit einander verheißen. „„Brandenburg,““ also ließ Herr Robert sich vernehmen, „„findet sich unter Euch kein Kämpe, Ihr oder ein, zwei oder drei andere, die gegen drei andere, ihren Ameien zu Ehren eine Lanze brechen wollten?““ Erwidert Brandenburg: „„Ihre Ameien werden sicherlich nicht wollen, daß sie so lüderlich in einem einzigen Rennen die Hälse sich brechen lassen, das hieße das Glück freventlich versuchen durch kurzes Spiel, und möchte damit viel ehender der Ruf von Vermessenheit und Thorheit, als Preiß und Ehre zu verdienen sein. Aber anderes will ich vorschlagen, das wir vollführen könnten, so Euch das gefiele. Ihr nehmt zwanzig oder dreißig Gesellen aus eurer Besatzung, und so viele wähle ich in der meinen. Dann suchen wir ein offenes Feld, wo keiner uns stören oder hindern mag, wir gebieten, bei Strafe der Hart, unsern Gesellen von der einen wie von der andern Seite, desgleichen allen Zuschauern, daß keiner einem der Streitenden Hülfe oder Beistand zu leisten sich unterfange; und auf alsolcher Wahlstatt wollen wir uns versuchen, und dergestalten thun, daß man in kommenden Zeiten davon in Sälen, Palästen, auf den Märkten und aller Orten in der Welt erzähle, und daß Glück und Ehre davon haben, denen sie von Gott beschieden.““ — „„Bei meiner Treuen,““ sprach Robert von Beaumanoir, „„dem stimme ich bei, als ein weiser Mann habt für jetzt Ihr gesprochen. Es seien euerer also dreißig, und der unsern ebenfalls dreißig, und gebe ich Euch dessen Versicherung auf meine Treue.““ — Sprach der Brandenburg: „„Ich versichere Euch desgleichen, denn da wird, der als ein Mann sich zu halten weiß, größere Ehre ein-

legen, denn in einem Turnier.““ Also wurde das Geschäft abgeschlossen und versichert, und der Tag angesetzt auf den nächsten Mittwoch, den vierten Tag nach alsolcher Verabredung. Im Laufe der hiernach bewilligten Frist wählte ein jeder der beiden Führer, nach seinem besten Ermessen die dreißig Kämpen, und haben die sechzig mit ängstlich ausgesuchten Waffen sich versorgt.

„Als der Tag gekommen, hörten des Brandenburgers dreißig Gesellen Messe, dann waffneten sie sich, bestiegen ihre Rosse und ritten dem Orte zu, der für eine Wahlstatt ausersehen, sie saßen ab, untersagten allen, die da zugegen, sich einer um den andern zu bekümmern, was auch mit diesem oder jenem seiner Gefährten sich ereignen möge, und haben die gleiche Vorschrift des Herren Robert von Beaumanoir Gesellen gegeben. Die dreißig Gesellen, so wir Engländer nennen wollen, obgleich der Engländer nur zwanzig, denen der Brandenburger sechs Deutsche und vier Bretagner hinzugefügt hatte, diese dreißig mußten lange der Franzosen erwarten. Zur Stelle gelangt, saßen die dreißig Franzosen ab, und jetzt wurde auch ihnen der oben besprochene Befehl verkündigt. Fünf derselben sollen, wie Einige erzählen, am Eingang der Wahlstatt zu Pferde halten geblieben sein, indessen die fünf und zwanzig abstiegen, wie die Engländer gethan hatten. Und als sie einander gegenüber, wechselten alle sechzig einige Worte, sie scharten sich, die einen auf dieser, die andern auf jener Seite, sie ließen ihre Diener, die Masse der Zuschauer auf weiten Abstand sich zurückziehen. Dann gab einer von ihnen das Zeichen, sie stürzten auf einander und fochten ritterlich, zu einem Knäuel verwickelt, und wenn einer der Gesellen allzu bedrängt, dann beeiferten sich die andern, ihn zu entsetzen.

„Das Spiel hatte nur eben angefangen, und wurde der Franzosen einer erschlagen, aber es ließen dadurch die andern in der Arbeit sich nicht stören, vielmehr wurde auf der einen und auf der andern Seite wacker gefochten, daß man sie alle mit einander für Rolande oder Oliviers hätte halten mögen. In Wahrheit vermag ich nicht zu sagen, diese haben sich am besten bewährt, jene das Beste gethan, ich habe auch keinen vor den

andern preißen gehört; wohl aber stritten sie so lange, bis Kräfte, Vermögen und Athem ganz und gar versagten. Da ward es eine Nothwendigkeit, nachzulassen und zu verschnaufen; um eine Waffenruhe haben sie von der einen und von der andern Seite sich verständigt, und sollte der Stillstand währen, bis sie wiederum zu Kräften gekommen, auch der erste, der sich erheben würde, die übrigen anrufen. Vier Franzosen, zwei Engländer waren gefallen. Eine lange Weile genossen die Ermüdeten der Ruhe, mehre tranken Wein, der in Flaschen ihnen zugebracht wurde, andere besserten an der Rüstung, die gewichen war, oder verbanden ihre Wunden.

„Wie sattsam sie erfrischt, gab der Erste, der vom Boden sich erhoben, das Zeichen, um zusammenzurufen die übrigen, und in dem gleichen Grimm, denn das vorigemal, entbrannte der Streit. Lange hat er gewährt. Sie führten Schwerter von Bordeaux, die kurz, stark und spitzig, daneben Degen und Dolche, Einige auch Streitärte, und wurden damit greuliche Hiebe ausgetheilt. Der eine oder der andere erfaßte im Ringen seines Gegners Arm, und in der nahen Berührung trachtete er einzig, den andern zu schädigen, ohne seiner selbst zu verschonen. Ihr möget wohl glauben, daß da manches schöne Waffenwerk vollbracht worden, Mann gegen Mann, Leib gegen Leib, Faust gegen Faust. Mehr denn hundert Jahre her hatte man von Aehnlichem nicht gehört.

„Also stritten sie als rechtschaffene Kämpen, und wurde der zweite Gang trefflich durchgefochten, wenn auch letzlich die Engländer den Kürzern zogen. Denn einer jener Franzosen, die zu Roß geblieben, so wurde mir erzählt, der zerschlug und zermalmte sie schrecklich, so daß der Engländer Hauptmann, der Brandenburg auf dem Platze blieb, mit ihm acht seiner Gesellen fielen, worauf dann die übrigen, gewahrend, daß aller Widerstand vergeblich, sich gefangen gaben, maßen Flucht ihnen unmöglich, auch untersagt. Und haben Herr Robert und seine Gesellen, so viel deren übrig, sie zu Gefangenen angenommen, und nach Châtel-Josselin geführt. Später wurden sie auf ein ritterliches Lösegeld gesetzt, nachdem sie alle mit einander hergestellt, denn

es fand sich keiner darunter, Franzose sowohl denn Engländer, der nicht schwerlich verwundet. Nachmalen habe ich an der Tafel König Karls von Frankreich einen bretagnischen Rittersmann, der bei jenem Streite gewesen, den Hrn. Yvain Charuel gesehen, und war dessen Angesicht dergestalten zerschnitten und zerfetzt, daß deutlich zu erkennen, wie ernstlich der Handel bestritten worden: es ist auch dabei gewesen Hr. Ingelram von Eudin, der gute Ritter aus der Picardie, wie ihm das wohl anzusehen, und nicht minder dem guten Edelknecht Hugo von Raincevaux. An vielen Orten wurde die Begebenheit erzählt und der Erinnerung würdig befunden. Die einen hielten sie für Kinderwerk, den andern galt sie als eine Tollheit und strafbare Vermessenheit."

Auf Abgang derer von Brandenburg sind ihre Güter zu Horchheim in verschiedene Hände, theilweise an das Jesuitencollegium zu Coblenz gekommen, den verfallenen Sitz erkaufte Johann Hugo von Solemacher, der auch 1759 in öffentlicher Versteigerung das v. Heddesdorffsche Gut, doch ohne das von dem Collegialstift Dietkirchen abhängende Lehen, an sich brachte. Er starb den 2. März 1763, zwei Kinder hinterlassend. Die Tochter, an den Freiherrn Johann Matthias von Eyß verheurathet, erhielt zu ihrem Antheil aus der reichen Erbschaft, unter mehrem auch das Besitzthum zu Horchheim, so der von Eyß 1763 durch Ankauf des Reifenbergschen Gutes ganz ungemein vergrößerte, und wesentlich durch das von Grund aus neu erbaute Burghaus, samt Capelle, besserte. In der wohlfeilen Zeit kam der ausgedehnte Bau ihn doch über 16,000 Gulden zu stehen. Die Familie von Eyß stammt aus Vallendar; ihr daselbst belegenes Haus, so der Weihbischof von Eyß (der Abth. I. Bd. 1. S. 191) zu einem Stipendium für studirende Jünglinge gewidmet hatte, ist in der neuern Zeit verkauft worden. Johann Matthias von Eyß, ein Mann von altrömischer Hoheit, von seltenen Geistesgaben, von ausgezeichnetem Wissen hatte unter den glänzendsten Aussichten seine Laufbahn angetreten, und als das Ziel seines Ehrgeizes sich die Kanzlerwürde ausersehen. Fähigkeiten und Wissen führen jedoch in seltenen Fällen zu Ehren, der von Eyß, seit 1774 der kurfürstlichen Regierung Kanzleidirector, auch Geheimrath und Stadt-

schultheiß zu Coblenz, fiel 1783 in Ungnade, und wurde daher von 1784 an in dem Staatskalender als nicht frequentirender Regierungsrath aufgeführt. Es gab diese Quiescirung den Entwürfen für die Erhebung seiner Familie, die er theilweise schon zur Ausführung gebracht, einen harten Stoß. Das große bare Vermögen, so zuneben den Höfen Bleidenbach, Herold, Klingelbach, Oberweyer, Winkel, Hatzenport und Ruitsch die Frau ihm zugebracht, verwendete er zum Ankauf von Gütern, namentlich die Herrschaft Faitzberg, bei Bingen, Reulhausen, Cond, welche sämtlich der Reichsritterschaft steuerbar, in Betracht der mit ihnen verbundenen landesherrlichen Berechtigungen in einem Preise bezahlt werden mußten, der außer allem Verhältnisse zu dem Ertrag. Dazu waren diese Güter, über den weiten Raum von Coblenz bis Mainz, von Hadamar bis Luxemburg zerstreut — im Luxemburgischen besaß der von Eyß, als väterliches Erbe, die Herrschaft Uefflingen — Gegenstände einer ungemein beschwerlichen und kostbaren Verwaltung, und es gesellten sich dem Allen schließlich die Drangsale der Kriegsjahre 1792—1800. Vieles von den Gütern mußte unter den nachtheiligsten Umständen veräußert werden.

Unversehrt blieb jedoch das große Eigenthum in Horcheimer und Nieder-Lahnsteiner Markung, 112 Morgen Ackerland, 43½ Morgen Wiese, 16½ Morgen Weinberg, als womit in Verbindung gebracht die von der Familie von Reifenberg herrührenden Jurisdictionsgerechtsame. Ursprünglich haben deren die von Helfenstein genossen, denen war ganz Horcheim unterthänig gewesen; sie hatten sich aber, wie im ersten Bande erzählt, in zwei Linien vertheilt, und war des ältern Zweiges Besitzthum durch Kauf 1532 an das Erzstift Trier gelangt, während des jüngern Zweiges Gerechtsame in Horcheim, zu gemeinsamem Besitze sich auf die von Heddesdorff und von Reifenberg vererbten. Als Georg Hans von Reifenberg und Hans Philipp von Heddesdorff von ihren landes- und grundherrlichen Gerechtsamen im Orte Besitz nahmen, 1595, erklärte versammeltes Gericht: „daß sie den Kurfürsten von Trier für einen Schutz- und Schirmherren zuvorn, darnach alle hohe Ober- und Gerechtigkeit zum halben Theil, und den beyden Junkern zugegen das andere halb Theil

zuerkennten." Hiernach war auch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Criminal- und Civiljurisdiction in Horcheim dem Kurfürsten gemeinschaftlich mit dem von Eyß, als derer von Reifenberg Nachfolger, und mit denen von Heddesdorff, wie solches in dem Weisthum von 1569, welches jährlich am hohen Dingtage abgelesen wurde, klar und deutlich ausgedrückt. Der zwei Schultheißen einer wurde von Kur-Trier, der andere von den beiden Mitherren gemeinschaftlich angesetzt. „Unser Schultheiß muß in allen Criminal-, Rechtspolicey- und gemeinen Sachen jederzeit mitzugezogen werden." Den Gerichtsschreiber, ingleichen die Scheffen, bestellten der Kurfürst und die Mitherren in Gemeinschaft. Das Gericht übte eine concurrente Jurisdiction mit dem Amt Ehrenbreitstein, „also daß derjenige, welcher zuerst ans Amt klagen geht, bey Amt, wie der, welcher seine Klage zuerst bei Gericht einführet, daselbst verbleiben, und der Beklagte ihm folgen muß." Dieser ungewöhnlichen Befugniß verdankte das Gericht eine eigenthümliche Stellung in der öffentlichen Meinung; man nannte seine Mitglieder die Horcheimer Herren. Waldrügen, Bußen und Strafen wurden auf dem Dingtag gemeinschaftlich angesetzt und bethätigt; davon bezog der Kurfürst die eine Hälfte, die andere Hälfte fiel zu $^2/_3$ den Mitherren, $^1/_3$ dem Jesuitencollegium, in dem Rechte derer von Brandenburg. In derselben Art wurde die Bede vertheilt. Der Aemterwechsel folgte unmittelbar der Erhebung der Bede, in Gegenwart des Amtsverwalters von Ehrenbreitstein, der Mitherren und der beiden Schultheißen, und wurden der neue Bürgermeister von dem Amt, die Geschworenen von den Mitherren, die Schützen von dem Amt, und die Schröter endlich von den Mitherren vereidet, also jedoch, daß von den Ernannten insgesamt die Handtastung dem Amt sowohl, als den Mitherren gegeben wurde. Die Gemeinderechnungen wurden in Gegenwart des Amtes und der Mitherren abgehalten, diese übten auch in Wald und Gemarkung die Koppeljagd. „In Betreff des Trauergeläutes ist allzeit üblich gewesen, daß bey Absterben eines Mitherren und dessen Frau Gemahlin jedesmal 6 Wochen geläutet worden. Bey dem letzten Freyherrn von Reiffenberg aber, welcher 1745 gestorben, geschahe Erzstift Trierischer Seits

die erste Stöhrung, gegen welche jedoch von Reiffenbergischer Seite protestirt wurde."

Dem Allen hat das Herzogthum Nassau, bald nach seiner Entstehung, den Garaus gemacht, ein Ereigniß, so jedoch Johann Mathias von Eyß nicht erlebte. Es beerbte ihn sein älterer Sohn Johann Melchior, der in dem Alter von 21 Jahren des Herzogs Karl August von Zweibrücken Reisemarschall gewesen, und an diesem Hofe eine Belehrung empfing, bedeutsam für des Gebieters Charakteristik. Zu einem Ausfluge nach dem Karlsberg dem Herzog zu folgen, war der ganze Hofstaat beordert, und in den Vorzimmern versammelt. In der Langeweile der Erwartung verspeisete des Herzogs *Premier-Ministre* und Günstling, der Franzose Salabert, *abbé commendataire* von Tholey, eine fette Kreuzspinne; ob er sie als ein Cordiale mitgebracht, oder ob er sie in der Antichambre aufschnappte, was die Reinlichkeit an dem Hofe zu Zweibrücken einigermaßen verdächtigen könnte, weiß ich nicht; genug, die Spinne wurde verzehrt, unter einem Ausdruck von Naschhaftigkeit, der höchlich den Reisemarschall ergötzte. Er lachte aus vollem Halse, lachte noch aus vollem Halse, als der Herzog schon inmitten des Saales sich befand, und dieses Gelächters Veranlassung zu wissen verlangte. Alles schwieg, daß zum andern- und zum drittenmal der Herzog genöthigt, die Frage zu wiederholen. Und als er eine zitternd und zagend vorgebrachte Antwort vernommen, that er, wie in verwandtem Falle, nach Massons Erzählung, der russische Artilleriegeneral Melissino that. „*Je me rappellerai toujours à ce sujet le jour où je fus présenté au général Mélissino. Il était occupé à faire l'épreuve d'un beau microscope anglais dont il venoit de faire emplette, et environné de plusieurs officiers de son corps. Il appela son valet de chambre pour lui-demander un insecte, afin de le placer dans le foyer du verre: mais à peine eut-il exprimé ce désir, que je vis trois ou quatre de ces officiers, poudrés à blanc, s'empresser de prévenir le domestique et présenter à la fois leur capture; de manière que le général, embarrassé du choix, donna la préférence au domestique, qui avoit été aussi prompt que les of-*

ficiers à saisir une proie derrière son oreille. J'étais si émerveillé, que je ne remarquai point ce que devinrent les animaux refusés.“ Wie Melissino hat der Herzog ein Insekt gefordert, aber nicht den lammfrommen Dulder, sondern ein wildes, grimmiges Geschöpf, eine Kreuzspinne mit einem Worte, und die zu suchen, haben augenblicklich dienstbare Geister sich in Bewegung gesetzt. Ein Dutzend wenigstens der Bestien — was abermals kein Zeichen von besonderer Reinlichkeit im Schlosse — wurde dem Herzog dargebracht, er wählte unter allen die fetteste, und die mußte der unglückliche Reisemarschall herunterwürgen, wie sehr er auch deprecirte, sich sträubte und schauderte.

In dem südlichen Flügel des Burghauses hat 1792 der Herzog von Braunschweig längere Zeit sein Hauptquartier gehabt, unangefochten und ruhig standen seine Pferde in dem Stall, der wenige Jahre zuvor den Pferden des Eigenthümers Nacht für Nacht die bittersten Qualen bereitet hatte. Eine wahre Marter mußten unter den immerwährenden Schrecknissen die geplagten Thiere ausstehen, bis dahin der Kutscher auf den Einfall gerieth, Nachgrabungen zu veranlassen. Die förderten einen Leichnam zu Tage, und es gaben von dem an die Pferde sich zufrieden. Einen verwandten Zug von dieser Thiere feinem Organismus hat Otto in der Geschichte und Topographie von Weissenfels, 1796, aufbewahrt: „Ao. 1632 hat ein Bauer zu Thierbach unter seinem Thorweg einen Wolf mit dem Eingeweide eingegraben, darüber hernach kein Pferd gehen wollen, es ist auch das ganze Kriegswesen hindurch kein Reuter in seinen Hof gekommen.“ In dem Register nennt Otto das ein Zauberstück. Einen bessern Gebrauch von dem Register zu dem 1. Bd. dieser Abtheilung habe ich zu machen gewußt. Da steht, S. 807, „der Jud is nit burefest“, die Schlagworte, um die eine allzu ängstliche Censur mich gebracht, mich genöthigt hatte, im Text statt des unschuldigen, körnichten und, das muß ich besonders geltend machen, statt des amtlichen Ausdruckes, „sein oder nicht sein burefest“, S. 131, „der Jud is nit burefest“, S. 132, der schalen Phrase, „sein oder nicht sein keusch und rein“, mich zu gebrauchen.

Der nördliche Flügel des Burghauses ist niemals vollständig ausgebaut, zuletzt als ein selbstständiges Haus verkauft worden. Der Verbindung der beiden Flügel diente die Emporkirche der geräumigen Capelle. Es wurde dieselbe in Anrufung der Schmerzhaften Mutter Gottes Mariä eingesegnet den 16. Aug. 1761, den 4. Sonntag im Octob. 1762 darin die Bruderschaft deren Sieben Schmerzen eingeführt. Folgendes Regulativ hat der Stifter für sein Gotteshaus erlassen: „Täglich wird der schmerzhafte Rosenkranz mit der Litaney und 3 Vaterunser gebetet. Jeden Freytag, das ganze Jahr hindurch, haltet der Hr. Pastor die h. Messe, worunter der Rosenkranz gebetet wird, und Abends die Andacht mit Aussetzung des Allerheiligsten; wobey Hr. Pastor den 1ten Freytag im Monat die Messe für alle, sowohl lebendige als verstorbene von der Familie zu appliciren schuldig ist. Auf die Freytäg in der Fasten wird darbeneben Frühmesse, unter dieser die Stationenandacht gehalten, dahero jedesmal einer deren Hrn. P. Franziscaner, nunmehro Capuciner heraufkommt. Am 3ten Sonntag im Sept. als dem Haupt- und Titularfest deren sieben Schmerzen Mariä wird morgens Frühmesse, Predigt, ein solennes hohes Amt, demnach Betstunde bis 4 Uhr, sodann Bruderschaft mit abermaliger Predigt gehalten, und stehet Sanctissimum von Morgens 6 bis nach der Bruderschaft aus. Die Octave hindurch wird Morgens unter der Messe der Rosenkranz, und nach derselben die Litaney gebetet, auch vor und nach der h. Segen gegeben. An den sieben vornehmsten Muttergottes-Tägen wird Morgens Frühmesse, hernächst hohes Amt, Nachmittags Predigt und Bruderschaft gehalten, jedesmal mit Aussetzung des Allerheiligsten, und kommt allemal ein Capuciner herauf. Am 4. Sonntag eines jeglichen Monats, wie auch am Passionssonntag wird Morgens hohes Amt, Nachmittags Predigt und Bruderschaft mit Aussetzung des Allerheiligsten gehalten, und Tags darauf die Messe für die Abgestorbenen, unter welcher man Rosenkranz und Litaney betet, gelesen. Am Frohnleichnamstag wird Morgens unter der Messe, und Nachmittags unter dem Rosenkranz die Benediction mit dem Allerheiligsten gegeben. Am Fest des h. Rochus, 16. Aug. wird ein hohes Amt mit Aus-

setzung des Allerheiligsten gehalten. Am Fest der h. Agatha, 5. Feb. wird eine Messe gelesen, unter dieser der Rosenkranz gebetet, um durch Vorbitte dieser Heiligen von aller Feuersgefahr behütet zu werden. Am Fest des h. Bonifacius, 5. Juni, ein gleiches. Am Allerseelentag ist ein hohes Amt vor alle Verstorbene aus der Familie." Die Freitagsmesse hatte die Pfarrei übernommen, wogegen ihr als Dotationsfond 3500 Stöck Weinberg angewiesen; die Franziscaner, vielmehr die Capuciner, empfingen für ihre geistlichen Dienste 2 Ohm Horcheimer Wein und ein Malter Korn, der Magister bezog für seine Bemühung 3½ Malter Korn.

In dem Jubiläum von 1776 war die Capelle als eine der drei Kirchen bezeichnet, deren Besuch, den Ablaß zu gewinnen, erforderlich. „Sonntag, 23. Januar 1785 haben bei damaligem kaiserlichen Durchmarsche der Generalstab, und sämtliche zu Ober- und Niederlahnstein, und dahier gelegene Truppen von dem Regiment Lillien in der Capelle die h. Messe gehört. Der Feldprediger laße solche bey geöffneten Thüren und Fenstern; die Truppen standen mit ihren Fahnen und Feldmusik im Hofe und auf der Straßen rangirt, sangen unter der Messe ihre gewohnliche Gesänge. An denen drey递
Haupttheilen wurde das Spiel gerührt, und nach derselben die Benediction mit dem Allerheiligsten gegeben." Zehn Jahre später diente dieselbe Capelle abermals dem Gottesdienste k. k. Völker, starken Scharen von Rothmäntlern. Die hatten die Thüre ausgehoben, an der Stelle aus Heiligenbildern den Ikonostas zusammengefügt, die Bilderwand, durch welche von dem Volke das Allerheiligste zu scheiden. Vor dem Altar las der Pope die Liturgie, in tiefer Andacht folgten ihr die wilden Seressaner draußen auf dem Platze. Des seltenen feierlichen Schauspiels freute sich nicht wenig die Bevölkerung von Horcheim, aber nicht wenig zürnte der Frühmesser, Hr. Nicolaus Göbel (S. 340) denjenigen, durch deren Gebot eine christliche Kirche Schismatikern, Heiden vielmehr nach seinem Dafürhalten, geöffnet worden. Als Heiden betrachtete er nämlich jene Photianer, wie er sie nannte, wobei er sich jedoch ausdrücklich gegen die Herleitung der Benennung von dem Patriar-

chen Photius, durch welchen die Trennung der griechischen von der lateinischen Kirche besiegelt worden, verwahrte. Ihm galten diese Photianer als Fetischdiener, in dem Gegenstand ihrer Verehrung vollkommen übereinstimmend mit den rohen und verruchten Anzeyrys und Ismaylys an den Ufern des Orontes; und beklagte der eifrige Frühmesser die Entheiligung der Capelle durch heidnische Abgötterei, so fürchtete er viel mehr noch der Heiden Verkehr mit seinen Landsleuten, dessen Folge die Verbreitung einer gottlosen Irrlehre sein konnte. Nur zu sehr hat sich seine Besorgniß in dieser Hinsicht bewährt; weiter noch, denn im Mittelalter die Lehren der Manichäer, der Gnostiker, der Waldenser, haben sich in unsern Tagen der Ismaylys und Anzeyrys Satzungen, Gebräuche und Dienst verbreitet. — Gelegentlich des Kirchenbaues in Horcheim wurde die Capelle für den pfarrlichen Gottesdienst benutzt, bald darauf aber, nachdem die Andachten in die Pfarrkirche übertragen worden, entweihet. Was aus dem mancherlei Spuk, von dem sie heimgesucht gewesen sein soll, geworden, weiß ich nicht anzumelden. Die vormalige Capelle dient gegenwärtig als Scheuer und bietet einen kläglichen Anblick den Wenigen, die in den Tagen ihres Glanzes sie gesehen und bewundert haben, namentlich das Antipendium von geschlagenem Silber, womit der Altar an hohen Festtagen bekleidet, und den Reichthum der gottesdienstlichen Gefäße, bei dem in solchen Fällen Nachtwache zu halten, die Hofleute verpflichtet. Der Erbauer der Capelle liebte mit Leidenschaft kirchliche Ceremonien, kirchliche Pracht, und hat verhältnißmäßig dieser Leidenschaft die gleichen Opfer gebracht, wie etwan Paris de Montmartel oder der Marschall von Retz.

Eines überreichen Speculanten und Banquiers einziger Sohn behandelte Paris Kirchenceremonien als die eine Angelegenheit seines Lebens, und hat er derselben willig die unermeßlichen, von dem Vater ererbten Schätze dargebracht. Die Processionen, die er in seinem ländlichen Aufenthalt zu Brunoy veranstaltete, wurden, um ihrer Pracht willen, gleich einem Schauspiel von den an die großartigsten Erscheinungen der Art gewöhnten Parisern besucht; nicht selten sahen sie bei einer solchen Gelegen-

heit gegen 50 Monstranzen, eine kostbarer und kunstreicher als die andere, zur Schau tragen. Die letzte dieser Processionen kostete dem Marquis 500,000 Livres, gab aber der Familie Veranlassung, für den Verschwender eine Curatel zu suchen und durchzufechten. Die gerichtlichen, dem Erkenntnisse vorausgehenden Verhandlungen brachten wunderliche Dinge zu Tag, u. a. hatte bei des Vaters Tod der Marquis alle die gewaltigen Eichen des unermeßlichen Parks von Grosbois in schwarzen Crêpeflor verhüllen, die breiten und tiefen Schloßgräben mit Tinte füllen lassen. Es erschien auch ein lediglich von ihm handelndes Buch, *les Folies du marquis de Brunoy* betitelt, Paris, 2 Bde. in 12°, dem jedoch die in dem Interdictionsproceß von dem Anwalt des Marquis herausgegebene Denkschrift zu vergleichen. Darin heißt es: „hätte mein Client seinen Reichthum auf Pferde, Hunde, Spielbanken, Gastereien, Opernprinzessinen, Maitressen verwendet, so würde es niemanden eingefallen sein, des Mannes geistige Fähigkeiten in Zweifel zu ziehen, es war aber sein Streben, den Gottesdienst zu verherrlichen, und um dessentwillen wird er als ein Narr von der Welt erkannt." Uebrigens kam die Curatel zu spät, der Reichthum war dahin. Des restaurirten Ludwig XVIII. Dankbarkeit hat Brunoy als ein Herzogthum an Wellington gegeben.

Der Marschall von Retz, Aegidius, Gilles, von Montmorency-Laval, Herr von Retz, Blason, la Benaste, le Coustumier, Ingrande, Chantocé, la Suse, der Insel Bouin, u. s. w., geboren um 1396, verlor frühzeitig den Vater, daß der Großvater, Johann von Craon, dessen Erbe er nachmalen 1432 geworden ist, die Vormundschaft des Verwaiseten übernehmen mußte. Des Großvaters Sorgfalt scheint sich aber auf die Wahrung des Besitzthums beschränkt zu haben, den Knaben überließ er der eigenen Ungebundenheit, und was ungezweifelt schlimmer, der Rohheit und Lasterhaftigkeit seiner Umgebung. Aegids glückliche Anlagen wurden nur theilweise benutzt, doch machte er in ritterlichen Uebungen Fortschritte, die verbunden mit hohem persönlichen Muth ihm erlaubten, in den Kriegen Karls VII. mit den Engländern eine glänzende Rolle zu spielen. Im J. 1427 erstürmte er die Burg Lude, deren Hauptmann er niederstieß; er entriß auch den Eng-

ländern die Feste Rennefort und Malicorne, das Schloß in Maine. Zwei Jahre später der Jungfrau von Orléans in der Führung des zum Entsatze von Orléans bestimmten Heeres beigegeben, nahm er den wichtigsten Antheil bei einem Ereignisse, von welchem die Zukunft der französischen Nation abhängig. Bei der Einnahme von Gergeau legte er hohe Ehre ein, der Engländer Niederlage bei Patay, wo der gefürchtete Talbot selbst in Gefangenschaft gerieth, wurde durch ihn entschieden. Aegidius und sein Bruder Renat figurirten als Befehlshaber des ersten Ranges in der Armee, durch welche König Karl VII. nach Reims geführt wurde, und genoß Aegidius der Ehre, in den Krönungsfeierlichkeiten einen der weltlichen Pairs von Frankreich vorzustellen, auch übernahm er in St. Remigien Abtei die *sainte ampoule*, um solche nach dem Dom zu bringen. Bei dieser Gelegenheit wird er zum erstenmal als Marschall von Frankreich, als des Königs Rath und Kammerherr aufgeführt. Die Belagerung und Einnahme von Melun, 1430, der Entsatz von Lagni, 1431, wurden ihm neue Gelegenheiten der Auszeichnung. Gemeinschaftlich mit dem Marschall von Rieux führte er 1433 den Vortrab des durch den Connétable von Richemont befehligten Heeres, das zwar, nachdem es vor Sillé in Maine mit den Engländern zusammengetroffen, ohne weitere Unternehmungen, aber auch ohne Unfälle sich zurückzog. Damit beschloß zugleich Aegidius seine kriegerische Laufbahn, denn er hatte Eile, des mit dem Tode des Großvaters auf ihn gekommenen Vermögens, ein Einkommen von 300,000 Livres jährlich, unabhängig der Einrichtung zu dem Belaufe von 100,000 goldenen Schilden, sich zu gebrauchen. Die Eile führte zu sinnloser Verschwendung. Ein bewaffnetes Gefolge von 200 Geharnischten hatte der Marschall sich zugelegt, viel mehr kostete ihn seine Capelle, bei der 30 Menschen angestellt; Capläne, Musiker, Chorknaben mußten ihm aller Orten folgen, zusamt einer tragbaren Orgel. Die gottesdienstlichen Gefäße, Kelche, Leuchter, Kännchen, Rauchfässer, Waschbecken, Crucifixe, alles von der höchsten Pracht, wurden im Ueberflusse beschafft. Unter seine Capläne hatte er die Dignitäten einer Cathedrale vertheilt, da gab es, wie zu Tours oder Sens, einen Dechant, Cantor, Archidiacon, Scho-

laster, sogar einen Bischof, für welchen der Marschall zu wiederholten Malen bei dem Papst um die Ertheilung der Inful eingekommen war, gleichwie er das Privilegium nachsuchte, sich, in der Legaten Weise, ein Kreuz vortragen zu lassen. Reichliche Besoldung empfingen die Dignitarien und die Capläne niedern Ranges, zusamt einer kostbaren Liverei, Scharlach mit Grauwerk ausgeschlagen. Zugleich mit der Capelle unterhielt der Marschall auch ein Haustheater; Schauspiele, oder Mysterien, wie man sie nannte, wurden ohne Rücksicht für den großen dafür erforderlichen Aufwand, häufig aufgeführt.

Das Alles hätte wohl nicht hingereicht, den Marschall zu Grunde zu richten, aber er sehnte sich in seiner Ehe mit Katharina von Thouars, der Erbin von Pousauges, Chabannais, Confolant, nach unerlaubten Genüssen, die, sich zu verschaffen, ihn mehre seiner Schmeichler, Prinçay, Gilles de Sillé und Roger de Briqueville, ermunterten, Behufs deren sie auch willig ihre Dienste ihm darbrachten. Einen Harem hat Aegidius sich zugelegt, und hiermit seine Ausgaben zu einer Höhe getrieben, die außer allem Verhältniß zu den Einnahmen. Das Deficit zu decken, mußte er Veräußerungen vornehmen: er verkaufte Chantocé und Ingrande an den Herzog Johann V. von Bretagne um hunderttausend goldene Schilde, kaum der beiden Herrschaften halber Werth; er verkaufte la Benaste um zehntausend Schilde, eine Rente von 500 Livres, aus der Herrschaft Bourgneuf im Lande Retz zu entrichten, ebenfalls um 10,000 alte goldene Schilde, er verschleuderte in der gleichen Weise la Mothe-Achard, la Mauvière, Pornic, S. Etienne-de-Malemort, le Loroux-Botereau. Auch der Bischof und das Domcapitel von Nantes haben bedeutende Güter dem Verschwender abgekauft. Seine Vettern, seiner Frau Anverwandte, der Graf von Laval erwirkten einen Parlamentsbeschluß, wodurch allen und jeden untersagt, irgend Grundstücke dem Sire de Retz abzukaufen, und wurde dieser Beschluß dem Herzog von Bretagne durch seinen Schwiegersohn, den Grafen von Laval insinuirt. Der Herzog hatte nämlich die mehrsten jener Güter an sich gebracht. Dem war das von den Legisten ausgehende Verbot nur lächerlich, und das um so deut-

licher auszusprechen, nahm er dem Grafen von Laval die Statthalterschaft der Bretagne, so er ungesäumt an den Sire de Retz, mit dem er daneben am 2. Nov. 1437 eine Waffenbrüderschaft eingegangen war, verlieh.

Andere Liebhaber zu des Marschalls Gütern ließen sich jedoch durch des Parlaments Drohungen abschrecken, es stockten die aus fernern Veräußerungen erwarteten Zuflüsse, und es traten Verlegenheiten ein, unerträglich dem stolzen Manne. Sie zu beseitigen, suchte er, in mancher Beziehung nicht ohne Kenntnisse, die Hülfe der Alchymie: Adepten, Meister Johann, der Engländer, namentlich, fanden sich bei ihm ein, den Stein der Weisen suchen zu helfen; schon war fest gebannt das Quecksilber, aber das philosophische Ei brach, bevor es ausgebrütet werden können. Aegidius wurde dahin gebracht, bei dem Hülfe zu suchen, den der Volksglauben zum Inhaber aller verborgenen Schätze macht. Wie verdächtig, wie bedenklich auch ein solcher Verkehr, wiederum fanden sich mehre, die, angeblich mit dem Meister vertraut, durch Rath und That dem großen Baron die Anknüpfung der ihm wünschenswerthen Verbindung zu erleichtern verhießen. Ein Arzt aus der Landschaft Poitou zog im Walde seine magischen Kreise; der Gerufene war, wie der Zauberer dessen sich vermaß, in eines Leoparden Gestalt, an ihm vorübergegangen, hatte aber ein hartnäckiges Schweigen beobachtet, hierzu veranlaßt durch einen in den Formeln der Beschwörung vorgekommenen Verstoß. Gründlicher sich zu belehren, wollte der Beschwörer die in der Heimath zurückgelassenen Anweisungen nochmals befragen; reichlich beschenkt für seine Mühe, zog er von dannen. Er kam nicht wieder. Der Florentiner Franz Prelati, als Alchymist und Zauberer gleich groß, trat an des Ausreißers Stelle. In des Marschalls Bibliothek fand Prelati das Buch der Bücher, den Höllenzwang, und dessen hat er fleißig und mit Erfolg sich gebraucht. Wenigstens bekannte er nachmalen im Gefängnisse, daß zu wiederholtenmalen einer der Fürsten der Finsterniß, Barron genannt, unter den Formen eines zwanzigjährigen Jünglings ihm sichtbar geworden, daß er von demselben ein schwarzes Pulver empfangen, zusamt dem Befehle, solches dem Marschall zuzutragen, daß ihm auch einstens von

Barron eine Lage Goldbaren gezeigt worden, ie aber nachmalen als ein Haufen Sand und gelblicher Erde sich befunden.

Der Marschall selbst, mehr und mehr in die schwarze Kunst sich vertiefend, stand nicht länger an, in förmlichen Tractaten sich den Mächten der Unterwelt zu verpflichten: durch eine Verschreibung, in seinem Blute ausgeführt, versprach er, Alles zu geben, was der Fürst der Hölle von ihm fordern würde, ausgenommen sein Leben und seine Seele. Durch die That das Wort zu besiegeln, brachte er dem Dämon als einen Einstand das Herz, die rechte Hand, die Augen und das Blut eines Kindes dar; dem folgten fernere Opfer, Räucherungen, Almosen, eine zu Belzebuths Ehren geordnete Feier, vollständige Anbetung. Von dem an wollen Viele ein altes Weib bemerkt haben, das stets das Gesicht zur Hälfte mit einem schwarzen Tuch bedeckt haltend, das Land, vorzugsweise die endlosen Heiden durchstreifte, hübsche kleine Kinder, die das Vieh hüteten oder dem Bettel nachgingen, durch freundliche Worte anlockte, durch Schmeicheleien und Naschwerk festhielt, endlich zu des Marschalls Schloß sie lieferte, wo sie spurlos dann verschwanden. Anfangs waren es nur Bauernkinder und Heimathlose, die also verkamen, bald aber in wachsender Keckheit, dehnte der Kinderraub sich auch auf die Städte, vorzüglich auf das den Hauptgütern des Marschalls benachbarte Nantes aus. Bereits hatte der vornehme Wärwolf acht Kinder, dem Teufel zu Ehren, geschlachtet, und der Angerufene wollte noch immer nicht sich ihm darstellen, selbst dann nicht zu einem vertrauten Umgang, von Angesicht zu Angesicht mit ihm sich herablassen, nachdem der entmenschte Vater zu einem neunten, vorzüglich angenehmen Opfer, sein eigenes, noch ungebornes Kind, und zwar durch Oeffnung des Mutterleibes verheißen hatte. In dem Verdrusse um die vergebliche Bewerbung äußerte der Marschall zum öftern, der große Unbekannte müsse ein gemeiner Kerl sein, der mit Standespersonen umzugehen unwürdig sich finde. Diese vermessene Rede, das Kreuzeszeichen, so er etwan, den magischen Kreisen eintretend, gemacht, oder das Gebet, so er alsdann gesprochen, namentlich das *alma redemptoris mater*, die Genüsse, so er fortwährend in seiner Ca-

pelle, in gottesdienstlichen Verrichtungen, in dem entschiedensten Gegensatz mithin zu des Teufels Dienst, fand, der Vorsatz, letzlich durch eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande seine Sünden zu büßen, diese Umstände zusammengenommen machten seine Rathgeber geltend, als die Gründe, durch welche bis dahin die von ihm so sehnlich gewünschte Annäherung hintertrieben worden.

Für die Täuschung, für den Aufschub wenigstens sich zu entschädigen, ergab der Marschall sich den schändlichsten Lüsten, welche die Einbildungskraft zu erdenken vermögte; mit der Wollust die Blutgier verbindend, eine Erscheinung, die zum öftern sich wiederholt, gewannen die unglücklichen Schlachtopfer seiner Brutalität für ihn den höchsten Reiz im Augenblick ihres Verscheidens, was er in grimmiger Lust begonnen, das vollendete er in höllischer Verzweiflung. Mit eigener Hand pflegte er die unglücklichen Geschöpfe, nachdem sie einer thierischen Leidenschaft dienen müssen, zu schlachten; ihr Geschrei, ihr Röcheln, ihre Krämpfe ergötzten ihn, daß er sie zu mehren, zu verlängern sich mühte, und um der Lust recht in der Nähe zu genießen, hatte er im Brauche, auf die Sterbenden sich niederzusetzen. Zu Chantocé im Thurm fand man eine Tonne voll verkohlter Knochen von Kindern, deren Anzahl man auf vierzig berechnete. Die alle hatte der eingefleischte Moloch in seinen Armen verbrannt. Nach seinem eigenen Geständniß belief sich die Anzahl derer, so er in dieser Weise zu Chantocé oder im Schlosse Machecoul geopfert, auf hundert, 46 Skelette hat man zu Chantocé, 80 zu Machecoul gefunden; andere Leichname fand man zu la Suse im Schloß, desgleichen zu Nantes und Vannes, in des Marschalls Absteigequartier, absonderlich in den heimlichen Orten, zu Tiffauges, so daß man die ganze Anzahl auf weit über 150 berechnete. Sie alle waren den Dämonen Barron, Orient, Belzebuth, Satan und Belial geopfert worden, während man ihnen das Officium vom Ostertag absang. Nachdem er 8 Jahre, nach seinem eigenen Geständnisse, 14 Jahre nach dem Zeugniß eines seiner Mitschuldigen in den mannichfachen Greuelthaten zugebracht, gelobte der Marschall zu Ostern 1440 in aller Form eine Fahrt nach dem heiligen Lande zu vollbringen, was ihn doch

nicht abhielt, unmittelbar darnach zu Nantes mit denselben Abominationen sich zu besudeln: er wurde jedoch inmitten seines höllischen Treibens belauscht, und Herzog Johann konnte nicht umhin, ihn und einige seiner Werkzeuge, den Prelati absonderlich, dann den Heinrich und Stephan Corillaut verhaften zu lassen.

Die Klage gegen den Marschall führten der herzogliche General-Procurator und der Promotor des Bischofs von Nantes; sechs oder sieben Familienväter, deren Kinder zum Marschall gelockt, nicht weiter gesehen worden, traten ebenfalls klagbar auf. Im neuen Thurm von Nantes wurde der Proceß von dem Diöcesanbischof, von dem Kanzler der Bretagne, von dem Commissarius der Inquisition, Johann Marvi verhandelt; Häresie, Zauberei, Sodomiterei berührend, mußte er vordersamst durch die geistlichen Gerichte gehen, die verwiesen ihn, mit dem Schlusse der Untersuchung, an die weltliche Behörde. Peter de l'Hôpital, der Seneschalk des Herzogthums, bewunderte in den ersten Verhören die Keckheit des Angeklagten; es äußerte derselbe, er wolle lieber gehangen werden an seinem Halse, als den Geistlichen, die alle mit Simonie und Schändlichkeiten befleckt, Rede stehen. Er kenne seinen Glauben so gut wie sie, und verwundere sich, daß der Seneschalk ihnen gestatte, mit dergleichen Processen sich zu befassen. Er wurde indessen bald geschmeidiger, und die Geistlichen entlockten ihm das Bekenntniß eines Theils seiner Schandthaten; das Uebrige bewirkte die Androhung der Folter. Retz wurde mit Prelati confrontirt, und die Geständnisse bestätigten sich. Als man den Florentiner abführte, rief ihm, unter Thränen und Schluchzen der Marschall nach: „Lebe wohl, Franz, mein Freund! wir werden in dieser Welt uns nicht wiedersehen. Ich bitte Gott, daß er dir Geduld und Erkenntniß verleihen möge. Sei gewiß, daß wir in den hehren Freuden des Paradieses uns wiedersehen werden, so du anders in Geduld und Hoffnung auf Gott ausharren wirst. Bitte Gott für mich, ich werde für dich beten." Den andern Tag bekannte er in öffentlicher Audienz alle seine Verbrechen, und daß er noch eine unzählbare Menge anderer Greuel begangen habe; Dinge kamen zu Tage, wie die blutgierigsten Tyrannen sie niemals erdacht haben. Alle Opfer

seiner bestialischen Lust, Kinder beiderlei Geschlechtes von 8 bis zu 18 Jahren, auch schwangere Frauen hat er regelmäßig geschlachtet. Alles schrieb er der mangelhaften Leitung zu, die er in der Jugend gehabt, als welcher sein Willen und sein Vergnügen die einzige Regel gewesen. Am 25. Oct. 1440 wurde ihm das Urtheil vorgelesen, darauf er dem Beichtvater übergeben; die gesamte Bevölkerung der Stadt ordnete sich, wie er das erbeten hatte, zu einer Procession, ihm Stärke und Muth in der Todesqual zu erflehen, und von der Procession umgeben wurde der arme Sünder zu der Wiese Biece außerhalb Nantes, heut zu Tage die gleichnamige der Magdalenenbrücke zuführende Straße, geleitet. Unter den Augen seines Freundes und Waffenbruders, des Herzogs von Bretagne bestieg er den Scheiterhaufen, bevor jedoch durch die Flammen sein Leichnam angegriffen, wurde er von dem Pfahl abgelöset, und mit großem Pomp in der Karmelitenkirche zu Nantes beigesetzt. Das geschah in Betracht der hohen Geburt und der tapfern Thaten des Verblichenen, auch aus Rücksicht für die von ihm bezeigte Reue.

Peinlich ist es beinahe mir gewesen, für den einen Zug des würdigen, des frommen Johann Matthias von Eyß einen Pendant suchen zu müssen, wie Paris, der Narr, oder wie der Marschall von Retz, das Ungeheuer, überhaupt genöthigt zu sein, für dergleichen Paralellen stets auf Frankreich zurückzukommen, auf das Land, in welchem ausschließlich beinahe die modernen Neronen, Heliogabale, Diocletiane, Juliane, und nicht minder die modernen Märtyrer zu Hause sind. Es ist dieses ein Uebelstand, den ich nicht zu heben vermag, weil er in dem Nationalcharakter der Deutschen begründet. Dessen Basis ist eine, in vieler Beziehung ehrende und löbliche, in anderer höchst langweilige Einförmigkeit. Schwierig genug wird es dem Beobachter, eine auffallende Charakterrichtung zu erforschen, für eine solche ein Gegenstück zu finden, gestaltet sich zur Unmöglichkeit. Es sind auch, von Jahr zu Jahr diese Einförmigkeit zu steigern, alle unsere Einrichtungen berechnet. Der Knabe z. B., dem Staatsdienst bestimmt, wird an ein Gymnasium gegeben, und darin nach einer Normalmethode dressirt. Griechisch und Lateinisch zu er-

lernen, vergeudet er 12 — 14 seiner schönsten Jahre. Sein Streben muß sein, das Zeugniß Nr. 1 zu erreichen, und wird ihm das bedeutend erleichtert, wenn der Hr. Papa Regierungsrath, Major, oder besser ist, wenn er sich dazu hergeben kann, seine Kameraden zu belauern, und das Resultat dieser Forschungen gehörigen Ortes anzumelden. Ueber dem Trachten nach Nr. 1 gehen jedenfalls Selbstständigkeit, Originalität verloren.

Der Primaner hat sich, nach seinem Dafürhalten, eine allgemeine Bildung zugelegt, gründlich den Unterschied von *ut* und *quod*, von *ac*, *atque*, *et*, *nec non* studirt, er versteht, nothdürftig, mit Hülfe von Noten und Uebersetzung, seinen Homer, Xenophon, Tacitus, Cicero, und es kommt der große Augenblick des Abiturienten-Examens. Darin besteht er, denn bei Zeiten sind ihm die Fragen mitgetheilt worden. Er geht zur Universität, raucht da viel, trinkt nicht wenig Bier, schreibt sich über dem Hefteschmieren die Finger wund, denn nirgends in der Welt ist die Weisheit, die eben da strömt, zu haben, und er kehrt nach Hause zurück, zu dem Auscultator-, Referendarien-, Assessor-Examen sich vorzubereiten. Fremd bleibt ihm Alles, was zu des Examens beiden Seiten gelegen, er sieht, will nur erreichen das eine Ziel, er hört, stufenweise den Aemtern eingehend, nicht viel Tröstliches, und wird, wenn ihm einige Urtheilsfähigkeit blieb, sich sagen müssen, daß, so viel oder so wenig er auch erlernt haben mag, dieses ihm durchaus unbrauchbar für das praktische Leben. Im Amte selbst wird er, sofern er *bonae indolis juvenis*, zu lernen anfangen, denn das letzte Examen hat er gemacht, nicht selten mit guter Freunde Beistand. Daneben ist er gehörigen Ortes empfohlen, er wird Rath, erregt Aufsehen durch von ihm ausgehende Verbesserungspläne, die, heute durchgeführt, nach des Semesters Verlauf außer Thätigkeit gesetzt werden müssen, er steigt von Stufe zu Stufe, nicht selten dem großen Staatsmann vergleichbar, der sein rasches Avancement dem Umstande verdankte, daß er von allen Collegien, denen Gottes Zorn ihn einführte, ausgeworfen worden, weshalb denn die ihm wohlwollende Oberbehörde sich jedesmal genöthigt gesehen, bei der unvermeidlich gewordenen Versetzung um einen Grad, end-

lich bis zu dem Ministerposten ihn zu befördern. Er wird Minister, dann mag es von ihm heißen:

Minister, viel ißt er,
Wenig liest er,
Was er liest, das vergißt er,
Und doch ist er Minister.

Er stirbt, das Vaterland verhüllet sein trauerndes Angesicht, doch es leuchtet ihm bereits ein Hoffnungsstral: Söhne, von dem Seligen hinterlassen, haben mit Papa die gleiche Schule durchwandert, die werden ihn ersetzen, die drückende Leere ausfüllen.

Von dem Schlagbaum zur nassauschen Grenze, die abermals durch ein Monument in Schwartenmagenmarmor bezeichnet, und zugleich zur Grenze der schönen und fruchtbaren Markung von Horcheim sind es genau 145 Schritte. Es enthält diese Markung in der Tiefe am Rheine, und minder nicht auf der Höhe schönes Ackerland und Weinberge, deren Erzeugniß in guten Jahren an die 1000 Ohm, von Alters her eines verdienten Rufes genießt. Man spreche aber nicht mehr von Horcheimer Bleichert; die Liebhaberei für Bleichert, für röthlich schillernde Weine, für Claret ist längst ausgegangen, man schätzt, man sucht nur mehr tiefrothe Weine. Die Gemeinde besitzt einen Wald von 1200 Morgen, an dessen Rande, dicht an der nassauschen Grenze, bei dem Kaltenborn, ein Bau auf Eisenerz betrieben wird. Theoderich von Horcheim wird 1189, Balduin von Horcheim 1221 und 1230 als Zeuge genannt. „*Curia in Horicheim cum vineis in Wisse*," beides der Abtei Arnstein Besitzungen, bespricht Erzbischof Johann von Trier in einer Urkunde von 1197. Am 15. Sept. 1333 löset Graf Emich von Nassau den Zehnten, der seiner an einen Herren von Schöneck verheuratheten Schwester zur Ehesteuer, um 500 Mark Pfennige, verschrieben gewesen, und durch deren Tochter Margaretha dem Grafen Sifried von Wittgenstein zugetragen worden, aus des letzten Inhabers Händen ein. Der Leinenpfad, zur Johanniskirche, gleich vor Lahnstein, führend, gestaltet sich zu einem reizenden, wenn auch einsamen und melancholischen Spaziergang, nicht minder schön, belebter aber, ist der Landweg, der die herrlichen Markungen von Horcheim und Nieder-Lahnstein in der Mitte durchschneidend, in der neuesten Zeit zu einer

prachtvollen Poststraße ausgebauet worden. Da drängen sich in der schönen Jahreszeit die den Thermen von Ems zueilenden Fußgänger, Reiter und Fuhrwerke, auf alsolchem Wege machte ein mir sehr werther Freund die interessante Bekanntschaft, um welche ich seinen Bericht mittheile.

Der Weinhändler von der Mosel.

Den 7. Aug. 1842, Morgens 7 Uhr, bestieg ich einen der Wagen, welche der Personenverbindung zwischen Coblenz und Ems dienend, mehrmals im Tage dieselbe Bahn zurücklegen; für den Augenblick fand ich darin einen einzigen Reisegefährten. Im Thal wurde jedoch der Kutscher angerufen, und es gesellte sich uns ein junger Mann, in blauer Blouse, darüber eine stark gebrauchte Mütze. Im ersten Blicke überzeugte ich mich, daß vollkommen zu der Mütze die von der Blouse bedeckte übrige Kleidung passe. Den Ankömmling nicht weiter beachtend, vertiefte ich mich in ein Gespräch mit meinem Nebenmann: es war das ein Franzose, etwan 30 Jahre alt, der, laut seiner Erzählung, vor 8 Wochen Paris verlassen, und im Fluge einen großen Theil von Deutschland gesehen hatte, Karlsbad, Stuttgart, München, Salzburg, Ischel, Linz, Wien, Prag, Dresden, die sächsische Schweiz, Leipzig, Berlin, Potsdam. Ueber Magdeburg, Leipzig, Nürnberg, Würzburg, Frankfurt, Mainz und Coblenz war er auf der Rückreise gekommen. Den Schlußstein der Fahrt wollte er in Ems finden, dort vom Glücke, an der grünen Wiese, sich die Reisekosten, samt reichlichen Zinsen, vergüten lassen. Den ganzen Vortrag belebten charakteristische Bemerkungen, in welchen der Mann von Erziehung und wissenschaftlicher Bildung sich aussprach. Ueber der angenehmen Unterhaltung fand ich kurz den Weg bis zum zweiten Dorfe, noch kürzer mag er dem dritten Reisenden gefallen sein; der lag in tiefem Schlaf, bis dahin die Stöße auf dem bedeutend vernachläßigten Pflaster des Dorfes seine Ruhe unterbrachen.

Gähnend erwacht, dehnte er sich nach Herzenslust, er fuhr mit der Hand über die Augen, dann an die Mütze. Die ließ er in den Schoos fallen, und er begann seine Taschen, deren nicht wenige, zu durchsuchen, den Inhalt, Gold und Fünffrankenthaler in die Mütze zu werfen. Als beendigt die Revision, mittels derselben der Betrag, einige 20 Goldstücke und 100 Frankenthaler constatirt, wurden die Metalle gesondert, das eine von dem andern getrennt, in zwei Beutel vertheilt. Das Manoeuvre schien mir auf die Bank zu Ems berechnet, ich befragte darum den Blousenmann, und ohne Hehl gestand er mir seine Absicht, das Glück zu versuchen. „Ich habe die Gewohnheit," fuhr er fort, „jährlich ein 500 Thlr. am Spieltisch zu riskiren, gehen die verloren, so macht mich das nicht arm, gewinne ich, so ist es um so besser. Ueberhaupt habe ich Glück, im Spiel, wie in der Liebe." Die Liebe kam mir doch etwas befremdlich vor, nochmals und näher wollte ich mir das *enfant chéri des dames* ansehen. Von mittlerer Größe, blaß und mager, empfahl er sich von ferne nicht durch eine regelmäßige Gesichtsbildung, durch angenehme Züge: im Gegentheil entstellte ihn ein zweideutiger, schielender Blick, den in keiner Weise das spärliche röthliche Haar verhüllen konnte. Und, ich wiederhole mich, vollkommen paßte zu dem unansehnlichen Kerlchen das abgeschabte Kleid, die fettige Mütze. Daß ich diese Aeußerlichkeiten scharf ins Auge faßte, daß sie vermessenen Worten als Creditiv zu dienen, nicht geeignet, das empfand der junge Mann, und er äußerte, in dem schnippischen Ton, der ganz eigentlich am Rhein zu Hause: „Lassen Sie sich nicht irren durch meine Blouse, wo es gilt, wo es der Mühe werth, da verstehe ich in Glanz mich zu werfen." Die Lection mir applicirend, und in Geduld hinnehmend, ließ ich, da einmal das Eis gebrochen, von dem Schnippischen nicht ab, und es gelang mir, nicht nur ihn zu besänftigen, sondern ganz und gar sein Vertrauen zu gewinnen.

In breiter Redseligkeit trug er mir sein *curriculum vitae* vor. Weinbauer und Weinhändler aus ..ch.., so lautete sein Bericht, habe er als einziger Sohn im 19ten Jahre sich verheurathet: zwei Buben seien in einer fünfjährigen Ehe ihm

geboren worden; das Geschäft ernähre ihn reichlich, vorzüglich da in Preussen der Moselwein überhaupt beliebt, bis nach Berlin hin finde er Absatz, und öfters verführe er selbsten seine Weine, wie das im vergangenen Jahre noch der Fall gewesen. Da habe er an einen Weinhändler in Berlin laut Bestellung ein Fuder abzuliefern gehabt. Dem Empfange des Weines habe jedoch der Mann Schwierigkeiten entgegengesetzt, daß er im Unwillen von ihm ablassend, sich veranlaßt gesehen, den Wein anderweitig, aus freier Hand, zu verkaufen. Das habe ihm ab Seiten der Polizei und der Zollbeamten Unannehmlichkeiten zugezogen, Wein, Wagen und Pferde seien confiscirt worden. Mit seinen wiederholten Vorstellungen und Remonstrationen von der Oberbehörde abgewiesen, sei ihm, als letzter Recurs, des Königs Majestät übrig geblieben. Um Audienz habe er nachgesucht, und in derselben in einer Bündigkeit, einer Eindringlichkeit ohne Gleichen auseinandergesetzt, daß Alles, so etwan widerrechtlich durch ihn begangen worden sein könnte, lediglich seiner Unbekanntschaft mit dem Gesetze zugeschrieben werden müsse. Den König habe die Gewalt seiner Rede hingerissen, es sei die Rückgabe von Wagen, Wein und Pferden verfügt worden. Aber es habe Friedrich Wilhelm IV. nicht auf eine Handlung königlicher Milde sich beschränken, sondern des Mannes Freimuth bewundernd, ihn aushorchen wollen, in dem eigenen, wohlverstandenen Interesse. Ohne damals des Königs Absicht zu begreifen, habe er darauf seine Zunge laufen lassen, lobend dieses, bekrittelnd jenes, bald des Monarchen Einwürfe anerkennend, bald sie widerlegend. In Feuereifer habe er die Moststeuer bekämpft, auch frei und frank seine Misbilligung der in der erzbischöflichen Angelegenheit genommenen Maasregeln ausgesprochen. Diese Misbilligung habe der König in Gnaden hingenommen, hinwiederum zur Geduld ihn ermahnend. „Denn auf der Stelle", soll der gütige Monarch hinzugefügt haben, „läßt nicht jeder Irrthum sich verbessern, wenn man auch seiner inne geworden." Der Rathschläge manche noch wollte der Weinhändler dem König ertheilt haben, und, fügte er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu, „sie sind nicht auf unfrucht-

baren Boden gefallen. Für nichts und wieder nichts hat der König mir meinen Wein nicht freigegeben."

Wir kamen wieder auf Ems und die Bank zu sprechen, auch von dem Glücke, so mein Reisegefährte dort zum Oeftern gefunden, und noch ferner zu finden hoffte. Spiel- und Minneglück sind nahe Verwandte, und vom *rouge et noir* verstiegen wir unvermerkt uns zu den Huldinen, deren nicht wenige der Blousenmann besiegt zu haben versicherte. Am mehrsten that er sich zu gut auf das Abenteuer mit einer Dame aus dem Gefolge der Königin von Griechenland, in welcher er die Obristhofmeisterin zu erkennen glaubte. Laut seiner Erzählung fiel das Ereigniß in den Sommer 1841; die Königin von Griechenland war von Ems nach Coblenz gekommen, um daselbst im Riesen zu übernachten, am folgenden Tage ihre Reise auf dem Dampfschiff fortzusetzen. Er, der Weinhändler, befand sich als Passagier in demselben Hôtel, und der Zufall ließ ihn die eine der Damen aus dem königlichen Gefolge erblicken. Hochgewachsen, mit einem brennenden Augenpaar begabt, übte sie auf den empfänglichen Mosellaner unaussprechlichen Zauber, der um so unwiderstehlicher, da er wahrzunehmen glaubte, daß der Schönen Blick wohlgefällig auf ihm, der doch in einer zahlreichen Gruppe anderer Männer verloren, geruhet habe. In fieberhafter Aufregung rief er den Oberkellner, seinen Landsmann zu Beistand, dessen vollends sich zu versichern, ein doppelter Friedrichsd'or das seine gethan hat. Gern wies ihm der Landsmann das Zimmer neben jenem der Obristhofmeisterin an; von dem hat er auch vernommen, daß die Dame eben allein sich befinde, daß die Kammerfrau zu Tisch, die Königin zu Bett gegangen sei. Ermuthigt durch die Mittheilung, rüstete der Verliebte sich zum Sturm, zu einem Einbruch nämlich in der Dame Zimmer. Seine dabei vorgebrachte Entschuldigung, daß er sich um die Thüre geirrt habe, wurde freundlich aufgenommen, ein Wort gab das andere, und führte zu einer Verständigung, zu der Verabredung, daß einige Stunden später der Besuch erneuert werden solle.

Der heiß ersehnte Termin ist dem Glücklichen erschienen, unverschlossen fand er, geräuschlos öffnete er die Thüre, ein mattes

Nachtlicht beleuchtete die Stube; soweit war die Erzählung gediehen, und der Wagen hielt vor dem Englischen Hof zu Ems. Die einzigen Worte, in der Lust einer süßen Erinnerung vorgebracht, „wir alle beide waren zufrieden mit einander", konnte ich noch vernehmen, und wir schieden, ich im Gefühle des Neides für den Rathgeber der Könige, den Meister der Obristhofmeisterinen, den Liebling des h. Spiridion, der, wie man weiß, nicht nur der Insel Corfu, sondern auch der Spieler Patron ist.

In dem Hôtel hatte ich meine Toilette verändert, ein leichtes Frühstück eingenommen, erfrischt und gestärkt betrat ich den Perron des Kursaals, wie eben mit Ungestümm die Flügelthüre aufgerissen wurde, und herausgeflogen kam zuvorderst eine Mütze, deren Fettspiegel alsbald dunkle, der jüngsten Vergangenheit angehörende Erinnerungen in mir weckte, und der Mütze folgte auf dem Fuße die jüngste meiner Bekanntschaften, der beneidenswerthe Weinhändler, für jetzt zwar nicht unternehmend, sondern leidend, sintemalen die beiden Männer, die so rasch ihn abwärts förderten, nach Herzenslust hin und her ihn stießen und zerrten, dabei mit den unfreundlichsten Redensarten ihn überhäuften. „Du Lump!" hieß es u. a., „willst du wieder deiner Frau und Kinder Kreuzerchen am Spieltisch verlieren?" Und Worte und Stöße hat in der Geduld eines Engels der Verunglimpfte aufgenommen, einzig seine „lieben Schwäger" gebeten, ihn gehen zu lassen, und den vielen Gaffern keine weitere Veranlassung zum Aufsehen zu geben. *„Sic transit gloria mundi,"* schrieb Kuno von Kyburg, mit Kohle oder Kreide, unter das Bildniß des von ihm in der großen Schlacht zu Möringen auf der Heide besiegten und erlegten Landgrafen von der Baar, nachdem er dessen Burg im Triumph eingeritten.

Die Hungergasse.

Eine halbe Viertelstunde jenseits der preussischen Grenze mündet, von der Höhe abfallend, ein Hohlweg in die Landstraße. Es ist die sogenannte Hungergasse, für Horcheim fürchterlichen

Andenkens. Der Schweden Progressen im Obererzstift Cöln zu stören, hatte die große Infantin, als eine getreue Nachbarin, was von Truppen nicht eben gegen die Rebellen beschäftigt, im Januar 1633 unter des von Isenburg (Bd. 1. S. 392) Befehlen, nach dem Rhein entsendet, und war durch deren bei Deutz erfolgte Conjunction mit der Gronsfeldschen Armada ein Corps von 28 Fähnlein, und 20 Cornet Reiter vereinigt, das, wenn auch nicht allerdings complet, doch hinreichend, um allgemach den schwedischen General Baudissin aus den in Eifel und Grafschaft, die Ahr und den Rhein entlang gemachten Eroberungen zu verdrängen. Ein volles Jahr wurde damit zugebracht, dann endlich Baudissin genöthigt, Rheinaufwärts zu weichen, nur daß er in Andernach Besatzung zurückließ. Ueber Siegburg und Altenkirchen, an dem Ehrenbreitstein vorbei, zog er der Lahn zu, und zwischen Horcheim und Lahnstein traf er mit dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld und dem Obristen Vitzthum zusammen. Die, „samt etlich tausend Volck zu Roß und Fuß," hatte Oxenstierna aus dem Oberland entsendet, das weichende Baudissinsche Corps aufzunehmen und zu fernern Operationen zu befähigen. Die Gesamtheit der Bevölkerung von Horcheim, vermöge einer leidigen Erfahrung aus dem Zusammenstoß der zwei verschiedenen Corps ein verdoppeltes Maas von Drangsal erwartend, durch die Schnelligkeit der Bewegungen des Feindes überrascht, hatte nur eben Zeit, in den Wald zu flüchten. Jener Hohlweg, damals noch zu beiden Seiten bis in die Tiefe hinab bewaldet, schien den Flüchtlingen der sicherste Versteck, darin sind sie durch die Feinde nicht beunruhigt worden, wie denn jenes Alter von Vorposten, von Patrouillen keine Idee gehabt zu haben scheint, aber ein großer Theil von ihnen, Frauen und Kinder absonderlich, mußten verschmachten oder erfrieren, indem die Schweden ganzer acht Tage lang in der Markung liegen blieben. Als sie endlich wieder gegen Montabaur und Engers sich gewendet, gelangten nachhauende Kroaten zur Stelle; die Greuel in der Hungergasse — den Namen trägt von dem an der Hohlweg — überschauend, gelobte der Anführer blutige Rache denjenigen, durch welche das gräßliche Schauspiel ihm bereitet. Er hat Wort ge-

halten, denn ein Held ohne Gleichen ist Janko Draganic gewesen, geprüft viel hundertmal dem türkischen Bluthund gegenüber.

Ein Zug, statt vieler, wird den Mann charakterisiren: „Als, bei einem Gefecht, die Unsrigen, aus listigem Fürsatz, einmal die Flucht nahmen, um den Feind damit herauszulocken, und dieser Draganic, nach krabatischer Weise auf dem Bauch liegend, mit den andern fortrannte, spießte ihn ein nacheilender Türk von hinten zu, dergestalt an, daß die Copi unten bei den Lenden hinein, und oben bei der Schulter wieder hervordrang. Diese Verletzung schien um so viel gefährlicher, weil, über dem so heftig-grimmigen Stoß die Copi unten abgebrochen war, und also dem Gestochenen ein mehr denn zwei Spannen langes Stück von derselben im Leibe hafften blieb. Weswegen er hernach zu einem Soldaten gesprochen, es stecke ihm etwas im Leibe, gleich als obs ein kleiner Dornstachel wäre; das solle er ihm herausziehen. Darauf hat man ihm, mit Verwunderung, das abgebrochene Stück der Copi oben herausgezogen. Dessen ungeachtet machte er gleichwohl, noch desselbigen Tags, etliche Türken nieder, und stieß der Türkenköpfe einen auf das abgebrochene Trumm der Copi, und machte damit allen den andern ein Gelächter, achtete hingegen den empfangenen Stoß so viel als nichts." Es ist begreiflich, daß der trotzige Held, dem so feil das eigene Leben, mit Anderer Leben nicht gar wirthschaftlich gewesen sein kann, aber seit dem Schwur, Angesichts der Hungergasse gesprochen, hat Draganic allen Gesetzen des Krieges Hohn geboten. Was von Feinden in seine Hände fiel, Bewaffnete und Unbewaffnete, Mann, Weib, Kind, mußte sterben; gegen sein Wüthen schützte kein Gnadenruf, keine Capitulation, sobald er stark genug, sie zu brechen. Gleich unermüdlich und glücklich in seinen Streifzügen, wurde er der Schweden, und bald auch der Franzosen Schrecken, von dem Landvolke aber, das aller Orten er mit seinen Krabaten gegen die fremden Peiniger beschützte, als ein Schutzgott verehrt. Nie ist der freigebigste Feldherr von seinen Spionen mit Meldungen bedient worden, wie Draganic sie täglich, stündlich aus dem Munde dankbarer Bauersleute vernahm. Ihm war gewissermaßen unterthänig geworden der weite

Landstrich von Main zu Sieg, kein anderer Bandenführer hat ihn erreicht in Wachsamkeit während der Einschließung von Coblenz und Ehrenbreitstein, keiner so häufig die den Belagerten bestimmte Zufuhr oder Verstärkung aufgehoben, keiner aber auch, gleich ihm, der Rechte des Sieges misbraucht. Eine Metzelei namentlich, durch ihn Angesichts von Braubach geleitet und ausgeführt, erregte dergestalten den Zorn von Bussy-Lameth, dem Gouverneur zu Ehrenbreitstein, daß dieser eine bare Belohnung von 1000 Livres und eine Fahne dem Glücklichen verhieß, durch welchen der abgesagte Feind des französischen Namens gefället werden sollte. Den hohen Preis hat er ausgesetzt in Betrachtung des allgemein verbreiteten Glaubens, daß Draganic gefroren, unverletzbar sei für Hieb, Stich oder Kugel, ein Vorzug, den er nicht dem großen Meister in der Kunst des Festmachens, dem Scharfrichter zu Passau, sondern einem Hexenmeister in der Türkei verdanken sollte.

Hierauf haben sich zu Gewinnung des Preises zwei Individuen auf Ehrenbreitstein, des Gouverneurs Schreiber und ein Corporal verbündet, in der Art, daß, im Falle des gewünschten Erfolges, der Corporal das Geld, der Schreiber die Fahne davon tragen sollte, und demnächst in Gemeinschaft den Zauber vorbereitet, durch welchen des türkischen Hexenmeisters Kunst zu brechen. Sie gossen aus Jungfernwachs eine männliche Figur, etwan eines Schuhes hoch, sie tauften sie, unter mancherlei Beschwörungen, zur Mitternacht, auf des Janko Draganic Namen, sie gossen ferner, immer unter den wunderlichsten Ceremonien, aus zwei Glockenthalern eine Musketenkugel; damit wurde ein Gewehr geladen, abgefeuert auf den wächsernen Krabaten, und in Stücke gebrochen, fiel die Puppe zusammen, worauf die beiden Gesellen, des Gelingens ihres Anschlages gewiß, der Schreiber die silberne Kugel im Lauf, dem nächsten Ausfall sich angeschlossen haben. Der führte sie bis zur Lahn, wo doch beim ersten Anblick der Krabaten die Franzosen kehrt machten, und Anfangs ohne Uebereilung, dann lebhafter gedrängt, indem der Draganic die Verfolgung führte, gegen Horcheim zurückwichen. Mehrmalen haben sie zu stellen sich versucht, darüber der Draganic, besser beritten, denn einer aus

seinem Volk, dicht an sie herangekommen und eben zum Einhauen in den Bügeln sich erhoben, als von oben her ein Schuß fiel, und in die Schläfe ihn traf. Den hatte der Schreiber gethan, der kümmerlich den Berg hinan sich rettete, während die ganze übrige Partei von den nachhauenden Krabaten niedergemetzelt worden (Oct. 1636). Als sie damit fertig, haben sie ihres Hauptmanns Leichnam unter großer Betrübnus und Wehklage vom Boden erhoben, einem Passgänger aufgeschnallt, und ihn solchergestalten nach Ober-Lahnstein gebracht. Da wurde er in dem großen Saal des Schlosses niedergelegt, und es nahmen die Trauerceremonien ihren Anfang, getreulich am Rhein beobachtet, wie sie an den Ufern der Zermagna und Unna heimisch.

Es kamen die Frauen, die in großer Anzahl dem Regiment folgten, mit aufgeflochtenen fliegenden Haaren und bildeten einen Kreis um den Todten; dann trat die älteste vor, und führte eine absonderliche Klage um denselben, indem sie in eigenthümlicher Gesangweise seine Thaten, Ehre und Ruhm, Liebe zum Vaterland und dergleichen, mit vielen Worten und Umständen erzählte, worin ihr, dem Alter nach, alle die übrigen Frauen folgten. Hierauf begann das Weinen, Heulen vielmehr, von Zeit zu Zeit erhob sich über das allgemeine Geschrei eine besonders gellende Stimme, die schon einmal vernommene Wehklage und Lobpreisung zu wiederholen, und während dem zeriß sich die Gesamtheit der Anwesenden die Gesichter mit den Nägeln, daß das Blut herabkändelte, die gänzlich entblößten Brüste wurden mit Fäusten zerschlagen, ganze Massen von Haaren ausgerauft, die man theils dem Todten in die Hand steckte, theils in den eigenen Busen schob. Das währte drei volle Tage; am vierten Morgen wurde die Leiche zur Kirche gebracht. Sorgfältig einbalsamirt, war sie noch sorgfältiger aufgeputzt, angethan mit Prunkkleidern, goldne Ketten um den Hals, Tschismen und goldene Sporen, wie sie einzig dem Katon oder krabatischen Husaren zukommen, an den Beinen, den Säbel, welchen der Hauptmann im Leben vorzugsweise geführt, den Buzogan zur Seite, die Kappa oder Mütze dicht mit Federn besteckt, nach der Zahl der von dem Verblichenen gemäheten Türkenköpfe. Mit Blumen war über und

über bestreuet der Sarg, dem zunächst die Geistlichkeit, dann die Frauen, zuletzt die Männer, in stummer Traurigkeit diese, folgten. Von dem Weibsvolk kamen die jüngsten zuerst, dann die übrigen nach den Altersstufen, jede einzeln, alle mit fliegenden Haaren und offenen Brüsten. Hinter der Leiche kamen die vornehmern, die Officiersfrauen und Töchter, die Jungfrauen das Angesicht mit einem Trauertuch verhüllet. Eine jede dieser vornehmern Frauen war von zwei Freundinen oder Dienerinen begleitet, denen es aufgegeben, die Hauptperson zu trösten, auch zu wehren, daß sie allzu viel Haare sich ausraufe, die Brüste allzu unbarmherzig tractire, mit den Nägeln das Gesicht vollends zerreiße. Es haben aber diese Trösterinen ihrer Thränen ebenfalls nicht gespart. „Denn je eifriger die, so in der Trauer gehen, das Gesicht sich zerkratzen, die Haare ausraufen, die Brüste zerschlagen, je mehr haben sie, nach dem Urtheil ihrer Landsleute, den Verstorbenen geliebt. Die aber hierinnen sich verschonen, haben schlechte Ehre davon, und urtheilet man von ihnen das Widerspiel. Die Trösterinen haben oft nur allzu viel zu thun, daß sie denen an sich selbst so übel handelnden Weibern in die Arme fallen, und sich fast mit ihnen raufen, ja schier um Hülfe zu schreien nöthig haben. Ueberhaupt wird, der solches zum erstenmal siehet, wie es mit uns der Fall, über eine so barbarische Weise erschrecken, und kaum glauben, daß er nicht eitel unsinnige Weibsbilder vor sich sehe: so grausam wüthen sie wider sich selbsten."

Als die Leiche zur Kirche gebracht, und in deren Mitten niedergestellt worden, setzten sich diese Weiber in voriger Ordnung um sie her, knieten nieder oder legten sich wohl auf das Angesicht, und fingen abermals an, sich ganz unsinniger Weise zu zerkratzen, und zu zerschlagen, und zwar mit so ungeheuerm Geschrei, übellautendem Geheul und Wehklagen, daß der Hr. Pastor, welcher das Traueramt verrichtet, im geringsten nicht verstanden werden konnte. Während dem hielten sich die Männer in denen zur linken Seiten der Kirchen befindlichen Stühlen, und nahmen niemals die Kappa oder den Klabug, nach dem Unterschiede des Ranges, vom Kopf, es sei dann in währender

Elevation, sobald aber diese vorbei, setzten sie ihre Hauben wieder auf. Als das Amt zu Ende, gaben sie einer nach dem andern, von dem vornehmsten Officier angefangen, bis zum letzten Troßbuben dem Todten einen Kuß, dann wurde der Sarg erhoben, und auf den Kirchhof gebracht, wo er zugenagelt, und in den in Bereitschaft stehenden Gutschwagen gelegt wurde. Während dem kamen auch die Weiber aus der Kirche hervor, und als der Wagen sich in Bewegung setzte, waren sie, nicht aber die Männer hinter ihm her, wiederholten ihr voriges Weinen, Winseln, Schreien, Heulen, Klagen und Schlagen, Rupfen, Raufen, Reißen, Kratzen und Katzenarbeit, den Selbstkrieg mit einem Wort, und das trieben sie bis zur Flacht, baußen Braubach, wo sie dann umwendeten, die Köpfe mit einem Tuch bedeckten, und laut weinend, doch ohne zu kratzen oder die Haare auszuraufen, nach Lahnstein zurückkehrten. Der Leichnam aber ist sonder Zweifel nach der Heimath überbracht worden.

Es vergingen wenige Monate, und es verbreitete sich das Gerücht, es komme Nacht für Nacht, die sogenannte Hungergassen herab, ein Husärchen geritten, etwan in eines vierjährigen Kindes Höhe, auf einem Pferdchen, das groß genug, um das Kerlchen zu tragen. Sothanes Husärchen, erzählte man weiter, reite quer über das Feld dem Rheine zu, versuche zu wiederholtenmalen überzusetzen, müsse davon aber jedesmal abstehen, daher es endlich, nachdem es eine geschlagene Stunde am Wasser zugebracht, gegen 1 Uhr wiederum den Berg ersteige. Es ist damals auch von mehren das Husärchen gesehen worden, die alle ohne Ausnahme die Züge des Draganic in ihm wiederfinden wollten. Daß er es, sein Schatten vielmehr sein müsse, hat nachmalen Hr. Budatschi, ein hochfürnehmer krabatischer Obrister, der 1642 bei dem Pastor Faber in Horcheim sein Losament gehabt, des Weitern bestätigt, mittels einer gar verwunderlichen Erzählung, die hier jedoch nicht verbürgt werden soll. Laut derselben wäre der Draganic allerdings, wie auch bereits angezogen worden, durch des Teufels Künste fest gewesen, und hätte seine arme Seele von Rechtswegen dem Gottseibeiuns zugestanden, der dann auch in zahlreicher Begleitung sich eingefunden, sein Eigen-

thum, die von dem Leibe geschiedene Seele in Empfang zu nehmen. Der verzweifelte Haudegen habe sich aber in aller Weise zur Wehre gesetzt, daß nur stückweise die unsaubern Gesellen seiner sich impadroniren können, und wäre des Raufens noch kein Ende gewesen, als der h. Kanzian, zu welchem der Verblichene stets eine sonderbare Andacht getragen, plötzlich hinzugetreten, und seinen Mantel über den verstümmelten Rumpf ausbreitend, gegen weitere Anfälle ihn geschirmt habe. Weilen aber der Draganic sein Lebtag über mancherlei zu Schulden sich kommen lassen, in des Teufels Verband, auch im Zustand der Unbußfertigkeit abgerufen worden, müsse er zur Strafe in der eingeschrumpften Gestalt büßen, bis dahin seine Zeit abgelaufen. Daß er aber gerad in hiesiger Gegend sichtbar, werde ohne Zweifel durch irgend eine Blutschuld, womit er sich daselbst beladen, zu erklären sein. Und so weit der Budatschi.

Die Sage von dem spukhaften Husärchen, von seinen nächtlichen Wanderungen, dem Rheine zu, lebt fort im Volke bis auf diesen Tag. Ich habe mir die Mühe genommen, die Aussagen mehrer, die der Erscheinung ansichtig geworden sein wollen, zu verzeichnen, unter einander zu vergleichen: alle stimmen darin überein, die Haltung, die Bekleidung, die Bewaffnung eines kroatischen Husaren, eines Katon zu beschreiben. Kroaten machten in den letzten zwölf Jahren des dreißigjährigen Krieges beinahe die Hauptstärke der kaiserlichen Armeen aus; die ungrischen Husaren hielten zu des Kaisers Feinden, der Prinz Eugenius hat sie zuerst in seinen Feldzügen verwendet, und haben sie hierauf nach und nach die kroatischen Husaren vollständig verdrängt. Bemerkenswerth bleibt es daher, daß die Geisterseher aus Horcheim und Lahnstein einen Kroaten beschreiben, etwas, so sie in der Verkörperung nicht gesehen haben können. Auf der Stelle, wo Draganic von der silbernen Kugel getroffen worden, zwischen Horcheim und der Hungergasse, hat der benachbarten Ortschaften dankbare Erinnerung dem unerschrockenen, unermüdlichen Vertheidiger ein einfaches Kreuz gesetzt, so der General v. Hohenfeld gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch ein der Gottesgebärerin gewidmetes Heiligenhäuschen ersetzte. Ueber der

allmäligen Erhöhung der Straße ist das Capellchen großentheils in die Erde versunken, bis man es in der neuesten Zeit aus dem Grunde erhoben und einem steinernen Postament aufgesetzt hat. Möge es mir gelingen, des Helden ganz und gar untergegangenes Gedächtniß wieder zu beleben.

Michael Winkelmann.

Eine bedeutende Strecke jenseits der Hungergasse, ebenfalls dicht an der Landstraße, zeigte man noch vor etlichen und 30 Jahren den Aepfelbaum, unter welchem Frau Winkelmann, in einem Spaziergang von Horcheim aus begriffen, am 11. April 1734 von einem Knaben entbunden worden. Den in etwas befremdlicher Weise eingeführten Weltbürger haben die Eltern zur Stunde dem Dienst der Kirche gewidmet, und ist demnach Michael Winkelmann ein Ordensmann geworden. Man hatte aber, der Abtei St. Maximin ihn übergebend, 1753, seine Neigungen nicht befragt, er fühlte sich höchst unglücklich in der Klosterzelle, und benutzte die erste Gelegenheit, zu entfliehen. Das ereignete sich den 13. März 1771. Winkelmann apostasirte in England, trat auch daselbst als Autor auf: seine ***Historia succincta hospitalis S. Elisabethae extra muros imperialis monasterii S. Maximini ordinis S. Benedicti, prope Treviros, Londini, 1786,*** 8°. S. XVII. und 92, mit einigen Siegelabdrücken, erregte in England vieles Aufsehen, und fand großen Beifall, der zwar, ich muß bekennen, nicht geeignet, meine Verachtung für der Engländer historische Studien und Historiker zu vermindern. Sogar der Frauenwelt hat sich die Begeisterung für das unerhebliche Schriftchen mitgetheilt, und eine Sidney machte es sich zur Angelegenheit, den Schreiber für das Aufgeben von Heimath, Familie und Gelübden zu entschädigen. Eine Sidney wurde des Fremdlings, deß Wiege unter des Nachbars Aepfelbaum stand, Hausfrau. Heinrich Sidney hatte zu der Königin Elisabeth Zeiten Ireland regiert, und das Lob empfangen, daß er einer der weisesten und thätigsten Statthalter, denen diese Insel jemalen anbefohlen

gewesen. Dieses Heinrich Erstgeborner Philipp, hat mittels der Dichtung Arcadia seine Unsterblichkeit begründet, wird aber außerdem, „von den Schriftstellern seines Zeitalters als das vortrefflichste Muster eines vollkommenen Edelmanns, wie es je die schwärmende Einbildung der Dichtkunst oder der Erdichtung erschaffen hat, beschrieben. Tugendhafte Aufführung, artiger Umgang, Heldenmuth, feine Gelehrsamkeit, alles stimmte zusammen, ihn zur Zierde und Lust des Hofes zu machen; und da er das Ansehn, das er bey der Königin und dem Grafen von Leicester hatte, ganz zur Aufmunterung des Genies und der Gelehrsamkeit brauchte, so ist sein Lob mit Vortheil auf die Nachwelt gekommen. Niemand war so niedrig, daß er nicht ein Gegenstand seiner Leutseligkeit geworden wäre. Tödtlich verwundet in dem 1586 vor Zütphen den Spaniern gelieferten Reitergefecht, lag er auf dem Schlachtfelde, und es wurde ihm, seinen Durst zu löschen, eine Flasche Wasser gebracht: da er aber neben sich einen Soldaten in einem eben so elenden Zustande sah, sprach er: „„dieses Mannes Bedürfniß ist noch größer als das meinige,““ und überließ ihm die Flasche mit Wasser.“

Philipps Urenkel, des Grafen Robert von Leicester vierter Sohn, Algernon Sidney, hatte in der Ueberzeugung, daß bürgerliche Freiheit nur unter einer republikanischen Verfassung gedeihen könne, lebhaft und thätig die Sache des Parlaments gegen König Karl I. verfochten. Geburt und Talent verschafften ihm den höchsten Rang unter den mit dem Blute des Monarchen befleckten Demagogen, bis dahin Cromwells Usurpation sie alle in den Hintergrund drängte. An Versprechungen geduldiger Unterwerfung, dem Protector gegenüber, ließ Sidney es nicht fehlen, sie schützten ihn jedoch nicht allzeit gegen Argwohn und Vorsichtsmaasregeln. Bei dem Wiederaufleben der Republik wurde er zu der Gesandtschaft in Kopenhagen ernannt; hierauf des Königs Restauration anzuerkennen, der Nothwendigkeit sich zu unterwerfen, war er nicht ungeneigt, allein seine bekannte Feindschaft gegen die Stuarte, die er eben noch in Kopenhagen durch die dem Album der Universität eingetragenen Worte: *Manus haec inimica tyrannis* bekundet hatte, machte ihn zum Gegenstand einer mehr

als gewöhnlichen Abneigung; die Gnade des Monarchen nicht anrufen zu müssen, begab er sich freiwillig in die Verbannung. Von Italien aus beobachtete er den Gang der Ereignisse. Der 1664 zu Ausbruch gekommene Krieg mit den Holländern rief ihn aus seiner Zurückgezogenheit hervor. Er trug den Generalstaaten seine Dienste an, erbot sich, einen Aufstand in England zu organisiren, und suchte den König von Frankreich zu überzeugen, daß die Wiederherstellung der Republik seinen Interessen ungemein förderlich sein würde. Mit allen diesen Umtrieben wohl bekannt, gab K. Karl **II.** gleichwohl zu, daß Algernon nach England komme, um seinen tödtlich erkrankten Vater, den Grafen von Leicester noch einmal zu sehen, und 1677 hat er ihn vollständig begnadigt, eine Gunst, welche Algernon, nach seiner eignen Versicherung, „um nichts geringer schätzte als seines Lebens Rettung". Der Dankbarkeit bald vergessen, benutzte er die Wohlthat dem Wohlthäter zu Schaden. Seinen Grundsätzen getreu, schloß er unverbrüchlich der Opposition sich an, und der englische Reformer wurde ein Söldling des französischen Botschafters. Das glauben seine Verehrer zu rechtfertigen durch die Betrachtung, daß er, an Frankreich verkauft, gleichwohl in der politischen Richtung, welche er dem Vaterland als die zuträglichste erkannt, verharrt habe; was, in andere Worte übertragen, heißen wird, er sei ehrlos genug gewesen, den Sold der Schande anzunehmen, auf daß er Werke der Gerechtigkeit vollbringen könne. Theilnehmer bei der Rye-House-Verschwörung, und Mitglied des Rathes der Sechs, wurde er vor Gericht gestellt, und vornehmlich auf das Zeugniß eines Mitschuldigen, des Lord Howard von Escrick, zum Tode verurtheilt. Zum Blutgerüst geführt den 17. Dec. 1683, litt er nicht, daß ein Freund ihn begleite; er wies den Beistand der Religionsdiener zurück, und erklärte auf die Frage, ob er nicht einige Worte an die Zuschauer richten wolle, er habe sich mit Gott ausgeföhnt, und den Menschen nichts zu sagen. Wohl aber hat er auf dem Schaffot dem Sheriff einen schriftlichen Aufsatz eingehändigt, an dessen Schlusse er bezeugt, daß er für die gute alte Sache sterbe, welcher er von Jugend an zugethan gewesen, und für welche Gott

sich so oft und in der wunderbarsten Weise erklärt habe. — „Die Hinrichtung des Sidney", also hat Hume angemerkt, „wird für einen der größten Flecken dieser Regierung gehalten. Es ist wahr, das Zeugniß wider ihn war dem Gesetze nicht gemäß, und die Geschwornen, welche ihn verurtheilten, waren aus diesem Grunde sehr zu tadeln. Daß aber der König, nach einem Urtheil, welches ein Judicaturgericht gesprochen hatte, einen Mann begnadigen sollte, der zwar große Verdienste besaß, aber doch offenbar schuldig war; der beständig ein hartnäckiger und geschworner Feind der königlichen Familie gewesen war, und der noch neulich die Gnade des Königs sogar mißbraucht hatte, das konnte zwar eine Handlung hochherziger Großmuth sein, aber niemals als eine unerläßliche Verbindlichkeit in Anspruch genommen werden." Der Sidney Grafentitel von Leicester ist 1743 erloschen.

Die Bächershell.

Die Nähe von Niederlahnstein wird durch einen verwitterten Heiligenstock, der zugleich den Eingang der Bächershell (Halde) bewacht, angekündigt. Die Schlucht aufwärts, zwischen dem Bächlein und des Berges Rand, soll in alten Zeiten ein Frauenkloster bestanden haben, von welchem man erzählt, daß es nachmalen in die Nähe von Berncastel, an die obere Mosel, verlegt worden, und dort lange noch unter dem Namen Machern geblühet habe. Von einer solchen Translation findet sich in den freilich sehr sparsamen Urkunden des Klosters Machern, Cisterzienserordens, keine Spur. Die Sage begnügt sich aber keineswegs die Stelle des alten Klosters anzugeben, sie weiß auch von dessen vormaligen Bewohnerinen eines und anderes zu erzählen. An dem verfallenen Heiligenstock soll in heiligen Nächten, und auch wohl in den Zeiten der Lahnsteiner Kirmeß, eine Nonne auf- und abgehen, die weiß gekleidet, ernsten, doch milden Angesichtes, eifrig mit Lesen sich beschäftigt, nur dann von dem Buche die Augen erhebt, wenn ein verspäteter Wanderer zu begrüßen, oder ein Gruß zu erwidern. Gesprochen hat sie

noch mit keinem, schreckhaft ist sie, ihrem ganzen Vorkommen nach, durchaus nicht. Aber während sie da die Straße auf und ab wandelt, geht es wild zu den Bach hinan, in der Schlucht: da hört man Gekreisch und wilde Lust, wüste Lieder, es rollt ein feuriges Rad dem Bache zu, bis dann über die Mistöne die süße Weise des *Salve Regina* sich erhebt. Wer an dieser Stelle, in dunkler Mitternacht die Psalmodie des *Salve* vernähme, er zumal könnte verstehen die Gewalt, durch sie auf die in Blut berauschten Pariser geübt. Da wurde in der Schreckenszeit ein ganzes Nonnenkloster zum Tode geführt. Als die furchtsamen Frauen den Karren, der zum Greveplatz sie führen sollte, bestiegen, da stimmten sie das *Salve Regina* an, und der Gesang verstummte nicht, bis die letzte der Schwestern, die Aebtissin den Kopf unter das Beil gelegt hatte. Bis dahin war es des Volkes Brauch gewesen, jeder Execution einer Fournée Beifall zu klatschen, es klatschte nicht, wie es nach einander die Köpfe der Beterinen fallen sah, und klatschte überhaupt seitdem nicht mehr. Es war dieses die erste rückgängige Bewegung der Revolution.

Zu argem Verfall, so wird ferner von dem Kloster in der Schlucht erzählt, waren da Ordnung, Zucht und Sitte gekommen: Dinge gingen darinen vor, die wiederzugeben ich nicht wage. Vergeblich stemmte dem Unfug die Aebtissin sich entgegen, vergeblich gesellte sich ihrem Widerstande der von der Verderbniß nicht berührte Theil der Sammlung, die für einen Augenblick in ihrem Treiben gestörten Sünderinen riefen die Ritter der Nachbarschaft, die Vettern zu Beistand; rohe Gewalt brach die Pforten der Clausur, die Gefängnisse der Ungehorsamen, und frecher, denn je zuvor waltete in dem Gotteshause die Abomination. Spät genug von dem, was vorgehe, unterrichtet, ließ der Erzbischof Volk gegen das Kloster führen, die rohen Gesellen, der Nichtswürdigkeit befreundet und dienstbar, austreiben, dann begab er sich auf Ort und Stelle, den Zustand des Convents zu untersuchen. Die räudigen Schafe wurden ausgewiesen, zur Strafe, zur Besserung an Klöster strengerer Disciplin abgegeben, Frauen von bewährter Tugend und Gottesfurcht an ihre Stelle eingeführt, zum Beschlusse ertheilte der Oberhirt in seiner Weisheit

der Aebtissin den Rath, eine Stelle, welcher nicht allerdings sie gewachsen, niederzulegen. In Hochmuth, dem höchsten Laster schier, dem eine Klosterfrau fröhnen mag — „eine Gottgeweihte Jungfrau, die von Hochmuth erfüllt, ist der Ehebrecherin gleich," spricht St. Augustinus — in Hochmuth hat sie den wohlgemeinten Rath verschmähet, durch Schwachheit und Ungeschick nachmalen den gänzlichen Verfall, den Ruin des Klosters verschuldet. Daß die arge Sünde sie büße, wird im Tode die Ruhe ihr versagt, die im Leben sie nicht zu finden wußte; sehnsüchtig kehrt sie zurück zu der Stätte ihrer vergangenen Herrlichkeit, das Buch, das in den einsamen Nächten sie durchblättert, es enthält ohne Zweifel, was sie zu den Zeiten ihrer Amtsführung nicht aufrecht zu erhalten verstand, die Regel, von dem h. Patriarchen Benedict seinen Schülern gegeben.

Die Johanniskirche.

Des h. Sebastianus Capelle, dann der ihr gegenüber belegene Raffelsbergerhof, zu derer von Umbscheiden Fideicommiß gehörig, sind über des Ortes fortwährender Vergrößerung beinahe zu Nieder-Lahnstein herangezogen worden, statt jedoch von dieser Seite dem gewerbreichen, nahrhaften Flecken einzuziehen, wollen wir uns vorderſamst mit seiner verfallenen Pfarrkirche, am Rhein, neben der Mündung der Lahn, beschäftigen. Dem h. Johannes in der Enthauptung, 29. Aug. geweihet, soll sie in frühern Jahrhunderten eine Collegiatkirche gewesen sein. In einer noch frühern Periode werden unter den 72 Kirchen, so dem Patronat des Grafen von Arnstein unterworfen, das untere wie das obere Lahnstein genannt. Im J. 1161 gab Konrad von Hohenstaufen, der Pfalzgraf bei Rhein, die Johanniskirche an den trierischen Erzbischof Hillin zurück, nachdem bereits sein Vorgänger, Pfalzgraf Hermann, jedem Rechte zu besagtem Gotteshause entsagt hatte. Konrad, geringe Lust bezeigend, die auf ihn übergegangene Verbindlichkeit einzuhalten, würde ohne Zweifel mit dem auf buchstäblicher Erfüllung des Vertrages bestehenden Erzbischof zu

Fehde gekommen sein, so nicht Kaiser Friedrich den Streit vermittelt, und seinen Bruder, den Pfalzgrafen, zur Nachgiebigkeit bestimmt hätte. Es hat hierauf Hillin den dritten Theil der von besagter Kirche abhängenden Zehnten, als eine reiche Zugabe, der erzbischöflichen Tafel einverleibt. In Gefolge alsolcher Verhandlungen wird auch von Clemens III. in der Bulle vom 4. Juni 1190, worin der trierischen Kirche Güterbesitz bestätigt, als derselben Bestandtheil die Kirche in Logenstein genannt. Deren eigenthümliche Bedeutsamkeit spricht sich noch anderweits, in den vielen, ihr zu Vortheil gemachten, oder wenigstens durch ihre Vorsteher abzuhandelnden Stiftungen aus.

Heymann Kelbecher und Nese, Eheleute, verordnen, daß die Erben, oder sonstige Inhaber ihres steinernen Hauses, allwege in demselben herbergen sollen fünf arme Menschen, die sich wärmen lassen an ihrem Feuer, und zu Zeiten denselben frisch Stroh geben. Unterließen das die Erben oder Besitzer, so sollen die Kirchmeister des *guden sente Johans* das steinerne Haus mit dem Garten, der nieden daran gelegen ist, an sich nehmen ohne Rechtsstreit. Geben an St. Alexien Tag 1357. Guitzhenne, Burger zu Nieder-Lahnstein, und Tryne, seine Hausfrau, verkaufen ihren Weingarten an der Nuwergassen um 10 Gulden an St. Johannis Kirchen; Mittwoch vor Marienverkündigung 1479, *more Trev.*

Pisters Thelmann stiftet auf zwei ihm zustehende Weingärten einen Gulden jährlich zu Rente abzuführen. Davon soll durch die Kirchenmeister alljährlich zu Christtag, Ostern, Pfingsten und Marien-Himmelfahrt für 6 Weißpfenig Weißbrod an die Armen in der Pfarrkirche ausgetheilt werden, um 1572.

Nicolaus Sebelin, Dechant zu U. L. F. in Wesel, vorher Pastor zu Nieder-Lahnstein, legirt der St. Johanniskirche 100 Gulden, und beschließen Heimbürger, Geschworne und ganze Gemeinde, Samstag nach St. Quirin 1595, *stylo correcto*, daß von den Zinsen, 5 Gulden, zu allen Frohnfasten-Sonntagen nach dem Amt für 1 Gulden Roggenbrod und für 6 Weißpfenig Weißbrod, Herrn Niclasen Sebelins Seelen zum Trost, durch die Kirchenmeister ausgetheilt werden sollen.

Elisabeth Torns sagt in ihrem Testament, vom 17. April 1610: „Weil ich dann bey meinen jungen Tagen aus menschlicher Schwach- und Blödigkeit gefallen, mich mit einer geistlichen Person vermischet, und zwey Kindt, Johanneßen und Elisabethen in der Ohnehr erzeugt, so will und ordne ich, daß mein und meiner jetztgemelten beyder Kindt armen Seelen zu Trost aus meiner Verlassenschaft durch meine Erben 20 Gulden Coblenzer Wehrung erblich angelegt und davon jährlich ein Gulden Renten fallen, und mir ein Jahrgedächtniß mit zweyen Seelmessen gehalten werden solle. Desgleichen legire ich einen Gulden aus meinem Weingart auf der Teutschen Herren Cammert, erblich und ohnablösig zu geben und zu handreichen, davon meinem Son Johanneßen auf Freitag nach dem Sonntag *Invocavit* ein Jahrgedächtniß mit zweien Seelmessen nachgethan werden soll. Item legire ich einen Gulden erblich und ewiglich aus einer meiner Wiesen im Nauland, davon Brott vor ein Allmuß meiner Tochter Elßbethen, Hans Matheisen Pitzbachs, Schultheisen zu Horcheim gewesenen Hausfrawen, Seelen zu Trost *in festo visitationis Mariae* auszuspenden. Item besetze, ordne und fundire ich nach meinem Thode und zu den ewigen Tagen zum Hospital und Aufnemung zwölf fremder armen Personen meine Behausung zu Niederlanstein, im Schlüssel genannt, oben zu Johann Torn, und unten zu Hamann Weinbach, diesergestalt, daß jederzeit ein Einwoner derselben Behausung berurt, zwölf Armen und nit mehr, es geschehe dann mit seinem guten Willen, aufzunehmen und zu beherbergen schuldig seyn solle; und sollen dieselben Armen in dem hindersten, mit Mauren erbaweten Stall iren Lager und Schlaffung, ohn Fewer, haben, dahin inen nottürfftig Strohe und Laub dargestellt und geben werden soll; sunst aber kleine Kinder und derselben Speiß zu wermen, wie auch den Kranken und anderer Notturfft, soll ihnen die Küchen in dem kleinen Nebenheuslin auf der Erden jederzeit eröffnet und vergönnet werden. Darzu ordne und will ich, daß solche 50 Gulden, so mir mein Schwager, Johann Bradtfisch und Schwester Margareth, dessen Hausfrau, wegen meines *Patrimonii* noch schuldig seindt, aber bis anhero kein Interesse davon geben haben, nach

meinem Tod erblich und ewiglich angelegt, dessen dritthalb Gulden jährlicher Rhenten scheinen, welche der Inwoner der Behausung jährlichs einheben, entfangen, den Armen davon Brott und Fleisch ausspenden, und dem Pastoren und den Sendscheffen daselbst järlichs davon Rechnung thun soll. Ingleichen weil mein Bruder Johann Thorn auch 50 Gulden schuldig, mir aber niehe keine Pension noch Interesse davon gehandreicht, ordne und will ich, daß dieselbige alsbald nach meinem Absterben erblich und ewiglich angelegt, und dritthalben Gulden järlichs davon dem Einwoner der Behausung fallen, und dieselbige Behausung davon im Baw halten, und gleichfalls einem Pastorn und Sendscheffen järlichs gute bestendige Rechnung davon thun soll. Ich will und ordne auch, daß nach meinem Thode die erste Besitzer und Einwoner vilgemelter Behausung seyn sollen meiner Schwester Annen Son Jacob Beimbach, und seine Leibserben, wofern sie dessen also begirrig seyn werden, sunst aber auf den widrigen Fall sollen sie damit ohnbeschwerdt bleiben. Ferner verordne und besetze ich den Armen in bemelte Behausung ein Beth nit aus dem besten, auch nit dem argesten, sammt seinem zugehörigen Pulwe, zweien Küßen, zwei par Leitdücher, und einem Deckelduch. Würden aber meine Erben gegen Hoffnung und Zuversicht heran brüchig, seumig oder nachleßig erfunden, so ist mein Bitt und Meinung, darzu auch mein diemüthige vleisige Pitt, daß der Hr. Official zur Zeit zu Coblents, als Ordinarius, dem ich derwegen eine dupple Ducat legire und besetze, aus tragender Autorität und richterlichem Ampt diß mein Testament, Ordnung und letzten Willen schutzen, schirmen und handhaben, auch zu exequiren befehlen wolle."

Ein Indulgenzenbrief für die Johanniskirche ist zu Avignon, 26. Jun. 1326, ausgefertigt. Von ihren Pfarrern weiß ich die folgenden zu nennen: 1326 Jacob von Münstermaifeld, zugleich Dechant zu St. Florin, starb 1363, *„dies anniversarius est Emerantianae et Macharii, 23. Jan., de quo habet plebanus VI. albos de domo Burgedor Confluentiae*, heißt es in dem pfarrlichen Nekrolog. — Rollmann von Boppard, 1346—1357. Unter ihm geschieht der St. Johannisbruderschaft in der Pfarr-

kirche Erwähnung. — Balthasar Molitoris, von Lauterbach, am Vogelsberg, 1451. Er hat in dem Pfarrhause *cellariam, stubam novam, nec non et cameras* gebaut, viel in der Pfarrkirche gebessert, u. a. das Gemälde des Hochaltars angeschafft, statt des veralteten *libri animarum* ein neues angelegt, auch für sich und seine Eltern ein Grab vor dem Marien Magdalenenaltar errichtet, und durch sein Testament 10 fl. der Kirchenpräsenz vermacht, dafür 10 Albus jährlicher Renten zu erkaufen, und soll von den 10 Albus ihm ein Jahrgedächtniß gehalten werden, den nächsten Sonntag vor oder nach St. Antonii des Bekenners Fest; demselben sollen die Fabrikmeister beiwohnen, das Grab mit 4 Kerzen besetzen, und für ihre Theilnahme einer eigenen Präsenz genießen. Starb den 15. Januar 1479. — Reinhard Rosseler, 1500. — Sanderus von Mayen, 1504 *more Trev.* — Nicolaus Sebelin, 1558, resignirt 1570. — Friedrich Thorn, 1570. — Matthias Ellers, 1593. — Johann Hennincken, *Vitensis*, 1594; er starb den Montag nach Quasimodo 1610. — Johann Grenderich, 1611. — Theodor Käuser oder Keuffer, 1625 und 1. Oct. 1629. — Theodor Meyer, 16,,,,. — Wilhelm Schmidt, gest. 1642. — Jacob Junck, 1664. — Johann Stumpff, 1708, 1715. — Johann Thomas Schwang, 1719, 1727. — Peter Grandjean, *camerarius*, 1728, starb 1775. — Johann Müller, *Luxemburgensis*, 1777, starb 1794. — Adam Mans, *camerarius*, 1794 bis 1834. — Johann Friedrich Ries, aus Dietkirchen, seit 1834.

Im dreißigjährigen Krieg, und wohl das ganze Mittelalter hindurch, galt die von einer tüchtigen Mauer umgebene, auch durch ihre Lage wichtige Kirche als eine Feste, wie aus des kurbaierischen Obristen, auch Commandanten zu Weiden, Augustin von Fritsch Tagebuch ersichtlich. Da heißt es:

Aō 1635. „Nach diesen ist der General Gallas mit einer ansehnlichen Armee kommen, sein aber unverricht still gelegen, bis in den Herbst, bis es starck und hart gefroren, und sein viel Tausend Soldaten und Pferdt verdorben und gestorben, als wir vor Hunger nimmer stehen können, sein wider aus Lottringen heraus, durch die under Pfalz in das Trierische an die Mosel

ins Winterquartir gangen, und haben von 117 Wagen, die wir mit unsern Regiment in Lottringen gebracht, nicht mehr als mit eilffen ins Quartier kommen, da wir aber darauf gar guete Quartier gehabt, und diesen Winter ist Herr Graf Göz unser Veldtmarschall worden. Früeling (1636) haben wir mit unsern Regiment ufbrechen, und vor Ober und Underlanstein ziehen, und selbige zwey Oerther allein einnemmen müssen. Da wir die erste Nacht Underlanstein, weiln es nur ein offener Flecken, leichtlich einnemmen können, das was von Soldaten darinnen gewesen, nachdem sie Lermen bekommen, haben sich nach dem Kirchhof, welcher mit einer ansehnlichen Mauer umbgeben und am Eck, wo die Lohn in den Rhein fällt, an einem so lustigen Orth ligt, als ich mein Tag eines gesehen, daselbst hin retirirt, wie auch in selbiger Nacht ein Leutenant mit ein Schiff und 50 Mann und Profiant beym Kirchhof ankommen. Wie er vernommen, daß der Thorhof, von welcher uf einer Seitten an der Lohn an den Kirchhof gangen, und von uns besetzt ist, hat er sich auch in den Kirchhof zue seinen grossen Unglück begeben, darinnen sie sich sowohl von der Mauer, als auch von der Kirchen, alwo sie an allen vier Ecken Plockheußl gehabt, auch vor den Thurn sich hefftig gewehrt, uf den Abent hat mich das Ablösen in den Pfarrhaus getroffen, da ich dann alsobalden ein Minen in der Weinpreß, welche hart an der Kirchmauer gestanden, angefangen zu machen. Da es ein wenig finster worden, hab ich Stroh und Holz an das eine Thor, welches neben dem Pfarrhaus in den Kirchhof gangen, tragen lassen, darÿber unser Wachtmeister todt geschossen worden, alsdann habe ichs anstecken und solches Thor abbrennen lassen. Den Morgen hab ich einen Trommelschlager uf den Kirchhof hineingeschickt, die Kirch ufforderen, und ihnen sagen lassen, daß ich albereit ein Minen bis under den Thurn verfertiget, daß man selben alle Stund kann in den Lufft schicken, also wolle er der schönen Kirchen und seiner Leuth verschonen, im Fall ers nit glauben wollten, sollte er der Commendant uf Parolle heraus kommen, und die Minen, welche aber ÿber 3 Claffter nicht lang gewesen, besichtigen. Darauf besagter Commendant, welcher ein Franzoß, und ganz nichts Teutsch, und

ich nichts Französisch gekonnt, ist er, welcher zwar nur ein Serschant, aber ein wackerer Kerl gewesen und 50 Franzosen bey sich gehabt, neben einen Führer, den der Teutsche Leutenant, welcher sich in den Kirchhof retirirt, mit und in Namen seiner die zu besichtigen, und alsdann zu accordiren, herausgeschickt.

„Nachdem ich nun vernommen, daß der Serschant nit Teutsch kann, hab ich umb meinen Cameraden, Haubtmann Walis, in den Flecken, welcher allernechst, und unser Regiment darinn losirt gewesen, geschickt, er solle zu mir zum Essen herauskommen, welches alsobalden geschehen; sobalden er kommen, habe ich den zweyen die Mine gewisen, in welcher ich zu Endt derselbigen einen schwarzen Mantel vorgehenckt. Da nun gedachte der Serschant und Führer selbige besehen, haben sie gar zum Mantel, wo ich eine Schiltwacht mit einen blossen Degen hingestellt, nicht weiter, und nicht gar zu ihm kommen lassen, dann sie auch nicht lenger gewesen, hetten noch wohl 6 oder 7 Tag zu arbeiten gehabt, ehe wir under den Thurn kommen weren, darauf hab ich die zwey mit meinen Cameraden in die Pfarrstuben geführt, und anrichten lassen; sie haben alleweil gezweifelt an der Mine, und verhofft aus Cobelenz, welches nur 3 kleine Meil underhalb, entsetzt zu werden, doch letzlich, als sie berauscht gewesen, mit mir einen Accord getroffen, daß sie Morgens zwischen 9 und 10 Uhrn sollten ausziehen, welches ich nicht eingehen, sondern haben wollen, daß sie selbigen Abent noch ausziehen sollten, welches wohl ihr größtes Glück gewesen, aber sie sein uf ihrer Meinung gebliben, als hab ich solches meinem Obristleutenant, dann unser Obrist noch nicht beym Regiment gewesen, geschickt, und ihm solches wissen lassen, darauf er selbsten zu mir im Pfarrhof kommen, und den Accord guet geheissen, und habe ich alsobalden 50 Mann uf den Kirchhof hinein commandirt, die Officir aber sein wieder in die Kirchen hinein.

„Den Morgen früe kombt unser Generalwachtmeister Schnetter von unsern neuen Generalveldtmarschalck Graf Gözen, welchen mein Obristleut. berichtet, daß ich, weiln ich gestern die Posten gehabt, vorgeschribenermassen accordirt hette, und werden die Völcker halt herausziehen. „„Man halt ihnen kein Accord,

miessen alle sterben.''" Wir sein alsdann mit den Regiment heraus, uf das schöne Veldt und Wisen gezogen, und in Patalie vor den Kirchhof gestellt worden. Da nun diese Besatzung herauskommen, haben sich die Teutschen zur rechten, und die Franzosen zur lincken Hand stellen, und ihr Gewehr niederlegen miessen, darauf der französisch Serschant gerueffen, das ist wider den Accord, darauf der Generalwachtmeister Schnetter befohlen, daß man den Serschanten henken solle, weiln aber unser Regimentsprofoß keinen Henker gehabt, hat er ihm selbsten henken sollen, welcher aber seinen Wirth überredet, und ihm ein Thaler geben, welcher solche Kunst fleissig verricht. Alsdann hat der teutsche Leutenant henken sollen, welchen wir aber zum archibusiren, und sein teutsche Knecht ganz erbetten, welche er uns under das Regiment zu verstossen, geschenkt; die 50 Franzosen aber haben wir niedermachen sollen, dawider wir aber protestirt, mit Vorgeben, wann wir, wie nicht anderst zu vermuthen, vor Cobolenz kommen sollten, und etwa, wie solches leichtlich in einer Belägerung geschehen kann, von unsern Regiment einer solle gefangen werden, würden sie ihn auch hangen, es weren doch 3 Compagnien Reutter da, welche solches verrichten könnten, darauf erfolgt, und habens die Reutter niedermachen miessen.

„Nach solchen sein wir wider in unser Quartir gezogen, und weiln wir alle Stundt unsers Obristen von Reinach, meines gewesten Generals Brueder, erwartet, ist ihm ein Logament frey gelassen, darein Herr Generalwachtmeister gezogen." Melchior von Reinach, der Obrist, hat die Gelegenheit nicht gefunden, durch eine außerordentliche That, dergleichen seines Bruders unerhörte Vertheidigung von Breisach, sich zu illustriren, gleichwohl ist er ebenfalls aller Ritterlichkeit Spiegel gewesen.

In dem Laufe des Revolutionskrieges wurde die Kirche von den Oestreichern abgedeckt, um in der Höhe einige leichte Geschütze anzubringen, und mittels derselben das jenseitige Ufer zu bestreichen. Das gab Veranlassung, den Gottesdienst in der St. Barbaracapelle, in dem Innern von Lahnstein abzuhalten, und dabei blieb es, auch nachdem die Kirche wieder disponibel geworden. Sie hatte von Witterung und Menschen arge Be-

schädigung erlitten, daß eine totale Reparatur erforderlich. Dazu reichlich zu steuern, war der neue Landesherr, Fürst Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg geneigt; der, angezogen durch der Landschaft Zauber, verfehlte niemals, hinabfahrend zu dem Sommeraufenthalt in Engers, an der Lahnmündung auszusteigen, stundenlang in und bei der verfallenen Kirche zu verweilen. Auf sein Gemüth mag eine eigenthümliche Wirkung hervorgebracht haben der Contrast der feierlichen Stille des Gottesackers, von dem sie umgeben, mit den wunderlieblichen Scenen Rheinaufwärts und abwärts, mit dem reichen Gewölbe der die Gräber beschattenden Nußbäume, eine Stelle, die ganz eigentlich geschaffen, um zu schwärmerischen Betrachtungen einzuladen. Aber des Fürsten wohlthätige Gesinnung auszubeuten, hat der damalige Pastor nicht angemessen gefunden. Dem guten alten Herren, ich kann ihm das nicht verdenken, sagte besser zu die Capelle in seiner Nähe, als der im Winter, in den Ueberschwemmungen des Frühjahrs beschwerliche, häufig gefährliche Kirchgang. Die Kirche verfiel mehr und mehr, diente theilweise einem Salzmagazin, wurde dann ganz und gar verlassen. In dem Zustand der Verödung habe ich sie häufig besucht, gebrochen oder verwittert fand ich die Leichensteine, zerschlagen die Capitäler, entfernt die Altäre, allerwärts ergab sich das Bild der vollständigsten Zerstörung, aber dem allen hatten die Worte, die inhaltschweren Worte, in welchen Johannes der Apostel sein Evangelium anheben läßt: *In principio erat Verbum, et Verbum erat apud Deum, et Deus erat Verbum, 1668,* überlebt. Fest wie der Felsen, auf den die Kirche gebauet ist, stand der einzige von dem Orgelchor noch übrige Balken, dieser Inschrift Träger, fest steht er noch heute, 11. Dec. 1851. Am Vorabend des Festes Marien Verkündigung 1834 hörte ich zum letztenmal, in ihrer vollen Pracht, die große Glocke auf dem Hauptthurm, den andern Tag ist sie gesprungen. Der Glocken sind in allem vier. Nachdem auf Stolzenfels der neue Burgherr eingezogen, betrachtete er in Wehmuth, mit Künstlers Augen, den kläglichen Zustand jener Kirche, die von so magischem Effect für die Umgebung der Burg. Indessen mußte, ihrem weitern Ver-

fall zu wehren, dem Landesherren überlassen werden. Zu dem Ende waren bereits von Bieberich aus Bauverständige in Bewegung gesetzt, bevor diese aber mit Aufnehmen und Entwürfen vollends zu Stande gekommen, stürzte, gegen die Abendstunde des 29. Jul. 1844 der obere oder Horcheimer Thurm von 80 Fuß Höhe ein, und wurde ein großer Theil des Gewölbes in seinen Sturz verwickelt. In seiner Zierlichkeit, in seinen reinen Formen, war er des Gebäudes Stolz gewesen, mit ihm schwand die Möglichkeit, die Hoffnung einer Restauration. In der bis zu seinem Ende verbliebenen Benennung, Horcheimer Thurm, hatte er das Andenken an die alte kirchliche Verbindung von Lahnstein und Horcheim bewahrt. Gleichwohl ergab sich nochmals ein Moment weltlichen Glanzes für das verfallene Gotteshaus. Gelegentlich der großen Illumination und des Feuerwerkes auf Stolzenfels, zu Ehren der Königin von England veranstaltet, 1845, stralte das Innere der Johanniskirche in bengalischem Feuer.

Der gebrochene Thurm mag, wie die beiden Abseiten, dem 15. Jahrhundert angehört haben; das Hauptschiff, der Hauptthurm sind ungleich älter. Dieser Thurm, viereckig, von drei hohen Stockwerken mit Rundbogenöffnungen, aber leider durch ein Nothdach verunstaltet, wird eine Höhe von 130 Fuß erreichen. Mit dem Chor hat die Kirche eine Länge von 100 Fuß, und mit den beiden Seitenschiffen 40 Fuß Breite. Das Hauptschiff ist 70 Fuß lang, 20 breit. Die beiden Abseiten werden durch drei viereckige Pfeiler vom Schiff geschieden, und durch vier Rundbogen, von 15 Fuß Höhe, demselben verbunden. Jede derselben hatte einen Altar, von dem nur mehr die Unterlage übrig. Auch der Hochaltar im Chor ist mehrentheils zertrümmert. Die ehemalige Halle unter dem Hauptthurm, Länge 25, Breite 20, Höhe 10 Fuß, ist auf der Außenseite zugemauert, und birgt die bei Beerdigungen zu gebrauchenden Geräthschaften. Den Haupteingang hatte die Kirche, wenigstens in der letzten Zeit, auf der Südseite: außerdem waren noch zwei Nebeneingänge vorhanden. Die Höhe des Mittelschiffes mag zwischen 40 und 50 Fuß betragen haben. Auf den Abseiten oben befinden sich Emporbühnen. Sie sind durch drei Rundbogen, jeder ursprünglich in vier kleinen Oeff-

nungen, mit dem Schiff der Kirche in Berührung gebracht. Einer der Rundbogen, der mittlere auf der Nordseite, ist zum Theil in seinem frühern Zustand erhalten, und mit zwei kleinen Säulen geschmückt. Die Kirche war im Innern weiß übertüncht, mit hellrothen Leisten und Verzierungen an Fenstern und Pfeilern. Unter dem weißen zeigt sich ein älterer röthlicher Anstrich, unter diesem ein noch älterer gelblicher, ganz unten ein hellgrauer. Ein altes Frescogemälde in der nördlichen Abseite stellt den Heiland dar, wie er, mit einem Spaten in der Hand, einen vor ihm knieenden Heiligen segnet. Am nördlichen Nebeneingang ist auf der Außenseite ein altes, 20 Zoll hohes, zwei Fuß langes Steinbild eingemauert, eine Grablegung, bei der sieben Personen vorkommen, und war dieselbe einst bunt ausgemalt. Ein anderes, besseres Steinbild befindet sich auf der Westseite am Hauptthurm, neben der zugemauerten Thüre. Es ist ein Vesperbild, 2⅓ Fuß hoch, 18 Zoll breit. Ganz oben am Hauptthurm sind auf der Südseite, über und unter einer Rundsäule, zwei Steinköpfe angebracht. An des Kirchhofs Mauer sind mehre alte Steinkreuze, aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert aufgestellt. An dem größten ist ein Wappenschild, darin ein Fisch, und die Inschrift: *Adam Filmer dem Got gnad,* angebracht.

Eine Allee von Weidenbäumen führt, an der Lahn vorbei, dem Flecken zu, und gewährt einen angenehmen Spaziergang. Der eigentliche Hauptweg zwischen der Kirche und dem Ort, eine Distanz von 5 Minuten, stellt einen herrlichen, von hohen Nußbäumen beschatteten Garten vor. Von den Stationen, durch welche einst die Johanniskirche der St. Barbaracapelle verbunden, stehen nur mehr zwei, die eine den Kreuzfall vorstellend, von den übrigen, im Orte selbst, ist keine Spur mehr vorhanden. Ueberreste von Gebäuden und Gartenmauern in der Nähe der Johanniskirche deuten an, daß sie in ältern Zeiten nicht ganz einsam belegen, wie sich dann auch aus des Augustin von Fritsch Tagebuch ergibt, daß der Pfarrhof hart an der die Kirche umgebenden Mauer gestanden hat.

Nieder-Lahnstein.

Dem von der Johanniskirche Herkommenden kündigen zuerst einzelne Höfe den Flecken an. Ein solcher war der 1848 in Flammen aufgegangene Deutschherrenhof, minder nicht des Castorstiftes Hof, als welchem nach kurzem Zwischenraum der Grafen von der Leyen Hof sich anschließt. Ein modernes, ansehnliches Gebäude ist das Rathhaus, auf der Stelle einer Scheuer, so dem v. Hohenfeldschen Hause beigegeben gewesen, erbauet. Dahinter ist einigermaßen verborgen der Hohenfeldsche Hof, mit hohem Spitzgiebel und Thurm. Deß jeweilige Besitzer sind Oestreicher von Herkommen gewesen, einem der Stämme entsprossen, welche die Sage von dem Erzvater, dem Grafen Babo von Abensberg, 1046, oder von einem seiner 32 Söhne abstammen läßt. Otto der Hohenfelder starb 1320, des Geschlechtes, das zeitig in mehre Linien sich vertheilte, wahrer Stammvater. In der Linie zu Schlüsselberg wurde Michaels Tochter Lucia „Anno 1474 Herrn Calixto Ottomano (Machomet deß anderten Türckischen Kaysers Leiblichen Bruder, und Amurat deß anderten dieses Namens auch Türckischen Kaysers Sohn) versprochen. Nachdeme aber solcher im wehrenden Brauth-Stand gestorben, hat sie zu Erlacloster als Closter-Jungfrau ihr Leben geendiget. Gedachter Herr Calixtus Ottoman hat sich auß Forcht von seinem Tyrannischen Bruder umbgebracht zu werden durch Hilff seiner Mutter Anfangs über Venedig nacher Rom *salvirt*, allwo er den Catholischen Glauben angenommen, sich von dem damaligen Pabst Calixto tauffen, und nach ihme Calixtus nennen lassen, von wannen ihne nachgehends Kayser Fridericus der vierte mit sich in Oesterreich genommen, ihne sehr werth gehalten, und mit reichen Einkommen versehen, daselbst er sich nachgehends in erst ernennte schöne Fräulen von Hohenfeld verliebt, sich mit ihr versprochen, vor der Hochzeit aber, wie schon gemelt gestorben. Gedachtes Herrn Calixti Ottomani wird auch in dem Stüfft-Buch des Gottshauß zu St. Georgen im Attergau mit folgenden Worten gedacht: *Pro anima nobilis Calixti filii Turcarum Imperatoris.*“ Sebastian Freiherr von Hohenfeld, Christophs Sohn, auf Kirchberg am Wald, wurde von dem Römischen König Maximilian,

der von den Aufrührern in Brügge gefangen gehalten wurde, an den Kaiser abgesendet, um Hülfe zu suchen; das Klageschreiben, „in die *s. v.* Schuehe zwischen die gedopelten Sohlen eingenähet", trug er glücklich an das kaiserliche Hoflager. Mit seinen Söhnen, Reinhard, der zur Zeit der Errichtung des väterlichen Testaments in der Türkei gefangen lag, und Christoph ist die Linie in Schlüsselberg erloschen, 1555.

Das Geschlecht beruhete einzig noch auf der Linie in Aistersheim, auf Achaz **II.** namentlich, der 1593 von denen von Starhemberg die Herrschaft Peuerbach erkaufte, und den 10. Oct. 1603 aus dieser Zeitlichkeit abgefordert wurde. Achaz ist, als der Stifter der Rosenkreuzer, für die Geschichte der geheimen Gesellschaften ein vorzüglich merkwürdiger Mann geworden. „Frau Catharina Hohenfelderin eine gebohrne Kirchbergerin sein Gemahel ist unvorsichtiglich durch einen Diener angezündeten Pixenpulvers unversehens nach gehörter Predig die sie selber mit Fleiß bestellt und darnach denselben gantzen Tag mit eyferigem Gebett zugebracht nach GOttes Willen ungezweiffelt zu ihm in die ewige Seeligkeit hingenommen worden am Tag Catharinä deß 1608 als sie alt ware 51 Jahr 5 Monath 11 Tag." Sie war eine Mutter von sieben Söhnen geworden, davon doch nur Ludwig und Marx hier in Betracht kommen können. Marx, auf Aistersheim und Almeck, geboren 1577, stiftete durch seine Söhne Ferdinand und Wolf Ludwig die beiden östreichischen Linien. Wolf Ludwig, auf Grossau, Süssenbach, Idolsberg, geb. 1615, verharrte Zeitlebens bei der augsburgschen Confession, unterzeichnete daher die von den evangelisch-lutherischen Ständen und Landesmitgliedern in Oestreich bei dem Friedenscongreß zu Münster 1647 eingereichte Supplik um Erwirkung eines freien und öffentlichen Religionsexercitiums, mußte sich aber auch auf ein stilles Privatleben zu Idolsberg beschränken. Diese Herrschaft hat er 1648, so wie Engelsbrunn 1672 erkauft, dabeneben die Herrschaft Grossau und das Gut Süssenbach durch seine Ehe mit Justina von Pücheim erworben. Er starb den 19. Sept. 1680, nachdem er zehn Kinder, sieben Söhne insbesondere, unter welchen Otto Ferdinand und Otto Sigismund zu merken, gesehen. Otto

Sigismund, geb. 1652, verließ, um der Religion willen, die Heimath, und trat in brandenburgische Dienste. Ansbach-Baireuthscher Geheimrath, Hof- und Justizrathspräsident, dann des kaiserlichen Landgerichtes im Burggrafthum Nürnberg Landrichter, auch 1704 und 1707 Bayreuthscher erster Gesandter bei dem Kreisconvent zu Nürnberg, starb er im Januar 1710, aus seiner ersten Ehe mit Elisabeth Susanna von Schifer die einzige Tochter Sophia Christina von Hohenfeld hinterlassend. Es hat dieselbe den brandenburgschen Kammerjunker und Oberamtmann zu Pegnitz, Johann Philipp von Sponheim geheurathet. Otto Ferdinand, auf Idolsberg und Engelsbrunn, geb. 1648, brachte es im Kriege bis zum Obristen, war nachmalen der niederöstreichischen Landschaft Viertelshauptmann für Ober-Manhardsberg, wurde 1709 katholisch, erhielt durch Diplom vom 24. Dec. 1714 die gräfliche Würde und starb den 7. Oct. 1716. Seine Hausfrau, Emerentiana Elisabeth von Prösing hatte ihm die bedeutende Herrschaft Gobelsburg zugebracht, von ihren Kindern kam einzig zu Jahren Otto Achaz Ehrenreich, auf Gobelsburg, Idolsberg, Schickenhof, Rothenbach, Engelsbrunn, geb. 1684; er erbaute 1725 in der Nähe von Gobelsburg das ansehnliche Schloß Ehrenreichsburg, erheurathete mit einer von Lagelberg Schickenhof und Rothenbach, Güter, die er doch 1739, so wie später Idolsberg verkaufte, und starb im Sept. 1748. Von seinen sechs Söhnen trat der jüngste, Otto Joseph Heinrich in den Servitenorden, worin er Otto Maria hieß, und den 2. März 1780 verstarb. Ein anderer Sohn, Otto Ferdinand Maria Karl, Deutschordens Ritter und Obrist bei Liechtenstein Dragoner, focht mit der höchsten Auszeichnung in der Schlacht bei Lowositz, 1756, und fiel bei Reichenberg, 21. April 1757. Ein dritter Sohn, Otto Theodor Franz Sigismund, starb als Theatiner-Priester 1776. Der älteste von allen endlich, Graf Otto Ferdinand Ehrenreich, geb. 8. Feb. 1706, stand als Edelknabe an dem kaiserlichen Hofe, trat 1729 in den Theatiner-Orden, feierte als des Collegiums zu Wien Propst sein 50jähriges Priesterjubiläum, und starb den 22. April 1788, der letzte Mann dieser Linie. Von seinen Schwestern war

eine Carmelitesse, die andere, gest. 1786, Oberin des Englischen Fräuleinstiftes zu Waizen.

Ferdinand, des Wolf Ludwig älterer Bruder, Freiherr auf Aistersheim und Almeck, Herr zu Absdorf an der Zaya, Walterskirchen, Erdberg, Neubau und Hirschstätten, der Hofkammer Vicepräsident und General-Kriegscommissarius, auch Obrist-Kuchelmeister, geb. 1612, kehrte zur katholischen Kirche zurück, und widmete, nachdem er den Grafenstand am 7. März 1669 erlangt, seine Herrschaften zu einem Fideicommiß und Seniorat. Sein jüngerer Sohn, Otto Ferdinand, Graf von Hohenfeld, „der alt verwittibten Römis. Kayserin *Magdalenae Theresiae* Arcieren-Hauptmann", verkaufte Nieder-Absdorf 1691, Hirschstätten 1701, und ward in der Ehe mit Anna Elisabeth von Hompesch zu Nurich ein Vater von vier Söhnen, die doch alle ohne Nachkommenschaft verstorben sind. Otto Heinrich, Ferdinands älterer Sohn, geb. 1645, erbte von seinem Vetter Otto Michal Almeck und Aistersheim, und gewann in zwei Ehen sieben Söhne. Einer derselben, Otto Hartmann Joseph, Obrist-Lieutenant, wurde als Trenchéemajor vor Temesvar, 9. Sept. 1716, durch eine feindliche Stückkugel getödtet. Der Posthumus, seiner Ehe mit Maria Johanna Elisabeth von Zweyer zu Ebenbach angehörend, trat in den Theatinerorden. Des Otto Ferdinand erstgeborner Sohn, Otto Ferdinand Felix, geb. 1674, und der verwittweten Kaiserin Amalia Obrist-Stallmeister, segnete das Zeitliche am 21. Jun. 1741. Er hat 1723 die Herrschaft Walterskirchen um 224,000 fl. an den Prinzen Eugen verkauft. Dessen Erstgeborner, Otto Heinrich, hat der Welt das Kloster vorgezogen, und starb als des Cisterzienserstiftes Zwettl Conventual; der jüngere Sohn, Otto Karl Maximilian, der oberöstreichischen Landschaft Präsident, starb den 4. Mai 1772, nachdem er in der Ehe mit der Gräfin Guidi-Bagno, des großen Hauses, welchem einst der schönste Theil von Toscana unterthänig gewesen, ein Vater von drei Söhnen geworden. Davon ist Otto Heinrich Karl, Hauptmann bei Marschall Infanterie, an den in der Schlacht bei Liegnitz 1761 empfangenen Wunden verstorben. Ein anderer Sohn, Otto Philipp Joseph, General-Feldzeugmeister und Obrist-In-

haber des Regiments Großherzog Ferdinand von Toscana, starb als des Geschlechtes Senior den 17. April 1799, dessen einziger Sohn Otto Franz Joseph, Capitain-Lieutenant bei Großherzog von Toscana, den 14. Juni 1792.

Otto Franz de Paula Julius endlich, des Grafen Otto Karl Maximilian ältester Sohn, geb. 24. Mai 1731, Majoratsherr auf Aistersheim und Almeck, Landrath und Oberwegdirector im Lande ob der Enns, verm. mit Maria Anna Francisca von Stain, starb den 2. Jul. 1776, mit Hinterlassung von zwei Söhnen und fünf Töchtern. Der ältere Sohn, Otto Karl Johann Nepomuc, Majoratserbe, blieb unverehlicht, und es gelangte, auf dessen Abgang, 25. Oct. 1790, das Majorat an seinen Bruder Otto Adolf, geb. 1764, der ein Kriegsmann, in allen Feldzügen von 1792 an, bald am Rhein, bald in Italien, mit Auszeichnung diente, in der Schlacht von Aspern, 1809, eine schwere Wunde empfing, und als Feldmarschall-Lieutenant in der Armee, und der letzte Hohenfeld, am 14. Mai 1824 sein Leben beschloß. Seine Ehe mit der Gräfin Aloysia Bathiany war kinderlos geblieben. Von seinen Schwestern war die eine an den Baron von Perglas, eine andere an den Grafen von Waldstein auf Leutomischl, eine dritte an den Grafen Joseph Franz Pallfy, die vierte, Maria Anna, geb. 2. Mai 1769, seit 1785 an den Fürsten Anton Eszterhazy verheurathet. Wittwe den 22. Januar 1794, ging diese den 28. Januar 1799 die zweite Ehe ein mit dem Fürsten Karl von Schwarzenberg, dem nachmaligen Feldmarschall. Den 15. Oct. 1820 ist sie zum andernmal Wittwe geworden.

Bleibt die rheinische, die ältere Linie zu behandeln. Ihr Stammvater Ludwig, der Sohn des Stifters der Rosenkreuzer, geb. 1576, erkaufte 1612 die Herrschaft Weidenholz samt Markt Waizenkirchen, mußte aber, als ein eifriger Lutheraner, Besitzthum und Heimath aufgeben, um in Nürnberg, dann in Heidelberg Zuflucht zu suchen. Er starb 1644. Des Vaters Beständigkeit im Glauben hat sich auf die Söhne Achaz und Franz nicht vererbt. Franz starb als Canonicus und Scholaster zu Aschaffenburg 1682. Achaz, geb. 1610, gelangte 1658 zu dem Amte eines kaiserlichen und Reichspfennigmeisters in den drei

obern Reichskreisen, nachdem er vorher als kaiserlicher Obrister der Grafschaft Dietz Statthalter gewesen. Der Aufenthalt zu Dietz führte ihn zu mancherlei Berührung mit den eben damals auf das Erzstift Trier den größten Einfluß übenden Herren von Metternich. Lothars von Metternich Tochter erster Ehe, Ursula, war eine ungemein reiche Erbin, um die freite Achaz, und sie wurde ihm 1643 angetrauet, nachdem er in dem Ehevertrage Bedingungen sich unterworfen, wie sie niemals vielleicht einer vermischten Ehe auferlegt worden. Später entschloß sich Achaz zu convertiren, und ist er als kurtrierischer Geheimrath und Hofkammerpräsident 1672 verstorben. Zwei seiner Töchter waren Klosterfrauen auf dem Oberwerth, der Sohn Wilhelm Lothar, Reichspfennigmeister und Oberamtmann zu Limburg, Kamberg, Vilmar und Wehrheim wurde in zwei Ehen ein Vater von 19 Kindern, darunter Wilhelm Ludwig, der als kurtrierischer Obrist-Lieutenant, durch die tapfere Vertheidigung von Trarbach, vom 9. April bis 2. Mai 1734 den trierischen Waffen Achtung verschafft hat. Er erhielt, unmittelbar nach Abschluß der ehrenvollen Capitulation Obristenrang, und nahm, als laut der Friedensbedingungen die Franzosen das Erzstift räumen mußten, am 8. Feb. 1737 wiederum von der alten Hauptstadt Trier Besitz. General-Major den 18. Januar 1756, Feldmarschall-Lieutenant, Hofkriegsrathspräsident, Gouverneur der Festungen Coblenz und Ehrenbreitstein, ist er den 20. Mai 1763 gestorben, und in der von ihm zu Coblenz auf dem Stadtwalle erbauten St. Michaelscapelle beerdigt worden. Sein Monument, seine Capelle, die er dem Gottesdienst der Besatzung gewidmet, und deshalb über dem Portal mit der Bildsäule des h. Wilhelm (28. Mai), als des eigenen und aller Soldaten Patrons geschmückt hatte, und sogar der Grund und Boden, auf welchen die Capelle gesetzt, sind von der Erde verschwunden. Der General von Hohenfeld hinterließ der Söhne mehre, die alle überlebt hat Christoph Philipp Wilibald Dompropst zu Worms, Domherr zu Speier und Bamberg, Capitular des Stiftes Wimpfen und von 1778 bis 1780 des Kurfürsten Clemens Wenceslaus von Trier Conferenzminister. Es schreibt von ihm der schwedische Reisende Björnstahl, der zu

Coblenz 1774 ihn kennen lernte: „Dies ist ein sehr liebenswerther Herr. Er ist in Italien, Frankreich, England u. s. w. auf Reisen gewesen, besitzt viele und gute Kenntnisse, selbst im Fache der Naturgeschichte."

Der Exminister von Hohenfeld war nicht nur ein sehr unterrichteter und kenntnißreicher Mann, sondern auch ein ungemein liebenswürdiger Gesellschafter, der Damen Verehrer und Liebling. Als *baron et tréfoncier allemand* machte er namentlich in den vornehmsten Gesellschaften von Paris Glück, und haben einige der vornehmsten Damen ganz eigentlich um seine Huldigungen, um seinen Besitz sich gestritten. Ihn zog vor allen andern die geistreiche, immer noch, bei ihren 42 Jahren höchst anmuthige Marquise de Barbeyrac an, er folgte ihr auf Schritten und Tritten, fühlte sich einzig in ihrer Nähe glücklich. Die Frau unterhielt einen ausgebreiteten Verkehr, nicht nur mit hoffähigen Personen, sondern auch mit Schöngeistern, mit Oeconomisten, mit Abenteurern sogar. Aller Abenteurer Fürst war damals Cagliostro, und mit dem haben die Marquise und der als ein Schatten ihr beigegebene Minister von Hohenfeld zum öftern sich getroffen. In einer der bunten Gesellschaften, wie jene Zeit sie bereits duldete, fiel das Gespräch auf Gespenster, und in der ganzen Lebhaftigkeit einer Emancipirten erklärte sich die Marquise gegen jegliche Theorie von einem Geisterreiche. In schwachen Einwürfen bekämpfte der von Hohenfeld ihren Unglauben, starr und bestimmt trat Cagliostro der Zweiflerin entgegen. Er entfaltete, seine Gründe zu bestärken, die Erfahrungen seines frühern Lebens, mußte aber für eine jede seiner Erzählungen die in unsern Tagen so beliebt gewordene Entgegnung, *„un fait ne prouve rien,"* hinnehmen. Von Ungeduld ergriffen, verstieg er sich zu dem Vorschlag, die Ungläubige durch ihre eigenen Sinne zu überführen, sie erblicken zu lassen, was sie für eine Unmöglichkeit auszugeben sich bemühe. „Ich nehme das an," sprach die Marquise, „wann soll die Probe gemacht werden?" — „Jetzt gleich," entgegnete Cagliostro, „so Ihnen das anders gefällig." Einen Augenblick hat die Dame den Vorschlag bedacht, dann ihn zurückgewiesen. Sie befürchtete in der zahlreichen Gesellschaft eine

Ueberlistung, wollte lieber in Cagliostros Wohnung das Probestück vornehmen lassen. Dagegen hatte der Tausendkünstler nichts einzuwenden, und für einen bestimmten Tag bat er die Marquise und ihren Begleiter zu Tische.

Der große Tag kam heran; die Marquise und ihr Freund fuhren bei Cagliostro vor, sie zu empfangen, stand eine Schar von Dienern, alle in kostbarer Trauerlivree, in Bereitschaft, am Fuße der innern Treppe erwartete seiner Gäste Cagliostro, und durch ihn wurden sie bei der Frau Gräfin eingeführt. Es folgte eine kurze Unterhaltung, dann öffnete ein Haushofmeister die Thüre des Speisesaals, und die kleine Gesellschaft, die Marquise, Hohenfeld und das Ehepaar Cagliostro, ließ sich nieder an einem Tische, der in der raffinirtesten Pracht decorirt, zu 8 Couverts disponirt. Das zu entschuldigen, erinnerte Cagliostro, daß die Mehrzahl der Geladenen verhindert gewesen; die überzähligen Couverts wurden jedoch nicht entfernt. Der Saal war in eigenthümlicher Weise ausgeschmückt; zu den prächtigen Spiegeln und Kronleuchtern machten die schwarzen Sammettapeten, von goldenen Sternen funkelnd, einen grellen Abstich. Den feierlichen Ausdruck von Trauer erhöhete nicht wenig die Stille in dem weiten Gemach; Diener ließen darin sich nicht blicken, ihre Stelle ersetzten *Servantes* von Ebenholz, die mit Speisen oder sonstigen Tafelbedürfnissen beladen, abwechselnd dem Boden entstiegen oder darin versanken. Die Unterhaltung führten vornehmlich Hohenfeld und Cagliostro, in Anschauung, in Betrachtung, oder auch in spöttischen Zweifel schien versunken die Marquise.

Als eingenommen der Kaffee, trat aus der stummen Rolle die Barbeyrac hervor. „Sie werden sich erinnern, mein lieber Graf, was sie mir verhießen," also hob sie an. „Ich erwarte einzig," entgegnete Cagliostro, „daß Sie die Personen nennen, so vor sich zu haben Sie wünschen." Ohne Säumen nannte die Marquisin den Cardinal von Richelieu, und ihre Großmutter von der Spindelseite. „Das Wort war kaum aus ihrem Munde, und Cagliostro erhob sich von seinem Sitze, zu einer tiefen Verbeugung gegen die prächtige Glace, welche der Marquisin Spiegelbild uns zeigte." Auf die Verbeugung schien es lebendig zu

werden in dem Spiegel, er schob sich hin und her, gleich einer von dem Winde bewegten Draperie, und hervor trat aus dem Glase eine Person, in dem vollständigen Schmuck eines Cardinals, und auf ein Haar gleichend dem Bilde des Cardinals, „das ich,“ der von Hohenfeld, „gestern noch in dem Hôtel de Richelieu mit Aufmerksamkeit mir angesehen hatte. Wenn ich aber von dieser Aehnlichkeit spreche, darf ich nicht verschweigen, daß ich in dem ersten Augenblick des Auftretens der Figur in der vollkommenen Unfähigkeit, eine Vergleichung anzustellen, mich befand. Namenloser Schrecken hatte sich meiner bemächtigt, während meine Begleiterin im Geringsten nicht befangen schien. Sie erwiderte in gewohnter Grazie den Gruß des Schattens, der dicht zum Tisch herangetreten war, dann sprach sie einige Worte der Entschuldigung, daß sie, getrieben durch einen unwiderstehlichen Drang, sich lästig gemacht habe. Das Phantom lächelte, und schien mit Interesse den seiner Politik gespendeten Lobsprüchen zu lauschen. „Leider,“ unterbrach sich die Marquise, „sind unsere heutigen Minister ganz und gar von des Meisters Traditionen abgewichen.“ — „Das ebenfalls zu beklagen, kann ich nicht umhin,“ entgegnete der Schatten, „und schwer wird das arme Frankreich die Sünden meiner Nachfolger zu büßen haben. Ein Meer von Uebeln, das im Anschwellen begriffen, wird Altar und Thron fortspülen, verwirklichen Pharamunds Traum, dann Platz machen einer zweiten noch ungleich schrecklichern Flut, deren blutige Wogen unaufhörlich durch Feuerwolken gepeitscht. Auch ich werde rastlos gepeitscht in dem mir angewiesenen Aufenthalt durch das Bewußtsein, daß meiner Thätigkeit eigentliches Ergebniß der Sieg der Feinde der Kirche gewesen ist.“ Unaussprechlich edel war über diesen Worten der Ausdruck seiner Physionomie geworden. Ihm gesellte sich ein Zug bitterer Ironie, vielleicht sich herschreibend von dem auf die *journée des dupes* folgenden Morgen, der einen eigenthümlichen Commentar zu den letzten, an die Marquise gerichteten Worten vorstellte: „Sie selbst werden den Tod der Missethäter sterben, daß ich dieses Ihnen mittheile, mögen Sie als die reichlich verdiente Strafe des Fürwitzes, der meine Ruhe störte, hinnehmen.“ — „Ich weiß nicht, was aus

der Gestalt geworden," sagt wiederum der von Hohenfeld, „so mächtig hatte mich ergriffen die inhaltschwere Rede: von der majestätischen Haltung des Phantoms aber ist mir ein unauslöschlicher Eindruck geblieben. Ich habe sie wieder gefunden in den Zeiten der Prüfung, bei dem französischen Episcopat überhaupt; die Heiligen, die Starken, die Schwachen, die jüngst noch Sünder gewesen, sie bestanden alle in der gleichen Weise auf der Goldwage.

Aber schon wurde die zweite Erscheinung sichtbar, eine bejahrte Dame, in ein braunes stoffenes, ganz und gar mit Spitzen überzogenes *Deshabillé*, von altväterischem Schnitte gekleidet. „Ich hatte mich bereits an den Anblick solcher Luftgestalten gewöhnt, konnte daher in Ruhe meine Beobachtungen anstellen. Anders verhielt es sich mit der Marquise. Die erhob sich mit Lebhaftigkeit von ihrem Stuhle, und breitete die Arme aus, die Großmutter zu umfassen. *Gare au toucher*, sagte diese, einige Schritte zurückweichend; nachdem diese Worte ihre Wirkung gethan, ließ sie sich auf den Stuhl neben der Enkelin nieder, und es entspann sich ein Gespräch von alltäglichen Dingen, das aber die Marquise in der lebhaftesten Spannung erhielt. Es galt ausschließlich den Erinnerungen aus ihrer Jugend, ihrem Leichtsinn, ihrer Wildheit, ihrer Unbeugsamkeit, den mancherlei Lehren, so die besorgte Großmutter ihr ertheilt, den Unannehmlichkeiten oder Gefahren, so mitunter der Nichtbeachtung dieser Lehren Folgen gewesen. Auf einen Pagen Pery, *ce petit fripon, qui vous avait fait tourner la tête*, war eben die Großmutter gekommen, weitere Offenbarungen um eine vielleicht allzu delicate Materie zu hintertreiben, griff die Enkelin hastig nach der Großmutter Arm, der schwand als ein Blitz und mit ihm die ganze Erscheinung. Die Hausfrau erhob sich von der Tafel, führte uns in das Besuchzimmer, in kurzen Worten haben wir uns empfohlen."

Es starb der Dompropst im J. 1822; sein großes Vermögen fiel an seine Neffen, die Schütz von Holzhausen, mit Ausnahme der Herrschaft Hausen, und einiger Güter, die vertragsmäßig an das Haus Metternich zurückkehrten. Für das auf dem Fall stehende Lehen Hausen hatte der General v. Kruse von dem Herzog von Nassau die Anwartschaft erhalten.

Von jeher hat es in Lahnstein einen zahlreichen Adel gehabt. *Petrus, Emmundus, Anshelmus, Wicbodo, milites in Logenstein* nennt der trierische Erzbischof Theodrich 1225. Die Buben von Lahnstein, Burgmänner zu Mayen, kommen 1342, die Stoppelrübe von Lahnstein 1419 vor; das Prädicat von Niederlahnstein führten auch die Hunschivene, die Pletzen, die Spieß, die Schilling, die Wenz. Die adelichen Familien insgesamt hatten sich zu einer Märkerschaft vereinigt, welche durch den Ritterbürgermeister und den Märkerrath repräsentirt. Die Gemeindeämter, als Bürgermeister, Geschworne, Kirchenmeister, Schützen, Schröter, Eicher und Holzgeber wurden alljährlich auf dem Märkertag von dem Märkerrath vergeben, und durch das Märkersecretariat conferirt. Der Ritterbürgermeister, welchem bei den Sessionen der Vorsitz und das Directorium zustand, hatte die zu den Aemtern Berufenen zu vereiden, die Bürgermeister-, Kirchen- und Hospitalsrechnungen abzuthun, in gemeinen und Waldsachen zu verfügen, zu strafen und zu exequiren. Denn auch der Wald, die Jagd und sonstige gemeine Sachen waren von der Märkerschaft abhängig. Für seine Bemühungen bezog der Ritterbürgermeister das Heu vom Nödelswerth, von der Gemeinderechnung 4 fl., von der Kirchenrechnung 3 fl. und von der Hospitalsrechnung 3 fl., er war auch frei von der Entrichtung der 14 Maas Wein, mittels deren ein jeder der Märkerherren jährlich von der Fähre die freie Ueberfahrt sich zu erkaufen hatte. Nicht minder bewahrte der adeliche Bürgermeister das in einer Lade untergebrachte Archiv der Märkerschaft, namentlich das älteste Märkerprotokoll von 1531, und scheinen in seinem Gewahrsam Urkunden und Acten einer behaglichen Ruhe sich erfreuet zu haben. In meiner Gegenwart sollten einstens die Documente, nicht gelesen, nur revidirt werden, und es setzte geschäftig der Märkersecretair den Schlüssel an. In dem Augenblicke aber erhob sich in dem Innern der Kiste ein Höllenlärm, gewaltsam flog der Schlüssel zurück, zu Boden der Secretair, es entsetzte sich der Märker Senat, es nahm die eiligste Flucht der Ritterbürgermeister, es war schwül zu Muth dem Fürwitzigen, durch welchen all die Unruhe veranlaßt, es zitterte selbst der in tausend Gefahren und Wirthshaus-

abenteuern erprobte Gerichtsbote, und war traun der Gesellschaft Besorgniß nicht ungegründet. Denn es entströmte dem Schlüsselloch eine Fluth von Hornissen, die in der Lade seit Jahren vielleicht geborgen, höchst ungeduldig die Störung aufnahmen. Ihnen das Feld zu überlassen, ihnen sogar, nach der alten Feldherren vorsichtiger Sitte, zum Rückzuge in der offen gebliebenen Thüre eine goldene Brücke zu bieten, ergab sich als eine Nothwendigkeit.

Daß die einzelnen Märker zur Ausübung des Jagdrechtes in der ausgedehnten und, ich wiederhole mich, in der eben so fruchtbaren als reizenden Markung berufen, hätte ich schon früher berühren sollen, angesehen dieser Umstand die Vorliebe des Adels für Besitzthum und Aufenthalt in Lahnstein erklärt. Forensen der Art waren u. a. auch in neuerer Zeit die von Stein, v. Wrede, Graf Bassenheim, Graf Eltz. Größer beinahe noch ergab sich die Zahl der geistlichen Eigenthümer, dergleichen die Abteien Arnstein, Altenberg, Marienstatt, Rommersdorf, Oberwerth, die Karthause bei Coblenz, die Klöster Besselich, Niederwerth, St. Martin zu Coblenz, die Stifte St. Castor, St. Florin, Dietkirchen, die Jesuiten zu Coblenz, als derer von Brandenburg Nachfolger, Karmeliten und Dominicaner, Präsenz und Pastor zu St. Castor, *Pastor loci*, die Frühmesserei, die Fabrik der Johanniskirche, die hohe Pfarrkirche in der Aust, auch die Buvelskirche genannt, die Pfarre und die Kirche zu Horcheim, das Beneficium auf dem Allerheiligenberg. Der gesamte geistliche Anschlag betrug in *Simplo* 7 Rthlr. 24 Alb. 1¾ D. Das Gemeinde-Simplum war in dem Revisionsprotokoll von 1733 auf 34 Rthlr. 16 Alb. 3 D., das Nahrungsquantum *ad* 5 Rthlr. 12 Alb. einbegriffen, herabgesetzt worden.

Etwas von der Lahn abgelegen, doch mittels des Gartens sie erreichend, steht die viel besuchte Wirthschaft von Staas, zur weißen Rose, weiter hinan das nicht minder beliebte Wirthshaus von Douqué, zum Schwanen, dessen Lage, an des Flusses Rand, fürwahr einzig zu nennen. Kaum vermag der ausgedehnte Saal in den Kirmeßzeiten die Menge der Tanzlustigen zu fassen. Am Fuße von Douqués Hause legt die Fähre an, durch welche

die Verbindung mit dem andern Lahnufer unterhalten wird. Rückwärts hat das Wirthshaus zu Nachbarn eine Reihe von ansehnlichen Gebäuden, denen die Capelle der h. Barbara, für jetzt die Pfarrkirche ersetzend, sich anschließt. Am 23. Feb. 1504, *more Trev.* präsentiren Pastor, Bürgermeister, Scheffen und Gemeinde Nieder-Lahnstein, als der besagten Capelle Patronen, einen Beneficiaten. Bei dieser Kirche besteht die alte St. Sebastianusbruderschaft, welcher großentheils der Ertrag der sogenannten Zechfelder zufließt. An des Fleckens äußerstem Ende, zwischen der Lahn und der nach Ems führenden Straße, liegt in melancholischer, doch höchst anziehender Einsamkeit der Arnsteiner Hof, den eine Urkunde des trierischen Erzbischofs Johann, von 1197, unter andern Besitzungen der Abtei Arnstein nennt: „*curia in Inferiori Logenstein cum molendinis, et locis ubi molendina fieri debent, cum vineis et agris.*“ Bei der Säcularisation der Abtei übernahm der Amtmann, weiland Syndicus de Lassaulx den Hof gegen einen schweren Erbpacht, von der weilburgschen Hofkammer. Seine Erben haben den Erbpacht abgekauft, und der Hof bildet jetzt, mit der gegenüber, auf dem linken Lahnufer belegenen Ruine Lahneck eine Besitzung, die in Bezug auf die Annehmlichkeit der Lage beinahe unerreichbar. Doch ist, das zu empfinden, unerläßlich, daß man von dem Arnsteiner Hofe aus eine Wasserfahrt etwan bis zum Stolzenfels mache. Auf keiner Stelle entfalten sich Rhein und Lahn in einer großartigen Manichfaltigkeit, in einem romantischen Gewande, wie gerade in dieser kurzen Strecke. Die Wasserfahrt wird zugleich Gelegenheit geben, die nautische Wichtigkeit von Nieder-Lahnstein einzusehen, von dem Hafen der Lahn. Hier werden alle Producte des Lahnthales verschifft, und sind deshalb dem Ort vorzüglich zu Gute gekommen die bereits zu trierischen Zeiten begonnenen, von 1807 —1809 auf eine Strecke von 7 Meilen ausgedehnten, die Förderung der Schifffahrt bezweckenden Arbeiten, die jedoch erst in der neuesten Zeit die Entwicklung, deren sie überhaupt fähig, empfangen sollten. In Allem sind 20 Schleusen projectirt; davon fallen 16 auf das nassausche, 3 auf das preussische Gebiet, mit der 20ten wird Hessen-Darmstadt sich anschließen. Auf die

Strecke zwischen Lahnstein und Ems kommen allein 4 Schleusen, davon 2 fertig, die andern im Bau begriffen sind. Jenseits Ems, ebenfalls im Nassauschen, haben der Schleusen 6 ihre Vollendung erhalten; eine jede kostet 30,000 Rthlr. Im Ganzen beschäftigt die Lahn gegenwärtig 200 Fahrzeuge, durchaus sogenannte Lähner Nachen, wie sie der Beschaffenheit des Flusses angemessen. Deren Tragbarkeit beschränkte sich vordem auf 250—300 Ctr., gegenwärtig, in Folge der vorgenommenen Correctionen, besitzt Lahnstein bereits Fahrzeuge von 7, 9, ja 1100 Ctr. Gehalt. Das mag wohl als hinreichende Entschädigung für die durch den Zollverband erlittene Verminderung des Verkehrs gelten. Es hatte eine Zeitlang Lahnstein für das linke Rheinufer die Wichtigkeit, die einst Thal-Ehrenbreitstein gehabt.

Die Zählung von 1786 fand in Lahnstein 234 Väter, 254 Mütter, 350 Söhne, 321 Töchter, 44 Knechte und Mägde, überhaupt 1203 Köpfe, bis heute ist diese Volksmenge zu dem Belaufe von mehr denn 2500 Köpfen angewachsen. Sie besitzt eine Markung von beiläufig 3000 Morgen, zu $^2/_3$ Wald, und gewinnt einen preiswürdigen Wein, mehr roth, als weiß; die vorzüglichsten Wingertslagen sind der Eilsberg, welcher das Allerheiligenkirchlein trägt, dann der Rölbert, über Hohrain hinaus. Des Rölberts Product, zehn Stück im höchsten Anschlag, kommt nicht auf eigenen Namen in den Handel: seine Trefflichkeit wird das Mittel, unter erborgter Firma den Wein zu versenden. An des Eilsbergs Fuß hat die Schützengesellschaft ihre Schießbahn; modernen Ursprungs zählt sie nicht über 40 Mitglieder.

Ausflug in das Lahnthal.

Der Allerheiligenberg.

Eine stattliche Straße führt auf der Lahn rechtem Ufer nach Ems. Auf dem linken Ufer, zwischen Lahneck und der Weiß-

mühle, wird, der Sage nach, die einsame Bergwand bei nächtlicher Weile belebt durch Tausende von Zwerglein, die theils beschäftigt, die im Innern der Klüfte geborgenen Schätze zu Tage zu fördern, in Tonnen zu verpacken, und zu weiterer Beförderung der Lahn zurollen zu lassen, theils auch das Gefolge der Königin ausmachen, als welche gewohnt, von Grube zu Grube zu gehen, um durch ihre Gegenwart der Unterthanen Thätigkeit anzufeuern. Ein oder anderer der Sterblichen, der muthig genug, bei solchen Umzügen zu der Zwergmajestät heranzutreten, in treuherzigen oder auch hochzierlichen Worten den Ausdruck seiner Verehrung und Bewunderung darzubringen, hat von der kleinen Huldin reiche Geschenke empfangen, Andere, die mehrsten sogar, sind sehr übel weggekommen, wie gewählt auch ihre Ausdrücke, wie demüthig ihr Minenspiel gewesen. Sie wurden in die nächste Grube herabgezogen und empfingen da eine reichliche Bastonade. Ohne Zweifel hat die Zwergkönigin Launen, wie alle Weibsleute.

Vom Rhein, von Lahnstein aus gesehen, bietet der Allerheiligenberg, 420 Fuß Höhe, einen durchaus freundlichen Anblick. Ganz verschieden hiervon stellt er sich dem von Ems kommenden Wanderer dar; dem fällt statt des lustigen Bühels die steile, senkrechte Felsenwand auf. Noch anders nimmt der Allerheiligenberg sich aus, gesehen von dem Wege, der von dem Kratzkopf ausgehend, über den Kamm des Gebirges der Lahn zuführt. Dieser Weg, der prächtigste Spaziergang sonder Zweifel des Bassins von Coblenz, mit dem Sohnwald im Hintergrund, hat zu seinen Füßen den Allerheiligenberg als einen Maulwurfshügel. Nichts desto weniger beherrscht dieser unansehnliche Höcker einen reichen Prospect, einerseits auf Lahneck, die beiden Lahnstein, Capellen und Stolzenfels, andererseits auf die Krümmungen der Lahn, auf Hohrain, auf die Weiß- und Wolfsmühle, auf das von offener Höhe getragene Dorf Frücht. Das Kirchlein selbst, einem unansehnlichen Hause, weiland eines Eremiten Wohnung, sich anlehnend, bescheiden in Form und Ausführung, ist vor nicht gar langen Jahren in seinem Innern erneuert worden, ohne doch mit seiner fahlblauen, mit dunkelblauen Sternen übersäten flachen Decke, mit seinen werthlosen Gemälden,

überhaupt der ganzen Ausschmückung nach, in einer seiner Bestimmung als Wallfahrtskirche würdigen Gestalt zu erscheinen. Auch die Bilder in den sie ankündigenden Stationen und das Steincrucifix sind von geringem künstlerischen Werth. Nur einmal im Jahr, zu Allerheiligen, findet da regelmäßiger Gottesdienst, Hochamt und Predigt, statt; zu solchem pflegte vordem ganz Lahnstein sich zu scharen, und gewährte die Procession, um die Anhöhe sich schlängelnd, einen ungemein pittoresken Anblick. In der neuesten Zeit ist das Behufs des Kirchendienstes gestiftete Beneficium der Pfarrei Nieder-Lahnstein einverleibt worden.

Des Kirchleins und des Beneficiums Stifter ist gewesen Hr. Johann Philipp Trarbach, Zeitlebens Frühmesser in Nieder-Lahnstein, ein gar würdiger und frommer Priester. Ein fünfjähriger Knabe war er von einer Zigeunerhorde aufgegriffen und in die Wildniß entführt worden. Mehre Wochen durchirrte er in der unheimlichen Gesellschaft die Wälder, die abgelegensten Schluchten, da trafen auf dem Eilsberg zusammen mit einer großen Jagd jene Zigeuner, dermaßen unerwartet, daß den Landstreichern, bei der feindlichen Haltung der andern Gesellschaft, nichts als die eiligste Flucht übrig. Mehre gestohlne Kinder haben sie im Stich gelassen, auch Johann Philipp wurde seinen trauernden Eltern wiedergegeben. Das freudige Ereigniß dem Himmel zu verdanken, hat die Mutter von dem an Jahr aus, Jahr ein, zu allen Frohnfasten, dann am Vorabend von Allerheiligen, den Berg besucht, wo der Liebling sich wiedergefunden, auch von ihm stets zu ihrer Betfahrt sich begleiten lassen. Der Knabe ist zum Jüngling, zum Mann erwachsen, hat, getrieben eben so sehr durch innerlichen Beruf, als durch der Mutter Zureden, die priesterliche Weihe empfangen, und immer noch ist er, wie in den Tagen seiner Kindheit, derjenigen, welche ihm die liebreiche Pflegerin gewesen, gefolgt in den andächtigen Gang nach der Höhe an der Lahn. Wiederum hatten Mutter und Sohn den Berg bestiegen, in eifriges Gebet sich vertieft, da kamen unerwartet die Schauer des Todes über die betagte Frau. Sie vernahm noch des Priesters tröstliche Worte, sie empfing die Absolution, versuchte mehrmals und in großer Anstrengung, zu spre-

chen, hauchte dann den letzten Seufzer aus. Also hat sich zugetragen am Vorabend von Allerheiligen.

Jahre waren seitdem verlaufen, nicht mehr beging Johann Philipp, wie bei der Mutter Lebzeiten, die Frohnfasten auf dem Berge, wohl aber verfehlte er niemalen an ihrem Todestage auf der Stelle, die durch das Andenken an die Verblichene ihm geheiligt, ihr Gedächtniß in frommem Gebet zu feiern. Von einem solchen Gange heimgekehrt, aufgeregt, überließ er sich der Ruhe, und er schaute im Traum die Herrlichkeit der himmlischen Heerscharen, eine Vision, die doch alsbald einer zweiten wich. Die Mutter trat vor ihn, nicht wie er das letztemal sie gesehen, sondern in der Jugend Schönheit und Glanz: „Ich habe," sprach sie, „durch mein Gebet erhalten, daß Du im Leben schon schauen mögest, was in dem bessern Leben Dir verheißen, wenn Du fortfahrest, wie Du begonnen. Alle Heiligen hast Du gesehen, in ihre Gesellschaft einzukehren, werde dein Ziel. Mir ist die Aufnahme zugesagt, sobald erfüllet das Gelübde, zu dem im Leben ich mich verpflichtete, das ich sterbend Dir mitzutheilen vergeblich mich abmühete. Mittels der Lösung des Gelübdes wollte ich die Sünde tilgen, der ich theilhaftig geworden, als ich gelegentlich des verlornen Kindes unvernünftigen Schmerzen, ob des wiedergefundenen Kindes fleischlicher, ungemessener Lust mich hingab. Auf jener Höhe, die so häufig wir zusammen erstiegen, wollte ich Allen Heiligen zu Ehren eine Capelle setzen, das habe ich nicht vollbringen können; mögest Du meine Schuld übernehmen." Ueber diesen Worten ist der Träumer erwacht, den Widerhall eines Amen! aus tausend melodischen Kehlen gesprochen, glaubt er noch vernommen zu haben. Entschlossen, zu thun, wie er angewiesen worden, hat er gleichwohl unbenutzt ein ganzes Jahr verstreichen lassen, dann in der Allerheiligennacht, in der feierlichen Nacht, die, der Sage nach, den Todten erlaubt, ihre Gräber zu verlassen, zum andernmal genau das beschriebene Doppelgesicht gehabt. Wie lebhaft auch der Eindruck, durch solche Wiederholung hervorgebracht, dem Träumer ist abermals in Vorsätzen, in Berechnung, in Ueberlegung ein volles Jahr hingegangen. Zum drittenmal sah er aller Heiligen Chöre, zum

drittenmal die geliebte Mutter, für diesmal stumm, schwarz gekleidet und in Thränen. Die Thränen überwanden seine Trägheit, noch in des Winters Verlauf ließ er die Erdarbeiten auf dem Eilsberg beginnen, daß bis zum Herbst das Kirchlein unter Dach gebracht. Darauf hat er, seiner Stiftung Dauer zu sichern, des Kurfürsten Karl Kaspar Bestätigung sich erbeten, und ist dieselbe in der folgenden Urkunde ertheilt worden.

„Wir Carl Caspar, nachdem uns der geistliche, unser lieber andächtiger Johann Philipps Trarbach, Frühmesser zu Niederlahnstein, demütigst zu erkennen geben, wesgestalt er aus christlichem Eifer, zu Fortpflanzung und Vermehrung der gottgefälligen guter Werken, die *Intention* gefasset, eine neue Capelle auserhalb obgemeldetem Niederlahnstein zu Ehren der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit, und der unbefleckten gebenedeyten Jungfrauen und Mutter Mariä, auch aller Heiligen, vermittels anderer gutherziger Leuth darzu verhoffend- und versichernder Beysteuer zu erbauen, und damit jährlichs darin ein singendes hohes, und wochentlich ein lesendes Ambt der h. Messen *celebrirt* werden möge, seine daselbst erkauffte eigenthümliche Haus und Güter zu fundiren und herzugeben, und zwar unter folgenden *Conditionen*, daß nemblich 1) die *Collatur* dieser neuer Capellen bey denen *Collatoribus* der Capellen *S. Barbarae*, nemblich einem zeitlichen Ritterburgermeistern und Gericht zu gemeldtem Niederlahnstein bestehen, und beyde Capellen jederzeit beysammen verbleiben, und niemahlen *separirt* werden; und 2) bey künftig gebender *Vacatur* allsolcher Capellen jederzeit einer von obgemelten Frühmessern Geschlecht, dafern darzu *capabel* vorhanden, und der selbiges *affectiren* würde, vor andern dazu gelassen, auch zu dem Ende die *Collatores*, so obgesagte Capell ledig und *vacirend* würde, ein solches alsobald mehrgemeldten Frühmessers Befreunden benachrichtigen, dieselbe dann darauf ein anderes taugliches *Subjectum* zu gebührender Zeit *praesentiren* sollen: Da aber keiner deren dazu *qualificirt* oder begierig befunden würde, so soll mehrgemeldte Capell einem frommen und gottseligen *Patrioten*, so etwann wegen Alterthums oder sonsten die *onera pastoralia* nit mehr ertragen könne, vor andern *conferirt*,

derselbige Geistliche auch weder wegen Krankheit, noch Alter von obgemeldten *Beneficiis* nicht *amovi*rt, noch abgewiesen werden. Damit nun fürs 3te mehrgemeldte Capellen, und derselbigen geistliche *Administratores* lange Jahren, und wohl dabey *subsisti*ren mögen, wären die Schöffen zu Niederlahnstein anzuhalten und zu verbinden, daß jeglichen Jahrs, wenn sie ohnedem des Frühmessers Zehnden besehen, diejenige Güter, so gemeldter Frühmesser zu dieser Capellen *fundi*ren wird, mit besichtigen. 4) solle ein zeitlicher Frühmesser die *fabricam* und *ornamenta* dieser Capellen, auch das Geleuth jederzeit zu unterhalten und dann zum 5) schuldig seyn, alle Wochen Dienstags, ein besonder Ambt der h. Messen *de omnibus Sanctis cum collecta pro benefactoribus vivis et defunctis* in oftgemeldter neuer Capellen zu halten; falls aber wegen einfallenden, unbequäm- winterlichen Regen oder Schneewetters solcher Gottesdienst in der neuen Capelle nicht füglich geschehen könnte, so solle derselbe alsdann in der Capelle *S. Barbarae* verrichtet werden. Dieweilen 6) die Capell *S. Barbarae* von der Pastorey gar keine Dependenz hat, als solle hinführo der Frühmesser als *Beneficiatus* bey der Capellen *S. Barbarae et omnium Sanctorum* dem zeitlichen *Pastor in Pastoralibus* zumahlen nit unterworfen und verobligirt seyn; es thue gemeldter Frühmesser es dann aus freyem und ungedrungenem guten Willen. 7) Soll mehr und oft gemeldter Frühmesser verbunden werden, daß er die vor alten Zeiten in der Capellen *S. Barbarae* angefangene, jetzo mit großem Eyfer wieder erneuert- und in einen guten Stand gebrachte Bruderschafft alles Fleißes unterhalte, und mit gebührender, schuldiger Andacht *continuire*, fortpflanze, und in *profesto S. Barbarae* zwey *Patres confessarios* dahin beruffe, so Nachmittag Beichte sitzen, damit die Brüder und Schwestern selbiger Brüderschafft andern Tags unterm Ambt der h. Messe, so durch gemeldte *Patres*, sambt einer Predigt zu Ehr *S. Barbarae* gehalten werden solle, ihre Andacht verrichten und *communici*ren mögen. Folgenden Tag nach dem *festo S. Barbarae* soll ein *anniversarium solenne pro fratribus et sororibus defunctis* gehalten werden; und dann endlich und zum letzten sollte der zeitliche *primissarius* oder *alta-*

rista schuldig seyn, in künftigem *sacello omnium Sanctorum* alle Jahr den ersten nach aller Seelentag, *anniversarium pro fundatoribus* gemeldter Capellen, *familia et benefactoribus* zu halten und zu *celebri*ren. . . . Und wir auf eingenommene *Information* befunden, daß dieses ein löbliches, gutes Werk und zu Vermehrung des Gottesdienstes wohl angesehen, als haben wir vorberührte *fundation* und Auferbauung allsolcher neuen Capellen auch deren *Donation* nicht allein gnädigst *confirmi*rt, sondern auch dieselbe sambt allen vor *inseri*rten *Clausulen* und *Conditionen* *approbi*rt, gutgeheißen und bestättiget, Thun auch solches hiermit und in Crafft dieses. Kärlich, 14. Junius 1660. Carl Caspar, *A. El. T.*"

Frücht, des Ministers von Stein Ruhestätte.

Die Lahn weiter aufwärts, an ihrem Rande, innerhalb der Markung von Nieder-Lahnstein, ist Hohrain belegen, das stattliche Eisenwerk, so seit kurzen Jahren Eigenthum der Gebrüder Stumm und der Gewerkschaft der Dillinger Hütte geworden, nachdem es in vergangenen Zeiten das Eigenthum des Bd. 1, S. 543 sattsam besprochenen Requilé gewesen. Dann folgt, auf einer Insel der Lahn, das Hüttenwerk Ahl, gegenwärtig im Besitze von Hofmann und Comp., als welche durch Kauf der vormaligen Gewerkschaft, Fürst von Anhalt-Schaumburg, Marchand und Van der Nüll Nachfolger geworden sind. Ueber Ahl hinaus, auf dem linken Ufer der Lahn, jedoch eine halbe Stunde von dem Flusse entfernt, steht über freier, heiterer Höhe Frücht, das lutherische Kirchdorf, bis 1613 ein Bestandtheil des den beiden Hauptlinien des nassauschen Hauses gemeinschaftlichen Amtes Nassau. In besagtem Jahre wurde es aber mit der Landeshoheit an die von Stein zu Nassau, die bereits im 15. Jahrhundert, wie nicht minder die Abtei Arnstein, im Orte begütert gewesen, verkauft. Den Kirchensatz mögen die Stein später an sich gebracht haben, es besaßen ihn noch 1613 wie 1555 und lange vorher, samt dem Zehnten, als trierisches Lehen,

die Schilling von Lahnstein. Unweit der Kirche, innerhalb eines ummauerten Vierecks, steht die gothische Capelle, so des Ministers von Stein, seines jüngern Bruders und ihrer beiden Frauen irdische Reste bewahret. Sie zeigt auf der Vorderseite einen etwa 20 Fuß hohen Spitzgiebel, mit hübschem Aufsatz und zwei Strebethürmchen zu beiden Seiten. Die bronzefarbige eiserne Gitterthüre gestattet einen Blick in das Innere. Zu beiden Seiten sind Wappenschilde angebracht. Ueber drei Stufen, vor denen zwei Grabsteine von blaugrauem Marmor den Boden decken, steigt man zum Eingang hinan. Ein ähnlicher Grabstein, im Innern, trägt, unter einem kleinen Kreuz, die Inschrift: *Requiescant in pace.* Im Hintergrund erhebt sich ein schwarzer Altar mit einem kleinen, gleichfalls schwarzen Crucifix. Links vom Eingang, dem Altar nahe, einem Wandstein eingegraben, liest man Steins Grabschrift, da ist zugleich sein Bild angebracht in halber Figur, ausgeführt in weißem cararischen Marmor, mit dem Griffel in der rechten Hand, vor dem Schreibtisch, dem ein offenes Buch aufgelegt, stehend. In folgenden Worten drückt die Inschrift sich aus:

Heinrich Friedrich Karl
Reichsfreiherr von und zum Stein,
geb. 27. Oct. 1757, gest. 29. Juni 1831,
ruht hier.
Der letzte seines über sieben Jahrhunderte an
der Lahn blühenden Rittergeschlechtes,
demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen,
der Lüge und des Unrechten Feind, hochbegabt
in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht
und Bann, des gebeugten Vaterlandes
ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier.
Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein.

Anm. Mit des großen Mannes Lebensabriß wird die folgende Lieferung anheben.

Zusätze und Berichtigungen.

S. 67, Z. 15, wird in einer Anzahl von Exemplaren zu lesen sein, statt 1779, 29. Sept. — 1777.

S. 148, Z. 6. Auch eines zweiten Frevlers an jenem Bilde Bestrafung hat man angemerkt. Von der Jagd heimkehrend, richtete er dagegen seine Büchse, der Schuß traf und waren die Spuren der Schrotkörner deutlich in der Stirne des Bildes zu erkennen. Nach einiger Jahre Verlauf wurde der Schütze von einer Knochenkrankheit eigenthümlicher Art heimgesucht, die Narben, so er einst dem Christusbilde geschlagen, sie fanden sich, Stelle für Stelle, als offene Wunden in seiner Stirne wieder. Unerträgliche Schmerzen hat er erlitten, bis der Tod ihn erlösete. Er starb im Hospital.

S. 468, Z. 15 v. u. Einige fernere Notizen über Spangenberg, verbunden mit andern Nachrichten aus Coblenz, entlehne ich Biörnstahls Reisebeschreibung:

„Den 24. Junius machten wir Herrn Freyherr von Spangenberg, kaiserlichem Geheimenrath, einem achtundsiebenzigjährigen Greis, und gebohrnen Holsteiner, unsre Aufwartung. Er hat ehedem eine Reise nach Schweden, wo sein Aufenthalt zwey Monath gedauert hat, Finland, Rußland u. s. w. gemacht. Er gehört zu dem in der Kirchenhistorie so merkwürdigen spangenbergschen Geschlechte. Als Gelehrter ist er ein Schüler des großen Leibnitz, und in der Sternkunde, Mathematik, Rechtsgelehrsamkeit u. a. stark. In seinem dreyundsechzigsten Jahre hat er bloß durch eignen Fleiß die hebräische, syrische und chaldäische Sprache gelernt. Er hat die Mönche des Ordens des heiligen Robert, oder die sogenannten Prämonstratenser aufgemuntert,

das Hebräische zu studiren, und während der Zeit, da er einen Sommer in ihrem zwey Meilen von hier belegenen Kloster zugebracht hat, ihnen selbst Vorlesungen darüber gehalten. Er sagte uns, Leibnitz sey ein Mann von mittelmäßiger Statur gewesen, habe aber ein längliches Gesicht gehabt, und seine ganze Physiognomie habe seinen großen Geist zu erkennen gegeben; gewöhnlich habe er einen langen schwarzen Rock, woran die Knöpfe ganz hinunter gereicht, getragen, und darin einem Schulmeister sehr ähnlich gesehen. Er erzählte uns auch, er habe Helmont zu Hannover, der die Seelenwanderung geglaubt, gekannt: als die Kurfürstinn von Hannover, die ihn ungemein geliebt, ihn einmahl gefragt habe, in was für einem Thiere seine Seele nach seinem Tode ihre Wohnung bekommen werde, habe er geantwortet: in einem Schooßhunde oder Pudelhunde; als er gestorben, sei ein solcher Hund zu der Prinzessinn in den Garten gekommen, habe ihr geschmeichelt, und sie nicht verlassen wollen; diese habe nachher erfahren, daß Helmont gerade in eben dem Augenblicke den Geist aufgegeben; den Hund habe sie hernach allzeit Helmontius genannt. Es ist bekannt, daß die Tartarn glauben, die Seele ihres obersten Priesters, oder des großen Lama, wandre in dasjenige Kind, das in dem Augenblicke, da er stirbt, zur Welt kommt, und daß sie daher dies neugebohrne Kind im ganzen Reiche aufsuchen, und zum Kaiser machen.

„Den 25. Junius stellten wir in Gesellschaft der vergleichungslosen Frau de la Roche eine Spazierfarth nach dem Embserbade an, welches unweit des in den Rhein fallenden Flusses Lahn befindlich ist. Die Wärme des Wassers in diesen Bädern ist nicht so stark, daß man die Finger darin verbrennt. Wir besahen auch das sogenannte Giftloch: diese Höhle hat dieselbe Wirkung, als die Hundsgrotte zwischen Neapel und Puzzuolo. Wir machten einen Versuch mit einem Küchlein, das innerhalb einer Minute die Sinne verlohr, und das Leben eingebüßt haben würde, wenn man es nicht sogleich wieder in die freye Luft gebracht hätte, wie auch mit einem Lichte, welches alsbald nicht nur in der Oeffnung des Lochs, sondern auch einige Schritte davon auf dem Felde, erlosch. Um dieses Giftloch wächst kein Gras. Die

Kraft dieses tödtenden Dunsts äußert sich indessen nur nahe an der Erde, in einem Abstande von drey Zoll, nicht aber in einer Höhe von anderthalb Fuß, wie bei der Hundsgrotte. Als wir uns zur Erde niederbückten, empfanden wir einen sehr starken Duft, wie den vom Champagnerweine, wenn er gischt.

„Der 26. Junius verfloß uns bei Frau de la Roche, die uns die schöne Büchersammlung ihres Gemahls zeigte. Darauf las sie uns einige Briefe des darmstädtischen Hofraths, Herrn Merck, vor, die er auf seinen mit der Landgräfin von Darmstadt in Deutschland, Rußland u. s. w. gemachten Reisen geschrieben hat. Sie erzählte, daß man zu Augsburg noch ein Halstuch mit Spitzen, das König Gustav Adolph getragen habe, verwahre: der König habe daselbst mit einem hübschen Mädchen gescherzt, die ihm das Halstuch entzwey gerissen, worauf der König es, mit dem Zusatze, es solle in ihrer Familie aufbehalten werden, ihr gegeben habe.

„Den 27. Junius sah ich in der Bibliothek des Karthäuserklosters folgendes Buch aus den ersten Zeiten der Buchdruckerey: *Chronica, que dicitur fasciculus temporum, Coloniae Agrippine Anno 1474*, in Folio. Der Verfasser desselben ist ein Karthäusermönch, Namens Werner Ralewink, gewesen. Es fängt mit Adam an, und geht bis auf die Zeit, da dieser Mönch lebte. Alle eigenthümlichen Namen sind in Zirkel eingeschlossen, und an den Seiten stehn verschiedne Anmerkungen. Es ist mit gothischen Buchstaben und vielen Abkürzungen gedruckt. Der Päbstinn Johanne wird in diesem Buche nicht erwähnt; im **Platina** *de Vitis Pontificum* aber wird ihrer gedacht. — Auch fand ich hier **Diodori Siculi** ***Bibliothece Historice Libri: Venetiis, per*** **Andr. Joh. Katharensem;**, ***Anno 1476***, in Folio, sehr schön gedruckt.

„Den 2. Julius besuchten wir Herrn Freyherr Spangenberg, dessen Umgang stets lehrreich ist. Er besitzt ausgebreitete Kenntnisse in allen Theilen der Gelehrsamkeit, und verbindet damit viel Erfahrung. Er unterredete sich mit uns über die *Gravamina Nationis Germanicae*, die Karl dem Fünften überreicht worden, und zur Reformation Anlaß gegeben haben: doch lange

vorher, nämlich im Jahr 1361, seyn die sogenannten *Concordata* zu Aschaffenburg aufgesetzt worden, wovon aber die Päbste nachmahls nichts haben wissen wollen: dieser Gegenstand sey in dem berühmten unter dem erdichteten Namen Febronius herausgekommenen Buche, das zu Rom verbothen, und vom Jesuiten Zacharias wiederlegt worden, aufs neue hervorgezogen; die Portugiesen, Spanier und Venetianer, die neubegierig gewesen, dies Buch kennen zu lernen, und für gut befunden, es in ihre Sprachen zu übersetzen, verschiedne Anmerkungen hinzuzufügen, und zu seiner Vertheidigung zu schreiben, haben zu den darüber entstandnen Bewegungen die erste Veranlassung gegeben; weder der Weihbischof von Hontheim noch Professor Neller haben gleichwohl gestehen wollen, daß sie Verfasser dieser Schrift seyn: die *Ecclesia Germanica* habe aber ohne Zweifel eben dieselben Freyheiten, als die *Ecclesia Gallicana*, und es seyn solche auf die oben gedachten *Concordata* und *Gravamina* gegründet. (Viele wichtige Erläuterungen dieser Sache kommen in *Concordata Nationis Germanicae integra, variis additamentis illustrata, Moguntiae*, oder *Francofurti et Lipsiae*, in Octav, vor.)

In Gesellschaft der Freyherren von Kerpen, Vater und Sohn, besahen wir die Bibliothek und das Archiv, welche dem Directorium der unmittelbaren Reichsritterschaft des rheinischen Ritterkreises zugehören. Freyherr Kerpen, der Vater, ist Ritterhauptmann, und der Sohn Ritterrath. Die angezeigte Büchersammlung steht bey den Dominikanern, in einem von der Ritterschaft gemietheten Flügel ihres Klosters, und enthält gute, zum Staatsrechte, der deutschen Reichsgeschichte und der Diplomatik gehörige Bücher. Unter andern sah ich ein seltnes 1750 und 1752 gedrucktes, und dem Herzoge von Würtemberg, der die Gerechtsame der unmittelbaren Ritterschaft angetastet hatte, entgegengestelltes Werk: Vertheidigte Freyheit und Ohnmittelbarkeit des heiligen Römischen Reichs Ritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein u. s. w.: es besteht aus zwey starken Foliobänden, und wird nicht verkauft, sondern von den Directorien nur zum Geschenke gegeben; es hat 100,000 Gulden gekostet, und ist zu Schweinfurt in Schwaben gedruckt, obgleich der Druckort

nicht benannt ist. Man muß wissen, daß der sogenannte unmittelbare deutsche Reichsadel einen *Statum in Statu* ausmacht: er hat das Recht über Leben und Tod, und die Gerichtsbarkeit auf seinen Gütern u. s. w.; darf aber keine Truppen halten, hat auch nicht, wie die unmittelbaren Reichsgrafen solches haben, Sitz und Stimme auf dem Reichstage; er findet sich bloß in Franken, Schwaben und am Rheine, und theilt sich in drey hienach benannte Kreise, die wiederum aus verschiednen Kantonen bestehen, deren jedweder sein eignes Directorium und seinen Hauptmann hat. Diese ganze Eintheilung trifft man in Varrentrapps Allmanach oder Kalender an. In Sachsen, in den preußischen deutschen Ländern, und im Oesterreichschen ist kein solcher Adel vorhanden."

S. 480, Z. 14. Des Canonicus von Umbscheiden Unbestand in seinem Gelübde wird durch einen andern originellen Zug erklärbar. Für des Stiftpatrons, des h. Florinus Fest, 17. Nov. hatte er einen Schmaus angesagt, als Hauptgericht dafür einen wilden Schweinskopf bereiten lassen. Die Franzosen waren aber schon am 23. Oct. in Coblenz eingerückt, Fest und Schmaus unterblieben, der Schweinskopf flüchtete nach Pfaffendorf, und sollte dann erst verzehrt werden, wenn die Franzosen in ihre alte Grenzen zurückgewiesen. Damit verzog es sich bekanntlich bis zum J. 1814. So lange zu warten hat indessen der Canonicus sich nicht verbunden gehalten. Ihm schien die Schlacht bei Eßling, 1809, der Todesstoß für das französische Kaiserthum, die hat er durch ein Banket gefeiert, und deß Zierde ist der Schweinskopf geworden. Um so eher konnte er zu Ende Oct. 1813 sich berechtigt wähnen, das linke Rheinufer wiederum zu betreten.

Uebersicht des Inhalts.

Stramberg, Christian <<von>>,

Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms, von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt
Bd.: 2,2

1851